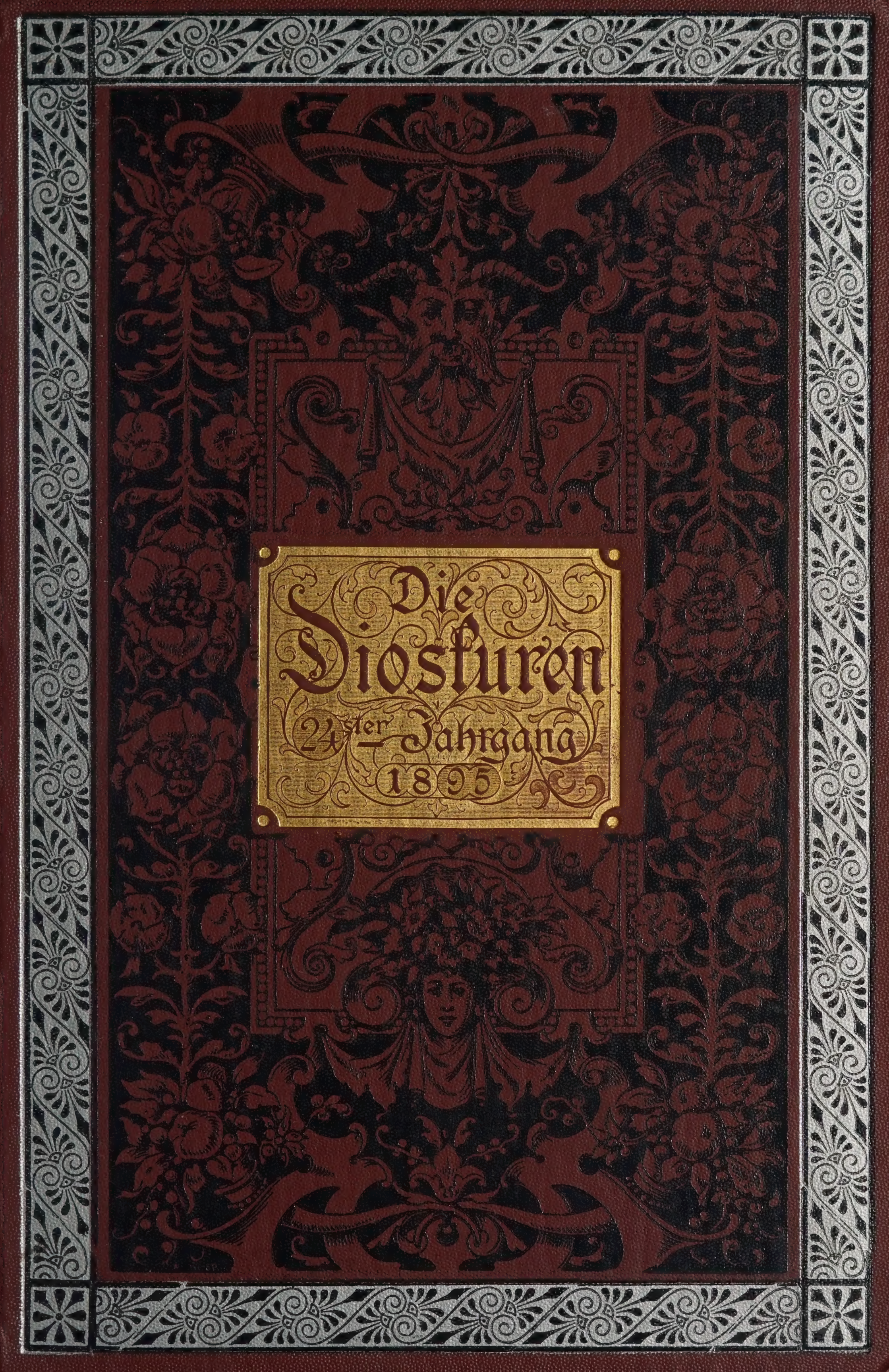
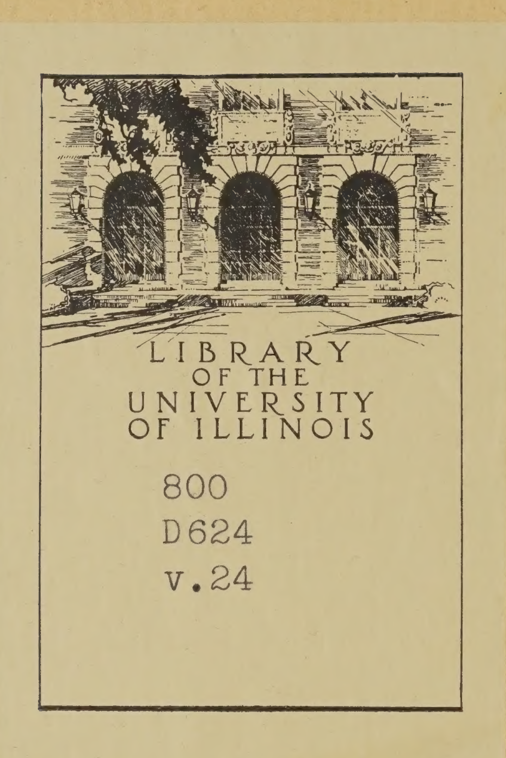

Die
Dioskuren
24ster Jahrgang
1895







Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

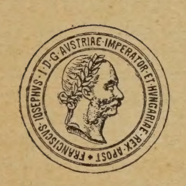
des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

Oesterreichisch-ungarischen Monarchie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.







Wien 1895.
Verlag von Carl Gerold's Sohn,
Stadt, Barbaragasse 2.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Betty Paoli.

Ein Gedenkblatt.

Von

Bruno Walden.

In einem einfachen Zimmer, das zugleich als Schlafstube und Wohnraum dient, sitzt am Fenster eine Frauengestalt, den Rücken von der Last der Jahre gebeugt, den Kopf weit vorgeneigt über eine Handarbeit. Plötzlich erhebt er sich und die ganze Erscheinung ist umgewandelt. Der Widerschein erhabener Abklärung liegt auf der breiten hochgewölbten Stirn, ein gütiges Lächeln erhellt das ernste Antlitz und aus den dunklen Augen leuchtet es mit einer Intensität auf, wie warmer Feuerschein aus tiefem Grunde. Nicht einer alterbelasteten Frau, einer ungebrochen großen Menschenseele fühlt man sich ehrfürchtig gegenüber.

So steht mir Betty Paoli vor Augen, wie sie mir die nachfolgenden Verse, die letzten, die sie gedichtet, zur Übermittlung reichte, mit den Worten: „Eine kleine Gabe für die Dioskuren. Es ist mir am Herzen gelegen, den freundlichen Wunsch Baron F.'s nach einem Beitrag von mir zu erfüllen."

Nur eine kurze Spanne Zeit ist inzwischen verflossen, in ihr aber hat die große Dichterin die Ruhe, die sie im Leben so lange vergeblich gesucht, für die Ewigkeit gefunden. Jeder Band ihrer Dichtungen bildet eine Schmerzensstation auf ihrem Lebensweg, jede Zeile ist mit ihrem Herzensblut geschrieben, und unvergleichlich ist die Macht ihrer Accente seelenaufwühlenden Liebesschmerzes.

Ein Geschick hat stets die Dimensionen desjenigen, der es innerlich durchlebt; so tritt denn jenes Betty Paoli's mit erschütternder Gewalt aus ihren Poesien zu Tage. Es spricht eine imponirende Größe des Schmerzes aus ihnen. Nicht minder ergreifend wie in der Tiefe gluthvoll stürmischen Empfindens, in der Erhabenheit des Verzichtes. Welche Unsumme an bitteren Enttäuschungen, grausamen Kämpfen, mit schwerer Einbuße errungenen Siegen prägt sich an dieser elementargewaltigen Natur aus, im Uebergange von der potenzirt leidenschaftlichen Subjectivität der ersteren Gedichte, bis zur Selbstabwendung, in dem aufs Allgemeine gerichteten Gedankenschwung der letzteren. Hier wie dort aber, überall und immer offenbart sich der edle Grundton ihres Wesens, die Größe der Anschauungen, der Adel der Gesinnung, die tiefe Innerlichkeit und unverbrüchliche Idealität, die sie von sich sagen lassen konnte:

„Was immer mich an Schuld beschweret,
Des Einen bin ich mir bewußt:
Nie hab' ich frevelhaft entehret
Des Sanges Kraft in meiner Brust.
Ob längst des Lebens trübe Welle
Mich von dem Reich des Friedens schied,
Der Nonne gleich in stiller Zelle
Blieb rein und unentweiht mein Lied."

Jene Würde, die der Dichterin diese Zeilen dictirte, bildete auch das Gepräge der Persönlichkeit Betty Paoli's. In der Großzügigkeit ihrer Natur jedem Anhauch von Eitelkeit, wie überhaupt jeglich kleinlicher Regung absolut fremd, blieb sie gleich unberührt durch dargebrachte Huldigungen, wie unbewegt durch Vernachlässigung. Eine Ruhe, weit entfernt von Stolz und Gleichgiltigkeit, denn ein sonniger Schimmer flog über ihre ernsten Züge, wenn sie sich von der Literatur und der Literaturgeschichte fernstehenden Leuten als Dichterin gekannt und impulsiv durch ein schlichtes Wort geehrt sah. Wie bei nahezu allen Menschen, die unendlich mehr geben, als sie empfangen, lag ein Zug tiefer Dankbarkeit in ihrem Wesen, und wie sie Lieb' und Treue lohnte, die Gedichte an ihre Freunde bezeugen es.

Fertig geworden mit sich selbst, zu Ende gekommen mit den Ansprüchen ans Leben, fand sie in ihrem engen Kreise etwas von jener

Befriedigung, deren ein großes, warmes Herz bedarf, im Bedürfnisse nach Zusammenhang mit Solchen, die es hochhalten kann. Ein eigenthümlich, bei aller Einfachheit Hoheitsvolles in ihrem Wesen erwies sich als unübersteigliche Schranke allen Jenen gegenüber, die ihr eines näheren Verkehres nicht werth waren, eine jener Naturen, die sich reichlich oder gar nicht geben. Und wie reichlich hat sie sich gegeben in inniger Theilnahme, im Aufblitzen aus der Tiefe ihres Geisteslebens im homogenen Gedankenaustausch, und auch in jenem köstlich trockenen Humor, der nur jenen eigen ist, die über den Dingen, über sich selbst stehen!

Der Grundzug Betty Paoli's aber blieb bis an ihr Ende jene leidenschaftliche Concentration einer großen Seele, die, in der Unerreichbarkeit des höchsten Glücks, als die Summe alles Lebens den Schmerz betrachtet, der — wie sie es noch in ihren letzten Gedichten ausspricht — „Bittereres auferlegt als der Tod“ und die Thränen, die in der Jugend ahnungsvoll quollen, im „Eulenflug des Alters“ erstarren läßt.

Gedichte von Betty Paoli.

I.

Wenn quälend mich die Angst beschleicht,
Mein Theuerstes auf Erden,
Mein Liebstes könnte mir vielleicht
Einst noch entrissen werden;
Dann tröstet der Gedanke mich:
„Weßhalb davor erbeben?
„Dies größte Leid vermöchte ich
„Ja nicht zu überleben.“

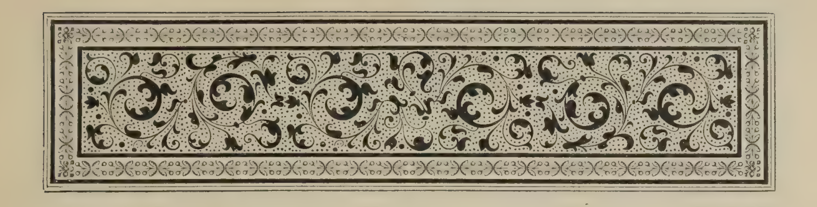
Die Hoffnung, die sich in Dir regt,
Bevor Du ihrer Dich entschlagen,
Daß keinem werde auferlegt
So viel als er kann tragen.
Wie groß das Leid, wie tief die Noth,
Du wirst Dich d'rein ergeben,
Und was Dir bitt'rer als der Tod,
Du wirst es überleben.

II.

So lang uns noch die Jugend blüht,
Ergreift, oft ehe wir's gedacht,
Grundlose Schwermuth das Gemüth
Und unsere Thränen fließen sacht.

Doch wenn des Alters Eulenflug
Die Stirn berührte kalt und schwer,
Zum Weinen hätt' er Grund genug,
Doch hat er keine Thränen mehr.





Das Gottesgeld.

Von

Marie Edlen v. Berks (Mara Čop Marlet).

„Halt — und das Gottesgeld!“

„Lang' zu — da — ein halber Guldiner*, wird wohl genügen?“

„Laß' es nur einen ganzen sein, Bauer, Du weißt doch, ohne das Gottesgeld ruht kein Segen auf Deinem Handel, und die prächtigen Ochsen, die ich Dir da erstehen geholfen, werden nicht gedeihen — ja wenn über kurz oder lang eine Seuche kommt — — — — —“

Verdrießlich greift der so bedrängte Bauer nochmals in die breite Ledertasche und gibt dem jungen stattlichen Burschen, der mitten im Jahrmarktsgewühle neben ihm steht, einen ganzen Silbergulden. Ein zweiter Bauer, der noch sorgfältig die Bankscheine zählt, die er für sein eben verkauftes Ochsenpaar erhalten, lacht kurz auf: „Geschieht Dir schon recht, Jure Jurinski, warum hast Du Dir gerade den Stanko zum Manscheter bei dem Handel genommen. Es ist doch weit und breit bekannt in der Gegend, daß es dem Burschen sein Stolz ist, von jedem Käufer ein tüchtiges Gottesgeld herauszuschlagen, wofür ihm die Armen auch wie ein Krähenschwarm auf jeden Markt nachziehen. Glück mit Dir, Bauer, will mir selber da im Wirthshaus jetzt ein

* Slovenisch Gulden.

Durstgeld zahlen. Und Du, Manscheter, vergiß den St. Ivan-Markt nicht, da hab' ich auch einiges Hornvieh anzubringen — — — —."

Die beiden Bauern entfernten sich langsam in das Marktgewühl, während die Ochsen sich zu dem frisch aufgeschütteten Heu, welches das Weib des Käufers ihnen herbeitrug, herandrängten.

Der Bursche, den sie als Manscheter angesprochen — was auf den südslavischen Märkten die Bezeichnung für den nie fehlenden Vermittler zwischen Verkäufer und Käufer bedeutet, dessen Beredtsamkeit alle Vortheile des Kaufes zu danken sind — lüftete den Hut von seiner erhitzten Stirne und ließ sich den frischen Morgenwind der südsteirischen Berge um die Schläfe wehen. Der junge Slovene war eine stattliche Erscheinung, hoch, breitschultrig, einen rothen Gurt um die Mitte, mit ehrlichen, warmleuchtenden Augen und Zügen, in denen nichts von der Verschlagenheit des Bauern lag. Sie kannten ihn alle weit hinunter in den kroatischen Grenzorten und hinauf gegen das steirische Hochland, den Manscheter Stanko, der nicht gerne zechte, aber so viel schöne Volksweisen sang und oft so beredt von Dingen zu sprechen wußte, die die Herzen der Zuhörer ergriffen, wenn ihnen auch das Verständniß für seine Träumereien ausging, so daß sie sich auf den Märkten stets gerne um ihn drängten. Auch hier in Metlike, wo sich die südsteirischen und kroatischen Bergkuppen berühren, hatte er schon manches „Gelobt sei Christus" mit ihm bekannten Bauern getauscht.

Jetzt ließ er sich ermüdet auf einen etwas abseits stehenden Meilenstein der Landstraße nieder und wog zwei Silbergulden, die er noch in Händen hielt. Der eine war sein Manscheter-Lohn — der andere das sogenannte Gottesgeld, welches nach uraltem Brauch bei jedem abgeschlossenen Kauf für einen Armen abfällt.

Ein kleines barfüßiges Bauernmädchen, mit blassen, verhungerten Zügen, denen nicht einmal das rothe Kopftuch einen täuschenden warmen Schimmer aufzulegen vermochte, streckte jetzt an den Manscheter heranschleichend seine Hand bittend nach ihm hin:

„Manscheter — bekomme ich diesmal das Gottesgeld? — Du weißt, meine Großmutter — — —"

„Ja, kleine Katrula — gewiß!" Der Manscheter hat das in angstvoller Erwartung zitternde Kind auf seine Knie gezogen. „Kenne Dich ganz gut, bist der Jergulič ihre — was? Dein Ate* ist schon

* Vater.

lange todt und Dein Mutterle seit dem Frühjahr — und nun ruft der liebe Gott auch noch Dein krankes Großmutterle hinüber. — Still', wein' nicht — er thut's ja nicht, dafür schickt er uns heut' das viele Gottesgeld, da schau — no nimm's nur, fürchst Dich am End' gar, weil's so schimmert." Das Kind umklammerte mit der magern Hand den Silbergulden und riß die Augen wie geblendet von seinem Glanz weit auf. „Du — Manscheter, ist das wirklich Geld vom lieben Gott?" „Ja, Katrula, so weit die Aeltesten von unseren Alten zurückdenken können, hat es bei uns immer den Brauch gegeben, daß bei jedem Handel, den ein Manscheter vermittelt, auch etwas die Armen bekommen. Das sind die Božji gnari — das Gottesgeld. Wenn es aber einmal vorkommt, daß einer das Scherflein für die Armen verweigert, so fehlt auch der Segen bei der erhandelten Sach' — ist es Vieh, so steht es um, ist es ein Bauernhof, so brennt er ab. Der Arme aber, der das Gottesgeld bekommt, dem langt es lange aus, und hilft ihm oft wieder auf."

Die Kleine senkte nachdenklich das wenig schöne, aber durch seinen leidvollen Ausdruck ergreifende Kindergesicht. „Warum bist Du ein Manscheter?" fragte sie beinahe vorwurfsvoll, „ich möchte Dich so gerne lieb haben!" „Und den Manscheter, das darfst Du wohl nicht?" fragte der Bursche bitter. „Großmutter — sagt", stotterte die Kleine, „ein Manscheter dürfe nur ein gebrechlicher Alter oder ein halber Krüppel sein, aber nicht ein starker Bursch, der, wenn er kein eigenes Grundstück hat, um Taglohn mitackern und umstechen könnte und seine gesunden Arme rühren. Warum thust Du das nicht, warum bist Du ein Manscheter geworden?"

„Warum", der junge Bursche seufzte schwer auf, „na hör' mich an, Katrulchen, ich will's Dir erzählen, sonst keinem. Ich war ein kleiner Junge, so hoch wie Du jetzt, und wir waren bettelarm, meine Mutter und ich, den Vater hab' ich gar nie gekannt, es hieß, er habe die Mutter betrogen und verlassen, doch das verstehst Du nicht. Die Dorfleute hatten uns jedenfalls ausgestoßen und als das Elend bei uns so groß wurde, daß wir in einem Winter fast gar nichts mehr zu essen hatten, da erkrankte ich und lag gerade in der Weihnachtsnacht in hitzigem Fieber, wohl vor Kälte und Hunger. Mein Mutterle aber warf sich verzweifelt über mich, und ich redete dummes Zeug, sie solle mir schöne Sachen, die Sterne und Blumen vom Christkind holen. Sie

aber schluchzte auf: „In's Wasser geh' ich, damit ich mein Kind nit verhungern seh'!" Dann lief sie fort — ich hörte noch die Thür zuschlagen — und lag nun allein im Dunkel. Mir war nicht angst um mich, sondern um mein Mutterle, wohin war sie gelaufen so spät am Abend? So lag ich lange und rief den lieben Gott zu Hilfe. Auf einmal ging die Thür auf, und Mutterle kam zurück. Sie schluchzte wieder, aber diesmal vor Glückseligkeit und ganz wirr und durcheinander erzählte sie mir: Als sie an dem Ortswirthshaus vorübergekommen war, traten eben zwei Bauern heraus, die am Vormittag einen größeren Handel um mehrere Stück schönes Hornvieh abgeschlossen. Der alte Manscheter Tone war auch dabei, und als er das arme verweinte Weib sah, verlangte er von dem Käufer die Božji gnari, das Gottesgeld für sie. Es war reichlich ausgefallen — drei Silbergulden — ein Schatz für uns. So erzählte mir meine arme Mutter und zündete eine schöne große Kerze, die sie gleich zur Feier der Christnacht erstanden, auf dem Tisch an, über den sie ein reines weißes Tuch gebreitet, legte einen Tannenzweig und ein Heiligenbildchen daneben und dann noch eine warmduftende Putitze (Weihnachtskuchen) und einen kleinen Steinkrug Wein, von dem sie mir gleich einen Schluck einflößte, so daß ich in leichtem Schweiß gebadet, halb einschlummerte. Wie wohl, wie wohl mir das gute schöne Feuer that, das da endlich auch im Kachelofen knisterte. Die ganze Hütte schien mir plötzlich in Glanz und Herrlichkeit getaucht. Und mein Mutterle saß bei meinem Bett und erzählte mir eine alte Sage unseres Volkes, wie das „Gottesgeld", das auch uns gerettet, in die Welt kommt. Es heißt, theilte sie mir mit, daß das Christuskind in der Weihnacht seine Engel mit dem Gottesgeld zu den Armen aussendet. Denn der Herr sprach: Laßt auch sie einmal durch das goldene Thor der Hoffnung in meinen Himmel sehen, damit sie an mich glauben! Da wandeln sich ihre Lumpen dann in schöne Gewänder, ihre Thränen in Lächeln, ihr Fluch in Gebet. Um nicht erkannt zu werden aber, machen die Engel solche Menschen zu ihren Erdenboten, denen sie statt Glückes nur ein wenig Zufriedenheit in die Wiege legen konnten, da diese den Armen am nächsten stehen. Solche Menschen werden dann Manscheter. Stirbt aber ein solcher, so erblühen so viel Blumen auf seinem Grab, als er die Dankesworte „Gott lohn' es" von den Armen zurückempfangen." So erzählte mein Mutterle. In meiner Fieberhitze aber schien es mir, als träte wirklich ein Engel an

mein Lager und legte auch mir einen großen Haufen schimmernder Goldmünzen auf die zerrissene Decke, damit ich es hinaustrage in die Welt und vertheile. Und als ich genas, blieb es mir immer im Sinn, daß es schön sein müsse, so ein Bote des Mitleids für die Armen auf der Erde zu sein, und so wurde ich Manscheter."

Der junge Bursche schwieg, mit einem Ausdruck stillen Entsagens, den man in Bauerngesichtern sonst selten antrifft. Die kleine Katrula war von seinem Knie herabgeglitten und lief nun, nachdem sie ihm ihr „Gott lohn' es" zugeflüstert, was der Bursche mit einem leisen gedankenverlorenen Nicken des Kopfes erwiderte, eilig dem Dorfausgange zu. Eine Gruppe von für den Markttag festlich geschmückten Burschen und Dirnen blieb jetzt lachend und scherzend vor dem Manscheter stehen.

„Du, Eitka, da sitzt ja Dein Schatz, der Stanko", spottete der Wirthshaus-Sepp, einer der reichsten und protzigsten Burschen des Ortes, die hübsche, reichgeputzte Dirne neben sich vertraulich mit dem Elbogen anstoßend.

„Mein Schatz ist er noch nicht", entgegnete die Dirne trotzig, dabei aber mit unverkennbarem Wohlgefallen den jungen Manscheter vor ihr musternd, „aber wenn er mag, kann er mir heut' ein Seidentüchel kaufen." Der junge Manscheter fuhr auf. Er liebte die schöne Bauerndirne schon lange, und er wußte, was diese Geschenkannahme von ihrer Seite bedeutete. Damit wollte sie ihn allen zum Trotz zum Schatz erklären. Aber zugleich fuhr es ihm durch den Sinn, daß er nur mehr einen Silbergulden und etwas kleine Münze besaß. Das langte nicht für das schöne Seidentuch, auf welches die stolze Eitka wies und das aus dem Tragkorb eines Wanderkrämers bunt geblümt niederflatterte. Ja wenn er noch den zweiten Silbergulden von der kleinen Katrula hätte — — —.

„Thut mir leid, Eitka", sagte er fast rauh, „mein Baargeld d'erlangt's nicht."

„Glaub's ihm nicht", höhnte der Sepp, „bist ihm's halt' nicht werth. Hab's selber vorhin gesehen, wie er zwei Silbergulden einnahm."

„Schweig', Bub', das war Gottesgeld!" brauste der Stanko jetzt auf, daß alle einen Schritt vor ihm zurückwichen. Die schöne Eitka wandte sich, in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt, verächtlich lachend ab. „Laßt ihn, war so nur eine Scherzred' von mir. Bin doch eine reiche

und handfeste Dirn', da dank' ich für die Ehr', Manscheterin zu werden."

Die übrigen Burschen und Dirnen stimmten laut ein in ihr Lachen. „Eitka", sagte der Stanko jetzt plötzlich seltsam weich, „Dein Herz red' nit so, nur Dein Mund. Erinnere Dich, was Du mir vor zwei Wochen beim Kirchgang gesagt."

Die Eitka sah in die spöttisch verzogenen Gesichter der andern und lachte dann gewaltsam noch lauter: „Halt ja, ich sagte Dir, sollst bald freien, aber g'meint hab' ich damit keine reiche Hofbauerntochter, sondern die Sali etwa, da steht ja die alte Brautkrone, die stara parta, gestern haben sie die Burschen schon in's Ochsenjoch gespannt", schloß sie mit höhnischem Lachen.

Der Manscheter sah nach der angedeuteten Richtung. Da stand die so grausam Verhöhnte, ein hübsches, etwa zweiundzwanzigjähriges blasses Bauernmädchen, was nach bäuerischen Begriffen schon über das heiratsfähige Alter weit hinaus sein hieß. Sie war eine sogenannte „stara parta", denn nach dem Stirnband, welches die Bräute tragen, werden jene, die alte Mädchen bleiben, im südslavischen Dorfleben „altes Stirnband", „alte Brautkrone" genannt, weil der Bauernspott sagt, daß die Parta, welche ihr niemals ein junger Gatte von der Stirne löst, unsichtbar dort einrostet. Es ist ein trostloses Los, das diese alten Mädchen erwartet! Die Burschen verhöhnen sie, schleppen des Nachts allerlei Gerümpel unter ihr Fenster, lehnen auch Besen und Stangen daran, die sie Morgens selbst forttragen muß, und erwischen sie so ein Mädchen auf freiem Felde, so spannen sie es mit tollen Scherzreden in das Ochsenjoch. Die Dirne, der dies einmal widerfahren, ist unwiderruflich aus der Liste der Heiratscandidatinnen gestrichen und von da an eine „stara parta". Der Sali wäre das nun wohl schwerlich geschehen, denn sie war eine hübsche und fleißige Dirn', wenn auch nur eine arme Verwandte der reichen Eitka, auf deren Hof sie lebte, aber sie hatte eine Liebe im Herzen gehabt zu einem hübschen Burschen, der mit siebzehn Jahren heimlich nach Amerika ausgewandert war. Sie hatten sie alle verspottet, als sie jahrelang vergebens auf ihn wartete; da vor einem Monat etwa war er plötzlich heimgekommen, mit einer großen schönen runden Summe, die er sich in Amerika erarbeitet. Ein hübsches Anwesen wollte er sich kaufen und die Sali heimführen, die in Glück schwamm, so daß es ihr viele neideten,

besonders aber die schöne Eitka. Da plötzlich war alles in einem furchtbaren Schlag zu Ende. Gendarmen erschienen im Dorf und forschten nach Gjuro Ilič, dem jungen Heimgekehrten, weil er, ohne seiner Militärpflicht zu genügen, ausgewandert war. Eine Nacht verbargen sie ihn noch, es hieß sogar, die Sali in ihrer Kammer, dann führten sie ihn gefesselt durch das Dorf. Der Bursche trug schwer an der Schmach, er schrie und weinte, hatte er doch um dies Verschulden kaum gewußt, denn sein Onkel hatte ihn damals überredet und nach Amerika mitgenommen, und als er so ein paar Stunden zwischen den Gendarmen in der glühendsten Tageshitze hingeschritten, fiel er plötzlich mit einem Wehlaut todt nieder. War es ein Sonnenstich, der ihn traf, oder die wilde Erregung, die ihm das Herz brach, Niemand erfuhr es, sie bestatteten ihn zwei Tage später ganz stille im Dorfkirchhof. Seitdem war die Sali ein stilles, blasses, von Allen verhöhntes Mädchen geworden.

Das alles fuhr blitzschnell durch den Kopf des Manscheters, als er auf die arme, stilldulde Dirn' hinsah. Und war er, der Manscheter, nicht da, um den Leidvollen beizustehen? Ein schönes Feuer glänzte plötzlich in seinem Blick. „Wenn die Sali mich will", sagte er laut und fest, „schick' ich ihr meine Hochzeitsbitter noch heut'". „Stanko!" Es war die Eitka, die plötzlich todtenbleich aufschrie und sich in die Lippen biß. Stanko aber war schon zur Sali getreten, die ihm mit Thränen der Rührung in den verweinten Augen still die Hand bot. Von da an waren sie ein Brautpaar. Als die Hochzeitbitter kamen, sträubte sich die Sali zwar noch ein wenig und schluchzte, daß sie nur zu dem Todten gehöre. Eitka's Vater aber, der reiche Hofbauer, der das verwaiste elternlose Ding bei sich aufgezogen, machte nicht viel Federlesens und sagte barsch „ja". Ein paar Wochen später hausten in der kleinen Hütte, aus der man vor zwei Jahren des Manscheters todtes Mutterle getragen — als hätte die alte Frau begriffen, daß die Armen einander sogar den Raum vererben müssen — und daß sie nun der jungen Frau des Sohnes Platz zu machen habe — der Stanko und die Sali als Ehepaar.

Die Dirn' war als junges Weib aufgeblüht und manchesmal, wenn der Stanko in ihre großen braunen Augen sah, oder wenn sie das Tuch von dem reichen Blondhaar nahm, da strich er ihr zärtlich über den Scheitel und es wurde ihm dabei wärmer und immer wärmer

ums Herz. „Mein Weib ist sie", sagte er sich innerlich, „und Gott hat es gefügt, daß ich mein Weib nun auch liebe". Bald aber that es ihm weh', daß er wahrnahm, wie die Sali solche Liebkosungen nur erduldete und sich ihm oft mit scheuem Blick entwand. Da ließ er es sein und dachte nur bei sich, daß, wenn es ihm nicht beschieden sei, von seinem Weib geliebt zu werden, mit dem er es so gut gemeint, der allgütige Vater ihm vielleicht noch ein anderes Erdenglück senden würde.

Und wirklich schien es ihm zu werden. Die Sali fühlte sich Mutter. Ueber den Stanko war es seitdem gekommen, wie er es sonst nur manchesmal gefühlt um die Zeit, wenn die Osterglocken so weihevoll das freudige Auferstehen verkündend in die junge Frühlingspracht hinausklingen. So sang und jubelte es jetzt fortwährend in ihm, aber er lieh dem keine Worte, es schien ihm zu heilig, zu groß, die Stimme dieses Hoffens, die immer lauter und lauter sprach. Er fühlte nur, daß wenn die Stunde da sein würde, er in überwältigender Freude auf die Knie sinken werde vor dem gütigen Gott dort oben, wie der Wanderer, der nach langem öden Pfad einem Christusbilde auf der Landstraße begegnet.

Eines Tages fühlte sich die Sali nicht wohl. „Ich glaube, meine schwere Stunde naht heran", sagte sie leise. „Schon?" fragte der Stanko erstaunt und blickte auf das junge Weib, das ganz seltsam blaß und vergrämt aussah. Sonst wich sie jetzt immer seinem Blick aus, aber heute hingen sich ihre thränenfeuchten Augen immer größer, immer angstvoller an die seinen, und plötzlich lag sie mit einem lauten Verzweiflungsschrei zu seinen Füßen. „Schlag' mich todt dafür — aber ich kann's nicht mehr mit ansehen — wie Du Dich freust und sorgst um mich und das Kind, das da Leben bekommt in mir — und es ist doch nicht das Deine — es ist" — stammelte sie, halb bewußtlos in sich zusammensinkend — „dem Andern, dem Todten — Gott sei mir gnädig — —.—" Der Stanko stand einen Augenblick regungslos da. Keine Wuth, nur ein tiefes Weh erschütterte sein Inneres. Also auch kein eigenes Kind sollte er haben, Niemand, der ihm Liebe schenkte, nur diejenigen, die des Mitleides bedurften, sandte der Herr in seinen Weg. Und gehörten nicht auch dieses Weib und ihr noch ungeborenes Kind zu diesen? Ohne Rohheit, nur mit seltsam müden Bewegungen hob er das gebrochene Weib auf und die angstvolle Frage, die in ihrem Blick lag, ob sie ihn nun verlassen müsse, beantwortend, sagte er kurz: „Bleib'". Dann schritt er an Sali vorüber, mit gebeugter Haltung zur Thür hinaus.

In der Manscheter-Hütte war ein Kind geboren und das junge Weib gestorben.

In der Nacht, als man die Todte fortgetragen und die plumpe Holzwiege an die wieder frei gewordene Stelle, wo das Bett der alten Mutter und dann des jungen Weibes gestanden, gerückt war, trat der Manscheter leise zu dem schlafenden Kinde. Es war ein kleines kräftiges Mädchen, dem man in der Taufe den Namen der verstorbenen Sali gegeben hatte. Also nicht sein Kind — nicht sein Kind — wollte es ihm verzweiflungsvoll aus dem Herzen hervorquellen. Aber dann ballte er die Hände und zwang es hinab. „Bist halt auch eins von meinen Armen", murmelte er weich über dem Kinde, „da wirst schon fürlieb nehmen müssen mit dem Almosen der Liebe, das ein armer fremder Manscheter Dir bringen kann."

Damit war alles in der Ordnung. Die Sali wuchs als des Manscheters einziges Töchterlein zu einem bildhübschen Kinde heran. Vielleicht wäre sie auch brav und gut geworden, aber zum Unglück fiel es der Eitka, die einen reichen Bauernsohn — den Wirthshaus-Sepp — geheiratet und kinderlos geblieben war, ein, dass die kleine Sali ja mit ihr verwandt sei. Man hieß es daher nur gut, wenn sie das mutterlose Kind, so oft der Manscheter den Märkten nachzog, zu sich nahm.

Später blieb sie auch häufig dort, wenn der einsame müde Mann in seine armselige Hütte zurückgekehrt war. Der kleinen Sali behagte das lärmende muntere Wirthshausleben bei der reichen Tante besser, als die stille, unschöne Hütte, wo ihr der ernste, wegmüde Mann ermahnende traurige Dinge erzählte. In der Wirthsstube nahm sie alles auf den Schooß, nannte sie hübsch und brav, sang und lachte man und gab ihr auch manchen blinkenden Groschen.

Die Tante hieß sie das verbergen, auf Schuhe und Schürzen oder ein Gebetbuch sparen, aber ja nicht wie ihr schwachsinniger Vater an das Bettelvolk verschleudern. „Dann muss man wohnen wie Dein Vater und frieren wie er!" gab sie ihren Lehren noch mehr Nachdruck, und der so gepflegte Egoismus des kindlichen Herzens wuchs immer kräftiger empor. Sie sah, daß die Eitka gerne über den Vater spottete, denn es war etwas von aufrührerischem Haß oder Liebe in dem verhärteten Herzen dieses Weibes gegen den Manscheter zurückgeblieben. Die Kleine schämte sich nun auch beinahe, ihren Vater zu lieben und stellte ihre Zärtlichkeiten nach und nach ein. Der Manscheter hatte ihr

oftmals von den Märkten Bildchen und Sprüche oder ein Schürzchen mit heimgebracht, aber seit die Eitka sie in der Wirthsstube verwendete und ihr viel theurere Sachen kaufte, ließ die Kleine diese Dinge nach verächtlicher Prüfung in irgend einem Winkel der Hütte liegen, und so stellte der Manscheter diese Spenden ganz ein, da er wahrnahm, dass sie Niemandem eine Freude bereiteten. Einmal hatte die Kleine heftig und trotzig ein paar Groschen von ihm verlangt, die er eben als Gottesgeld eingenommen. Dies einzigemal ließ er sie scharf an, es sei Sünde, die Reichen zu bestehlen, aber noch weit mehr, die Frierenden und Hungernden, denen der Herr eine Labung sende. Das Kind warf ihm einen bösen eigenwilligen Blick zu und kam nun nur mehr zur Schlafenszeit in die einsame Hütte.

Dabei wuchs sie zu einem bildschönen rührigen Mädel heran. So mancher wohlhabende Bursche schaute aus nach ihr, bis seine Eltern ein vernünftiges Wort dagegen redeten, daß es doch nicht wohlanständig sei, eines Manscheters Tochter auf ein angesehenes Bauerngut zu bringen. Aber die Eitka wußte auch da Rath für ihre schöne Nichte. In ein Wirthshaus kommen auch Leute von weit her, und sie hatte ihr mütterliches Auge auf einen fremden Burschen geworfen, der aus einer entfernten Gemeinde bei Ozalj zweimal wegen ihm gestohlener und da von Zigeunern verkaufter Pferde herüberkam. Sie redete ihm zu, das schöne Mädchen zu freien, welches sie anfangs für ihre Pflegetochter ausgab und später, als sie nothgedrungen bekennen mußte, daß der Vater der Dirne leider nur ein armseliger Manscheter sei, war der Bursche schon so vernarrt in das bildsaubere Ding, daß er es sich einreden ließ, es brauche es doch Niemand in seiner Pfarre zu erfahren, daß die schöne Sali eines so wenig angesehenen Mannes Kind wäre. Damit gab er sich zufrieden und wollte nur rasch Hochzeit halten.

Der Manscheter Stanko, der von seinen vielen mühevollen Wegen schon ein recht alter gebeugter Mann geworden war, blickte wohl einen Augenblick erstaunt auf, als die Sali ihm jubelnd an den Hals flog, was schon lange nicht geschehen war, und dann etwas zögernd erzählte, die Hochzeitsbitter seien schon bei der Eitka gewesen — dann nickte er trübe, als ob ihm das Verständniß gekommen sei. Wenn das Kind nur glücklich würde, was lag daran, dass man ihn bei Seite schob.

Und in seinem reinen selbstlosen Herzen freute er sich mehr als alle Anderen des Glückes der jungen Braut. Die Eitka besorgte die schöne Aussteuer, aber die Sali war mit einemmale unersättlich in ihrem Wünschen geworden. Wollte sie die Eitka wie eine bessere Hofmagd ausstatten, so verlangte das Mädchen heimlich, es jeder reichen Bauerntochter gleich zu thun, da sie ja doch einem reichen Hofbauern angetraut werden sollte. Da sie es nicht wagte, der strengen Tante mit so hoffärtigen Ansprüchen zu kommen, so schmeichelte und lockte sie dem Manscheter jeden verdienten Groschen aus der Tasche. Ihre Truhe mußte schön bemalt und mit starkem Schlosse sein, das Tuch, das sie dem Bräutigam schenkte, von reiner Seide. Noch nie hatte der Manscheter Stanko Schulden gemacht, jetzt kam er dahin, da und dort etwas auf Borg zu nehmen.

Auch die geringe Steuer für die verfallene Hütte und das kleine Stück Grund dabei mußte er zweimal ungezahlt lassen und als er der Sali schüchterne Vorstellungen machte, daß das Dach ihnen nun über den Kopf verkauft werden könne, meinte sie sorglos lachend — „was thut's, bis dahin bin ich Hofbäuerin und da laßt Du ihnen halt das alte Gerümpel und ziehst zu mir." Dabei beruhigte sich auch der Manscheter wieder, obwohl ihm das Herz etwas um das „alte Gerümpel" wehe that, aber die Sali würde ihm später schon heraushelfen und es war nur billig, daß er ihrer Aussteuer seine Habe opferte.

Am Abend vor der Hochzeit suchte der alte Mann seinen besten Bauernstaat, den er nur bei seiner eigenen Hochzeit getragen, hervor. Er überlegte noch, ob es am Ende doch eine arge Sünde sei, wenn er das morgen anlegte, denn nach alter Sitte trägt der südslavische Bauer seinen Hochzeitsstaat nur noch einmal — im Sarge. Aber Gott würde ihm das schon verzeihen, er dürfte der Sali doch morgen keine Schande machen und diese blaue Tuchweste mit den Silberknöpfen nahm sich ja ganz vornehm aus, auch das seidene Halstuch war gar nicht verblichen.

Während er so Stück für Stück sorgfältig zurecht legte und dabei ordentlich stolz lächelte, stürzte die Sali athemlos herein. „Alles ist fertig, Vater!" erzählte sie hastig. „Nur eins bitt' ich Dich noch," fuhr sie langsamer fort," daß Du morgen nicht mit hinüber zur Hochzeit kommst — es braucht ja seine hochmüthige Sipp' nicht zu erfahren, daſs ich eine Manschetertochter bin." „Gewiß, gewiß," murmelte der

alte Mann, hastig und verstohlen die Kleidungsstücke wieder einräumend, wobei es ihm vor den Augen so eigens verschwommen lag.

Am Morgen aber, als die Sali für immer von ihm ging, gab er ihr doch mit zitternden Händen den Segen, obwohl ihr hübscher Kopf vor Ungeduld kaum Stand hielt.

Die junge Frau ließ nun nichts mehr von sich hören. Nur die Eitka erzählte manchmal protzig von der glücklichen jungen Wirthschaft, die sie gestiftet, und behauptete von dem einen oder dem anderen Wirthshausgast nähere Nachrichten erhalten zu haben. Mit dem Manscheter Stanko ging es indessen arg abwärts.

Er hatte sich einmal das Knie geprellt und lag nun schon monatelang an einem hartnäckigen Fußübel darnieder. Als er endlich wieder aufkroch, hatte auch ein altes Herzleiden, an dem er schon lange litt reißende Fortschritte gemacht. Verdienst hatte er gar keinen mehr. Eines Tages erschien die Steuercommission und verkaufte ihm die Hütte über dem Kopfe.

Der alte Mann lächelte gottergeben. Jetzt wollte er zur Sali gehen, sie hatte ihm ja seinen Altersunterstand zugesagt, und es war ihm ohnehin hier so einsam geworden. Dort würden vielleicht bald Kinder jubeln, und da würde er wieder aufleben in ihrer Mitte, und auch die Sali würde sich freuen — gewiß, sie würde sich freuen — beruhigte er eine leise zweifelnde Stimme im Herzen. So machte er sich denn auf den Weg. In einem Bündel schleppte er seine letzte Habe — den Hochzeitsanzug mit dem Seidentuch für seinen Sterbestaat und eine alte Wanduhr mit nur einem Zeiger — der andere war fortgebrochen — die man ihm als werthlos gelassen hatte. Tagelang schleppte er sich so den weiten Weg — fast ohne Nahrung — da ihm längst alles Geld mangelte, bis er endlich in dem mit zitternder Stimme erfragten Dorfe anlangte.

Vor einem der schönsten Gehöfte traf er die Sali müßig mit unterstemmten Armen, als rechte reiche Hofbäuerin.

„Grüß Gott, Sali", sagte er, sich mit einem schweren Seufzer auf die Holzbank vor dem Gehöfte niederlassend, „da bin ich jetzt bei Dir, den versprochenen Unterschlupf suchen. Werde ihn ohnehin bald gegen die ewige Ruhestatt vertauschen. Weißt Du, mein Hüttle haben sie mir richtig verkauft — — — aber das soll kein Vorwurf für Dich sein, Salchen," fuhr der alte Mann mit ängstlichem Zartgefühl fort,

ohne zu bemerken, wie finster und hart die junge Bäuerin blickte, die sich ängstlich umsah, ob Niemand den alten verkommenen Mann vor ihrer Thür gewahre — — — „nein, kein Vorwurf — beileibe kein Vorwurf — ich war auch gar nicht verzweifelt darüber. Das Armsein bin ich ja gewohnt von Kindesbeinen an. Ich hatte ja fast immer nur Geld, um es an die Armen weiter zu vertheilen. Aber so oft sich eine zitternde Blindenhand oder ein abgezehrtes Kinderhändchen oder der verstümmelte Arm eines Krüppels danach ausgestreckt, immer erhielt ich auch dafür ein „Gott lohn' es!" (bog loni) zurück und siehst Du, da denk' ich mir denn, aus diesen vielen „Gott lohn' es!" müßt' auch ein kleines Capital für mich zusammengekommen sein, das der gute Gott verwaltet und mir in der rechten Stunde schon senden wird."

„Da schau' halt, daß Du von den Zinsen dieses Capitals leben kannst, denn bei uns kannst Du nicht bleiben", sagte das junge Weib jetzt höhnend und hart.

„Sali!"

Sie fuhr doch zusammen bei dem schmerzzerrissenen Laut. Und wie um dem Blick des Alten zu entfliehen, wandte sie sich rasch in das Haus, ärgerlich brummend: „Nicht einmal genug für Deinen Sarg hat es Dir eingetragen." Laut dröhnte die Thür ins Schloß.

Der Alte beugte wie von einer schweren Schmach getroffen das Haupt. Jeder fleißige Bauer hat ja bei Zeiten die paar Silbermünzen für dies letzte Bretterbett beisammen. Ihm war es nicht möglich gewesen, ihm nicht. Und wie ein scheuer Verbrecher ergriff er sein Bündel und wankte langsam fort. Da liegt sie wieder vor ihm die staubige, sonnenheiße, lange Landstraße, ohne Ziel, ohne Ende für den Brot- und Heimatlosen.

Seine Füße bewegen sich mechanisch fort, aber in seinem Hirn arbeitet nur mehr ein einziger, marternder Gedanke. Den Todtenanzug hat er ja, wenn er das Seidentuch verkaufte — man muß ja nicht so prunkvoll begraben werden — langte es vielleicht für die unteren Bretter — und die alte Uhr, freilich fehlte ihr ein Zeiger — aber einen unangestrichenen Sargdeckel war sie schon werth, nur das kleine Querbrett — auf dem statt des Kissens bei den ganz armen Bauern der Kopf ruht — dieses Querbrett kann er nicht mehr erschwingen — und er denkt und denkt und sieht es plötzlich vor sich — es tanzt ihm vor den Augen — und drückt ihm auf den Kopf so schwer — so schwer, daß er der Länge nach hinstürzt — — —

Vom Dorfe her kamen zwei ansehnliche Bauern. Der eine ist der Sali ihr Mann, der andere ein fremder Manscheter. Der Bauer bleibt stehen.

„Nun der Handel war gut, sagt er behäbig, und da liegt gleich einer, dem das Gottesgeld verteufelt gut käme.“ —

„Er hat zwar eines über den Durst“ erwiderte der Manscheter lachend — aber immerhin — he Alter, da hast was zum Weitertrinken.“

Die Bauern gehen langsam ihres Weges. Der alte Mann glotzt wie blöde auf das Geld in seiner Hand. Endlich fliegt ein schmerzliches Begreifen über seine Züge — sie haben ihn für einen Bettler gehalten — für einen betrunkenen Bettler — und das — das ist das Gottesgeld. — Was er sonst Anderen gegeben, hatte er heute zum erstenmal selbst empfangen.

Er rafft sich auf und holpert mühsam weiter. Etwas wie ein verbissener Zorn krampft seine Züge zusammen.

Die Erniedrigung, ein Almosen empfangen zu haben, kämpft mit dem gebrochenen Bauernstolz des Alten, da plötzlich steht er vor einer Christus-Wegsäule, wie die Landleute sie bei einander kreuzenden Waldpfaden zu errichten pflegen. Ueber die hölzerne Figur mit der Dornenkrone ist ein Schutzdach aus Latten genagelt und das Ganze ist mit frischen und welken Blumen umwunden, die die Andächtigen hier zurücklassen. Der Manscheter blickt finster auf das Christusbild. Er legt sein Bündel und seinen Stock zur Erde und zieht sein altes geblümtes Tuch, wie er gewohnt ist, es auszubreiten, um darauf zu knien — aber er zögert heute noch immer, den alten steifen Nacken zu beugen. Ernst, fast vorwurfsvoll blickt er in das wetterverwehte Antlitz des Gekreuzigten. Mit einemmale aber werden seine Züge weich, als habe ihn das wohlbekannte Leidensbild bezwungen, und mit einem aufschluchzenden rauhen Laut sinkt er in die Knie: „So also war's gemeint“ sagte er kopfnickend vor sich hin, es hat keine Schand sein sollen — denn jetzt versteh' ich's erst recht, das Almosen für alle Bettler der Erde ist das Geld des Leidgekrönten dort oben — Gott segne diese gute alte Sitte meines Volkes. Du aber Herr, Du siehst, daß ich nicht weiter kann, daß mich die Kraft verlassen hat und alle Menschen . . . so will ich denn von jetzt an von Deinem Gelde leben.



Gefühltes und Gedachtes.

Von

Cajetan Cerri.

Lieder.

1.

Kleine Lieder sind wie Falter,
Kennen nur ein kurzes Alter,
Leben bloß von Thau und Licht —
Wer gönnt' ihnen Solches nicht?

2.

Abend ist es. Leise nur
Weht der Athem der Natur
Ueber Wiese, Wald und Flur,
Während ringsum, nah und ferne,
Schweigend sich die Nacht erhebt,
Und der bleiche Schein der Sterne
Stille Märchen um sie webt.
Alles ruht; die Waldesquelle
Rauscht nur noch im weiten Raum . . .
Angelehnt an einen Baum,
Lausch' ich, weltfrei wie im Traum,
Dem bewegten Spiel der Welle.

3.

In des Lebens Wintertagen
Lerne, Herz, dich ohne Klagen
Mit des Winters Qual vertragen:
Keine Blume ringsumher,
Grau die Luft, der Himmel schwer,
Alles Dasein trüb und leer —
Dennoch, dennoch nicht verzagen!
Wenn auch Wehmuthsthränen fließen,
Harre aus, trotz Kümmernissen,
In der Hoffnung Lichtverließen,
Bis die Lerche singt ihr Lied,
Bis die Rose wieder blüht
Und auch Dir dann im Gemüth
Lied und Lenz sich neu erschließen.

4.

Deine Wölbung, blau und licht,
Brächte, Himmel, uns'rem Blick
Ewig schön ein Bild vom Glück,
Käm' der Wolken Störung nicht,
Die oft nahen, schwer und grau,
Schwelgt das Aug' in Deinem Blau!
Doch Du gibst so zu verstehen:
Frei von Wolken und Beschwerden
Wird kein Glück zu Theil auf Erden,
Strebt man auch nach höchsten Höhen.

5.

Warum die Wolken, klein und groß,
Stets weiter, weiter zieh'n?
Warum die Schwalben ruhelos
Vom Norden südwärts flieh'n?
Warum der Fluß zum Meere dringt,
Der Aar zur Sonne auf sich schwingt?
Warum, warum?
Weil Alles, was da ist und lebt,
Nach einer beff'ren Heimat strebt.

Nein!

Nach Bernardino Zendrini.*

Oh, daß Du, holdes Kind, zu mir gesprochen:
„Im Sterben sei die Poesie begriffen!“ . . .
Nein! bis ein Herz noch schlägt, bleibt ungebrochen
Das Schiff der Poesie, trotz Sturm und Riffen;
Und bis uns klingt wie Harfenspielgekose
Der Liebe Melodie, —
Das eine glaube, schöne Glaubenslose, —
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis von ferne segnend Morgenröthe
Und Abendröthe uns're Stirn' noch küssen,
Bis rings auf Berg und Flur im Ton der Flöte
Uns Nachtigall und Lerche lieblich grüßen,
Bis Falter, stolz auf ihre gold'ge Hülle,
In uns schafft Phantasie,
Und über uns noch glänzt der Sterne Fülle,
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis uns noch geheimnisvoll auf Erden
Umweht der Hauch vergang'ner großer Tage,
Und noch Mysterien birgt der Zukunft Werden,
Die einst vielleicht doch lösen manche Frage,
Bis noch mit edler Kraft das Ruhmgepräge,
Das Dante ihm verlieh,
Italien wahren wird auf seinem Wege,
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis vom Meer einst wild emporgestiegen
Die letzte Hochfluth an der Küsten Mauer,
Bis Menschenlust mit Kränzen schmückt noch Wiegen,
Mit Kränzen Gräber schmückt noch Menschentrauer,
Bis noch ein Fink im Nest für seine Kleinen
Mild Sorge trägt — und sieh':
Bis Du, mein Kind, noch lächeln kannst und weinen,
Stirbt nicht die Poesie.

---

* Ueber Zendrini — nebenbei bemerkt, Italiens bester Uebersetzer Heine'scher Gedichte — brachten Näheres der V. (1876) und der XXI. (1892) Band der Dioskuren“.

Was ist der Grundsatz der Natur?

Was ist der Grundsatz der Natur?
Daß pünktlich sie Versproch'nes hält;
Schau nur umher auf Feld und Flur,
Bezeugen wird's dir Flur und Feld.
Was sie als Blume dir versprach,
Ist's auch, nicht weniger, noch mehr,
Das Moos ist Moos, aus Reben brach
Hervor die Traube, süß und schwer;
So spricht Natur an jedem Ort,
Zu jedem Volk, für jede Zeit,
Ein schlichtes und doch kräft'ges Wort,
Das große Lehrwort: Ehrlichkeit!

Einem Geringen.

Beklage nicht dein kleines Loos auf Erden,
Und denk': gleich andren hat auch Werth das deine.
Nicht Allen ward bestimmt ein großes Werden,
Denn jeder Bau braucht ja auch kleine Steine,
So auch der Weltbau; wärst du nicht erschaffen,
Würd' in dem Baue eine Lücke klaffen.

Wenn einer Mutter starb ihr süßes Kind . . .

Wenn einer Mutter starb ihr süßes Kind,
Das ihr gewesen Licht und Glück und Freude,
Sagt ihr ja nicht, klingt's tröstend auch und lind:
Ein Engel sei es nun, der nicht mehr leide.

Denn unergründlich ist ein Mutterherz . . . .
Vielleicht, daß Sehnsucht, rasch sich zu begeben
Zu ihrem Engel, der nun frei von Schmerz,
Der Aermsten riethe: Nimm' dir selbst das Leben!

Eros.

Nach Giovanni Prati.

Zur Stunde, die auf Erden
Schafft Dunkelheit und Ruh',
Da lächeln sich am Himmel
Die Sterne liebend zu.

Zur Stunde, wo die Schwalbe
Aufsucht ihr trautes Dach,
Ruft mild der Thau die Blume
Mit Liebesthränen wach.

Zur Stunde, da zu Ende
Des Stadtgetümmels Wahn,
Seh'n liebend sich im Meere
Korall' und Perle an.

Laß, Kind, zur selben Stunde
Auch uns, dem All' vermählt,
Der Liebe Wonne schlürfen,
So wie die ganze Welt.

Duft und Lied.*

Höre, Dichter! Stets zum Herzen
Muß Dein Lied beredet dringen,
Mag es zürnen, oder scherzen,
Mag es von der Freude singen,
Oder athmen tiefsten Schmerz;
Denn, so wie der zarten Blume
Ward der Duft zum Eigenthume,
So auch ist das Lied für's Herz.

---

* In das Album eines jungen Poeten.

Vor einer Eiche in Dallwitz.*

Stolzer Baum, den ich hier seh'
Elend zugerichtet,
Wie thut's mir im Herzen weh,
Daß du halb vernichtet;

Mehr noch, daß nicht Sturm und Blitz,
Wie ich eben glaubte,
Sondern Menschenaberwitz
Deinen Schmuck dir raubte!

Fictiver Liebesschmerz.

Stets klagen sie, die Scheinbetrübten,
In Versen, daß sie ignorirt
Das böse Herz der Heißgeliebten,
Die manchmal — gar nicht existirt.

Wie schal ist diese Schmerzkomödie,
Und, selbst wenn echt, wie klein dies Leid,
Verglichen mit der Welttragödie
Der Zeit: Kein Heim, kein Brot, kein Kleid!

Grenzen der Bescheidenheit.**

Erkennt sich selbst nicht als Talent
Ein volles, wirkliches Talent,
So weiß es nicht: was ist Talent? —
Dann aber wär' es kein Talent!

---

* In einer unteren Höhlung dieses früher prachtvollen, von sechs Menschen mit ausgestreckten Armen kaum zu umfassenden, zu den von Theodor Körner im Gedichte „Die Eichen von Dallwitz“ besungenen Eichen zählenden Baumes, welcher ganz nahe der speciell als „Körner-Eiche“ bezeichneten steht, und unter dessen Zweigen Körner ebenfalls oft geruht und gedichtet, hatte es sich seinerzeit ein Fuchs wohnlich bequem gemacht und drang immer tiefer vor. Um das Thier herauszutreiben, ließ man völlig unbedacht mehrere Holzstücke anzünden, und die mächtig brennenden Scheiter in die Höhlung hineinwerfen. Das Feuer ergriff bald den ganzen Baum, und die hochauflodernden Flammen wurden nur nach langer mühevoller Arbeit soweit bewältigt, daß der noch heute vorhandene — gar dürftige — Theil der Eiche übrig blieb. Merkwürdigerweise war aber indessen der Fuchs, trotz alledem, mit heiler Haut entflohen, ohne eingefangen werden zu können.

** Geschrieben, als nach dem Tode Robert Hamerling's einige Publicisten dem Dichter, auf Grund seiner Autobiographie, Unbescheidenheit vorwarfen.

Erinnerungen.*

Nach Mario Rapisardi.

Vergilbte Blumen, kleine Haargeflechte,
Die zart umschlang mit Seide meine Rechte,
Ihr schön'rer Tage süße Angedenken,
Auf euch will Blick und Kuß ich wieder lenken!

Die Blätter alle, wo ihr ruht verschlossen,
Sie sind von eurem Dufthauch übergossen;
An einen Herzenslenz mahnt jede Blüthe,
Bei jeder Locke stürmt's mir im Gemüthe.

Von so viel Sehnsucht — ach! — von so viel Wonne,
Die einst gewesen meines Lebens Sonne,
Von so viel fieberhaftem Träumen, Lieben
Wär', außer euch, mir nichts, gar nichts geblieben?

Laßt, holde Minnezeugen, mich's verneinen:
Mag ich nun denken, dichten oder weinen,
Ein Etwas fühl' ich in mir zitternd wehen,
Ein Etwas glüh'n noch, das nicht kann vergehen.

Frauen und Rosen.

Frauen, sagst Du, fliehst Du jetzt
Stets und allerorten,
Weil sie einst dich oft verletzt
Mit gar spitzen Worten.

Freund, sei klug! Laß' in dir still
Den Gedanken reifen:
Wer zu Rosen dringen will,
Muß an Dornen streifen.

---

* Aus Rapisardi's (des trefflichen Uebersetzers Catulls und heute neben Cannizzaro, Costanzo, Cesareo, Di Roberto, Belluso u. A. unstreitig zu Siciliens gerühmtesten Schriftstellern zählend) in den Sechzigerjahren geschriebenen „Ricordanze", welche schon bei ihrem ersten Erscheinen allgemeine Aufmerksamkeit erweckten. Eben jetzt publicirt die Verlagsbuchhandlung Giannotta in Catanien Rapisardi's „Gesammelte Schriften", von ihm selbst revidirt und adnotirt. Seine neueste Arbeit ist eine sociologisch gehaltene Einleitung zu Colajanni's Werk „Gli avvenimenti in Sicilia e le loro cause".

An Deutschland.

Wieder, Deutschland, seh' ich kommen
Deiner inn'ren Wirren Tage,
Wieder hört man, tiefbeklommen,
Aus Dir hallen laut die Klage:
Wohin auch das Aug' sich wende,
Kampf und Fehde ohne Ende!

Hier die Zwietracht der Parteien,
Die doch nur aus Herrschsucht zanken,
Dort, statt festgeschloß'ner Reihen,
Der Fractionen Wahn und Wanken,
Und zersetzend, unten, oben,
Blindes Tasten, wüstes Toben.

Deutschland, Deutschland, denk' der Fülle
Deines einst'gen Völkerglückes,
Während heute in der Stille
Viele seufzen feuchten Blickes;
Ach! wie da die Freunde trauern
Und geheim die Feinde lauern.

Werde einig, Volk der Denker,
Volk der Starken, ernst und bieder,
Werde einig, werd' ein Lenker
Der Cultur Europa's wieder,
Und vollende ohne Wendung
Deine ideale Sendung.

Sei ein Schutz der Reichsgewalten,
Fördre reiner Sitten Weihe,
Laß das Recht sich frei entfalten,
Und in echter deutscher Treue
Halte treu an treue Bande,
Halte treu an Oest'reichs Lande.

Anakreontisches Lied.*

Nach Felice Romani.

Sah ein Kind, hübsch zum Entzücken,
Fröhlich einst des Weges ziehen,
Und ein Bündel auf dem Rücken
Mitzutragen sich bemühen.
Woher, Kleiner, — fragt' ich heiter —
Und was schleppst Du Schweres weiter?

Reich' es mir doch; Dich entlasten
Will ich gern auf ein paar Stunden,
Daß Du könnest etwas rasten,
Bis sich Kraft neu eingefunden;
Sollst dann, lieblichster der Knaben,
Deine Bürde wieder haben.

Ei — rief er mit schelm'schem Lachen
Und mit zierlichen Geberden —
So ganz voll von wicht'gen Sachen
Brächt' mein Bündel Euch Beschwerden.
Nicht doch! — sprach ich — ohne Zagen
Gib das Bündel mir zum Tragen.

Und er gab's, sich spöttisch neigend,
Wie wenn Jemand sinnt auf Schwindel:
Dann, auf einmal Flügel zeigend,
Flug er fort; — mir blieb das Bündel.
Was nun mußt' ich d'rin erblicken?
Ach! ich Aermster: Amors Tücken.

---

* Den nachgelassenen Schriften des Dichters der „Norma“, der „Sonnambula“ u. s. w. — welche in Italien an sich schon als bedeutsame poetische Kunstwerke gelten — entnommen. Die vorjährigen „Dioskuren“ enthielten eine kleine Probe der ungemein melodiösen Diction dieses Poeten, an welchem der Literarhistoriker Antonio Zoncoda in seinen „Fasti delle lettere in Italia“ unter Anderem die „tadellose Eleganz des Styls“ mit der weiteren Bemerkung hervorhebt, daß „alle lyrischen Gedichte Romani's sich ganz besonders durch Anmuth, Weichheit, Gefühlswärme und fließende Form wunderbar auszeichnen“. Psychologisch bemerkenswerth dürfte dabei die Thatsache erscheinen, daß diese so zartbesaitete, feinfühlige, sanfte Poetennatur sich auf dem Gebiete der kritisirenden Prosa und literarischen Polemik oft recht herb und derb, ja selbst maßlos heftig, erwies, was Romani besonders als Mitarbeiter der „Gazzetta Piemontese“, und namentlich in seinen Angriffen auf Prati, wiederholt bethätigte. Letzterer wurde indessen von dem berühmten Aesthetiker Cesare Correnti ebenso geistvoll als energisch vertheidigt.

Aus verstreuten Jugendgedichten.

Auf den Fächer eines Mädchens.

Wenn, von dieses Fächers Schwinge
Leichtbewegt, ein Zephir mild,
Wie in einem Hauchesringe,
Sanft umweht Dein holdes Bild,

Und er so, aus nächster Ferne,
Küßt Dein ros'ges Antlitz, Kind,
Denk': auch And're thäten's gerne,
Welche nicht Zephire sind.

Als gestern . . .

Als gestern fremde Lippen Dich mit süßen
Verlockungen berauscht und feurigen Küssen,
Beim Sternenschein, in traulich stiller Laube,
Da dachtest Du nicht mein, Du falsche Taube!
Die Sterne aber sagten es dem Aether,
Dem Liebeshauch der Schöpfung, dieser später
Fiel auf ein Blumenblatt, als Thau, im Stillen
Demselben das Geheimniß zu enthüllen;
Und dies begann mich weinend anzuschauen,
Und manches mir zu sagen im Vertrauen:
Was es mir nun vertraut — doch schweig' ich gerne,
Sonst sagen dann nichts mehr die lieben Sterne.

An Fanny Cerrito.

(1853.)

Die Sterne tanzen am Himmel fern
Nicht schöner als Du auf Erden;
Ein Hoch! Dir, holder, glänzender Stern,
Glück soll in Fülle Dir werden!

Ein Plätzchen aber gebührt doch auch mir
In Deines Glückes Rahmen,
Bin ja ein kleiner Theil von Dir —
Ein Theil von Deinem Namen.*

* Dieser Scherz wurde gelegentlich eines Gastspieles der eminenten italienischen Tanzvirtuosin in Wien vom Verfasser des vorliegenden Beitrages italienisch improvisirt.

Fragment.*

Nach Ada Negri.

. . . .

Laßt mich für immer solch' ein Kind behalten!
Des Abends will ganz nah ich zu ihm treten,
Um seine Händchen wie zum Kreuz zu falten,
Und leise dann mit ihm, statt ihm zu beten.

Will ihm vorsorglich kluge Liebe weihen,
Wie wohl die Mutter, als sie noch am Leben,
Und meiner Zärtlichkeit stets Worte leihen,
Die, mild, doch kräftig, trösten und erheben.

Nur wer arbeitet lebt, werd' ich ihm sagen,
Und daß nur Milde schafft des Daseins Frieden;
Sein reines Herz soll früh schon höher schlagen
Bei Allem, was gerecht und gut hienieden.

In seinen Geist will voll ich übergießen
Die Macht des Denkens, die mir Gott verliehen;
Dann mögen ihm zur Seite ruhig schließen
Die Tage meines Seins, die farblos blühen.

Falscher Reim.

Herz und Scherz — ein falscher Reim,
Den der Witz erfunden nur;
Herz und Schmerz, das liegt im Keim,
Liegt im Allklang der Natur.

---

* Aus der „Fatalità“ betitelten Gedichte-Sammlung der bekanntlich erst neuerer Zeit aufgetauchten und socialistische Ideen leidenschaftlich vertretenden jungen Dichterin und Volksschullehrerin Ada Negri, welche übrigens durch einige Poesien deutlich beweist, daß ihre flammende Begeisterung für den socialistisch-demokratischen Gedanken, weit entfernt blutgierig zu sein, die Grenzen poetisch-idealen Strebens kaum überschreitet. Zu diesen Poesien gehören beispielsweise „Il canto della zappa“, dann „La popolana“, besonders aber das oben fragmentarisch vorgeführte stimmungsvolle Gedicht. Im Eingange desselben bittet die Dichterin Jene, die etwa auf der Straße einem umher irrenden verwaisten und verlassenen Kinde begegnen sollten, Ihr dieses Kind zu bringen, damit sie an ihm Mutterstelle vertrete.

Von den Kranken.

Ein kranker Mensch ist ein Gefangener
auf Gnade und Ungnade.
E. von Feuchtersleben.

Mit einem Kranken, der zum Eigenthume
Dem Schmerz verfallen, sei Du liebvoll mild,
Denn dieses wunde Sein gleicht jener Blume,
Die jeder Hauch verletzt; ein traurig' Bild!

Der Pulsschlag matt und blaß die hohle Wange,
Und schwach und trüb der thränenmüde Blick;
Doch stürmt im Inneren der Geist, und bange
Sieht er auf bess're Tage nun zurück.

Und Bilder, schön wie Raphaels Gestalten,
Und Töne, süß wie fernes Saitenspiel,
Umweh'n ihn mit der Sehnsucht Qualgewalten;
Er möchte nach — und sinkt dahin — zu viel!

Kennst Du den Kampf? Es ist das schwerste Ringen,
Das zwischen Einst und Jetzt geführt je ward —
Das Einst, wie hell, wie reich an holden Dingen,
Wie dunkel und wie arm die Gegenwart!

Erhebung bringt ihm nur ein Wort, ein frohes:
„Vielleicht bist Du auf der Genesung Spur . . . "
O Gott! gesund sein ist ein Glück, ein hohes,
Das höchste aber heißt genesen nur.

Doch dies „Vielleicht" mit seinem kalten Grauen,
Das ist die Schlange, die heimtückisch, wild,
Vergiftet all' sein Hoffen und Vertrauen —
Oh, mit dem Kranken sei Du doppelt mild!

An Elvira.*

Nach Vincenzo Redaelli.

Diese vergilbte Blume
Geb' ich Dir sterbend traut;
Nimm sie zum Eigenthume
Mit meinem letzten Laut.

Weißt ja, wie sie mir theuer,
Elvira, immer war:
Bei uns'rer Hochzeitsfeier
Zog ich sie Dir vom Haar.

Damals ein Pfand der Liebe,
Heute des Schmerzes Pfand,
Kehr' sie nun, welk und trübe,
Zurück in Deine Hand.

Und möcht' Dein Herz stets wissen,
Ist nicht Dein Herz von Stein,
Wie sie Dir ward entrissen,
Wie sie ward wieder Dein!

* Die italienische Literaturgeschichte constatirt, daß Redaelli diese Verse thatsächlich auf dem Sterbebette dichtete.





Gedichte.

Von

Marie v. Najmájer.

Das Unwetter.

Vom düstern Himmel ringt der Sturm sich los,
Des Aufruhrs Wolken wild einher zu jagen;
Was unbemerkt die stille Luft getragen,
Das ballt sich plötzlich schwarz und riesengroß.

Der Funke sprüht, der erste Donner rollt,
Schon prasseln schwere Schloßen dicht hernieder,
Die Welt versinkt dem Aug', als hätte wieder
Das einst'ge Chaos grausig sich entrollt.

Wie tausend Splitter einer Gletscherwelt,
Geborsten in der Luft mit Donnertosen,
So stürzt es weiß herab, zur sonnenlosen,
Erschreckten Erde, nur vom Blitz erhellt.

Hei! wie das dröhnt und prasselt! unverwandt
Betracht' ich sie, die Blitze, wie sie funkeln
Und roth und golden züngeln weit im Dunkeln — —
Auch meine Seele hält ein Sturm gebannt.

Auch ihres Aufruhrs Wolken sind geballt,
Es dröhnt in mir und sprüht von Blitzesfunken,
Auch mir ist eine inn're Welt versunken,
Und alle weichen Töne sind verhallt.

O jage, Sturm, und leuchte, Himmelsblitz!
Im Kampf nur kann das Echte sich bewähren,
Nach wildem Kampf nur kann die Luft sich klären,
Im Kampfe bis hinauf zum Wolkensitz!

— Es ist vorbei; die Luft ist still und rein,
Ich athme sie in langen, tiefen Zügen;
Mein Herz fand an dem Kampfe sein Genügen —
Der Zwiespalt hat schon aufgehört, zu sein.

Ich tret' hinaus — wie glänzt die Flur erquickt!
Doch friedhofsstill ist's rings — auch mir im Herzen;
Ein herber Duft steigt auf, ein Duft voll Schmerzen —
Denn tausend Blüthentriebe sind geknickt.

Vor einem Bilde der Jungfrau von Orleans.

Du hehre Lichtgestalt aus fernen Tagen,
Vom reinsten Glanz des Göttlichen verklärt,
Du, durch Ideenmacht so hoch getragen,
Daß als ein Wunder Dich der Glauben ehrt —
Wie Deine Züge vor dem Geist mir schweben,
Schau hier ich sie zum erstenmal im Leben!

So sahen Dich die Deinen vorwärts schreiten,
Und mußten folgen, ganz durch Dich gebannt,
So war in unermess'ne Himmelsweiten
Empor Dein heller Seherblick gewandt;
In heil'gem Wahne sahst Du Engelschaaren
Dich siegreich leitend durch des Kampfs Gefahren.

Entrückt wie sie der irdischen Beschwerde
Durch der Ideen zwingende Gewalt,
So wirktest Du ein Wunder auf der Erde,
Geworden selbst zu einer Traumgestalt,
Zum Gottes-Sendling mit den Engelszügen,
Dem zitternd sich die Staubgebornen fügen.

Beglückt, in eines hehren Zaubers Banden
Zu tiefst ergriffen blick' zu Dir ich auf.
Ja, so bist vor dem Feinde Du gestanden,
Und hemmtest jählings seinen Siegeslauf,
Und konntest, ohne je das Schwert zu rühren,
Den angestammten Herrn zur Krönung führen.

Zugleich ein Engel, eine hohe Muse
Mit weltentrücktem Blicke, himmelklar,
Zugleich ein Haupt der dräuenden Meduse
Mit geisterhaftem Antlitz, wirrem Haar —
Vermochtest Du Begeisterung und Schrecken
Bei Freund und Feind in gleichem Maß zu wecken.

Du hehre Lichtgestalt aus fernen Tagen,
Vom reinsten Glanz des Göttlichen verklärt,
Du, durch Ideenmacht so hoch getragen,
Daß als ein Wunder Dich der Glauben ehrt —
Sei mir gegrüßt! es sei der Tag gesegnet,
Da Du zuerst im Bilde mir begegnet!





Faust und Hiob.

Von

Hermann Meynert.

Einer ehrwürdigen Quelle, der Bibel, entlieh Goethe den Gedanken seines „Faust". Das uralte Lehrgedicht „Hiob" fesselte ihn durch seine Schönheiten dergestalt, daß er die eigenthümliche Grundidee desselben sich aneignete, nämlich jene, daß „der Herr" in einer Art Wette — dieses Wort wird nicht gebraucht, aber nicht der Satan, sondern der Herr selbst gibt den Anlaß zu dem Wettverhältnisse — dem Bösen freistellt, einen frommen und tugendhaften Mann, Hiob, einer schweren Prüfung über die Festigkeit seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht zu unterziehen.

Auch Goethe machte nach diesem Vorbilde einen Menschen, Faust, zum Gegenstande einer ähnlichen Wette zwischen dem „Herrn" und Satan, welcher jedoch hier sich Mephistopheles nennt.

Es darf nicht übersehen werden, daß im Faust'schen Falle diese Wette offen bei dem rechten Namen genannt und nicht von dem Herrn dem Mephistopheles, sondern von Mephistopheles dem Herrn angeboten und von letzterem angenommen wird. In seinem Uebermuthe macht Mephistopheles nämlich dem Herrn, welcher auf Faust ein großes Vertrauen setzt, den Vorschlag:

„Was wettet Ihr, den sollt Ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen."

Diese Initiative Satans ist sehr bedeutsam, denn die Leitung der Wette gelangt dadurch völlig in die Hände des letzteren, während „der Herr“ gar keinen Einfluß auf den Gang der Dinge nimmt, obwohl Mephistopheles durch seinen übermüthigen Ausruf:

„Staub soll er fressen, und mit Lust“,

die Gefahr verkündet, in welche Faust dabei geräth.

Diese Wette ist nicht, wie bei Hiob, auf Erprobung der Gottesfurcht gerichtet, ist überhaupt sehr unbestimmter Art. Faust, so äußert sich der Herr, diene ihm jetzt nur „verworren“, doch werde er, der Herr, ihn bald „in die Klarheit führen“, wovon jedoch später nirgend etwas wahrzunehmen. Die Vollmacht, welche „der Herr“ dem Bösen gibt, lautet ins Ungewisse hin:

„Zieh’ diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ’ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh’ beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohlbewußt.“

Wie einst Hiob, ist also auch Faust von dem Herrn dem Satan preisgegeben, nur wird an ihm die Prüfung nicht mit so harten Mitteln vollzogen. Und gleichwohl ist er dabei vielleicht noch übler daran als Hiob, denn die schweren Leiden und Verluste des letzteren sind doch bloß irdischer und vorübergehender Natur, zum Theile sogar ersetzbar; Faust hingegen läuft mit seinem ganzen geistigen und unsterblichen Selbst Gefahr.

Es mag, besonders im Falle Faust, nicht die Frage aufgeworfen werden, ob selbst der Himmel sich das Recht zuerkennen würde, in ähnlicher Weise über einen Menschen zu verfügen, dem Kleinode seines eigenen Willens, welcher ja auch eine hohe Verantwortlichkeit mit sich bringt, einen fremden Willen zu unterordnen.

Die griechische Mythe ging in dieser Beziehung schonender zu Werke als die beiden großen Dichter des „Hiob“ und des „Faust“. Der kunstreiche Schöpfer des Menschen, Prometheus, wurde zugleich der Märtyrer seines Geschöpfes. Gefesselt und wehrlos, gemartert durch die Bisse des Geiers, verstand er dennoch seinen Menschen gegen

die Verfolgungen des Zeus zu schützen und nöthigte durch seine titanische Standhaftigkeit zuletzt den mächtigen Donnerer, mit ihm Frieden zu schließen und auch den Menschen im Frieden zu lassen.

Vielleicht war es der Gang des Theaterwesens in England, welcher Goethe bewog, demselben einen Gegensatz hinzustellen. Gerade in der Zeit der höchsten Blüthe, während der Regierung der Königin Elisabeth, herrschte, wie auch eine neue Biographie des dramatischen Dichters Robert Greene bezeugt, am Hofe und in der Literatur das Heidenthum, stellenweise ein wenig verdeckt durch griechische und römische mythologische Namen. Selbst bei Shakespeare bleibt der Gottesbegriff sehr im Dunkel, nachdem er bei Shakespeares Vorgängern auf völlige Verwirrung gestoßen war.

Dem wollte Goethe vielleicht entgegenwirken, fand aber selbst keinen entsprechenden Ausdruck für den unermeßlichen Gegensatz, der hier seine Gestaltung erwartete und welchem gegenüber selbst die erhabene Kraft eines Goethe sich befangen fühlte. Anstatt lieber in den Linien fortzuzeichnen, innerhalb deren die wagende Menschheit das höchste, heiligste aller Ideale, das der Gottheit, in ein Bild zu kleiden unternommen hatte, zog Goethe als vermeintes Ersatzmittel des diesfalls unzureichenden Idealismus den Humor herbei, und dieses Mittel versagte.

Die der Erhabenheit entkleidete Form, in welcher „der Herr“ sich nunmehr im „Prolog im Himmel“ darstellt, will dem durch Lehre, Tradition und Bedürfniß zu einem ernsteren Bilde der Gottheit hingeleiteten Gefühle des Menschen nicht genügen und schmälert auch der Dichtung überhaupt den höheren Ernst.

Weit glücklicher war Goethe in der Erfindung und Gestaltung des anderen Partners der Wette. Es lag ihm dabei durchaus kein Anhaltspunkt vor. Der boshafte, an Qualen sich ergötzende Satan Hiobs paßte nicht in Zeit und Handlung des Gedichtes, eben so wenig wie der „brüllende Löwe“ späterer Zeit, denn Luther, obgleich selbst tief mit diesem Volksglauben verwachsen, hatte die Wildheit Satans doch schon einigermaßen gezähmt, indem er ihm Fleisch und Bein absprach, ihn zum bloßen Geiste erklärte. Nur einzelne Züge von Persönlichkeiten seines Bekanntenkreises scheint Goethe benützt zu haben, und diese reichten für ihn aus, um eine wunderbare, von hoher Eigenthümlichkeit getragene Gestalt zu schaffen.

Mephistopheles gibt sich selbst als

— — „der Geist, der stets verneint,
Und das mit Recht, denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht,
Drum besser wär's, daß nichts entstünde."

Auch „der Herr" zählt ihn zu den Geistern, die stets verneinen, gibt ihm aber unter diesen Geistern, als dem „Schalk", den Vorzug. Vermöge eines solchen besonderen Privilegiums wird Mephistopheles noch mehr von allem grell Teuflischen befreit; er verneinet, aber er verneinet mit Humor. Er ist, möchte man sagen, der Voltaire der Hölle und glaubt es sich insoferne bequem machen zu dürfen, als er eben zwar „stets verneint", aber selten, ja beinahe niemals widerlegt.

Im Dienste Fausts hält er es nicht mit diesem, dem er überhaupt eigentlich gar nichts Reelles versprochen hat; er gibt ihm wirklich nur „Staub" zu kosten und entkleidet ihn mehr und mehr seiner hohen, bevorzugten Natur. Am allerwenigsten findet Fausts Wissensdrang, welcher doch bis dahin allen dessen inneren Kämpfen zu Grunde lag, irgend eine Befriedigung, und doch würde Mephistopheles, welcher ja selbst bekennt, er sei nicht allwissend, „doch viel sei ihm bewußt", für Faust noch immer eine reiche Quelle bieten. Aber Mephistopheles versteckt sich hinter sophistischen Wortgefechten und beschränkt sich darauf, das zu bespötteln, was er nicht beleuchten will.

Aus doppelten Gründen hütet sich Mephistopheles, dem Wissensdrange Fausts Rechnung zu tragen. Dieser edle Drang würde ja Faust gerade wieder auf den Weg zurückleiten, von welchem Mephistopheles ihn „sacht" abzulenken suchen muß, und außerdem würde er völlig gegen seine eigensten Grundsätze verstoßen. Er, der alles Erschaffene haßt, alles nur rasch wieder zu Grunde gehen sehen will, würde vor Fausts Augen unwillkürlich die Unendlichkeit entschleiern, ihm zeigen müssen, wie der ewige Baumeister mit seinem Werke niemals fertig werden will, noch fertig werden könnte.

Die Hauptaufgabe Mephistos bleibt also immer die, Faust von dem „rechten Wege" fernzuhalten, dessen derselbe nach der Ansicht des Herrn „bewußt" bleiben soll.

Leider verlor der Dichter selbst den „rechten Weg", den er anfangs sich so glücklich gewählt hatte, zu schnell aus dem Gesicht.

Es waren Momente von hoher Weihe, in welchen er an seine Dichtung ging. „Erste Lieb' und Freundschaft“ stieg damals vor seinem geistigen Auge wieder auf; die Seelen, welche einst seinen ersten Gesängen gelauscht hatten und, weil sie seitdem schlummern gegangen, seine folgenden Gesänge nicht mehr hören konnten, schlossen ihn wieder in ihren Kreis, und ihn ergreift

— — „ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich.“

In dieser Stimmung, wie er in seiner herrlichen elegischen „Zueignung“ offenbart, begann er sein Lied. Aber jener heilige Drang, der dasselbe anfangs „der Aeolsharfe gleich“ gestimmt hatte, verlor sich schnell im wüsten Lärmen unreiner Geister, vor welchen die kurz zuvor erst heraufbeschworenen Seelen der Jugendliebe und Jugendfreundschaft scheu entflohen. Es zerstoben die Harmonien, in denen Faust sich gewiegt hatte, und die fratzigen Gestalten der Walpurgisnacht bevölkerten nunmehr jenes „stille, ernste Geisterreich“, in dessen Schoße er hatte ausruhen wollen.

Ein unwürdiger Leichtsinn hatte plötzlich den einstigen strengen Forscher ergriffen und machte ihm den sinnlosen Spuk, mit welchem sein unheimlicher Gefährte ihn umgaukelte, wenn auch keineswegs anziehend, doch erträglich, obschon er ausdrücklich verlangt hatte, daß die Kunst, mit welcher Mephistopheles ihm die Zeit vertreibt, „gefällig“ sei.

Es war überflüssig, Faust, welcher ohnehin schon in sich solchem Austausche und Wechsel seines ganzen Wesens unterliegt, auch noch durch künstliche Mittel umgestalten zu wollen. Der Contract, welchen er mit Mephistopheles schließt, ist beinahe inhaltlos; Faust in seinem Leichtsinne vergißt dabei die Dauer eines Menschenlebens, für welche Mephistopheles sich als Diener Fausts erklärt, gegen die Dauer einer Ewigkeit abzumessen, für welche Faust dann der Diener Mephistos sein soll.

Scheint doch der ganze Contract, welcher im Volksbuche mit Recht den Schwerpunkt der Faustlegende bildet, auf beiden Seiten kaum recht ernst genommen zu werden. Ja, genau betrachtet, hätte der Contract gar keine Giltigkeit über das Erdenleben hinaus, denn „der Herr“ gestattet dem Mephistopheles ein Recht über Faust ausdrücklich

bloß „so lang' er auf der Erde lebt". Fürwahr schwere Widersprüche, wenn nicht Unmöglichkeiten! Aber Faust ist bereits unbedeutend geworden, und das bleibt er von da an selbst in den nachfolgenden fürchterlichen Lagen.

Der Verjüngungstrank bewirkt nicht das, was Faust sucht: erhöhte Genußfähigkeit, denn er taumelt ja bloß „von Begierde zu Genuß", um dann im Genuß nach Begierde zu schmachten.

Eine Entwicklung des Charakters des Helden, welcher ja der Zweck und das Ziel namentlich jeder dramatischen Dichtung ist, kann es bei dieser steten Minderung seiner Ursprünglichkeit, wozu auch der Verjüngungstrank seinen Beitrag liefert, nicht geben; der Gang der Handlung wird daher — und das ist wohl der Hauptmangel — zu dem Gegentheile einer Entwicklung, nämlich zu einer fortgesetzten Entfaustung.

Es geht jedoch dem Führer Fausts, Mephistopheles, wenig besser. Wie Faust entfaustet, so wird Mephistopheles mehrfach entteufelt; die Launen Fausts werden ihm zeitweise unerträglich und als derselbe einmal unverhohlen seinen Besuch lästig findet:

„Ich wollt', du hättest mehr zu thun,
Als mich den guten Tag zu plagen,"

scheint Mephisto nicht weit von dem Gedanken entfernt, das ganze Verhältniß abzubrechen:

„Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An dir Gesellen unhold, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren."

Das Schlimmste ist, daß mit dem Stück Satan, welches von ihm abbröckelt, auch der interessante diabolische Humor ihm untreu wird.

Bloß zwei Personen der Handlung bleiben sich selbst treu und behaupten durch die ihnen innewohnende tragische Kraft ihren Platz. So vor allen der wackere Valentin, den wir überdies nur als Sterbenden kennen lernen. Aber dieser Sterbende entwickelt noch eine Lebenskraft, in welcher alle ihn Ueberlebenden weit hinter ihm zurückstehen. Die Treue und Reinheit seines Innern allein macht ihn so stark, hebt die Pulsschläge seines schon durchbohrten Herzens, erhält noch in den letzten Augenblicken mit den Wellen seines Blutes die

ermattende Handlung in Bewegung, weiht ihn zum Richter und Rächer. Die kurze Scene, welche Valentin im Todeskampfe beherrscht, ist vielleicht die Perle der ganzen Dichtung und von Goethe mit einer schmetternden Gewalt ausgeführt, welche den alten Meister in seiner ganzen Größe zeigt, jedem Einwurfe den Mund verschließt.

Und Valentins Schwester, die liebliche Blume Gretchen, die leider keine andere Bestimmung hat, als von der Leidenschaft eines Unersättlichen zertreten zu werden, als ob nicht auch die Blume ihr Recht hätte! — sie steht, wenn auch in anderer Gestalt, dem Heroismus ihres Bruders nicht so fern. Unerschöpflich in ihrer Liebe, hat sie für den Mann ihres Herzens

— — „schon so viel gethan,
Daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.“

Dennoch erschrickt sie, als nach solcher Verschwendung endlich der böse Moment der Abrechnung kommt, auch vor dieser nicht; das trotz aller Schuld unschuldvolle Kind kann ja noch mit seinem Blute zahlen, und das thut Gretchen bis zum letzten Tropfen und unter den entsetzlichsten Umständen. Aber von dem Geliebten läßt sie selbst nach dem Tode nicht; zwar folgt sie ihm nicht zur rettenden Flucht, zu welcher er sie drängen möchte, denn sie hat sich bereits dem „Gerichte Gottes“ übergeben, das sie entsündigen soll, aber auch dieser Welt schon entrückt, hält sie ihren „Heinrich“ noch an mystischen Bändern fest und drängt ihn von den Wegen Mephistos ab.

So wird denn von den in der „Tragödie“, wie Goethe seinen „Faust“ nennt, wirkenden Personen einzig durch diese beiden seelenstarken Geschwister der verworrene Proceß, welchen Himmel, Welt und Hölle bereits verloren haben, für ihren Theil sterbend gewonnen, wenigstens auf unabsehbare Zeit zum Stehen gebracht.

Allen übrigen Personen ist dies nicht gelungen. Sie haben keine das Recht der anderen respectirt und gleichwohl keine ihr eigenes Recht vertreten; daher ist es gekommen, daß nirgend ein wirklicher Ernst hinter den Triebfedern der Handlung steht und vieles bloß mit äußerlichem Scheine abgemacht wird. In solcher Selbsttäuschung aber verstrickt sich zuletzt die ganze Handlung und weiß nicht weiter zu kommen, weder zu leben noch zu sterben, bis dann plötzlich ein fürchterlicher Wendepunkt eintritt, der abgespannte Leser oder Zuschauer aber

dadurch, anstatt vom Entsetzen ergriffen zu werden, vielmehr seine Brust erleichtert fühlt, als müßte er ausrufen: „Gottlob, endlich eine Wendung, eine Thatsache, ein Verbrechen!“ Fausts meuchlerisches Schwert hat, indem es Valentins Brust durchbohrt, jenen qualvollen Bann gebrochen.

Die hiedurch entfesselte Handlung fliegt nun weiter, aber sie findet sich selbst nicht wieder; sie verflattert ins Unbestimmte, aus welchem sich jedoch eine neue, noch unbestimmtere Handlung ablöset, welche der Dichter einen „zweiten Theil“ des „Faust“ nennt, der aber noch weit mehr als der erste Theil von dem ursprünglichen Faust ablenkt, ihn beinahe ausschließt.

Sehr verschieden ist sowohl der Verlauf wie der Ausgang der himmlischen Wette für die beiden Männer, welche die persönlichen Gegenstände derselben bilden: für Hiob und Faust. Den ersteren läßt der Herr niemals aus dem Auge, er controlirt gewissermaßen die Schritte Satans und zeigt den nörgelnden, quälenden Freunden des so schwergeprüften Hiob seinen Unwillen. Und um wie vieles freier und gewissensstolzer als Faust den Muth und das Recht dazu in sich fühlen würde, darf Hiob zu dem Herrn sprechen! Ohne alle Scheu wagt Hiob kühne Beschwerden und Einwürfe:

— — „Welch' ein Gottesloos von oben!
Welch' Erbe des Allmächt'gen aus den Höhen!
Gebührt nicht Untergang dem Frevler
Und Unglück nicht den Uebelthätern?
Sieht Gott denn meine Wege nicht
Und zählt er nicht all' meine Schritte?
Ging ich mit falschen Wegen um
Und eilete dem Truge nach mein Fuß?
Er wäge mich nun auf gerechter Wage
Und Gott erkenne meine Unschuld an.“

Faust hingegen geht aller dieser Vortheile verlustig und keine Spur läßt vermuthen, daß er dem Herrn, wenn auch nur als Träger einer Wette, noch einige Aufmerksamkeit abgewinne. Die frühere Absicht, Faust, welcher bis dahin dem Herrn wenigstens „verworren dient“, nachmals „in die Klarheit zu führen“, scheint später vergessen oder aufgegeben. Erst zuletzt, nämlich als Faust bereits gestorben ist,

besinnt man sich an leitender Stelle auf ihn, aber in einer Weise, welche kaum genügen kann, und zu einer Zeit, wo der wirkliche, der ursprüngliche Faust längst schon verloren gegangen war und der dann noch übrig gebliebene, geistig gänzlich umgestaltete Faust weder im guten noch im schlimmen Sinne eine Verantwortung, daher auch weder mehr eine Belohnung noch eine Buße für das, was der einstige Faust gethan, auf sich nehmen konnte.

Engel entreißen nämlich dem protestirenden Mephistopheles die unsterbliche Seele Fausts, welche jener schon in seine Klauen gebracht hatte. Der Rechtsgrund aber, welchen sie dafür anführen, will nicht befriedigen. Er lautet:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Nun, ein immer strebendes Bemühen, wenigstens ein Streben und Bemühen im Faustischen Sinne, war dem Verstorbenen wirklich nicht nachzurühmen; er überließ seine Geschäfte einfach seinem Diener Mephistopheles. Aber vergebens klagt Letzterer über den Eingriff in seine Gerechtsame:

„Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen."

Sein Protestiren hilft ihm nichts; Fausts Seele bleibt ihm verloren.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!"

rufen triumphirend die Engel, indem sie Fausts „Unsterbliches" in die Seligkeit tragen.

Aber in diesem Falle kann man sich über die Rettung des Helden der Handlung nicht recht freuen, denn es ist dabei nicht ganz in der Ordnung zugegangen, und wenn noch so widerstrebend, muß man zugeben, daß diesmal dem „Bösen" einiges Unrecht geschehen, ihm ein Vertrag gebrochen worden ist, der, obgleich von vorne herein Zweifeln ausgesetzt, noch in Kraft stand.

Was nun aber Fausts „Unsterbliches" zu dem Contractbruche sagen wird, weiß Niemand, denn dieses Unsterbliche wird gar nicht gefragt, ob es gerettet sein will. Als Faust den Vertrag mit Mephisto=

pheles schloß, war er von der Unerschütterlichkeit seiner Zusage so fest überzeugt, daß er es jenem förmlich übelnahm, sich nicht mit dem bloßen Worte zu begnügen, sondern nebstdem noch „was Geschriebenes“ zu verlangen:

„Hast du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?“

Ueberdies aber läßt ihn, wie er sich damals ebenfalls gegen Mephistopheles ausgesprochen hat, das Jenseits vollkommen gleichgiltig:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die and're mag danach entsteh'n.“

Er erwartet sich „in jenen Sphären“ nicht von einem „Oben“, nicht von einem „Unten“ etwas; weder das Eine noch das Andere kann ihm, wie er meint, sein unrettbar verlorenes inneres Gleichgewicht zurückbringen, und so würde es außer dem Ehrenpunkte noch andere Ursachen geben, welche ihn bestimmen könnten, die dargebotene Rettung — nicht anzunehmen.

An diesem endlosen Scheidewege nimmt Faust von uns Abschied. Wir aber haben jetzt schon zu lange in die Sonne Goethe geblickt, als daß nicht die Augen etwas getrübt worden sein könnten. Doch sein Gedicht bleibt eine Bürgschaft, dasselbe werde nicht dem Schicksale des Vergehens, welchem sein stets verneinender Geist alles Bestehende unterwerfen möchte, anheimfallen, sondern so, wie bisher, immerdar fortgrünen und fortleben.





Gedichte

von

Anna Gräfin Pongrácz.

Vereint.

I.

So kamst Du endlich, den im Herzen
Ich ahnend stets voraus empfand!
Heil uns! daß nach so vielen Schmerzen
Dein Fuß den Weg zu mir doch fand!

Was war das für ein ödes Sehnen,
Das hinter allem Leben schlief;
Erwachend, mit stets heiß'ren Tönen,
Nach seinem Rechte in uns rief!

Nun bist Du da, hältst mich umfangen,
Es ruht mein Haupt an Deiner Brust;
Nun ist ein Traum uns, längst vergangen,
Der ganzen Erde Leid und Lust!

II.

Ja, ich bin Dein! Du brachst sie, meine Ketten,
Aufjubelnd grüßt Dich mein befreites Sein!
Ja, ich bin Dein! Die Macht, mich zu erretten,
Du hattest sie — von Allen, Du allein!
So nimm mich denn! Was ich noch nie gegeben:
Dein ist mein innerstes, mein ganzes Leben!

Ja, ich bin Dein! Und wie ich Dir zu eigen,
Sieh Deine Schöpfung, sieh Dein Werk in mir!
Du löstest meiner Seele dumpfes Schweigen —
Daß ich ich selber ward, ich dank es Dir!
Ja, ich bin Dein! So jetzt und noch im Sterben!
In Glück und Noth, in Segen und Verderben!

III.

Ja, Du bist mein! Und ob sich eine Welt
Aufthürmen wollte zwischen Dir und mir,
An der Gewalt, die uns verknüpft, zerschellt
Des Erdenschicksals stärkste Herrschbegier:
Mein bist Du! bist's durch höh'rer Macht Gebot,
Uns trennt das Leben nicht und nicht der Tod.

Ja, Du bist mein! Und rissest Du Dich los
Und suchtest irrend, ob Du Dich bethörst:
Vergeblich bliebe es und ließe blos
Dich doppelt fühlen, daß Du mir gehörst.
Ja, Du bist mein! Ganz mein im tiefsten Sein,
So jetzt und ewig, ewig bist Du mein!

IV.

O, zög're Sonne! Mahne an's Verrinnen
Der ersten Stunde uns'res Glückes nicht!
Wohl weiß ich: rastlos flieht die Zeit von hinnen,
Die uns zu Liebe ihr Gesetz nicht bricht.

Doch jetzt nur sei's verschwiegen, sei vergessen
In diesem einen höchsten Augenblick,
Grenzlos, nie endend dehne unermessen
Vor mir sich aus mein seliges Geschick!

V.

Wie trägt uns, o Geliebter, uns'rer Liebe
Allmächt'ger Fittich rauschend hoch empor,
Bis wo die enge Welt, voll Qualm und Nebel,
In abgrundweiter Tiefe sich verlor.

Bis wo im klaren Lichtglanz gold'gen Aethers
Des Daseins ganzer Reichthum uns umwebt,
Der Hauch der Ewigkeit in Wonneschauern
Durch uns're lebensseligen Herzen bebt.

VI.

O! nicht von dieser Erde ist,
Was uns die Brust durchzittert;
In allen höchsten Stunden:
Ahnungsvoll,
Süß schaurig,
Jauchzend!
Bürgschaft ewigen Seins!
Bürgschaft ewiger Liebe!

VII.

Mit Dir zum ersten Mal fühl' ich zu Zweien
Mich in der Welt, in der ich fremd stets war,
So lang ich wandle durch der Menschen Reihen.
O sonn'ge Lebensfülle, warm und klar,
Ihr Strahl läßt späten Blüthenreichthum sprießen:
Im Lichte uns'res Bundes, tief und wahr,
Kann endlich sich mein Wesen ganz erschließen.

VIII.

Ich liebe Dich nicht wie die Jugend liebt,
Der Alles erst noch als ein Spiel erscheint;
Ich liebe Dich, wie sich ein Herz nur gibt,
Das schon der Thränen reichen Zoll geweint.

Ich liebe Dich nicht wie der Reiche liebt,
Dem nie Entbehrung durch die Seele schlich;
Du bist die Quelle, die mir Leben gibt,
Mein Leben bist Du — also lieb' ich Dich.

IX.

Ein stilles Waldhaus, um das Tannen träumen,
Und grüner Epheu sich zum Dache schlingt,
Vielholder Friede webt in seinen Räumen,
Dahin kein Häßliches von außen dringt.

Ach! in der Welt befehdet sich die Menge,
Und Haß und Trug verscheuchen dort das Glück,
Da zog in uns'res schönen Heimes Enge
Es lächelnd sich, gleich Dir und mir, zurück.

Die Schwelle ist gefeit; ob auch die Brandung
Des Lebens draußen wüst und stürmisch tost,
Hier ist die Insel, wo uns bei der Landung
Mildreine Luft befreiend stets umkost.

Hier wohnen gute Genien: Eintracht! Liebe!
Die Kunst auch hat, es hat die Wissenschaft
Hier eine frohe Stätte, und wie bliebe
Da fern der Segen frischer Arbeitskraft!

So wird ein jeder Tag zu neuer Wonne,
Ein jeder Athemzug zum Dankgebet!
Entweichen muß vor so viel heller Sonne
Selbst jeder Schatten, der das Einst durchweht.

Wenn doch einmal, in unbewachten Stunden,
Mich des Erinnerns dunkle Macht beschleicht
Und, rührend an noch unverharschte Wunden,
Den Wermuthsbecher alter Qual mir reicht:

Wie sollte wohl der böse Gast verweilen?
Du, Lieber, trittst ja alsbald still herfür,
Mit einem Worte weißt Du mich zu heilen:
„Nicht länger leide — sieh, ich bin bei Dir!"

X.

Es geht ein leises Weben
Hin zwischen Dir und mir;
Ein heimlich wortlos Leben,
Ein bloßes Athmen schier.

Nie kann ein Mund es sagen,
Was also sich bewährt,
Kein Mensch es je erfragen,
Der's nicht an sich erfährt.

So bist Du mir verbunden,
So bin ich gänzlich Dein;
So wird's in allen Stunden —
Kann niemals anders sein.

XI.

In einem Andern sich so ganz daheim zu finden:
O Seligkeit, nicht auszuschöpfen, zu ergründen!
Natur, die lauter Doppelwesen einzeln schafft,
Sie lächelt solchem Bund mit Götter-Segenskraft.

XII.

Tiefe Wonne des Besitzes,
Der sich keine sonst vergleicht —
Wie beim hellen Tagesglanze
Jedes and're Licht erbleicht. —

Uebermächtig schwellst die Seelen
Du dem glückbewußten Paar;
Seinen Göttern, ihm so gnädig,
Bringt es Dankesopfer dar!

XIII.

Wunderbares Geheimniß: Liebe!
Zur Tiefe, der dunkeln,
Reichst Du,
Zu den Wurzeln alles Lebens
Hinunter;
Reichest hinauf
Weit über Sterne und Sonnen,
Wo, hinter strahlender Bläue,
Seiner Vollendung Krone
Das Leben
Träumend erhofft! . . .

XIV.

Heut' frug mich wer, wie ich so frei
Mich als Dein Heil mag preisen;
Wo's doch dem Weib geziemet sich
Bescheiden zu erweisen.

Ei, sagt ich darauf, frohgemuth:
Wie wär' an Glück zu denken
Für eine Frau, der's nicht vergönnt
Ein Paradies zu schenken?

Da ich nun selber glücklich bin,
Mußt Du's durch mich wohl sein;
Denn wärst Du's nicht, dann wäre auch
Mein eignes Glück nur Schein.

XV.

Und nie vergißt die Stunde sich,
Die Stunde, die uns einst vereint!
Ob Jahr um Jahr auch wohl entwich —
Sie lebt in uns, und nicht verblich
Der Glanz, der leuchtend sie umscheint.

Ja, naht der Schlaf, der ewiglich
Das kurze Erdensein verneint,
Durchbebt's noch einmal Dich und mich:
Denn nie vergißt die Stunde sich,
Die Stunde, die uns einst vereint!





Stiefmütterchen.

Von

A. v. Falstein.

Ein leiser, leiser Windhauch streicht durch die Spitzen der Bäume, huscht raschelnd durch die biegsamen Zweige von Gesträuchen und Büschen und setzt die Ranken des Epheu und wilden Weins, die an den Mauern emporklettern, in leicht vibrirende Bewegung, nur wie ein Pulsschlag wachen Lebens. Die Sonne neigt sich, läßt die Schatten immer länger und kühlender werden und wirft nur noch ein paar tänzelnde Lichtblitze auf den gedeckten Kaffeetisch vor dem Hause. Man kann sich kaum ein friedlicheres, gemüthlicheres Plätzchen denken, als dort unter den Fenstern, die von grünen Blättern umsponnen sind, zwischen den Bäumen, geschützt und doch frei, der zierlich gedeckte Tisch in diesem Herbstabendfrieden, ein Bild begrenzten, behaglichen Wohlstandes.

Merkwürdig, daß die Zwei an dem Tische sich der Stimmung entziehen konnten. Sie strich gedankenlos über die Spitzen an ihrem hübschen Sommerkleid und sah mit ihren grauen, etwas kalten Augen gelangweilt in den Garten hinein; ihr Mann spielte mechanisch mit den Fingern am Tisch, blickte manchmal zu ihr hinüber mit einem befangenen Ausdruck, der nach einem Thema zur Unterhaltung zu suchen schien, die er herzlich wünschte, ohne es zu finden. Hie und da fiel ein

Wort von seiner Seite, das sie gleichgültig erwiderte. Jetzt kam plötzlich der Lebenshauch in die unbehagliche Pause. Ueber den Kies daher, die Rasenplätze nicht gerade ängstlich vermeidend, stürmte ein dunkelhaariger, fünfjähriger Krauskopf, mit glühenden Wangen, in der Hand tiefdunkle Nachtschatten, die er mit Wurzeln und der daran hängenden feuchten Erde auf das zarte, helle Kleid bettete.

„Mama! — schau doch nur eine Blume von Sammt, gelt, das ist schön? — Ist es denn wirklich Sammt!"

„Aber Berty! —" war die mißmuthige Antwort. Nicht unsanft, aber ungeduldig schob sie das Kind zurück, riß die Blume von der Wurzel, warf sie auf den Tisch, um das Kleid möglichst schnell von der Erde zu befreien.

Berty hatte schon einen anderen Gegenstand für sein Interesse in der Zuckerbüchse gefunden. Er klammerte sich mit den beiden Händchen an den Tischrand fest, hob sich auf die Zehenspitzen und kokettirte mit begehrlichen Augen, den Mund halb verlegen, halb verschmitzt verzogen, mit der süßen, weißen verbotenen Frucht. Eine kleine Weile — dann durchbrach das Begehren mit elementarer Gewalt die Scheu vor einer abschlägigen Antwort.

„Mama, gib mir ein Stückchen Zucker — ach bitte — nur ein ganz, ganz winzig kleines Stück — bitte, bitte, ja, Mama!"

Der kleine Bettler gab ein Bild für den Stift eines Zeichners, wie er sich auf den Zehen streckte, die Lippen halb schmollend, halb bittend spitzte und die spitzbübischen Augen fest auf das Ziel seiner Wünsche heftete.

Sie schlug den Deckel der Büchse mit der Hand zu und sagte kalt und unfreundlich: „Nein! Zucker ißt man nicht so, und artige Kinder betteln nicht um Dinge, die sie nicht haben sollen. Gehe wieder spielen!"

Berty verzog das Gesicht weinerlich trotzig, drehte sich zögernd um und hatte noch kaum die halbe Wendung ausgeführt, als er einen Jubelschrei ausstieß und wie aus einer Pistole geschossen über Wiesen und Blumen einem bunten Schmetterling nachjagte, den zu erhaschen natürlich ein klein wenig unmöglicher war, als einen Stern vom Himmel zu erlangen.

Ein Schatten war bei der kleinen Scene über das Gesicht des Mannes geflogen; als der Kleine fortlief, öffneten sich seine Lippen zu

einer unwilligen Mahnung, auf den Weg zu achten, aber sie schlossen sich wieder, ohne ein Wort auszusprechen. Sie sah die Wolke sehr gut und fragte halb zweifelnd, halb gereizt:

„Hätte ich dem Kind den Zucker geben sollen?“

Seine Antwort zauderte ein paar Pulsschlage länger als natürlich war, dann kam sie mit der Eile, die ein hinuntergeschluckter Gedanke, der dem Gesagten widerspricht, hervorbringt:

„Aber nein, gewiß nicht!“

Er fuhr sich mit beiden Händen durch die kaum angegrauten, vollen Haare, sah sich dann um und zu den Fenstern hinauf.

„Warum Stoll heute gar nicht kommt.“

Im selben Augenblicke bemerkte er den Vermißten an einem der Fenster stehend und mit einem merkwürdigen Ausdruck auf sie herabsehend. Er war schon eine Weile dagestanden.

„Nun, wirst Du heute bis in die Nacht da oben stecken?“

Der oben zögerte auch einen Augenblick, bis er ruhig sagte: „Ich würde schon herunter kommen, aber es ist heute so viel zu thun im Comptoir, daß wir es nicht leer stehen lassen können.“

„Ach, verzeih'! Ich sitze da und überlasse Dir die ganze Arbeit. Ich komme gleich Dich abzulösen.“

„Nun ja, ich hätte nichts dagegen, eine Stunde Luft zu schöpfen.“

Er verschwand vom Fenster, während der Andere aufsprang. „Du bleibst ja hier, Hermine, nicht wahr? Plaudert ein wenig und lass' ihn nicht gleich wieder hinauf. Er arbeitet den ganzen Tag wie ein Lastthier, daß ich mich förmlich schämen muß vor ihm. Auf Wiedersehen.“

Er sah sie noch einen Augenblick unschlüssig an, sie nickte mit dem Kopfe, ohne von ihrem Buch aufzusehen und er ging in's Haus, aus welchem gleich darauf der zweite Inhaber der Kattunfabrik „Walter und Stoll“ heraustrat.

„Guten Abend, Frau Walter“, sagte er phlegmatisch, während er sich mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr, „haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich übrig?“

„Guten Abend, Herr Stoll.“

Sie griff lässig nach der Kaffeekanne, um eine Tasse vollzuschenken und warf dabei einen Blick geringschätziger Abneigung auf ihr

Gegenüber, seine etwas ungezwungene Kleidung und seinen charakteristischen, häßlichen Kopf mit den abstehenden glatten Haaren und dem bartlosen Gesicht, in dessen Ausdruck eben so viel Gutmüthigkeit als Verschmitztheit lag. Hermine fühlte eine gewisse Antipathie gegen diesen ihren Hausgenossen, der sie durch seine zwanglosen Manieren ärgerte und mit einem unerklärlichen geistigen Uebergewicht ihren Mann fast beherrschte und sie selbst im Schach hielt, ohne daß man sagen konnte, womit er das bewirkte.

„Berty, sei doch ruhig", rief sie jetzt laut und ärgerlich, als das Kind unter lautem Geschrei mit einem kleinen Hunde um die Wette lief.

Stoll rührte mit dem Löffel in der Tasse herum.

„Der Schlingel wird wohl auch wegkommen müssen."

„Warum denn?" war die nachlässige Erwiderung.

„Er verwildert uns jetzt ganz hier."

„Ja, ja, Bernhard ist viel zu nachsichtig"; sie hatte wieder nach dem Buch gegriffen, ließ die Blätter durch die Finger gleiten und sah nicht mit welchem Ausdruck von mißbilligender Ironie die zwei klugen Augen gegenüber sich auf sie hefteten und merkte auch den gedehnten Ton nicht, in dem er nach einer Pause wiederholte:

„Ja, gewiß — er ist viel zu nachsichtig. — Berty, komm' her", rief er dann dem Knaben zu, „was machst Du denn da für ein Höllenspectakel?"

Der Kleine kam herbeigesprungen, kletterte mit großer Gewandtheit auf die Knie seines Freundes und sagte sofort resolut: „Onkel Moriz, gib mir ein Stück Zucker."

Frau Walter hob den Kopf heftig und Stoll rief aus: „Tausend Saperment, was hast Du gesagt? Zucker willst Du haben? Warum nicht gar. Bist Du denn eine Naschkatze, daß Du Zucker essen willst? Schäm' Dich, ein ordentlicher Bursch darf kein Leckermaul sein. Uebrigens weißt Du, daß Du Zucker nicht bekommst. Da lauf, sonst holst Du die Juno nicht mehr ein."

Damit sprang er auf, wirbelte den jauchzenden Kleinen in der Luft herum und stellte ihn mit einem mächtigen Schwung auf den Boden nieder.

„Ich bewundere Ihre Geduld mit dem Kind", sagte Hermine halb ironisch, halb beeinflußt durch die Freude, die der alternde Mann und der kleine Knabe an einander hatten. „Es ist merkwürdig, daß

manche Männer eine solche Liebe zu Kindern fassen, wenn sie selbst keine haben."

Stoll hatte sich lachend und athemlos wieder niedergesetzt und widmete sich jetzt seinem Kaffee. Zwischendurch antwortete er kaltblütig:

„Das mag sehr merkwürdig sein. Ich habe aber ein Kind."

„Sie sind verheiratet?" rief sehr erstaunt Frau Walter.

„Gewesen. Unglaublich, aber wahr!"

„Bernhard hat mir davon nie erzählt."

„Es ist schon lange her und Bernhard hat Ihnen vielleicht Wichtigeres zu erzählen gehabt, als alte Geschichten aus dem Leben alter Compagnons. Meine Frau ist gestorben, wie mein Bub' drei Jahre alt war."

„Warum haben Sie denn dann nicht wieder geheiratet?"

Er sah sie jetzt voll und ernst an. „Weil ich meinem Kind keine Stiefmutter geben wollte."

Sie erröthete unwillig und lachte gezwungen auf:

„Es ist nicht sehr liebenswürdig, mir das zu sagen. Glauben Sie also an das Märchen der Stiefmütter?"

„An das Märchen nicht, aber an die Erfahrung."

„Unsinn!" rief sie gereizt. „Ich denke, man kann jeden Tag sehen, daß dies ein albernes Vorurtheil ist."

„Ich sehe jeden Tag, daß dem nicht so ist."

„Herr Stoll", fuhr Hermine auf, „das ist eine absichtliche Beleidigung!"

„Nein, das ist eine absichtliche Aufrichtigkeit. Bemühen Sie sich nicht heftig zu werden. Ich pflege meine Meinung gerade herauszusagen und fürchte mich weder vor wüthenden Blicken, noch entrüsteten Phrasen. Das ist meine Art so. Bernhard ist daran gewöhnt — —."

„Wenn ich mich nun nicht daran gewöhnen könnte?" warf die junge Frau, blaß vor Zorn, ein.

„Das müssen wir eben sehen", war die gleichmüthige Erwiderung.

„Sie meinen wohl, weil Bernhard sich von Ihnen Alles gefallen, sich von Ihnen leiten läßt wie ein Kind, obwohl er der erste Chef des Hauses ist, so werde ich es ebenso machen. Oder hat mein Mann sich vielleicht bei Ihnen über mich beklagt."

Es lag ein so geringschätziger Spott in ihrem Ton, daß Stoll ihr einen fast verächtlichen Blick zuwarf, vor dem sie die Augen unwillkürlich niederschlug.

„Sie wissen ebenso gut als ich, daß Walter niemals klagt, und es wäre von mir weniger strafbar, ihm eine Gemeinheit zuzutrauen, als von Ihnen. Uebrigens weiß er noch gar nicht, daß er über etwas klagen will.“

„Nun,“ rief sie mit zornblitzenden Augen, „wessen beschuldigen Sie mich denn, da Sie sich, wie es scheint, das Recht anmaßen, über mein Thun und Lassen zu richten? Zählen Sie doch auf, was habe ich denn gethan, wann habe ich denn das Kind maltraitirt?“

„Wozu erregen Sie sich so? Lassen wir die Uebertreibungen. An die Stiefmütter, die die unglücklichen Kinder braten und aufessen, glaube ich nicht, davon können Sie überzeugt sein. Die sind nicht und waren nie. Aber um einem Kind die Mutter zu ersetzen, oder es durch Einnehmen der verlassenen Stelle nur nicht zu schädigen, genügt nicht, daß man ihm nichts thut, es nicht schlecht behandelt. Das Alles thun Sie nicht, gewiß nicht, und wenn Sie's thäten, so hätte ich mir nicht die Mühe genommen, den armen Walter jetzt in das dumpfige Comptoir zu sperren, wo seine Anwesenheit gar nicht nöthig ist, weil ich mit Ihnen sprechen wollte. Sie sorgen für das Kind und thun Ihre Pflicht, aber Sie lieben es nicht. Sie haben keine Geduld mit seinen Capricen, kein Interesse für seinen kindischen Gesichtskreis, Sie wollen sich nicht bemühen sich ihm zu nähern, und sind verdrießlich, weil er das Unmögliche nicht kann, Ihnen nachzukommen. Jetzt weiß es der Kleine noch nicht, aber es beeinflußt ihn schon, er wird trotzig und verbittert, weil ein Kind nur durch Liebe zu lenken ist. Sehen Sie, davor wollte ich meinen Buben bewahren, vor dieser erstarrenden Gleichgültigkeit bei denjenigen, von denen er naturgemäß die größte Wärme erwartet. Gut, man sagt, es ist schrecklich, ein Kind fremden, bezahlten Händen zu überlassen, das ist ja wahr, aber wir können den Tod nicht hindern. Wenn eine Fremde kalt und interesselos gegen mein Kind ist, so ist es eine Fremde, und wenn sich diese Eigenschaften stärker zeigen, als dem Wohlbefinden des Kindes zuträglich ist, so kann ich sie fortjagen. Das kann ich bei meiner Frau nicht und ich kann sie auch nicht zwingen, das Kind lieb zu haben. Darum habe ich nicht wieder geheiratet, obwohl mir der Gedanke öfter gekommen ist.“

Hermine Walter hörte mit gesenktem Kopf, rasch und heftig athmend, zu. Der Zorn über die unbefugte Einmischung in ihre Angelegenheiten wollte mehr als einmal aufbrausend die Worte des Andern unterbrechen, aber immer senkte sich ein Gegengewicht in ihrem Innern herab, das ihr leise unklar zuflüsterte, sie sollte das anhören, was ihren Stolz verletzte, denn es liege Wahrheit drinnen.

Es war nicht unrichtig, daß sie das Kind nicht liebe. Als sie sich mit Walter verlobte — ohne Liebe, ohne Enthusiasmus, nur vernünftig und müde von der endlosen Reihe der Enttäuschungen alberner, heiliger Mädchenhoffnung — war es ihr sehr leicht vorgekommen, ihren damit übernommenen Pflichten gerecht zu werden. Ohne Ueberlegung hatte sie ihr Wort gegeben, als Bernhard sie mit geheimer Herzensangst in Stimme und Blick gefragt, ob sie sein Kind lieb haben würde, ob sie ihm versprechen wolle, dem Kleinen eine Mutter zu sein. Mein Gott, sie hatte ja Kinder immer gerne gehabt, was sollte es denn so schwer sein, ein solches zu erziehen, auch wenn es nicht das eigene ist. Der Knabe war hübsch und herzig und sie hatte sich seiner gefreut. Aber seit sie verheiratet war, zeigte sich die Sache doch anders. Sie sah, daß es nicht einerlei ist, mit Kindern auf ein paar Stunden zu spielen, oder dieselben immer um sich zu haben und für sie zu sorgen und nicht nur ihre Drolligkeit, sondern auch ihre tausend keimenden Unarten und Eigenheiten mitzumachen. Sie hatte nicht die Geduld, sich in die Seele des Kindes hineinzuleben, verstand es nicht und behandelte es falsch. Sie gab nach, wo sie nicht sollte, und verweigerte, was sie gewähren konnte; dadurch förderte sie manche schlechte Eigenschaft, und dieselben reizten sie, statt sie zu betrüben.

Sie fühlte sich unsicher werden und aus diesem Gefühl entsprang eine leichte Abneigung gegen das Kind. Die grenzenlose Zärtlichkeit ihres Mannes für dasselbe, die aus seinen Augen leuchtete, wenn er es sah, oft nur durch Blicke, unwillkürliche Bewegungen sprach, die doch deutlich sagten, daß kein Gedanke in ihm lebte, an dem sie nicht theil habe. Diese Zärtlichkeit, die Hermine nicht verstand, schien ihr übertrieben kindisch und erweckte eine leise Geringschätzung für diesen schwachen, gutmüthigen Mann in ihr, in dessen Mienen sie immer einen Vorwurf zu entdecken glaubte, obwohl er nie ein Wort sagte. Vielleicht wartete sie unbewußt auf diesen Vorwurf. Vielleicht hätte derselbe genügt, um ihre leise kränkelnde Harmonie erst voll und

ganz herzustellen. — Aber Bernhard war nicht der Mann, der den rechten Augenblick erfaßt, um mit einem ernsten, nicht einmal rauhen Wort die Situation dauernd zu klären, er gehörte zu denen, welche hinausschieben und zuwarten, bis Alles sich unlöslich verwirrt hat.

Nach einer kleinen Pause, die Hermine brauchte, um ihre Erregung zu bezwingen, hob sie den Kopf und sagte mit gewaltsamer Anstrengung sich zu höhnischer Ruhe zwingend:

„Mich wundert nur, daß Sie meinem Mann — erlaubt haben wieder zu heiraten, denn daß er Sie nicht gefragt hat, ist doch undenkbar."

„Er hat mich allerdings um Rath gefragt."

„Nun und Sie?"

„Bernhard erzählte mir, daß Sie ihm auf seine Bitte hin versprochen hätten, sein Kind zu hegen und zu pflegen, so gut es in Ihrer Macht liege. Daraufhin habe ich gemeint, daß er es wagen könne. Denn um einem Menschen, der mit zitterndem Herzen zu uns kommt und uns aus der Tiefe seiner Seele mit voller Aufrichtigkeit eine Frage stellt, an deren Beantwortung die Ruhe seines Lebens hängt, ein Versprechen zu geben, das man nicht fest und heilig überzeugt ist, halten zu können, dazu gehört sehr viel Dummheit oder sehr viel Schlechtigkeit. Daß das Erstere Ihr Fall nicht ist, wußte ich und das Zweite kann man doch ohne Veranlassung wohl nicht annehmen."

„Sie haben also Ihre Einwilligung gnädig gegeben. Und jetzt finden Sie sich enttäuscht?"

„Ja!"

„Herr Stoll! — Also trifft vielleicht eine Ihrer Voraussetzungen zu?"

Moriz Stoll schwieg eine Weile und sagte dann ernsthaft:

„Dumm sind Sie nicht —!"

Frau Walter lachte unwillkürlich laut auf.

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig."

„— so bleibt nur die Schlechtigkeit."

„Herr Stoll! Das geht denn doch zu weit!" Sie war aufgesprungen und stand mit flammenden Augen dem gleichmüthigen Angreifer gegenüber, der ohne sich zu rühren sitzen blieb und ihren feindseligen Blick ernst erwiderte.

„Sagen Sie doch selbst, Frau Walter, muß denn ein Mensch nicht schlecht sein, wenn er für ein solches Gottesgeschenk, wie ein blühendes, schönes, wohlerzogenes Kind — denn das Alles ist unser Berty, Walter hat ihn nie verzogen, so lange man nicht unverzeihlich fand, daß der sechsjährige Kopf noch nicht dreißigjährige Klugheit verbirgt, und seine selige Marie auch nicht. Wenn er jetzt wirklich zu nachsichtig ist, so liegt der Grund darin, daß er sieht, wie fortwährend an dem Kinde getadelt und gemäkelt wird, daß er nicht das Herz hat, es auch noch zu thun — wenn man dafür nur Kälte und Ungeduld hat, und nebenbei einen sehr guten, ehrenhaften Mann immer gewissermaßen von oben herab behandelt — was man gar nicht nöthig hat. — Fahren Sie nicht auf, ich will jetzt reden, versparen Sie also den Ausbruch Ihres Zornes für später. Ich sage, das ist eine Schlechtigkeit, und sind Sie nicht der Ansicht, so bestätigen Sie nur noch mehr meine früher aufgestellte Behauptung, daß eine Stiefmutter auf alle Fälle eine Gefahr für das Kind und den Hausfrieden ist. Gewiß ist, daß Bernhard, obwohl er Sie wirklich liebt, nicht glücklich ist und daß Berty durch dieses Regime verdorben und ungezogen wird. Seine Mutter hat nie ein unfreundliches Wort gesprochen und doch hat sie den Knaben vollkommen in der Hand gehabt. Sie sind viel geistvoller als Marie war, wollen Ihre Autorität sehr oft geltend machen, und mein kleiner Freund ist auf dem besten Wege, Ihnen offen den Gehorsam zu kündigen. Glauben Sie, daß es Ihnen große Annehmlichkeiten bringen wird, wenn Sie Ihren Mann unglücklich und verstimmt gemacht haben und den Kleinen trotzig und ungeberdig? Glauben Sie, daß dies ein sehr großer Beweis geistiger Ueberlegenheit ist? Wenn Sie jetzt der Ansicht sind, daß ich mich unberufen in fremde Angelegenheiten mische und Sie sich vor dergleichen Eingriffen durch Entfernung eines Ihnen von jeher lästigen Hausgenossen schützen können, so haben Sie von Ihrem Standpunkte aus Recht, und nichts ist leichter für Sie als die gewünschte Trennung, denn Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, so werde ich Sie von meiner Gegenwart befreien. Aber Eines rathe ich Ihnen, versuchen Sie nicht, unsere Geschäftsverbindung lösen zu wollen, denn darin werde ich Ihnen nicht nachgeben, und es ist immer unangenehm, etwas mit Aplomb in's Werk setzen zu wollen und dann klein beigeben zu müssen. Obwohl Ihr Mann — wie Sie mir gütigst in's Gedächtniß zu rufen beliebten — der erste Chef

des Hauses ist, bin ich der erste Leiter desselben und absolut unentbehrlich. Bernhard ist ein guter Kopf für das Geschäft und versteht die Sache theoretisch auf das Gründlichste, aber ihm fehlt die kaltblütige Uebersicht zum Befehlen. Die Leute sind gewohnt von mir ihre Weisungen zu empfangen und grob, aber klar beschieden zu werden, und es würde die heilloseste Verwirrung entstehen, wenn sie sich jetzt mit Walter's zaghaften, unsicheren Befehlen abfinden müßten. Ich könnte mich ja, wenn ich wollte, mit großem Vortheil zurückziehen, aber ich will nicht und darum werde ich nicht. So und jetzt bin ich für den Moment fertig. Wollen Sie jetzt das Wort ergreifen? Sagen Sie gerade heraus, was Sie sich denken, mir wird das nicht weh thun."

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und fuhr sich, in komischer Erschöpfung aufathmend, mit dem Taschentuch über die Stirn. Hermine hatte den Kopf auf die Lehne des graziösen Rohrsessels zurückgeworfen und mit ostentativer Gelassenheit zugehört, jetzt richtete sie sich auf und sagte mit mühsamem Lächeln:

„Sie müssen mir mindestens zugestehen, Herr Stoll, daß ich einige Geduld und Selbstbeherrschung besitze, sonst hätte ich Alles das wohl nicht ruhig über mich ergehen lassen. Sie haben ganz Recht, wozu sich erhitzen? Führen wir das Turnier als civilisirte Leute zu Ende. Ich will ganz absehen davon, ob Sie berufen sind, so zu sprechen oder nicht, ich will mich sogar mit Ihnen auseinandersetzen. Es ist nicht richtig, daß ich meinem Stiefsohn keine Zuneigung entgegenbringe, ich bemühe mich zuweilen sehr, ihn liebevoll zu behandeln und an mich zu ziehen. Aber Sie wissen ja nicht, was so ein Kind für Launen und unerschöpfliche unnütze Einfälle hat, den ganzen Tag kein Ende der Quälereien, da muß man nervös werden und die Geduld verlieren."

„Marie hat das nie gefunden", warf Stoll, gerade vor sich hinsehend, ein.

„Nun ja, es war eben ihr Kind."

„Da wären wir ja auf dem Punkt, den ich behauptet habe", rief er jetzt, sich lebhaft zu ihr umdrehend. „Sie haben ja gesagt, dies mache keinen Unterschied. Zu was streiten wir uns denn die ganze Zeit herum, wenn Sie mir jetzt doch Recht geben, daß eine Stiefmutter kein Herz hat für das ihr anvertraute Kind, daß sie es nicht liebt, außer wenn es artig ist — die Liebe trifft allerdings Jedermann — und

daß man ein Unrecht begeht gegen ein Kind, ihm eine Stiefmutter zu geben."

Hermine erröthete, ihr Blick glitt über den Tisch und blieb plötzlich an der dort liegenden Blume hängen.

„Sehen Sie doch", rief sie lebhaft, dieselbe ergreifend, „das Symbol der von Ihnen angegriffenen Gattung, mein Symbol in diesem Augenblick. Wenn es so wäre, wie Sie sagen, warum hätte der Volksmund diese schöne Blume garade „Stiefmütterchen" getauft, warum denn nicht die Distel oder Brennessel?"

„Weil das vollkommen zutreffend ist. Diese schöne, glatte, kalte Blume, der das Herz, nämlich der Duft und die bewegliche Form fehlt, ist das rechte Bild für das, was ich meine. Verstehen Sie mich doch, um Gotteswillen. Ich meine ja nicht, daß ein Mädchen, dadurch, daß es die zweite Frau eines Mannes wird, alle guten, schönen Eigenschaften ablegt und ein Ausbund aller Schlechtigkeit wird, ich sage nur; daß eine Frau für das Kind ihres Mannes keine Mutterzärtlichkeit empfindet — oder vielmehr selten, denn es gibt Ausnahmen, gewiß; es gibt Stiefmütter, die sich förmlich aufopfern und dann gewöhnlich Undank ernten — und daß es besser ist, wenn das Kind dieselbe ganz vermißt, als durch ein schlechtes, schädliches Surrogat auch den Glauben daran zu verlieren."

Hermine sah den Sprecher mit einem raschen, triumphirenden Blick an. — „Sagen Sie mir doch, wie kommt es, daß Sie, der Sie so in Elternliebe schwelgen, Ihr Kind nicht bei sich haben, warum haben Sie es denn weggegeben?"

Um den breiten charakteristischen Mund glitt ein unbeschreiblich belustigtes Lächeln. Er zuckte die Achseln.

„Du lieber Gott! den Gesetzen muß man sich fügen."

„Den Gesetzen? Mir ist unbekannt, daß ein Gesetz existirt, das den Vater zwingt, sein Kind von sich zu lassen."

„Doch! — Die allgemeine Wehrpflicht! — Das „Kind" ist für ein Jahr als Freiwilliger in der Residenz."

„Ah! Sie haben einen erwachsenen Sohn?!"

„Warum wundert Sie das so? Ich habe gar nicht gewußt, daß ich einen so jugendlichen Eindruck mache. Hm! da werde ich doch noch darüber nachdenken, ob ich meinen Sohn nicht dauernd anderweitig unterbringen könnte — er würde mich ja älter machen. Einstweilen

werde ich in einigen Tagen ihn abzuholen gehen und dann" — die klugen, scharfen Augen richteten sich fest auf sie — „mich vielleicht mit ihm neu einrichten —. Ach, da kommt ja Walter — nun wie steht 's oben?"

„Oh, ganz gut, es ist aber eigentlich jetzt gar nichts mehr zu thun. Es ist nicht nöthig, daß Du hinaufgehst", sagte Walter harmlos, ohne das Lächeln zu bemerken, mit dem sein Compagnon erwiderte: „Nein, jetzt ist 's nicht mehr nöthig, daß Jemand hinaufgeht."

Ach, wie ist 's hier göttlich kühl geworden", rief Walter, indem er behaglich beide Arme ausstreckte, wie um mehr von der lauen Luft genießen zu können, „nicht wahr, Hermine?"

Diese hatte zerstreut dagesessen und wiegte die dunkelviolette Blüthe sinnend in den Fingern; jetzt fuhr sie etwas auf und wandte den Kopf herum.

„Ja, gewiß. Ich möchte etwas spazieren gehen, willst Du, Bernhard?"

„Aber freilich", rief er mit verwunderter Freude.

„Und den Kleinen nehmen wir auch mit, Berty, komm."

Als der Knabe herangelaufen kam, nahm sie einen Augenblick das blühende Gesicht zwischen beide Hände und sah ihm ernsthaft in die Augen, dann strich sie mit der rechten Hand über die dunkeln Lockenhaare und sagte: „Hol' Deinen Hut, Berty, wir wollen spazieren gehen."

Berty schlug in die Hände und drehte sich auf einem Fuß im Kreise, daß er beinahe in's Gras purzelte, und erklärte dann entschieden: „Papa muß mitkommen, den Hut holen."

„Wenn Du schön bittest, kommt er vielleicht mit", sagte Mama lächelnd, und während dann Berty auf der Schulter seines Vaters in's Haus befördert wurde, wandte sie sich aufstehend rasch dem unbetheiligten Zuschauer zu, der die kleine Scene beobachtet hatte.

„Herr Stoll!"

„Was wünschen Sie, Frau Walter?"

„Wollen Sie bei uns bleiben, wenn es mein besonderer Wunsch ist? Ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich in der einzigen löblichen Eigenschaft, die Sie mir zugestehen, nicht getäuscht haben und Einsicht ist Weisheit. Ein Mensch ändert sich nicht in einer Stunde, und es ist mir immer sehr lächerlich vorgekommen, wenn in Büchern ein Charakter

durch eine salbungsvolle Rede um und um gedreht wird. Aber aufgeweckt kann man werden, und was man vielleicht nicht vollbringt, das kann man in einem Augenblicke wollen. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht und ich will darüber nachdenken. Finde ich, daß Sie im Recht sind, so kann ich Ihnen deswegen nicht grollen, sondern muß dankbar sein — wenn nicht, so können Ihre Worte mich nicht verletzen, da sie belanglos sind. Ich verspreche keine goldenen Berge und nehme mir nicht vor, Unmögliches zu vollbringen, aber versuchen will ich, das, was Sie unmöglich nennen, dem Stiefmütterchen“ — sie steckte die Blüthe lächelnd an die Brust — „eine Seele einzuhauchen. Eines kann ich Ihnen noch sagen — Sie sind mir merkwürdigerweise nicht mehr so antipathisch als früher. Erwarten Sie nichts, denn wer weiß, ob dieser Eindruck nicht wieder verfliegt wie eine Sommerwolke; aber die Genugthuung will ich Ihnen nicht gönnen, wie ein Kind zu schmollen, weil man mir mit sogenannter — Aufrichtigkeit entgegentritt. Also auf gute Freundschaft oder — wenigstens gute Feindschaft.“

Ihre schmale, feine Hand streckte sich ihm entgegen; er nahm dieselbe in seine beiden, sah sie eine Weile an und sagte dann mit unerschütterlichem Gleichmuth: „Da habe ich eben wieder einmal Recht gehabt. Ich hab's ja gewußt, daß Sie nicht dumm sind!“





Gedichte.

Von

M. E. delle Grazie.

Hyazinthen.

1.

Athme in die heiße Seele
Deinen Duft hinüber mir,
Bleiche, wollüstige Blüthe,
Denn verschwistert ist sie Dir!

Ach — so ganz sich hinzugeben,
Blutgeboren, ohne Reu',
Sehnt sich auch ihr tiefstes Leben,
Trüg' dies laute Herz nicht Scheu.

Muß im Welken ich Dir gleichen,
Blume — sei es auch im Blüh'n —
Eh' wir Beide werden Leichen,
Laß im Duft erst uns verglüh'n!

2.

Eine schöne, blasse Frau
Hat Dich mir gespendet,
Fremde Düfte wie Dein Kelch
Ihre Seele sendet!

Krank ist sie, zum Sterben krank —
Schon des Todes Zeichen
Trägt sie auf der schmalen Stirn,
Auf dem Mund, dem bleichen.

Doch aus ihren Blicken wirbt
Noch das Leben trunken,
Und durch ihre Worte sprüh'n
Zischend seine Funken.

Und genießen möchte sie's,
Einathmen, verzehren —
Wie wir einen Becher Wein's
Fieberdürstend leeren.

's ist ein Duft, den unheimlich
Tod und Leben mischen:
Des Jahrhunderts Trotz und Gier
Und sein — Grab dazwischen!

Ein Weg.

Es zog ein Weg sich längs des Bergstrom's hin,
Schroff überhängend, steinig. Aus dem Dunkel
Des Buchenwaldes kroch er und verschwand
Darin auch wieder; nur ein schmaler Steig war's,
Wie ihn der Kletterfuß des Hirten tritt.
Tagsüber funkelte im Sonnengold
Sein Kies; des Fingerhutes Purpurglocken
Sah'n aus dem Dickicht auf ihn nieder; als
Gefährtin seiner Einsamkeit wuchs prächtig
Wie nirgend sonst, die Königskerze dort.
Zwei scheue Kinderaugen zogen täglich
Mit ihm. Wohin? Die Kleine wußt' es nicht,
Denn niemals wagte sie 's, ihn zu betreten.
Und dennoch liebte sie ihn, liebte, wie
Ein Kind nur liebt, mit keuschem, tiefem Sehnen,
Und hätt' ihn auch betreten — o wie gern!
Warum dann that sie's nicht? die stumme Angst,
Ihn minder schön zu finden, wenn sie 's thäte,
Erstickte diesen Wunsch. Doch ihre Sehnsucht,
Die blieb, sie selbst ein stummes, scheues Kind,
Und schlug die Märchenaugen auf, weit, weit,
Allabendlich, wenn sich die Sonne senkte.
Dann lag im blauen Schattenduft des Waldes
Der Pfad wie ein Geheimniß da. Verlor'ne
Lichtstrahlen huschten magisch drüber hin,
In fremden Farben schillerten die Kelche
Der Blumen; sammtene Nachtfalter schwirrten

Darüber hin; für einen Augenblick
Aufleuchteten die Schuppen eines Schlängleins,
Das lautlos tiefer in das Dickicht glitt.
Und aus des Waldes grüner Ferne kam es
Gezogen wie ein Silberharfen-Klang:
Leis', seltsam, wunderbar — ein Ton, der zu
Verwehen schien, wie eine Abendwolke,
Sonst nichts . . . .
Am andern Ufer aber saß
Das Kind und sah hinüber reglos, wie
Gebannt, bis leis' und weich der Sammetmantel
Der Nacht den Hang herniederglitt, und aus
Der Tiefe nur des Wassers Stimmen raunten . . . .
Viel schön're Wege zog mein Fuß indeß,
Und Blumen, Falter — Schlangen hatten alle!
Doch denk' ich ihrer nun, steh'n öde sie
Vor mir und trostlos, und mit Thränen wend' ich
In der Erinnerung mich ab davon,
Wenn nicht mit einem Fluch.
Nur jener — jener . . .
Aus meinen Kindertagen leuchtet er
Herüber; im Gewühl des lauten Tag's oft
Flammt plötzlich er vor meinen Augen auf
Und seine rothen Blumenglocken nicken,
Von seiner wundertiefen Einsamkeit
Erzählen mir die stolzen Königskerzen!
Und meine Arme breit' ich dann nach ihm
Wie einst — feucht quillt 's wie damals mir im Auge —
Der einz'ge Weg ist's, den ich segnen kann,
Der herrlichste — der, den ich nie betreten!

Zigeunermusik.

1.

Ein Vagabundenlied . . es klingt
Herauf zu meinem Fenster
Und zaubert bei helllichtem Tag
Herein mir die alten Gespenster.

So hold ist's draußen. Ein Apfelbaum
Wiegt den rosigen Blütenschimmer,
Ein Vöglein zwitschert wie im Traum,
In Goldglanz badet mein Zimmer . . .

Warum in dieses Frühlings Schooß
Ist mir nur ein Glück nicht eigen?
Was packt mich so wild und heimatlos
Bei eurem Gesang, ihr Geigen?

2.

Irgendwo, irgendwo
Hab' ich mein Herz begraben,
Helft suchen mir, helft suchen mir,
Ich muß es wieder haben.

Ich kenn' das Grab, ich kenn' das Grab:
Ein Rosenstrauch welkt inmitten —
Mein Liebster geht darüber hin
Mit langen, harten Schritten . . .

3.

Nun blüht in meiner Heimat
Der weiße Primelgrund,
Blauveiglein und Himmelsschlüssel
Durchsticken ihn duftig und bunt.

Von gold'nen Mücken schwirren
Die Lüfte um mich her,
Die Donauwellen singen —
Das Herz wird mir so schwer!

Ihr müden, müden Augen,
So könnt' ihr weinen doch?
Hier bin ich ein Kind gewesen —
Ich wollt', ich wär' es noch!

4.

Was zucken die braunen Geigen
So seltsam in Eurer Hand? —
„Wir haben darüber als Saite
Ein Menschenherz gespannt!

Ein armes, närrisches Herze
Zergeigen wir Stück für Stück —
Das lacht in seinem Schmerze
Und schluchzt in seinem Glück!“

5.

Jeder Weg hat seine Kröte,
Jede Liebe ihre Pein;
Aber wenn ich diese tödte,
Steh' ich auch allein.

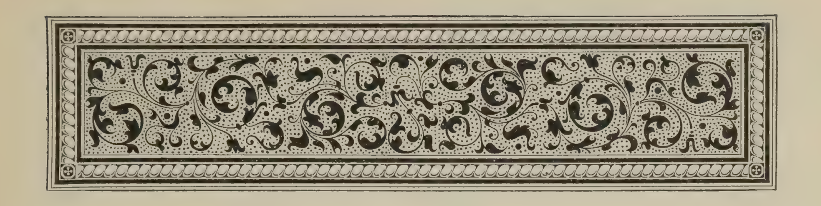
Was des Lebens schlimmste Nöthe
Drollig macht und klein,
Ist, daß Niemand ohne Kröte
Glücklich hier kann sein!

6.

Nun laß' die Liebe! In der Luft
Liegt es wie Hyazinthen-Duft,
Klingt es wie Raserei —
Das Leben ist ein frecher Tanz,
Nur wer verachtet, hat es ganz,
Und klagt nicht, wenn's vorbei!

Tokayer füll' mir den Pokal —
Daß ich das Gift nicht seh' im Mahl,
Betäube mich der Wein!
Gott sei's geklagt, nach diesem Tanz
Wird ja mein armes Herz auch ganz,
Ja ganz zertreten sein!





Der Vater der deutschen Geige.

Von

Wladimir Kuk.

Im August des Jahres 1883 war es, daß im Dorfe Absam bei Hall in Tirol an dem ehemaligen Wohnhause Jakob Stainer's eine Gedenktafel enthüllt, und an der Musikschule in Innsbruck der „Jakob Stainer-Geigenpreis" für hervorragende Leistungen im Violinspiele gestiftet wurde.

Wer war Jakob Stainer?

Ein Bauernsohn aus Absam, welcher später Geigenbauer wurde, und im Jahre 1683 in seinem Heimatsdorfe starb.

Diese kurze Angabe war bis vor wenigen Jahren die einzige authentische Mittheilung über einen Mann, dessen Arbeiten mit Gold aufgewogen wurden, welcher es verdiente, in der Musikgeschichte einen hervorragenden Platz einzunehmen, und der noch immer des Biographen harrt, welcher es unternähme, Jakob Stainer ein seiner Bedeutung würdiges Denkmal zu setzen.

Man muß allerdings zugestehen, daß die Zeit bei Stainer's Tode nicht danach angethan war, sich mit einzelnen Persönlichkeiten eingehender zu befassen, Oesterreich stand im Kampfe mit den Türken, welche gerade zu dieser Zeit Wien belagert hatten, zudem hatte Stainer sein Leben sehr traurig geendigt, er starb in Wahnsinn.

Da es unterlassen worden war, Daten über Stainer's Leben bei seinen Zeitgenossen zu sammeln, dies aber nach der Zeit nur sehr

schwierig durchzuführen war, darf es Niemanden Wunder nehmen, daß die Sage an die Stelle der Mittheilung trat, welche mit der Zeit einen ganzen Kranz von Scenen und romantischen Erzählungen um Stainer's Namen wob. Wenn auch alle diese Dichtungen keine historischen Momente enthielten, und meistentheils auch nicht den Thatsachen entsprachen, welche später aus dem Leben dieses Mannes zutage gefördert wurden, so darf man ihnen doch eine gewisse Bedeutung nicht absprechen, sie trugen wesentlich dazu bei, die Erinnerung an Jakob Stainer wach zu erhalten und führten indirect dazu, daß historische Thatsachen aus seinem Leben gesammelt und veröffentlicht wurden. Von den Novellen verdient in erster Linie jene von Johannes Schuler genannt zu werden, welche 1829 in den „Alpenblumen" unter dem Titel: „Jakob Stainer" erschienen ist und sich durch ihren eminenten poetischen Gehalt auszeichnete, vorher schon, im Jahre 1825 hatte J. G. Seidl in den „Orangenblüthen" eine poetische Erzählung: „Jakob Stainer" veröffentlicht. 1835 brachte August Lewald in seinem „Reisebuch für Tirol" unter dem Titel: „Ein Abend in Absam" eine Reminiscenz an die Schuler'sche Novelle. Im Jahre 1843 erschienen zwei Novellen über Stainer, die eine von Josef Brüssel in den „Charitas", die andere von Julius von der Traun in den „Südfrüchten", endlich im Jahre 1877 im „Deutschen Hausschatz" eine Erzählung von Franz von Seeburg: „Jakob Stainer, der Geigenmacher von Absam". Von der poetischen Behandlung, welche Jakob Stainer's Namen gefunden, stehen die herrlichen Verse Hermanns von Gilm in erster Linie. Auch im Drama hat Stainer's Leben Bearbeiter gefunden, so in Theodor Rabenalt's „Jakob Stainer, ein vaterländisches Charakter- und Sittengemälde", Josef Erler's Drama „Des Kaisers Geigenmacher", endlich in Genée's Oper: „Der Geiger von Absam".

All' diesen poetischen, novellistischen und dramatischen Bearbeitungen liegt das historisch nicht erwiesene Motiv zu Grunde, daß Jakob Stainer als Schüler Amati's in Cremona oder als Schüler Vinnecati's in Venedig geweilt, allda sein Herz an die Tochter seines Meisters verloren habe, von derselben verrathen in seine Heimat geflüchtet sei, um hier allmählich vor Gram dem Wahnsinne zu verfallen.

Es wird weiters noch, bald mit dieser, bald mit jener Variante erzählt, daß Stainer nur mit Mühe dem Dolche eines eifersüchtigen

Nebenbuhlers entgangen, daß er von seinem Meister in Italien gefangen gehalten wurde, um nicht das Geheimniß des Geigenbaues zu verrathen, daß er eine Geige gebaut, in welche er die Stimme seiner ungetreuen Geliebten hineingelegt u. dgl. mehr. All' diese Sachen sind recht romantisch, machen sich in einer Novelle recht nett, sind auf der Bühne mitunter von packender Wirkung, aber — sie sind, wenigstens soweit sie sich auf Jakob Stainer beziehen — nicht wahr.

Dem in den Siebziger-Jahren verstorbenen Seelsorger der Haller Irrenanstalt Sebastian Ruf gebührt das Verdienst, alle bisher über das Leben Jakob Stainer's bekannten authentischen Daten gesammelt und in seiner Brochure „Der Geigenmacher Jakob Stainer" publicirt zu haben, und wir wollen es versuchen, an der Hand seiner Forschungen den Lebenslauf dieses bedeutsamen Mannes wiederzugeben. Hiebei sei noch bemerkt, daß die Ermittlung von Stainers eigentlichem Todestage einer neueren Forschung angehört.

Jakob Stainer wurde am 14. Juli 1621 im Dorfe Absam bei Hall im Innthale geboren. Sein Vater, Martin Stainer, war entweder Bauer oder Arbeiter im Haller Salzbergwerke und Jakobs Jugendjahre unterschieden sich in gar nichts von dem Leben eines Bauernjungen der damaligen Zeit. Wo und bei wem der junge Stainer das Geigenmachen erlernt habe, konnte bisher nicht ermittelt werden. Es ist nicht gelungen, auch nur die leiseste Spur aufzufinden, daß Stainer je in Venedig oder in Cremona gewesen sei. Alles, was über Stainers Lehrzeit, seine Ausbildung, seinen Aufenthalt in Venedig u. s. w. erzählt wird, wurde ohne historische Bürgschaft, nur auf dem Gebiete der Sage und Dichtung gesammelt. Gewiß ist nur, daß Stainers Jugendjahre in eine Zeit fielen, wo sich in Innsbruck am Hofe des Erzherzogs Leopold und seiner Gemalin Claudia von Medicis sehr viele italienische Musiker aufhielten und wo häufig musikalische Feste gegeben wurden. Wenn auch angenommen werden mag, daß Stainer anfangs nach italienischen Mustern gearbeitet habe, so hat sich doch im allgemeinen die Ansicht Bahn gebrochen, daß Stainer aus sich selbst die Meisterschaft im Geigenmachen errungen habe, seine Instrumente weichen wesentlich von italienischen Erzeugnissen ab, er arbeitete nach selbstgeschaffenen Principien und schuf so die deutsche Geige. Mit vollem Rechte nennt ihn somit Dr. Schafhautl den „Vater der deutschen Geige".

Im Alter von 20 Jahren finden wir Stainer in Absam vollauf mit Geigenmachen beschäftigt, welche er auf den Haller Märkten an ausländische Kaufleute verkaufte.

Im Jahre 1643, dann in den Jahren 1672 und 1675 unternahm Stainer mit seinen Instrumenten mehrere Reisen nach Salzburg. Am 26. November 1645 verehelichte er sich mit Margarethe Holzhammer aus Absam, aus welcher Ehe acht Töchter und ein Sohn entsprossen. Im Jahre 1648 unternahm er eine Reise nach Oesterreich und hielt sich in Kirchdorf in Oberösterreich längere Zeit mit Geigenmachen auf. Diese Reise hatte auf Stainer's Lebenslauf insoferne einen sehr ungünstigen Einfluß, als er sich daselbst im Hause eines jüdischen Kaufmannes, Salamon Huemer, aufhielt und bei seiner Abreise eine Schuld von einigen Gulden hinterließ, welche ihn später in die größten Unannehmlichkeiten verwickelte. Im Mai dieses Jahres wurde Stainer mit Erzherzog Ferdinand Karl bekannt, welcher ihn wegen seines vortrefflichen Spiels bewunderte und häufig zu Concerten nach Innsbruck berief. Um diese Zeit war Stainer's Ruf als Geigenmacher auf's Höchste gestiegen. Kunstkenner nannten ihn: „Celeberimum testudinem musicarum fabricator", und Erzherzog Ferdinand ernannte ihn unterm 29. October 1658 zu seinem Hofgeigenmacher, „beglückte ihn", wie es im Diplome lautet, „mit dem Titel eines erzfürstlichen Dieners und sah ihn gnädigst als solchen an", in Folge dessen ihm von nun an das Prädikat: „ehrsamer und fürnehmer Herr" zukam.

Mittels Diplom vom 9. Jänner 1669 wurde Stainer zum Hofgeigenmacher Kaiser Leopold I. ernannt. Dieses Diplom hat folgenden Wortlaut: „Wir Leopold, von Gottes Gnaden, erwählter römischer Kaiser, bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund männiglich, daß wir den Jakob Stainer gleichfalls, wie wayland Erzherzog Ferdinand Karl, Graf von Tirol, mit dem Titel unseres Dieners gnädigst gewürdigt und angesehen, und dazu aufgenommen haben, und zwar dergestalt, daß Er, Stainer, von nun an für unseren Diener anerkannt und gehalten werde, weil uns des getreuen und lieben Stainer's gute Qualität und Experienz des Geigenmachens absonderlich angerühmt worden ist. Zugleich bestätigen wir, daß Stainer alle und jede Gnade, Ehre und Würde, Sportl, Recht und Gerechtigkeit, auch Exemtion allermaßen und Gestalt, wie andere dergleichen

unsere Diener sich erfreuen und genießen soll und mag, unverändert menniglich."

Das war die letzte erfreuliche Nachricht für Stainer. Von nun an brach eine Reihe unglücklicher Ereignisse über ihn herein.

Nachdem er schon im Jahre 1667 wegen der Schuld an Salamon Huemer in Kirchdorf vor das Gericht in Thaur vorgeladen worden war, dort eine Abschlagszahlung von 15 Gulden auf seine Schuld geleistet und den Rest am nächsten Haller Markte zu bezahlen versprochen hatte, wurde er am 22. März 1669 abermals bei diesem Gerichte vorgeladen. Die Summe, welche ihm hier als Schuld vorgehalten wurde, kam Stainer unverhältnißmäßig hoch vor, denn er bestritt die Höhe derselben. Das Gericht in Thaur fällte demnach in dieser Sache keine Entscheidung, dagegen hatte Huemer beim Gerichte in Kirchdorf einen Zahlungsauftrag erwirkt, welcher Stainer mit der Erklärung zukam, daß, falls die Schuld von ihm nicht getilgt werde, auf dem nächsten Linzer Markte der „nächste beste" Haller Bürger dafür angehalten werde. Ueber den Ausgang dieses Processes konnte nichts weiter in Erfahrung gebracht werden.

Inzwischen wurde Stainer von einem neuen Mißgeschick betroffen. Von deutschen Bergknappen war die lutherische Lehre nach Tirol verpflanzt worden und fand im Zillerthale und im Unterinnthale Anklang. Obschon die Regierung der neuen Lehre mit aller Strenge entgegentrat, gab es doch im Lande eine Menge heimlicher „Lutherischer" und auf den Haller Märkten wurden durch ausländische Kaufleute sectische Bücher verkauft. Stainer scheint sich durch den Ankauf solcher Bücher verdächtig gemacht zu haben. Als „des Verbrechens der Ketzerei sehr verdächtig" wurde er gefänglich eingezogen und blieb von Mitte April bis Ende September 1667 in Haft. Als endlich der Richter in Hall an die Regierung die Anzeige erstattete, daß Stainer von der geistlichen Obrigkeit in Betreff des Verbrechens der Ketzerei die Absolution erhalten habe, wurde er seiner Haft entlassen. Obzwar der bezügliche Befehl den Beisatz enthielt, ihn mit keiner weiteren Strafe zu belegen, „welche ihm in Bezug auf seine Ehre als kaiserlicher Diener und Hofgeigenmacher in Zukunft nachtheilig sein könne", mußte es Stainer bald bitter erfahren, daß er sich fortan nicht mehr der Gunst der Regierungsherren in Innsbruck zu erfreuen hatte. Stainer hatte an den Grafen Albert Fugger eine Schuld von 450 Gulden, welche Letzterer an das

Pfannhausamt in Hall abgetreten hatte, und erhielt Ende des Jahres 1677 den Auftrag, diese Schuld zu bezahlen. Da er hiezu nicht in der Lage war, reichte er unterm 14. December ein Gesuch um Nachsicht dieser Schuld ein und hoffte um so eher auf eine Gewährung seiner Bitte, als derartige Forderungen, welche das Pfannhausamt an „kaiserliche Diener" zu stellen hatte, häufig nachgesehen wurden. Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Mittels Bescheides vom 18. Februar 1678 wurde seine Bitte „der Consequenz und anderer angeführten Ursachen wegen" abgeschlagen. Von dieser Zeit an wurde Stainer unthätig und in sich gekehrt und verfiel in Wahnsinn, von dem ihn der Tod im Jahre 1683 erlöste.

Der Todestag Jakob Stainer's blieb lange unbekannt und konnte nicht ermittelt werden, weil aus dem Matrikel der Pfarre Absam einige Blätter, welche die Jahre 1682 bis 1684 umfassen, abhanden gekommen sind. Bei einer in jüngerer Zeit vorgenommenen Renovirung des Absamer Friedhofes wurde eine Gedenktafel aufgefunden und in die Kirchenmauer eingefügt, welche folgenden Wortlaut hat:

„Hir ligt begraben der furnembe und kunstreiche Geigenmacher Jakob Stainer so am 14. Tag Juli 1621 zu Absam gebohren und am Freitag nach Aegidi 1683 Yar vor Sunnen-Aufgang seeliglich starbe, er war von weyland Erzherzog Ferdinand Carl bestellter Hofmusici im Yar 1658 zuernannt und von Ihro May. Kayßer Leopold II. als solicher bestättiget. G. G. d. S.

Weiters ligt hir begraben die tugenthaft Fraw Margareta Holzhammer so des Jakob Stainer Eliche Haußsfraw geweßt. Gestorben im Yar 1689 R. I. P."

Aus diesem Gedenksteine geht nun hervor, daß Stainer am Freitag nach Aegidi gestorben ist, und nachdem der Aegidiustag (1. September) im Jahre 1683 auf einen Sonntag fiel, so war am darauffolgenden Freitag der 6. September, mithin ist der 6. September 1683 der Todestag Jakob Stainer's.

Was die Instrumente Stainer's besonders auszeichnet, ist der männliche, reine Ton, worin ihnen nach dem Urtheile großer Kenner sogar die so berühmten italienischen Geigen weichen, dies machte sie mit der Zeit so schätzbar, daß man später Mühe hatte, Stainer Geigen, welche vom Meister selbst um 30 bis 40 fl. verkauft worden waren, um den Preis von 100 bis 300 Dukaten an sich zu bringen, sie wurden

selbst den Cremoneser Geigen vorgezogen. Diese im Inlande immer seltener gewordenen Instrumente behaupten noch immer einen so hohen Preis, daß eine wirklich echte Stainer Geige, wenn sie doch verkauft wird, wohl unter 500 Dukaten nicht zu erwerben ist.

Fast jede Geige hat anfangs einen etwas rauhen kreischenden Ton, die Stainer Geigen hatten aber das Besondere, daß sie sich schon gleich anfangs durch die schönste und reinste Klangfülle auszeichneten. Der Grund dieser Erscheinung liegt vorzüglich darin, daß Stainer, wie kein anderer Meister in diesem Fache, es verstand, für die Bodenlagen seiner Instrumente das zweckentsprechende Holz zu wählen, er bediente sich zu seinen Geigen des Holzes der Haselfichte, welches er sich aus dem Gleirschthale hinter dem Salzberge bei Hall selbst fällte, und zuvor durch Anschlagen mit dem Hammer den Ton des Holzes prüfte. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Jahresringe des Holzes. Auch zu den besonderen Theilen der Instrumente suchte er immer möglichst altes trockenes Holz, oft benützte er dazu sogar Stuben- und Kammerthüren. Er soll nicht schnell, sondern äußerst langsam gearbeitet haben. Die Decken arbeitete er trotz ihrer hohen Wölbung sehr dick, ließ aber das Holz nach dem Backen zu rasch abnehmen, so daß die Ränder sehr dünn wurden. Seine Schallpunkte bilden statt eines Kreises eine Ellipse, deren längere Achse in die Längenrichtung des Instrumentes fällt. Die Geigen Stainer's unterscheiden sich wesentlich von der Bauart der italienischen Instrumente, sie sind nämlich weit höher gewölbt als alle italienischen Geigen, von der Mitte an gerechnet, wo der Steg steht, so daß man, wenn man sie horizontal hält, durch die Geige bei dem einen F-Loche hinein und bei dem anderen wieder hinaus sehen kann, auch sind die F-Löcher kürzer als bei den italienischen Geigen. Der Körper der Stainer Geige ist etwas breiter und kürzer gehalten als bei den Italienern, welche im Ganzen eine mehr längliche und schmale Form lieben. Während der Ton der italienischen Geigen hell und gläsern, dabei voll und durchdringend ist und an die mittleren Töne der Clarinette erinnert, haben die Instrumente Stainer's etwas Weiches und Flötenartiges, und eignen sich deshalb nicht im gleichen Maße für den Concertsaal wie jene.

Die Geigen Stainer's kennt man in dreierlei Format: Größere, mittlere und kleinere. Der Boden ist immer schön geflammtes Ahornholz, der Kasten oft dunkelbraun, die Decke hochgelb mit Bernsteinlack

lackirt. Manche Geigen haben einen Farbenton, der ins Gelblichrothe spielt. Eine besondere Aufmerksamkeit verwendete Stainer für die Ausführung der Schnecke, so daß man die schönste Maschinenarbeit zu sehen glaubt. An manchen Geigen hat er statt der Schnecke einen schönen Löwenkopf geschnitzt. Dies alles sind hinreichende Kennzeichen, um die Stainer'schen Instrumente von anderen zu unterscheiden. Wer einmal eine echte Stainer Geige gesehen hat, wird nicht leicht in Ungewißheit gerathen, sie mit einer nachgemachten zu verwechseln, da kein Nachahmer die Schönheit der Stainer'schen Arbeit erreicht hat. Zudem wird jedermann gut thun, vor dem Ankaufe einer Stainer Geige sich um ihre Geschichte zu erkundigen. In früheren Zeiten war noch manche echte Stainer Geige in Tirol, allein bei Aufhebung der Klöster durch Kaiser Josef richteten die Commissäre, welche bei Aufhebung dieser Institute thätig waren, ganz vorzüglich ihr Augenmerk auf diese Instrumente, welche später ins Ausland, besonders nach England wanderten.

Ein schönes Instrument aus dem Jahre 1641 befand sich im Besitze des Balletmeisters Gardel in Paris, ein anderes im Besitze des Concertmeisters Fränzel in Mannheim. Auch Mozart war im Besitze einer echten Stainer Geige. Er hielt sie hoch in Ehren und sie diente ihm als Solo-Quartett-Instrument. Später kam dieselbe in den Besitz des Concertmeisters Lenk am Mozarteum in Salzburg und wurde daselbst beim Mozartfeste im Jahre 1856 und ebenso bei der Mozart-Centennarfeier im Jahre 1892 als theuere Reliquie ausgestellt. Sie trägt Stainer's Handschrift mit der Jahreszahl 1656. Ein echter Stainer Violon befindet sich im Archive der Stadt Hall in Tirol. Er hat die Inschrift: „Jacobus Stainer Oenipontum, fecit in Absam 1653“ und klingt noch so scharf und fein, daß er bei dem vollsten Orchester herausgehört werden kann. Dieser Violon wurde für das königliche Damenstift in Hall angefertigt, ging nach der Aufhebung dieses Stiftes im Jahre 1783 an die Kirche über, wo er lange Zeit in Benützung stand, und wird gegenwärtig im Stadtarchive aufbewahrt. Die Besucher der historischen und kunstgewerblichen Ausstellung in Hall im Jahre 1890 hatten Gelegenheit, dieses ehrwürdige Meisterstück zu bewundern. Eine echte Stainer Alt-Violine besitzt Graf Castelbarco in Mailand, welche an Arbeit und Tonreiz ein Muster von Vollkommenheit ist. Ebenso besaß der Geigenvirtuose Sivori eine echte

Stainer Geige, von welcher Vuillaume sagt, daß ihn ihr ganz ungewöhnlich sympathischer Ton ganz bezaubert habe. Der Geigenmacher Lupot in Paris und der berühmte Violinist Cartier waren gleichfalls im Besitze von Stainer Geigen. Eine Geige aus dem Jahre 1644 von ausgezeichneter Schönheit befand sich im Besitze des Violinvirtuosen Alardts und eine andere von eben so großer Eleganz im Besitze des Herzogs von Orleans. Zwei Geigen, welche Stainer im Jahre 1677 für das Kloster St. Georgenburg verfertigt hatte, sind bei dem großen Brande des Klosters Fiecht am 21. Juni 1868 zu Grunde gegangen. Der Musiker Wagner in Innsbruck besitzt ebenfalls eine echte Stainer Geige, welche ihm um 1000 fl. nicht feil war. Bei der Stainer-Feier im Jahre 1883 war dieselbe ausgestellt und wurde bei dem Festconcerte benützt und bewundert.

Eine sehr interessante und wahre Geschichte einer Stainer Geige wurde zum ersten Male in der „Musikalischen Correspondenz“ in Speyer vom 1. Juni 1791 abgedruckt. Sie lautet:

Der im Königreiche Böhmen und auswärts berühmte Graf Wenzel Trautmannsdorf, Kaiser Karl VI. oberster Gestütmeister hatte bei dem Besuche, den dieser Monarch mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen und anderen Fürsten bei ihm machte, einen unermeßlichen Aufwand veranstaltet. Unter anderem hatte er auch die berühmte Faustina mit ihrem Reisegefährten Mauro Allesi verschrieben, um seine hohen Gäste mit Musik zu ergötzen. Um diese Zeit wurde der Fürst Wenzel Liechtenstein von Kaiser Karl VI. als Botschafter nach Frankreich geschickt. Nun bat sich dieser vom Grafen Trautmannsdorf aus, daß ihn die damals berühmten Virtuosen, Gebrüder Georg und Nikolaus Stetzitzky, die bei jenem in Diensten standen, dahin begleiten dürften. Trautmannsdorf bewilligte es. Nun war Georg Stetzitzky, der als vortrefflicher Meister auf der Violine berühmt war, mit einer mittelmäßigen Geige versehen. Mauro Allesi aber hatte mehrere Cremoneser Geigen bei sich, daher der Graf, um eine davon für obigen Künstler zu erhalten, ihm mehr als gräfliche Anerbietungen thun ließ, die ihn aber zu keiner Abgabe bewegen konnten, deswegen ihn der Graf mit 50 Dukaten und die Faustina mit 1000 fl. entließ. Da man aber in Verlegenheit war, wo man eine gute Geige für Georg Stetzitzky auf seine Reise hernehmen sollte, so ließ sich von ungefähr ein schon bejahrter Meister beim Grafen melden und spielte so vortrefflich auf

einer Stainer Geige, daß bei den hohen Gästen und allen Kennern die Cremoneser Geigen bald in Vergessenheit kamen. Der Graf faßte sogleich den Entschluß, diese Geige zu kaufen und unterbrach den Violinspieler in seinem Spiele. Dieser in der Meinung, daß er Mißfallen erregt habe, gerieth ganz außer sich. Als ihn der Graf zu beschwichtigen suchte und ihm zu erkennen gab, daß er die Geige an sich bringen möchte, antwortete der Mann, wenn er die Geige verlieren müsse, sei auch seine ganze Kunst und sein Glück dahin, denn er wüßte nicht, wie er sich künftig ohne sie im Leben fortbringen könnte. Auf dieses gab ihm der Graf zuerst für das Spiel 50 Dukaten, und schloß dann unter folgenden Bedingungen, die der Mann annahm, den Ankauf der Geige ab: 300 fl. für die Geige, alle Jahre ein Kleid, tägliche Kost, täglich eine Maß Wein und zum Nebentrunk zwei Fässer Bier, freie Wohnung, Holz, Licht, dann monatlich 10 fl. und jährlich 6 Schäffel Frucht und endlich so viel Hasen, als er für seine Küche nöthig hätte.

Nach Abschluß dieses Vertrages mußte Georg Stetzitzky ein Solo auf dieser Geige spielen, worauf er sie vom Grafen zum Geschenk erhielt.

Der Mann, welcher unter obigen Bedingungen seine Geige hingegeben hatte, lebte noch über 16 Jahre und bezog aus des Grafen Cassa an barem Gelde:

Für dieselbe	300	fl.	— kr.
Geschenke	100	„	— „
Monatlich 10 fl.	1.920	„	— „
Tägliche Kost zu 10 kr.	1.946	„	40 „
100 fl. jährlich für ein Kleid	1.600	„	— „
Eine Maß Wein täglich à 12 kr.	1.168	„	— „
Jährlich 800 Maß Bier à 4 kr.	853	„	20 „
Jährlich 6 Schäffel Frucht à 3 fl.	288	„	— „
Jährlich 6 Klafter Holz à 3 fl.	288	„	— „
Licht täglich 1 kr.	97	„	20 „
Vier Jahre nach ihm bezog noch seine Base an Frucht 6 Schäffel	72	„	— „
und ihretwegen bezog eine arme Witwe ½ Klafter Holz und 4 fl. Hauszins	22	„	— „
Fürtrag . .	8.654	fl.	80 kr.

Uebertrag . .	8.654 fl. 80 kr.
und erhielt selbe alle Monate 1 fl. 30 kr. und noch überdies 6 kr.	78 „ — „
dies macht eine Summe von . .	8.733 fl. 20 kr.
und nach dem 24-fl.-Fuß . .	10.380 fl. 24 kr.

(= 4.359 fl. 77 kr. österr. Währung.)

Als Georg Stetzitzky, der Besitzer dieser Geige, starb, haben sich viele um dieselbe beworben, allein der Erbe wollte solche doch nicht verkaufen, um sich nicht die Ungnade des Grafen Trautmannsdorf zuzuziehen. Als aber dieser mit Tod abging, kaufte diese Geige der ehemals preußische, nachher aber churpfälzische Hofmusikus Zart. Nach dem Tode Zart's kam diese Geige in den Besitz des Herrn Fränzel, Concertmeister in München.

Diese Geige kam nachher in mehrere Hände und wurde zuletzt Eigenthum des Herrn Chrönsel in Wien, der selbe im Jahre 1854 willig auf einige Stunden hergab, um zur Vermehrung der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich beizutragen. Das war das letzte Mal, daß auf dieser Geige öffentlich gespielt wurde.

Wie so manche Frage aus Stainer's Leben ist auch diejenige noch nicht beantwortet, ob er allein gearbeitet, oder ob er Schüler gehabt habe. Aegidius Klotz, der Begründer des Geigenbaues in Mittewald und Mathias Albani in Bozen waren Zeitgenossen Stainer's und bauten ihre Instrumente nach Stainer's Manier, ohne daß erwiesen werden könnte, daß sie diese Kunst bei Stainer selbst erlernt haben. Heute noch werden in zahlreichen Fabriken, unter anderen von Steiner und Hornstein in Mittewald, J. A. Baader in München und in Wien, Streichinstrumente in Form und Manier der Stainer Geigen angefertigt; auf diese Weise wurde Stainer der Begründer einer specifisch deutschen Geigenschule.

Bald nach Stainer's Tode begannen jedoch die Verfälschungen seiner Instrumente, beziehungsweise der Mißbrauch seines Namens, um minderwerthige Geigen zu höheren Preisen verkaufen zu können. Diese Fälschung ging zunächst von Cremona aus. Von der Familie Klotz in Mittewald sagt man, daß sie die Gewohnheit gehabt hätte, solche Instrumente ihrer Fabrik, die besser als andere gerathen und in

den Einzelnheiten der Form vollkommen waren, Stainer's Etiquette einzukleben. Auch Markus Stainer benützte für seine Instrumente den berühmt gewordenen Namen seines Bruders Jakob Stainer. Anfangs suchte man Stainer's Handschrift nachzumachen, später aber ließ man Zettel mit Stainer's Namen und einer bestimmten Jahrzahl drucken, um sie im Innern der Geigen zu befestigen. Die meisten dieser Zettel charakterisiren sich schon durch ihre Typen, als ganz offenbar einer späteren Zeit angehörig. Geigen dieser Art existiren zu Tausenden. Da Stainer's Todesdatum lange Zeit unbekannt war, so geschah es, daß in manchen sogenannten Stainer Geigen Jahreszahlen vorkommen, die weit über Stainer's Todesjahr hinausreichen, man findet Geigen mit der Jahrzahl 1684, selbst 1729. Hinsichtlich dieses Umstandes schrieb der im Jahre 1890 verstorbene Dr. Schafhautel in München, welcher als vorzüglicher Kenner der Stainer Geigen bekannt war: „In allen gewiß echten Stainer Geigen ist der Name mit lateinischen Buchstaben hineingeschrieben, während die italienischen Geigen gewöhnlich gedruckte Zettel haben. Eine Stainer Geige mit gedrucktem Zettel ist stets verdächtig; wenigstens waren noch alle, welche mir zu Gesicht kamen, unechte."

Damit will allerdings nicht gesagt sein, daß alle unterschobenen Stainer Geigen nothwendigerweise von schlechter Qualität sein müssen. Manche von diesen sind oft ganz vorzügliche Instrumente, wogegen manche echte Stainer Geige nicht mehr jenen reinen männlichen Ton hat, den sie früher gehabt.

Ueber die Familie Jakob Stainer's ist wenig zu berichten. Sein Sohn Jakob starb bald nach der Geburt, von seinen Töchtern starben sechs noch bei Lebzeiten des Vaters. Stainer's Gattin überlebte ihn sechs Jahre, sie starb in großer Armuth im Alter von 69 Jahren im Jahre 1689, bald folgten ihr noch die beiden letzten Töchter, welche ebenfalls arm und unvermählt geblieben waren. Das Haus in Absam, wo Stainer gelebt und gestorben, ist noch erhalten, dasselbe wurde im Jahre 1820 restaurirt und theilweise umgebaut, im Jahre 1883 mit einer Gedenktafel versehen. Das Originaldiplom, welches Stainer im Jahre 1669 von Kaiser Leopold erhalten hatte, befindet sich gegenwärtig im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck.



Gedichte

von

Guido Freiherrn v. Kübeck.

Treu und wahr.

Gekommen war der Alpenweide Zeit,
Da gab im Dorfe es ein stetig Wandern,
Die Bauern eilten einer zu dem andern;
Bald war zum Aufzug Alles schon bereit.

Die Ställe waren nahezu geleert
Und immer größer ward die Rinderheerde,
Zu ziehen aufwärts nach der Alpenerde,
Die nun mit ihrem frischen Grün sie nährt:

Vereinigt sind im frischen, frohen Muth
Die oben Waltenden, die Sennerinnen,
Sie singen, johlen, eh' sie zieh'n von hinnen
Mit ihrer Bauern schönem Rindergut.

Wie Alles, marschbereit, versammelt steht,
Um Abschiedsgruß zu nehmen und zu geben,
Tritt auch der Pfarrer in dies bunte Leben
Und spricht den Scheidenden ein fromm Gebet,

Es möge Gott sie schützen fort und fort,
Kein Unglück möge ihre Arbeit stören:
Er hoffe auf ein fröhlich Wiederkehren,
Wenn Alles baut auf Gott, als höchstem Hort.

Dann ziehen Alle weiter alpenwärts,
Allmälig schweigt der Kühe Glockenläuten:
Da möchte Mancher sich sein Schicksal deuten,
Denn Vielen ward beim Abschied schwer das Herz.

So war denn Hans, von Liebesschmerz erfüllt
In seinem Heimatsort zurückgeblieben:
So sehr ihn auch die Sehnsuchtsleiden trieben,
Sie mußten dennoch bleiben ungestillt.

Als er sein Herz in Liebe zugewandt
Der schönen Maid, der Lene, frisch und munter,
Da gab mit seinem Vater es mitunter
Manch hartes Wort, da er sich nicht verstand,

Zu reichen seine Hand der reichen Trud,
Die ihm als Weib vom Vater auserlesen;
Die Trud schien ihm ein unausstehlich Wesen,
Er blieb doch immer seiner Lene gut.

Nach Langem gibt doch Hansens Vater nach;
Er sagt: Du kannst zum Weib die Lene wählen,
Doch darf ich meinen Wunsch Dir nicht verhehlen,
Daß, eh' Du Lene führst ins Brautgemach,

Du Deine Liebe noch erproben wirst.
Ich stelle Deiner Liebe nichts entgegen:
Gewinnen wirst Du meinen Vatersegen,
Wenn Du in Deinem Herzen Dich nicht irrst.

Die Lene gehet nun als Sennerin
Mit unsern Rindern auf die Alpenmatten:
So lang sie dort ist, steige auf den Graten
Herum nach Lust, doch nimmer darfst Du hin,

Wo ihre Hütte steht, um sie zu seh'n:
Wird Dir so lange Trennung schwer auch scheinen,
So kannst Du's doch: Du darfst mit ihr Dich einen
Nur, wenn Du mein Gebot befolgst! — Gescheh'n

Soll, wie Du sagst, o theurer Vater! spricht
Mit Dankesworten Hans; ich will mich fügen
Und den gewalt'gen Sehnsuchtsdrang besiegen,
Denn Lene bleibt mein Herzenssonnenlicht. —

Ein Junker kommt in Hansens Heimatsort,
Die Dolomiten möchte er besteigen,
Er fragt, wer ihm die Wege wollte zeigen;
Hans ist bereit und ziehet mit ihm fort.

S' ist Jedem wie ein günstiges Geschick,
Daß mit dem Andern er kann bergwärts ziehen,
Wo herrlich schöne Alpenrosen blühen:
Entzückt vom ros'gen Abendsonnenblick

Ersucht den Hans der Junker, daß er doch
Von Alpenrosen pflücke große Mengen,
Die lächelnd blicken von des Berg's Gehängen:
Hans holet sie, doch pflückt ein Sträußlein noch

Er auch für sich, sieht ein Vergißmeinnicht,
Das nimmt er auch für sich, und wandert weiter:
Mit Dank entläßt der Junker ihn und heiter
Will Hans nun heim. Des Herzens Sonnenlicht

Weist ihm jedoch den Weg zur Alpe hin,
Wo Lene wirkt und schafft: hin will er gehen,
Doch nach des Vaters Wunsch sie doch nicht sehen:
Das Sträußlein, das Vergißmeinnicht darin

Soll seinem Lieb ein treuer Zeuge sein,
Wie schwer ihm wird, die Trennung zu ertragen,
Es soll in Klarheit stumm und treu ihm sagen:
Ich denke nur an Dich und bin nur Dein!

Und als er bei der Alpenhütte ist,
Legt er zur Thür sein Sträußlein in der Stille
Und geht: erfüllt war so des Vaters Wille,
Doch Lehne weiß, daß niemals er vergißt,

Daß sie sein Alles ist auf dieser Welt.
Zurückgekehrt, will's ihm am besten scheinen,
Daß Alles offen er erzählt den Seinen,
Da wird ja klar, daß er Gehorsam hält.

Nach Monden kehren von den Alpenhöh'n
Vollzählig Alle in die Heimat wieder:
Die Sennerinnen singen frohe Lieder,
Weil Gott es ihnen ließ so wohl ergeh'n.

Beim Dorfe ist die Bauernschaft vereint,
Zu grüßen, die der Weg jetzt heimwärts führet:
Die Sennerinnen und die Heerden zieret
Gar mancher Alpenblumenstrauß: da weinet

Ein Mütterchen, als es die Tochter fand,
Dort hört man wuchtig lachen Bauersleute,
Weil glänzend ihrer Rinder Haar und Häute:
Es grüßet Alles, grüßt mit Mund und Hand,

Denn Alles freuet sich der Wiederkehr:
Und Hans? der, neben seinem Vater stehend,
Nach seinem lieben Herzensmädchen spähend,
War überrascht bei Lenens Kommen: er

Sah, wie ihr Mieder links sie hat geschmückt
Mit einem welken Strauß als Liebeszeichen:
Als sie sich beide dann die Hände reichen,
Sieht man, daß ihre Augen hochentzückt.

Der Vater Hansens tritt heran und gibt
Den beiden Liebenden den Vatersegen,
Bald folgt der Ehebund: auf ihren Wegen
Zeigt sich, daß Wahrheit eint, was treu sich liebt.

Am Bache.

Wie reizend schön bist, Bächlein, Du zu schauen!
Will meinen Blick auf Deinen Lauf ich lenken,
Erfasset mich ein eigenthümlich Denken:
Hier seh' in Dir ich Stein auf Stein sich bauen,

Dort vor dem Sägewerk Dein Wasser stauen
Und nach demselben schäumend sich versenken,
Als wollte nimmer Ruhe es sich schenken:
Und doch, — kaum will ich meinem Auge trauen —

Fließt ruhig es an mosigem Gestein
Vorbei, geziert mit üpp'gem Lattichgrün:
Dies Schäumen, Tosen, Rauschen ohne Ende

Zieht durch des Baches ganzen Lauf sich hin.
Dies stellt in unserm Leben auch sich ein;
Wenn man nur, gleich dem Bache, Ruhe fände!

Im Walde.

Dem Auge thuet wohl Dein üppig Grün,
Du mächtig schöner Wald! wo Baum auf Baum
Sich thürmt bis hoch hinauf zu Deinem Saum:
Wenn ich in Deine Schatten schaue, bin

Nachdenklich ich, es zieht zu Dir mich hin,
Ich fühle nahezu mich wie im Traum,
So sehr erfaßt mich Deine Welt, doch kaum
Erstrahlt ein Sonnenblick, wird wach mein Sinn

Und Deine ganze Schönheit kann ich schauen,
Hier mit den langen Schatten Deine Stämme,
Im tiefen Grund dort Blumen, schön und zart,

Und ober Dir die höchsten Bergeskämme.
Ist es ein Wunder, daß in mancher Art
Sich da Gedanken aufeinander bauen?

Alpenglühen.

Wie herrlich ist es, Abends auszublicken
Im Hochgebirge nach den Bergeshöhen,
Die arg zerklüftet uns vor Augen stehen!
Da siehst Du auf die mächt'gen Bergesrücken

Die Sonne ihre letzten Strahlen schicken:
Wie glühend wirst Du da die Berge sehen,
Als wollte nie die Abendgluth vergehen:
Der Sonne letztes Glühen bringt Entzücken!

Warm ist der Blick durch dieses schöne Bild,
Gleichwie durch treue Liebe warm das Herz!
Doch wenn die Abendsonnengluthen schwinden,

Wirst Du so kalt wie Eis die Berge finden,
So wie das Menschenherz, getäuscht, es fühlt,
Daß kalt es ward, wie gluthenloses Erz.

Lebe wohl!

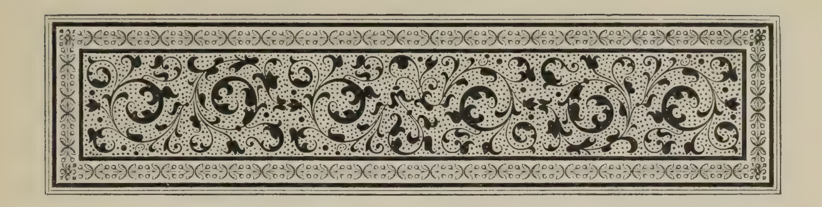
So müssen wir Lebwohl! euch Bergen, sagen,
Die ihr auf uns gewaltig niederschaut,
Die die Natur gleich Mauern aufgebaut!
Es wird uns schwer, den Abschied zu ertragen;

Wir müssen ihn noch inniger beklagen,
Noch tiefer wird in uns der Klagelaut,
Weil Freunde hier verbleiben, lieb und traut:
Den Freunden sagen wir: An schönen Tagen

Mögt Ihr der Weggezogenen gedenken,
Für sie den hohen Bergen Grüße senden,
Wollt Ihr beim ros'gen Abendroth den Blick

Mit wonnigem Gefühl nach aufwärts wenden!
Wollt Ihr uns so ein treu Erinnern schenken,
So wißt, wir denken warm an Euch zurück!





Auch ein Künstler.

Erzählung

von

G. v. Berlepsch.

In dem schönen Thal von Taufers, das gen Norden die Eismassen der Zillerthaler-Ferner abschließen, während aus Süden weich die Lüfte Italiens herüberweh'n, stehen Burgen und Dörfer aus uralter Zeit. Es muß den Menschen hier immer gefallen haben, in den Tagen der Kreuzzüge so gut wie heute, wo der Post-Seppl täglich zweimal im Sommer die Fremden von Bruneck hereinfährt, und — so er bei Laune ist — auf der letzten Strecke, da wo die Veste Taufers zum Vorschein kommt, sein Horn bläst, schlecht und recht, wie's eben gehen mag.

Bei jedem der Dörfer fast, die traulich hingeschmiegt sind an großaufstrebende Berge, steht halb oder ganz zerfallen ein einstiger Herrensitz; einzelne darunter so fein in die Landschaft componirt, daß ihre ehrenwerthen Erbauer — wenn das damals schon so wie heute Brauch gewesen wäre — nach niedergelegtem Waffenhandwerk ruhig unter die Maler hätten gehen können.

Die Stille des Gebirges umrauscht diese Orte. Vergangenheit und Gegenwart träumen ineinander; die Leute hier in ihrer freundlichen Gelassenheit stören den Frieden nicht. Sie arbeiten, um zu leben, nicht viel mehr, nicht minder. Das sieht man ihren kleinen Heimwesen an, die, meist nett gehalten, von arm wie reich gleich entfernt scheinen.

Blumen an den Fenstern, ein Gärtchen beim Haus, einen gemalten Heiligen über der Thür, das haben sie fast alle. Manche der älteren Häuser zeigen auch eine ganze Versammlung von Heiligen al fresco auf ihren Mauern. Das Blau spielt da unter den Farben eine hervorragende Rolle. Ob es die dauerhafteste ist oder dem betreffenden Künstler einst die liebste, oder ob sie der Einfachheit wegen — da die nirgends fehlende Muttergottes einen blauen Mantel hat — auch bei den anderen gleich ausgiebig angewendet wurde — kurz, sie ist überall zu finden, ebenso die ungefähre Gleichheit der Formengebung, welche die Nähe des gelobten Landes — freilich nicht ahnen läßt.

Der diese Farbenwelt geschaffen, war eben ein Bauer wie die anderen, ein kleiner dazu, der seine paar Stück Vieh und Aeckerlein besorgte, und wenn es etwas zu malen gab, halt die Pinsel hervorholte. Das betrieb er so sein Leben lang. Zwei Söhne halfen ihm dabei, jeder in seiner Art; der Aeltere in der Kunst, der Jüngere in der Wirthschaft. Und als er starb, traten sie sein Erbe an, das ungleiche der Erstgeburt: einer wurde Herr, der andere Knecht. Es hätte vielleicht nicht lange gut gethan, wären die Brüder nicht so verschieden gewesen. Valentin, der Aeltere, ein Schweigsamer, den sein Dasein nicht sonderlich freute — Johannes, Hansele, wie man ihn nannte, ein zufriedenes Gemüth, das bei seinen vierundzwanzig Jahren noch wie mit Kinderaugen in die Welt hinein sah. So kamen sich ihre Eigenschaften nicht in die Quere. Hansele betrieb die Malerei auch, aber — „er ischt der Minder“ — hatte der Vater immer gesagt und darum den Valentin mitgenommen, besonders wenn es etwas Kriegerisches zu machen gab, den vielbegehrten Florian in seiner römischen Rüstung, oder einen St. Georg oder Michael. So ein Zustoßen mit der Lanze, ein rechtes Ausholen mit dem Schwert, das traf er gut, gerade als machte sich ein eigener innerlicher Grimm des Valentin mit Vergnügen in dem betreffenden Heiligen Luft. Die Sanftmuth, die Lieblichkeit dagegen wollten ihm nie gelingen. Dafür mußte nach des Alten Tode der Hansele her.

Als er in seiner Kunst nun mehr zu Ehren kam, wuchs auch sein Eifer, mehr zu können. Ehedem hatte er nur die Heirathsschränke, die Truhen, Bettstatten, Wiegen anmalen dürfen mit den bunten Tulpen und Rosen; wenn es hoch kam, einmal ein Engelsköpfchen oder ein Auge Gottes, oder für den Friedhof die Kreuze mit dem Todtenkopf und Memento mori darunter. Jetzt saß er, während andere Burschen

Sonntags in's Wirthshaus gingen, oft allein daheim und copirte Heiligenbildlein, denn andere Vorlagen hatte er nicht. Und wenn ihm etwas gerieth, war er glücklich, nahm gegen Abend noch seine Joppe und wanderte durch's Feld oder irgend wohin bergauf, zufrieden in seinen Gedanken. Er führte ein in sich gekehrtes Leben, dem die innere Fröhlichkeit nie mangelte, während Valentin, der sich mehr auswärts umthat, wo ein Freischießen war, mit seinem Stutzen hinzog und zur Jagdzeit oft mehrere Tage im Gebirge oben blieb, immer finster blickte. An's Heirathen schien keiner von Beiden zu denken. Ein „alts Mensch", wie man dort zu Lande sagte, die Walpurg, schon ganz krumm von Alter und Arbeit, deren linke Hüfte eigensinnig aus dem dürren Leibe ragte und ihr ein stark verwachsenes Ansehen gab, besorgte das Häusliche. Es ging ihr noch ziemlich von der Hand, darum eilte es nicht, daß eine Frau in's Haus kam, wofür übrigens auch keine Aussicht war. Hatte doch weder der Eine noch der Andere bisher eine Liebschaft gehabt! Dem Valentin war das Weibervolk gleichgiltig, und Hansele schaute es nur so, besonders wenn ihm etwas Hübsches vor Augen kam, mit naiv bewundernden Blicken an, aber nicht, als ob das auch für ihn auf der Welt wäre. Das Malen freute ihn überdies immer mehr, so daß er die Kurzweil der Liebe weniger vermißte. Er konnte bald soviel wie Valentin. Der berührte nämlich keinen Pinsel, wenn er nicht mußte, obgleich er scheel auf die Fortschritte des Bruders sah.

Etliche Jahre hatten die Zwei so miteinander gewirthschaftet, da kam ein Maler aus München, ein wirklicher, der seine Sache von Grund aus gelernt hatte, in die Gegend und stieg ihnen einmal ins Haus. Valentin war nicht daheim, nur Hans, für den das ein großes Erlebniß war.

Was er von seiner Kunst zu zeigen hatte, das holte er herbei; auch die Heiligenbilder, nach denen er das Meiste gemacht, mit Bleistift und in Farben. Der Maler lachte hellauf, als er die Vorlagen sah und dazu hörte, wie Hans sich die Leinwand herstellte, die auf dem eigenen Acker gewachsen, von Walpurg gesponnen, dem Dorfweber gewoben und von Hansele präparirt, ja mit Oelfarbe bemalt war, deren mehrere er selbst bereitete aus Farbstoffen, die er durch Pröbeln und Nachdenken sich dienstbar gemacht.

In dem Künstler begann ein Interesse für den Burschen zu erwachen. Er kam wieder und bestellte ihn auch zu sich ins Gasthaus.

Das Liebste war Hans aber, hinter dem Künstler zu stehen, wenn er arbeitete, und jeden seiner Striche mit den Augen zu verschlingen. Nicht zu reden wagte er dabei — eine wunderbare Welt ging vor ihm auf. So unter'm freien Himmel heraus malen, was Einem gefällt, und es so treffen! Um nun oft dabei sein zu können, erbot er sich, dem Künstler das Malzeug zu tragen, wenn es daheim keine Arbeit gab. Hatte er aber tagüber auf Feld und Wiesen zu schaffen, dann umkreiste er wenigstens Abends noch wie ein Verliebter das Wirthshaus, um den bewunderten Mann zu sehen. Nach und nach wurden sie Freunde. Der Künstler gewann den Burschen um seiner naiven Andacht willen lieb und zeigte ihm allerlei, „wie man's macht"; er ließ sogar Einiges kommen, um eine Art Unterweisung zu beginnen.

Hansele war ein glückseliger Mensch. Hätte man ihm gesagt, das sei ein halber Gottseibeiuns, der ihm das lehrte, wie man einen vernünftigen Strich macht und eine Farbe hinsetzt — er würde dennoch gethan haben, was Jener wollte. Nur einmal widerstand er ihm, als er ein junges Weib mit einem Kind auf dem Arm zu zeichnen versuchen sollte, damit er eine Ahnung bekomme, wie man ohne Heiligenbild eine Muttergottes zuwege bringen kann. Nein! Die Versündigung brachte er nicht über sich. Es kam ihm vor, als sollte er seinen christkatholischen Glauben abschwören.

„Hansnarr!" sagte der Künstler, „glaubst Du, die großen Meister haben sich im Himmel das Bild der Madonna geholt?"

Hansele stand wie ein A-B-C-Schütz da, aber es flog ein lichter Schein über sein Gesicht, als er erwiderte: „I moan halt, daß sie's ihnen in der rechten Frummheit haben vorstellen könna."

Um aber doch etwas nach der Natur zu machen, konterfeite er, so gut es gehen mochte, die krumme Walpurg. Eine Schönere hätte er nicht darum ansprechen mögen; die würde ihn wohl darum ausgelacht haben.

Es gab ein Abbild, eckig, wie mit der Axt aus einem Stück Holz gehauen, doch nicht ohne Aehnlichkeit, besonders in der Charakteristik der Haltung.

„Schau!" schmunzelte der Mentor. „Aber warum hast Du Dich an keine Junge, Saubere getraut? Du wirst doch einen Schatz haben?"

Hansele schüttelte den Kopf.

„Was? Keinen Schatz? Aber doch einen gehabt?"

„Nix — koan —“

„O Du Hascher! Schau schnell, daß Du noch einen kriegst; wirst sehen, dann geht's mit dem Malen besser.“

„Es mag mi Koane.“

„Dummheiten! Ein bissel keck sein, frisch in die Augen schauen — gleich hast Eine. Die Weiberleut' mögen's gern so.“

Hansele lächelte — er hatte ein hübsches, sinnendes Lächeln. Ein Bißchen wässerte ihm wohl der Mund bei diesem Rathe; aber er und keck sein! — —

Eines Tages, als sie wieder miteinander draußen waren, sagte der Maler: „Hansel, morgen muß ich fort.“

Der Bursche starrte ihn mit großen Augen an. „Fort —?“

„War ja über zwei Monat' da.“

„Sell woll — —“ Wie ein Schlag traf Hansele das Abschiedswort. Jetzt nahm Alles wieder ein Ende! Wenn es ein Jahr so weiter gegangen wäre, da hätte er schon auch etwas Rechtes gelernt — — es schnürte ihm die Brust zusammen; er konnte nichts sagen.

Dem Künstler that der arme Kerl, wie er niedergeschlagen dastand, leid. — „Ich komme wieder her, vielleicht einmal im Mai. Und Du Hansel, thu' halt fest malen unterdessen!“

„I kann ja nix,“ sagte er traurig.

„Ich werde Dir dann und wann etwas schicken, von dem Du weiter lernen kannst.“

Hansele hatte etwas Anderes auf dem Herzen; er getraute sich nur nicht heraus damit.

Daheim hätte er unterdessen die Kuh melken und füttern sollen. Es war schon Zeit — er vergaß es vollständig über dem Einen, daß sein Malerherr fortgeht.

Der plauderte allerlei, um ihn aufzumuntern. Hansele aber hörte kaum. Sein Sinn stand jetzt nur nach Einem noch. Jetzt mußte er es sagen, sonst war's vorbei: — Fort möchte er — malen lernen. Wenn man in München irgendwo einen Anstreicher brauchen möchte, das könnte er und wollte dann daneben recht das Andere lernen.

Es sprach eine solche Sehnsucht aus seinen Augen und Worten, daß sein Freund die Heiterkeit über den Anstreicher unterdrückte. „Schau Hansel,“ sagte er ernsthaft, „das ist nichts für Dich. Zehn Jahr' früher, da wär's vielleicht gegangen, aber jetzt — wie alt bist Du jetzt?“

„Achtazwanz'g."

„Da sitzt man nicht mehr so leicht auf der Schülerbank."

„Dassell' thät mir wohl nix machen!"

„Gut. Aber nachher, wenn Du siehst, daß Hunderte mehr können als Du — wenn der Verdienst ausbleibt und der Hunger doch alle Tage da ist?" —

Hans machte ein ungläubiges Gesicht, als wollt' er sagen: Gibt's in der Welt draußen, wo der Himmel statt blau ganz gewiß rosaroth ist, auch Hunger?

„Ja, ja," versicherte der Andere, „den kennen genug! Ist auch schon Mancher ganz zu Grunde gegangen."

Zum Troste erzählte er ihm ein paar recht grelle Beispiele. Hansel hörte gespannt zu; er begriff diese Art von Elend nicht; gar, daß ein Christenmensch darüber, wie der Künstler eben von Einem berichtete — Hand an sich selber legen könne. Hansels Sehnsucht blieb trotz Allem wie ein bettelndes Kind vor der Thür stehen.

Daheim empfing ihn Valentin in hellem Zorn. Die Kuh stand ohne Futter im Stall und war nicht gemolken. Es kam ihm gerade recht, einmal loszuwettern. Seit der Fremde da war, that Hansele seine Schuldigkeit nicht mehr, lief ihm nach, wie ein Hund seinem Herrn. Was der ihm in den Kopf setzen mochte? Auch der Neid stachelte ihn. Jetzt gab es einmal Luft, und ohne es viel zu bedenken, hieß er den Bruder gehen, wohin er Lust habe, vielleicht, daß der Herr, mit dem er da laufe, einen Knecht, wie ihn, brauchen könne.

Es verschlug Hans die Rede und er ging hinaus.

Im Stalle that er seine Abendarbeit. Es ging ihm rundum im Kopfe, der Unfriede mit dem Bruder — daß der Andere fortgeht — daß seine Hoffnungen zunichte wurden, — — er wußte nicht, was ihn am meisten drückte.

Draußen auf den Feldern fing es an zu dämmern; aber der Himmel war noch hell; über den dunklen Höhen des Mühlwaldthales stand silbern die Mondsichel. Hansele lehnte unter der Stallthüre; er mochte nicht in die Stube und, wie sonst, mit Walpurg und dem Bruder, wenn der da war, Rosenkranz beten. Er nahm seinen Hut, um in die Felder hinauszugehen. Hier zog er die Perlenschnur aus der Joppentasche und betete das gewohnte Maß, wobei es in seinem Gemüth ruhiger wurde.

Das Getreide stand in hohen Halmen, sanft über die Feldwege sich beugend. Da und dort schlug eine Wachtel; leises Wehen des Abendwindes strich über die Flur. Im Dörfchen Moritzen begann es zu läuten, dann in den anderen Dörfern fern und nah. Hansele trug den Hut in der Hand und sprach halblaut: „Gegrüßet seist Du, Maria!" — —

Am Kreuzweg, mitten in den Feldern, wo zwischen zwei jungen Lindenbäumen ein Herrgott steht, erhob sich von dem Betschemelein, als er näher kam, ein Weib.

„Grüß Gott, Hansele," sagte sie. — „Grüß Gott, Liesel."

„Thueścht no a bissele spazier'n?"

„Lei* so umanand geh'n." —

„Ischt gar fein heut! Und wie d'Ernt steht — hat der groß' Bittgang döcht** wieder eppas g'nutzt."

Hans schaute verträumt in das freundliche Gesicht der Redenden. Es war Lies, eine arme Magd, die sich für ihren Dienstherrn, den reichen Michelbauern, über den Erntesegen freute.

„Ja, ja," gab Hans zerstreut zurück und that einen tiefen Seufzer.

„Druckt Di eppas, Hansele, daß D' so an Schnaufer machst?"

„Mei — — s'kimmt allerlei daher!"

„S'Letz as wie s'Guet! Mir müssen halt stillheben und unsern Herrgott schön bitten, daß er a bissele tragen hilft."

„Ischt scho so! — Wozue*** gehst, Liesel?"

„Hoamzue. Bin im Thal d'rein g'wesen, um a frisch Pflaster für d'Bäuerin. Die ischt scho ganz verzagt."

Sie gingen miteinander weiter. Liesel erzählte vom bösen Bein der Bäuerin, das der Doctor nicht zurecht bringt, weswegen sie es mit einem andern Mittel probirt, das ein Kräuterweib ihr bereitet. Jetzt bei der Sommerarbeit sei das ein rechtes Kreuz mit dem Bein.

Hans hörte kaum, was sie redete; seine eigenen Angelegenheiten beschäftigten ihn zuviel; aber es that ihm wohl, mit ihr zu gehen und ihren guten Zuspruch zu haben.

Sie kannten sich ihr Leben lang, indem sie auf der Schulbank schon nebeneinander gesessen hatten. Da brauchte er kein Geheimniß

* nur.
** dennoch.
*** wohin.

zu machen aus dem Verdruß mit Valentin. Auch von seiner Bekanntschaft mit dem fremden Herrn fing er an zu sprechen, und daß er fort habe wollen, das Malen lernen — es sei aber nichts damit. —

„Das hascht doch vom Vater g'lernt?“ meinte sie.

„Woll — aber daß i's halt no besser thät könna.“

„Mei! No besser? Kannscht es ja so recht schön macha.“

„Hascht das Bessere nit g'sechen.“ — Hansele seufzte wieder.

Liesel sah ihn mitleidig an. „Warum kannscht nachdem nit geh'n?“

„Weil dersell Herr g'sagt hat, i kann's nit machen, weil i z'alt war und z'Grund geh'n möchte draußten im Boarischen, a so arm as i bin.“

„Schau, da vermoant er's Dir guat — da muascht Di scho d'rein schicken.“

Hans sann vor sich hin. Plötzlich fiel ihm etwas ein.

„Hascht schöne Nagilan*, Liesel — möchtescht mir woll an kloan Buschen geben für'n Herrn, as morgen in der Fruh fortgeht?“

„Kannscht oan haben — geh lei mit!“ — Sie lachte gutmüthig. — „Völlig derbarmen thueschst oan, a so gehscht daher — hascht die ganze Kurasch verlor'n!“

„Kannscht Dir's nit ausdenken, wie das ischt, weil Du a Weibsbild bischt.“

„Hascht woll Recht. Aber wenn i as Du war, möcht i mein bissele z'sammrichten und zu ein'n Bauern as Knecht gehen — hascht Dein' Fried' und dersparst Dir eppas.“

Hansele hörte der Liesel zu, wie einer tröstenden Mutter. So kamen sie unvermerkt zu dem stattlichen Michelbauernhof, dessen niedrige Fenster und Dachgallerie vom üppigsten Blumenflor besetzt waren.

„Mueschst a bissele warten, daß i der Bäuerin z'ersch s'Pflaster bring',“ sagte Liesel und ging hurtig in den Flur. Bald darnach war sie schon oben auf der Gallerie und hantirte an den Nelkenstöcken, deren graugrüne Blätterranken mit den feurigen Blüthen in ganzen Büschen über die braunsammtene Holzwand herabhingen.

Unten im Hof saßen die Knechte beisammen; Hans trat zu ihnen. Als die Liesel dann mit einem schönen Buschen kam, gab es Witze; sie wollten nicht glauben, daß die Nelken einem anderen „Mannsbild“ vermeint seien.

* Nelken.

„Olm* auf's Lugen** denken's, die Manderleut'!" sagte Liesel, „wißt's nix anders?"

„Ja, i woaß eppas, saggra no amal eini!" rief übermüthig einer der Jüngeren, „daß Oes zwoa a rechts Paarl wards. Schaut's dazua, Zeit ischt's!"

„Du Anderl haſcht woll nit so lang warten könna, das wissen netlene*** Madeln," gab Liesel gleich zurück. — „Laß' Di's nit anfechten, Hansele — da haſcht Dein Buschen."

Hans war zu keinem lustigen Gespräch aufgelegt. — „So sag' i Dank und vergelt's Gott," sprach er zu ihr, „und i will Dir schon amal a eppas thun. — B'hüt Gott mitanand, guete Nacht!"

„Guete Nacht!" brummte es im Chorus.

„Denk d'rauf, was i g'sagt hab," rief Anderl ihm nach.

Am anderen Morgen bei Tagesgrauen umkreiste Hansele mit seinem Nelkenbuschen das Wirthshaus, um sicher da zu sein, wenn der Maler fortging. Er mußte eine gute Zeit warten. Endlich kam er herunter vor's Haus, wo der Einspänner stand.

Hans lächelte verlegen, als der Künstler ihn erblickte. Er reichte ihm den Strauß dar. — „Lei b'hüet Gott sagen hätt' i no mögen —"

„Und einen brennenden Buschen dazu!" lachte jener, ihm die Hand gebend. „Bist ein lieber Kerl, Hansel, aber Du zäumst den Gaul von hinten auf. So einen Buschen giebt man ja einem Mädel, keinem Mannsbild. Schau, d'rum hast Du bis jetzt das Nachsehen bei den Weibern gehabt."

„Wird scho so bleiben," sagte Hansele.

„Magst Du ein Stück mitfahren? Oder gescheidter, der Wagen kommt nach und wir marschiren voraus."

In frischem Schritte gingen sie auf der Straße dahin. Hansele lauschte nach jeder Silbe von des Malers Lippen. Der sprach dies und jenes, aber nichts mehr von dem, was der Andere mit heißer Sehnsucht noch immer erwartete.

* immer.
** Lügen.
*** etliche.

Als sie an Hansels Haus vorbei kamen, stand der Bruder unter der Thür und streifte die Beiden mit einem spöttischen Blick, worauf er ihnen den Rücken zukehrte.

„War das Dein Bruder?"

„Der Valentin — ja."

„Der hat gerade kein Gesicht, aus dem die Sonne scheint."

Hans sah zu Boden; er mochte den Bruder nicht anklagen.

Sein Begleiter betrachtete ihn von der Seite. Der Bursch dauerte ihn; er wußte ja, was er hoffte, und wollte ihm doch die Lebensfreude, die in seinem Fünkchen „Kunst" und viel frommem Willen lag, nicht rauben durch das ehrliche Wort: Du hast zu wenig Talent! — Wozu auch? Er hatte vorher gelebt und wird nachher leben — und was er vor Vielen voraus hat: er kennt den Kampf um die Existenz nicht, in dem manches wirkliche Talent unterliegt.

Jetzt kam der Wagen nachgefahren.

„Leb' wohl, Hansel!"

„B'hüet Gott, lieber Herr!"

Sie schüttelten sich fest die Hände, eine schlanke die knochige, braune des Bauern.

„Und i sag' vielmals Dank für Alles," stammelte Hansele, den Kopf entblößt — er war ganz bleich und ein Schauer wie von Kälte ging ihm über die Haut.

„Wofür denn Dank? Wir sind Freunde geworden!"

Noch ein Winken — und der Wagen rollte fort.

Hans starrte ihm nach, als führe da sein Glück, seine ganze Zukunft von dannen. Endlich kehrte er um, und ging allein auf der stillen Straße zurück.

Seit der Maler dagewesen, that es zwischen den Brüdern nimmermehr gut, zumal als später im Herbst noch ein großer Pack mit Vorlagen und Malrequisiten ankam, über denen Hans vor Freude ganz närrisch wurde und sie wie einen Schatz hütete. Der Unfriede brach auf's Neue los.

Da überlegte Hans, der schwer von Entschlüssen war, doch einmal Liesels Rath, um des Friedens willen von daheim fortzugehen. Sie hatte Recht, die Liesel; es war wohl das Beste. Und so verdingte er

sich auf Neujahr zu einem Bauern als Knecht, denn von seiner Malerei konnte er nicht leben.

Wenn Einer jetzt von den Brüdern etwas gemacht haben wollte, gab es zweierlei Wege. Obgleich Hansele im Dienst war, gingen die Meisten zu ihm, nicht zu Valentin, namentlich die Weiber, die etwa ein Votivtäfelchen stifteten. Er machte es ihnen mehr zu Dank.

Da ihm keine andere Zeit übrig blieb, arbeitete er Sonn- und Feiertags, kam dafür aber bald mit dem Pfarrer in Conflict, der über der Arbeit das Kirchenversäumniß nicht duldete. Für sich etwas thun, jetzt, wo er das schöne „Werkzeug" besaß, dazu kam er bei dem weiten Weg zum Gottesdienst fast gar nicht mehr, und er hatte etwas so Schönes im Sinn: eine Muttergottes wollte er malen nach einer der Vorlagen, die er bekommen, gar eine liebliche, und sie der Kirche stiften. Dieser Gedanke, der ihm einmal plötzlich wie eine Erleuchtung gekommen, war sein Stolz; er sah das Bild schon über einem der Altäre.

Es wurde der Inbegriff seiner Wünsche und seines Ehrgeizes: wenn er dem Malerherrn würde schreiben können, was er zuwege gebracht! — — Aber die Zeit fehlte ihm dazu. Im Winter die schwere Holzarbeit, und als der Frühling kam, die vielerlei anderen Geschäfte draußen. Warum war ihm der Gedanke nicht früher eingefallen, als er noch daheim und freier gewesen? Er stand oft, wenn die anderen Knechte auswärts waren, vor der Truhe, wo seine Habseligkeiten lagen, und betrachtete trübselig den Kasten mit den schönen Farben darin, die ihn so glücklich gemacht hatten, als er sie bekam — schon über ein halbes Jahr besaß er sie! Und nichts war noch daraus geworden. Es nagte an ihm, am meisten Sonntags in der Kirche, wo er immer auf den Platz sehen mußte, den er für seine Muttergottes schon auserkoren hatte.

Es wurde eine feste Einbildung bei ihm, er müsse das Werk vollbringen, wie ein Gelöbniß, und doch konnte er es nicht. Statt der Freude an dem geheimen Plan, die er zuerst gehabt, überfiel ihn Betrübniß, ja eine Art Groll und Zweifel am Einsehen des lieben Herrgott und seiner Heiligen, denen er doch immer in Ordnung gedient hatte, und die ihn jetzt bei seinem Vorhaben im Stich ließen.

Hansele verlor mehr und mehr die Freude am Leben, auch den Stolz, vor seinem fernen Gönner etwas zu gelten. Er war im besten Zug, ein unzufriedener Mensch zu werden. Das drückte sich auch auf

seinem Gesichte aus; es wurde alt vor der Zeit. Die Augen verloren ihren hellen Blick. Ein „alter Bua" hieß er jetzt. —

Da kam das Fest Portiuncula im Spätsommer, dem ein großes Beichten voran geht. In Schaaren eilten Frauen und Männer den ganzen Samstag Nachmittag herbei; es war viel Andrang. Bis in die Nacht hinein hatten die Geistlichen zu thun. Auf dem Thurm schlug es schon dreiviertel auf Zehn und noch gingen Gestalten durch die angelehnte Kirchenthür aus und ein.

Im Innenraum war es dunkel, da und dort nur ein Lichtlein in der Nähe der Beichtstühle. Der Mond allein, der draußen seinen vollen Schein über das Thal ausgoß, leuchtete durch die Fenster schräg herab und streifte einzelne Beter, die im Gestühl knieten.

Hansele hatte vor geraumer Zeit schon den Beichtstuhl verlassen; er blieb, statt den anderen Männern gleich, es bei der späten Stunde kürzer zu machen, noch wie verloren — aber nicht in Andacht, sondern in schwerem Sinnen auf einer der Bänke knieen. Das Mondlicht streifte seine Stirn, die merkwürdig weiß von dem gebräunten Gesicht abstach; eine helle, offene Stirn, von welcher sein Freund, der Maler, gesagt hatte, sie sei sein Seelenspiegel.

Er merkte nicht, daß Liesel den Seitengang daher kam, bis sie vorübergehend „Guete Nacht, Hansele!" sagte. Da schaute er auf, machte das Kreuz, nahm seinen Hut und ging hinter ihr hinaus.

Fast geblendet war er von der Silberhelle des Mondes, die einen geheimnißvollen Frieden über den Gottesacker hauchte. Gras und Blumen standen hoch. Der Thau ging schon nieder; man sah die einzelnen Halme glänzen und konnte die Schrift auf den Kreuzen lesen.

Liesel sprengte Weihwasser auf ein Grab, als Hans daherkam. Sie schritten miteinander durch die Mauerpforte hinaus in die Felder, wo sie eine gute Strecke denselben Weg hatten.

„Spat ischt's worden, aber a fein's Hoamgehen," sagte Liesel, während ihr Begleiter stumm neben ihr her trottete. — „Wie geht's, Hansele, im Dienst?"

Er mußte sich erst auf die Antwort besinnen; weiß Gott, wo er mit seinen Gedanken herum irrte. — „Thät si scho machen — wann i a rechter Knecht war."

„No, eppa nit?"

„Na!" — Ein trübes Lächeln ging über sein Gesicht.

Liesel schaute ihn mit erschrockenen Augen an. — „Hascht eppas Unrecht's in Dir? Hascht's döcht beichten könna?"

„Wann's koa Sünd' ischt!"

„Ja — was ischt's denn?"

— — „Verstehscht es Du a nit, wann i's scho sag." —

„Denk woll, es mueß eppas Letz's sein." —

„Na," sagte Hansele sanftmüthig — es erleichterte ihn, davon zu reden, er lebte gar still in sich hinein — „nix Letz; fein hab i mir's ausdenkt! Unserm Herrgott hab i wöll'n a Freud machen, aber Er will's nit."

„Woher woaßt dös?"

„Weil er mi im Stich hat lassen."

„Heilige Dreifaltigkeit! Dös sagscht zwischen Beichten und Komm'nizir'n?"

„I moan's nit bös. — Jetzt muaß i's scho sagen, daß D'mi verstehscht: a Muttergottes hab i machen wöll'n für d'Kirchen."

„Für d'Kirchen!" — Liesel blieb stehen. — „Das därfscht doch?"

„Aber nit könna thu is."

„Nit könna?"

„Muaß woll s'malen ganz aufstecken, will i as Knecht bei'n Bauern bleiben."

„Ischt aber Dei Handwerk."

„Nutzt nix. I hab ja koa Hoamat mehr! — A Enzzele* malen und zeitweis in's Tagwerken gehen — da laß i's scho bleiben und werd' halt an alter Knecht."

Liesel begriff jetzt schon besser, was ihn drückte.

„Bischt nimmer luschtig, seit dersell Herr dag'wesen. Hat er Dir gar eppas in Kopf g'setzt?"

„Dersell' hat's mir guat vermoant."

„Ma kann's nit wissen; der Versucher geht allum."

„Na, na! — Ja dersell, wann i den hätt!" — Hansele seufzte.

„I bin halt so a oanschichtiger Mensch da umanand. Mit dö Manderleuta hab i nit viel — und mit dö Weiberleuta is nix — und was i hab lernen wöll'n, da war's a nix. Nit einmal das bissele Freud mit'n Malen hab i —"

„Woaßt, Hansele, a Jed's muß sein Kreuz haben," sprach Liesel tröstend.

* Bißchen.

„War scho recht, aber eppas dazu a no! Braucht ja nit viel.“

„Unser Herrgott wird's scho machen, wann's Zeit ischt. Mußt lei die recht' Ergebung haben.“ —

Hansele nickte vor sich hin. Sie waren nun am Kreuzweg, wo sich ihre Pfade theilten.

Hoch am Himmel über ihnen stand der Mond und leuchtete der Liesel gerade in's Gesicht. Es waren aber nur die rothen Wangen und der Mund zu sehen; die Augen beschattete der Hut. Hansele wußte doch, daß sie ihn ansahen.

„Liesel, i dank', hascht mi rechtschaffen auf gleich g'redt.“ — Er gab ihr die Hand. „Woaßt i hab Neamst,* wo das thut.“

„O mei, i hab a Neamst und muß weiter kemma. Mei Bäuerin, dera geht's olm** schlechter. Greinen thut's n'ganzen Tag umer; nix is ihr recht und döcht thut's oan so derbarmen, da braucht's a die rechte Ergebung — mir brauchen's alle!“

Hansele sagte nichts darauf; er hielt nur ihre Hand fest und schien innerlich mit etwas beschäftigt. Liesels Stimme tönte ihm in der unendlichen Ruhe der Nacht wie eine Stimme vom Himmel, und als sie schwieg, hörte er das Aufrauschen der Wasserfälle drüben in der Schlucht, groß und mächtig, wie eine andere unbegreifliche Stimme, die über die Welt hingeht.

„Guat Nacht,“ sagte Liesel.

— — „Ja, guat Nacht,“ antwortete er langsam, — „i will d'rauf denken, was Du g'sagt hascht.“ — —

Sie ging auf dem mondbeschienenen Wege quer durch die Felder. Er blieb eine Weile stehen und sah ihr nach, bis gerade vor seinen Augen am Himmel in weitem Bogen ein Sternfunken schoß. Er hatte schon lange keinen gesehen.

Den nächsten Morgen nach der Frühmesse traf es sich, daß Hans und Liesel unter den Vielen, die schon harrten, in derselben Reihe vor dem Altar knieten, um die Hostie zu empfangen.

Und zur gleichen Zeit nachher traten sie wiederum den Heimweg an, diesmal wohl nicht zufällig, denn Liesel wartete auf den Hans.

* niemand.
** immer.

„Woaßt," sagte sie, „jetzt muß i Dir derzähl'n, daß mir d'Muttergottes heut im Traum kommen ischt, grad a so as Du's machen willst für d'Kirchen, schön, mit der Krona —"

„Nit mit der Krona thu i's machen —"

„Daß i's sag! G'sechen hab i's a so, und völli g'lacht hat's auf mi. I bin an ein' Frau'ntag geboren — söllene* sechen mehr, as die Anderen. — Jetzt hab i studirt, was das kunnt bedeuten, und da bin i d'rauf kemma: Sie wird's haben wöll'n, das Tafele, von dem mir gestern auf d'Nacht dischkurirt haben."

Hans sah seine Begleiterin mit aufglänzenden Augen an. „Teuxl, nei'!" entfuhr es ihm.

Liesel redete eifrig weiter: „Denk i mir, n'Pfarrer mußt fragen, er wird das Nämliche moana."

„Ja, ja — aber machen kann i's döchter nit!"

„Worum nit?"

„Weil i a Zeit brauchet derzua und a Stübele, wo i's malen kunnt."

Sie wußten, daß bei der Sommerarbeit keine Zeit, als die zum Kirchenbesuch übrig blieb.

„Mußt döcht n' Pfarrer fragen," drängte sie mit der Zähigkeit, die jedes Weib für eine Angelegenheit hat, in die es sich einmal recht hineingesonnen. Und Liesel hatte sich hineingesonnen — schon des Hansele wegen, dessen Bekümmerniß ihr naheging.

„Der Pfarrer kann nix machen," sagte er.

„Mit Dein' Bauern reden!"

Hansele lächelte ungläubig. „Mei, der! — Ja —" er hielt inne und ging so ein zehn Schritt weiter — „wann i a Stübele hätt', und a Schuster oder a Schneider war — da war's besser!"

Liesel ging nachdenklich neben ihm. — „A netlene Gulden wirscht doch am Gütel haben?" fragte sie.

„A netlene, viel nit — und so an Gulden in der Truhen voll a."

Sie gingen wieder eine Strecke in Gedanken dahin. Es schwebte etwas zwischen ihnen, das nicht allein einer Muttergottes ähnlich sah — — —

Ein Trupp Leute nach dem anderen kam jetzt gegangen, trotz der Frühe schon zu Predigt und Amt. Manche betrachteten die Zwei mit

* solche.

fragenden, auch lustigen Blicken. Hansele merkte es nicht, nur Liesel. Sie aber mußte heimeilen, wegen ihrer kranken Bäuerin, die nicht allein bleiben durfte, dieweil das übrige Gesinde zur Kirche ging. So schieden sie, wie am Abend zuvor, bei dem bewußten Kreuzweg.

Hansele ging in großem Sinnen weiter. Die Gedanken hatten ihn so, daß er mehrmals stolperte, weil er gar verträumt ins Weite blickte. In seinem Gemüth war es auf einmal merkwürdig hell, er wußte nicht, ob durch die Stärkung des Sakraments, oder durch das himmlische Frauenbild, das aufs Neue wie winkend vor ihm herschwebte, oder — weil die Liesel wieder ein Stück Weg mit ihm gegangen.

Drei Wochen waren ungefähr vorbei, heiße Wochen, wo auf Feld und Wiesen geerntet wurde, da läuteten sie das Zügenglöcklein für die Michelbäuerin.

Hans, der hoch oben an einem Berghang beim Mähen war, lauschte auf, als er das dünne Glockenstimmchen nur so hergeweht hörte, hastig, unregelmäßig, wie der Athem eines Sterbenden, aussetzend und wieder von Neuem beginnend — gleich fuhr ihm durch den Kopf, das müsse für die Michelbäuerin sein. Er stemmte die Sense auf, nahm den Hut ab und betete ein Vaterunser für die arme Seele. Dann mähte er weiter.

Allgemach kam der Herbst ins Land.

Hansele hatte eine Weile schon seine Trösterin nicht mehr gesprochen, wenigstens nicht so, wie es ihn freute. Sie hatte es immer eilig, heimzukommen. Warum? Daß er halt ihr nachgehen und sie das fragen sollte, fiel ihm nicht ein.

Eines Sonntag Abends trafen sie wieder einmal zusammen. Er ging die Straße gegen Sand, die Hände auf dem Rücken, wie er's gewohnt war, wenn er so allein umher ging. Die Liesel kam von Uttenheim hinter ihm her. Als sie ihn aus der Entfernung erkannte, nahm sie den faltigen Lodenrock auf und legte einen Schritt zu.

Es war ein bewölkter Abend; der ganze Thalgrund sah wie ein großes Ried aus; Krähenschwärme trieben ihr Wesen darauf. Die Bergwälder standen schwarz.

Hans erschrak schier, als er angerufen wurde.

„Wart' a bissele!"

Er drehte sich um. — „Ja, d'Liesel!" und ließ sie herankommen. Die Freude stieg ihm warm ins Gesicht.

„Hascht d'Burgel hoamg'sucht?" fragte sie.

„Die ischt z'Bruneck scho seit a zwa Wochen — hat's nimmer dermachen könna mit'n Valentin."

„Geh zua! Und hat olm no auf di g'schaut!"

„Ja, das hat's woll — ischt aber gar alt worden und hat's auf der Lungen g'habt."

„A bissele lange Zeit wirscht eppa doch haben auf sie?"

„Woll — aber es nutzt nix, s'lange Zeit haben."

„Jetzt ischt's grad g'scheidt, daß mir da z'sammkemma san!" lachte sie.

Sie schritten gemach mit einander weiter. Er sah vergnügt vor sich hin, ohne die Liesel anzuschauen. — —

„Grad hab' i auf Di denkt!" sagte er.

„Schau, und i a! — Olm auf die sell Muttergottes muß i denken, und da bischt halt Du a derbei."

Er lachte; es ging ihm völlig warm ein.

„Wo kimmst denn her?"

„Von Uttenheim. Mei, allerlei hab' i z'reden g'habt. — Woaßt Hansele, — daß i's gleich sag': beim Michelbauern verbleib i nimmer, s'Jahr aus halt. — Seit d'Bäuerin g'storben ischt — no — sie ischt halt jetzt g'storben, Gott tröst's!"

Hansele studirte der Meinung dieser Rede nach.

„Nit, daß i eppas Bös' kunnt sagen. Sie geht mir halt so viel ab. Und seither ischt's mir aufgangen, wie i verlassen bin — grad so, as Du, Hansele."

„Ischt a rechtschaffenes Weib g'wesen," sagte er ernsthaft.

„O, Du Heiter!" dachte Liesel, „merkst nix?" — Weil sie aber schon einmal davon angefangen hatte, fuhr sie gleich fort: „A Hoamat hab i nit und jung bin i nit — jetzt woaßt, was i mir denkt hab —?"

Sie blieb breit mitten auf der Straße stehen; er auch. Sie schauten sich erwartungsvoll an, wobei ein gewisses ungewisses Zucken, halb lustig, halb ernst, erst um ihre, dann auch um seine Mundwinkel spielte.

„Denkt hab i mir, i und Du, mir sein grad in' Gleichen, zwoa verachte' Leut, wo nix auf der Welt haben, als ihr' Rechtschaffenheit —

no — und halt d'Freud zur Arbeit und a bissele eppas Dersparts a — — denk' i mir — wenn mir das Bissele z'sammthäten und mitanand in heiligen Eh'stand geh'n und d'rin verbleiben, bis halt unser Herrgott uns abberufen thät aus dera Zeitlichkeit — —"

Hans stand mit groß aufgerissenen Augen vor seiner Brautwerberin; er wurde bleich, aber nicht vor Schrecken. — — „O mei, Liesel," sagte er mit zitteriger Stimme — „Du bischt a brav's Mensch!"

„Ja — was moanst, Hansele?"

„Ja freili moan i's a!"

„Diesell Muttergottes — die hat mir kein' Ruh geben — nimmer auslassen hat's mi! — Jetzt, wenn mir a Stübele haben, mußt es döcht machen."

Hans war ganz betäubt, derart, daß die rothbackige Liesel als Erste die Hand zum Bunde hinhalten mußte. Er schlug ein und nahm den Hut dabei ab, er wußte selber nicht, warum. Als er sie nun aber einmal hatte, die brave Hand der Liesel, da ließ er sie auch nicht los. Er schwenkte sie hin und her, und Beide lachten einander an, glücklich, aber ganz still und — so vernünftig, daß sie sich nicht einmal ein Bussel gaben!

Da konnte die Liesel nicht wieder den Anfang machen; das hätte schon er müssen. Aber er wußte noch gar nicht aus, noch ein. Die Sache kam so jäh, daß ihm auf der ebenen Landstraße war, als stünde er irgendwo zu höchst droben, wo die Erde und das letzte Bergspitzel ein Ende haben und also der Himmel anfangen muß.

„Libster Herr!

Jetz daß mus ich ihnen doch schreiben, weil Sie mir's auch anbefohlen hoben, jetz bin ich doch in Estand gangen und get mir gantz gut, ist dieselbige wo mir die Nageln geben hot for Ihr Abreiß. Ist ein brafs Mensch von guhter Gesundheit so gros als ich und rote Baken, möcht ihnen wol gefalen und heist Elisabet Hinterlechner. Ich tu derweil ich jetz Zeit hob ein Grose Muttergottes malen nach ihrer Vorlag, wo Sie mit die schöhnen Farben mir geschickt haben, ich will es der Kirchen opfern, unser liebe Frau hatt der Liesel und mir auch ihren Schuz geben. Die Liesel ist wie der Teixel d'rauf, das es bald Fertig wirdt kann es schon gar nicht derwarten, wir haben ein

guts Stübele wo ich guht Malen kan und die Liesel tut klöklen.* Hernach wirdt die Muttergottes geweicht und kommt ibern Aldar an der linken seiten, mir täten Uns gefreun wan sie lipster Herr wider komen möchten und meine Muttergottes anschaun, ich tu jetz halt Mahlen waß man da herum braucht, hät wol Mehr lernen mögen aber ist nicht gangen. Ein Kuh haben mir auch kauft und eppas Aekerle und Wiesmad in pacht, die Liesel hatt gros Freiden an malen und der Pfarrer auch, hat etlichmal schon hergeschaut, ich denk Viel an Ihnen libster Herr derweil es mir jetz guht get und so malen kan, will nachdem auch Anteres versuchen, ich hab alles gut in Kopf Behalten was sie mir lehren geben haben.

Vil herzliche Grüs und verbleibe Eier unvergeslich dankschultiger Freind

Johannes Schwandtner."

Dem Hansele brachte die schöne Muttergottes Freude und Segen. Sie wurde recht eigentlich die Patronin seines ferneren Lebensglückes. Als sie geweiht wurde, war viel Zulauf aus der ganzen Gegend und er in Ehren wie nie in seinem Leben. Aber er ließ den gehörigen Antheil davon auch der Liesel zukommen, die im Verborgenen und in aller Herzenseinfalt hier jene Rolle spielte, in welcher zuweilen Damen der großen Welt — mit und ohne Einsatz des Herzens — sich gefallen, als Protektorinnen der schönen Künste und Künstler.

Er malte der Liesel zum auferbaulichsten Lohne dasselbe Bild noch einmal für die eigene Stube, wo es hinfür schräg in der Ecke auf den Tisch herabsah, an dem sie ihr täglich Brod aßen. Es wurde für sie nicht allein der Inbegriff aller Liebe und Gnade, sondern auch der einer göttlichen Schönheit, die nur im Himmel blühen konnte, davon ein Abglanz wie stiller Segen in ihrem Stübchen wohnte.

Jahr um Jahr lebten und arbeiteten sie in frohem Frieden miteinander, zur Sommerszeit auf Wiese und Feld, im Winter beim Ofen. Immer hatten ihre Gesichter denselben Ausdruck offener, fast kindlicher Lebensfreude, auch als das Alter seine Furchen in dieselben zu zeichnen begann. Eins half dem Anderen; ihre Arbeit gedieh, so daß es ihnen Schritt für Schritt immer ein Bißchen besser erging. Und an den Sonntagen ruhten sie, gaben ihrem Herrgott die Ehre und wandelten

* klöppeln.

dann gegen Abend, wie Hans einst allein, die Hände auf dem Rücken, jetzt selbander durch's Feld.

Hans konnte neben seiner Bauernarbeit brav malen und Liesel, die mit ihrem Klöppelkissen dabei saß, verstand sich auf seine „Sach'“ schier wie er selber. Er hatte sich mit der Zeit zu allerlei verstiegen, was über den Ortsbedarf ging, z. B. zu einer größeren Gebirgslandschaft im Abendroth und zu einem Schloß im Mondschein, das er sein Lebtag nie gesehen. Die Anregung dazu hatte er einmal auf einem Viehmarkt bekommen, wo unter den mancherlei Krämern ein Bildermann mit allerlei farbigem Zeug Hansele's Aufmerksamkeit anzog. Er kam schier nicht mehr los von der Bude, wo so Vieles zu schauen war — für ihn eine Offenbarung, wie für einen Anderen eine kaiserliche Gallerie. Fast hätte er darob die zwei Jungschweinlein vergessen, die er gekauft und bis zum Heimtrieb eingestellt hatte.

Mit der Landschaft ging es ihm aber nicht so gut, wie mit dem anderen und das fing gleich auf jenem Heimweg vom Viehmarkt an, wo seine zwei neuen, sehr munteren Leibeigenen das künstlerische Nachdenken, in welches er versunken war, benutzten, um die lustigsten Abschwenkungen nach rechts und links zu machen, sodaß er oft nicht wußte, welchen der Flüchtlinge er zuerst einfangen solle und der helle Schweiß ihm auf der Stirne stand. Er kam erst im Dunkeln nach Hause, was noch nie bei einer Marktfahrt der Fall gewesen. Seine Liesel empfing ihn mit Augen, als erwartete sie am Ende, daß er etwas im Kopfe mitbrächte. Daß dieses so im landläufigen Sinne nicht der Fall war, sondern in einem ganz anderen, das bewies er am folgenden Tag, als er ein großes Stück Leinwand, wie gewohnt, selbst präparirte und frisch los die eine der Landschaften begann. Sie machte ihm wohl Kopfzerbrechen, aber zuletzt wurde er doch fertig damit und war ganz stolz darauf, schon wegen der Größe.

Es kamen im Laufe der Jahre mehr und mehr Fremde in die Gegend, von denen der Eine und Andere gelegentlich durch's Fenster guckte und verwundert die Staffelei in der niedrigen Bauernstube stehen sah. Da gab es denn städtische Bekanntschaften und auch etlichen künstlerischen Absatz, Dinge, die man sich als Tyroler Curiosität mit nach Hause nahm, und über deren Wahl Hansele im Stillen manchmal den Kopf schüttelte. Da wollte Einer z. B. durchaus ein Gedenktäfelein haben, welches er gerade für den gottselig verstorbenen „ehr-

zichtigen Jüngling Bartholomäus Würsegger, 69 Jahr alt," gemalt hatte, worauf derselbe mit erhobenen Händen vor dem Heiland kniet, zu seiner Seite sechs kleine Kinder im grünen Klee liegend, jedes mit einem Kreuzchen über dem Kopf — was für den Uneingeweihten allerdings ein merkwürdiger Anblick ist und auf einen noch merkwürdigeren Lebenslauf des ehrzichtigen Jünglings deutete. Wie diese Darstellung aber nichts mit vergangenen Sünden zu thun hat, sondern einfach und tröstlich andeutet, daß sechs Geschwister als unschuldige Kindlein dem Bartholomäus Würsegger längst in den Himmel vorangegangen und dort als Engelein seiner harrten — konnte so ein Städter, der an die meist phantasielose Ausschmückung seiner Gräber gewöhnt ist, nicht unbefangen betrachten und wollte es darum als erheiterndes Curiosum heimbringen.

Hanseles Landschaften, auf die er sich etwas zugute that, wollte merkwürdigerweise Niemand besitzen, nicht einmal Leute, die in ihrer Heimat keine, aber gar keine Berge haben — was Hans sich kaum vorstellen konnte. Nun, die verstanden es halt vielleicht nicht!

Aber Einer, der nach vielen, vielen Jahren einmal wieder ins Tauferer-Thal kam, als Hans sammt seinen Landschaften schon alt geworden war — der hätte es verstehen sollen — —

Eines schönen Sommerabends klopft es ans Fenster und draußen steht ein Herr mit eisgrauem Haar und Bart.

„Hansele!"

Der schaut aus seinen braven, hellgebliebenen Kinderaugen rathend auf die Erscheinung. — — — „Wünsch' guten Abend, Herr —", sagt er herbeikommend.

„Kennst mich nicht mehr?"

— — „Ja — — was nit gar — das wär' eppa — der Herr Walter?"

„Natürlich bin ich's!"

„Der Teuxl no amol!" — Hansel nennt den Teufel immer nur im Zustande höchster Freude. — „Ja, so Gott grüß Ihnen, liebster Herr! Glei' komm i 'naus!"

Im nächsten Moment steht er draußen und schüttelt die Hand des alten Freundes eine ganze Weile; er will sie gar nicht loslassen, und dabei leuchtet sein Gesicht wie eine Altarkerze.

„Wo ist Deine Liesel? Die muß ich auch sehen."

„O Herr, da sein's wohl zu spat kommen," ist die Antwort, „seit dem Märzen ist sie nimmer bei mir."

„Was? Wo ist sie denn?"

„Am Freithof —"

„Und Du bist wieder allein, wie damals?"

„Ja — — halt ja! — Aber a gute Zeit haben mir's doch mitanand g'macht. I hab manchsmal d'rauf denkt, was Sie mir g'sagt haben vom Heirathen, und hab's der Liesel derzählt. Recht hat er g'habt, hat's g'sagt und hat g'lacht."

„Das ist gescheidt', Hansel, daß Du jetzt an die guten Zeiten denkst; das ist der beste Trost."

„Was will i machen gegen unseres Herrgotts Willen!"

„Komm', erzähl' mir ein wenig!"

Die beiden Männer setzten sich auf die Bank vor dem Haus und begannen ein ruhsames Plaudern. Es war für Hansele ein Stolz und eine Freude, von seiner Liesel zu erzählen. Er that es ohne alle Gefühlsseligkeit.

„Ja, an ein' Frau'ntag ischt's g'storben, d'Liesel, akurat wie sie sich's g'wunschen hat, zu Maria Verkündigung. An ein' Frau'ntag, wissen's, da ischt's auch geboren. Sie hat auf die Tag' b'sondere Stuck g'halten. Schau, hat's g'sagt, unser liebe Frau moant's woll gut mit uns — hatt' eppa doch a Freud, daß Du's in d'Kirchen g'malt hascht."

Der Maler blickte sinnend in die schöne Abendlandschaft hinaus; er dachte vielleicht an ganz andere Dinge, aber er hörte gerne zu. — „War sie lange krank?"

„A fünf Wochen, aber olm geduldig, manchsmal hat's no recht G'spaßeln g'macht. In ein Beutele, da hat's ihr Geld g'habt, das hab i ihr geben müssen. Hansele, was magst dervon? hat's mi g'fragt. No, i hab ihr g'sagt, das mach Du, es ischt ja das deinige. Hat's mir die Hälfte geben, und das Andere vertheilt, für ein Etlich aus der Freundschaft und für die Armen, und der Kirche auf eine Meff' alle Jahr an ihren Sterb'tag. Kannst döcht no warten mit'n Vertheilen, hab i g'sagt — wann d' eppa wieder g'sund wurd'st. Ah na, hat's g'sagt, das Mal roas i schon in d'Ewigkeit! Und wia's scho recht schwach worden ischt, schaun's, da hat's jede Wochen auf'n Samstag* s'Hoamgehn erwartet, und wenn's halt wieder nit g'storben ischt, hat's g'moant: No jetzt halt auf d'Wochen. Und richtig ischt's so g'wesen. Der Feiertag ischt grad

* Tag der Maria geweiht.

auf'n Samstag g'fallen. Z'Mittag schaut's mi an, mit Augen so glanzig, daß's mir völlig durch und durch gangen ischt. Jetzt b'hüt Di Gott, Hansele, sagt's — heut gilt's. Und schau, daß mir in der Ewigkeit wieder z'samm'kommen auf a himmlische Eh'! Legt sich z'ruck und macht ein etlich Schnauferln, als möcht's schlafen. Auf das laß' i den Pfarrer b'richten. Er ischt g'schwind kommen, aber lei, daß er ihr d'Seel hat außa segnen kinna — soviel leicht ischt's g'storben. — — Ja woll, a brav's Weib ischt's g'wesen!" —

— „Hast Du ein Portrait von ihr?" fragte der Künstler, der, obwohl ein alter Junggeselle — oder vielleicht gerade deshalb — von diesem Liebesnachruf eigenthümlich gerührt war.

„Meinen's a Portographie?"

„Oder ein gemaltes."

„Ja —", Hansele lächelte fast wie ein Liebhaber, der etwas gestehen soll — „so aus'n Kopf hab' i eppas g'macht —"

„Laß' sehen!"

„Da müssen's schon mit mir zum Freithof gehen. — Aber drinnen hätt' i woll auch Etlichs, was i gern thät zeigen —"

Sie gingen miteinander hinein in die niedrige Stube, wo es freundlich und wohlaufgeräumt aussah. Auf der Ofenbank standen einige von Hansels Malereien, und in der Ecke beim Fenster noch Liesels Klöppelkissen.

„I hab's da steh'n lassen noch a Weil'", sagte Hans erklärend, als er bemerkte, daß sein Freund darauf blickte; — „schaun's, wie sie hat klöklen könna."

Eine schöne Linnenspitze lag sorgfältig aufgerollt, mit offenen Fäden über dem Kissen.

„Nehmen Sie's, lieber Herr, zum Angedenken an d'Liesel," sagte Hans in plötzlicher Eingebung — „eppa für d'Frau Eh'liebste. Sie werden ja woll eine haben?"

„Nein, Hansel, nichts hab' ich!" rief der Mann mit dem grauen Barte in einer Art Galgenhumor — „rein nichts, nicht einmal eine barmherzige Schwester, die im Alter ein Bissel auf Einen schaut."

„Wird nit sein? Und haben mir vor bald a dreißig Jahren so gute Lehren 'geben."

„Ja, die Lehren! Und die Dummheiten hab' ich selber gemacht. Jetzt bring' sie her, Deine Schwarten!"

Hansele stellte die Staffelei ans Fenster, darauf mit einer gewissen Erwartung die Landschaft im Abendroth, auf die er sich, obwohl sie nun ein ehrwürdiges Alter erlangt hatte, ohne je von einem Käufer begehrt worden zu sein, noch immer etwas zugute that.

— — „I hab einmal eppas Anders auch probir'n wollen," sagte er, als sein Freund sich den Bart strich, und ihn dann mit einem eigen humorvollen Lächeln ansah.

„Ischt's nit g'rathen?"

„Nein, Hansele — schauerlich ist's!" — Er legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter. „Schau, Du bist ein prächtiger Kerl, aber — an der Landschaft mußt Du Dich nicht vergreifen. Bleib' Du bei Deinen Heiligen und Gemeindegenossen, dann wird's Dir wohlergehen."

Hansele lächelte ebenfalls, ein gutes, ein Bißchen verlegenes, wehmüthiges Lächeln, aus dem immer noch der aufhorchende Schüler und eine goldene ehrliche Seele herausschaute. — „Wenn Sie's sagen, muß's scho' wahr sein."

Herr Walter stand auf. „Jetzt zeigst Du mir Deine Liesel, und dann stechen wir miteinander auf der Post eine Flasche Terlaner aus — komm'!"

Hans holte Hut und Sonntagsjoppe und schritt dann auch mit einer gewissen Sonntagsmiene neben seinem Freund dahin.

Es war Alles noch wie vor den vielen Jahren — der erhabene und zugleich so trauliche Friede in diesen Bergen — der Abendschein, der von den Höhen grüßte, das Rauschen der Wasserfälle, bald von der Luft herangetragen, bald verweht — und über'm stillen Mühlwald-Thal, wie ein zartes Silberringlein blinkend, die Mondsichel — —

Hansele öffnete das Gitter, welches in den alten Friedhof führte, und ging voran durch das kniehohe, blühende Gras.

„Sie hat s'schönste Kreuz," sagte er stolz. „I hab's bei guter G'legenheit billig kriegt und selber vergoldet und g'malt."

Als sie davor standen, nahm er den Hut ab und bespritzte den Hügel aus dem Weihbrunnkesselchen, welches zierlich an einem der eisernen Blumenzweige hing, die das ganze Kreuz umrankten — eine prächtige Schmiedearbeit, vielleicht aus dem vorigen Jahrhundert, die Mehreren wohl schon zum Andenken hier gestanden. Er öffnete die in der Mitte befindliche Kapsel, und da blickte also die Liesel heraus, wie er ihr Bild im Gedächtniß festgehalten, mit den freundlichen braunen

Augen und dem „kugleten* Kopf, wo sie g'habt hat", von Zöpfen schlicht umwunden, fast bräutlich angethan, mit einem Strauß im Schürzenband.

Die kniende Gestalt war voll Liebe gemalt und hingetüpfelt, und in der Anordnung des kleinen Bildes etwas vom Gewöhnlichen Abweichendes. Statt des Erlösers schwebte — so perspectivisch wie möglich gemacht — aus leuchtender Ferne winkend, die Himmelskönigin im Strahlenkranze vor der Betenden, die ihre Hände nach ihr erhob.

„Wissen's, Ihnen darf i's woll sagen, was i mir denkt hab: Es hat mir Einer einmal a Bild g'wiesen, wie der Moses das gelobte Land hat g'sechen, so von ein' Berg abi, in Fruchtbarkeit und lauter Sonnschein. Da ischt er auf die Knie g'legen und hat d'Händ' ausg'streckt. Grad a so, denk i mir, muß es dem Menschen sein, wann er nach der irdischen Pilgerschaft den Himmel sicht, daß es ihm völli d'Augen zudruckt vor lauter Glanz und Seligkeit. So hab' i mir's bei der Liesel denkt und so hab i's nachdem daher g'macht. Aber das vom Moses hab i Neamst g'sagt, wissens: Anstatt dem g'lobten Land ischt letzt das halt der Himmel und d'Muttergottes drin."

Der Künstler betrachtete das kleine Gemälde, indem er dem Anderen schweigend zuhörte. — „Du bist ein glücklicher Mensch!" sagte er sinnend.

„Nimmer a so, derweil's g'storben ischt. — — Aber Freuden hätt' d'Liesel, wann's jetzt abischaun kunnt! I hab ihr manchsmal derzählt vom selligen Sommer, wo Sie dag'wesen sein. Mei! — Das ischt a lange Zeit!"

„Jawohl! — Da waren die Augen noch hell und sahen den Himmel voller Baßgeigen! — S'ist nicht lustig, das Altwerden. — — Komm', Hans, jetzt gehen wir auf die Post und trinken ein Glas auf unser Wiedersehen!" —

Sie saßen im Freien, weil es eine gar feine laue Sommernacht war und ließen sich den feurigen Terlaner schmecken. Bei der ersten Flasche that Hansele sehr zahm, bei der zweiten schon minder. Da wurden ihm die Wangen roth, die Augen immer glänzender; er begehrte von der Welt draußen allerlei zu wissen und meinte, einmal hätte er sie halt doch gerne gesehen, die Welt, so das Weite, das „Teitschland" und besonders, was sie Schönes dort malen.

* runden.

„Da würdest Du nicht klug daraus, sag' ich Dir," tröstete der Freund, „denn Viele wissen jetzt selber nicht mehr, was schön ist."

In der Schankstube drinnen saßen ein paar junge Bursche bei der Zither.

Die fröhlichen, eigen ins Gemüth dringenden Weisen gaben einen heimlichen Ton zu Geplauder und Wein, der an Allerlei erinnerte, Allerlei wachrief, halb wohlig, halb wehmüthig. Oft schwiegen die Beiden draußen, um zu lauschen.

Bei der dritten Flasche, gegen die sich Hansele heftig wehrte, dann aber doch mittrank, wurde er herzhaft und fragte: jetzt, warum sein Freund allein geblieben sei; er möchte doch gewiß auch eine „Rechte" bekommen haben, wenn er nur gewollt hätte.

Der blies den Rauch seiner Cigarre langsam von sich, und blickte hinaus in die Sternennacht. — „Schau," sagte er, „die Geschichte ist so: man hält das Leben für viel länger als es eigentlich ist; man hat so viel vor sich. Da kommt erst allerlei Allotria — dann wird die Arbeit Hauptsache, und alles Andere nur so Rankenwerk, das freilich seine schönen Rosen und Stacheln hat, auch gelegentlich ein Paar lange Eselsohren, die d'raus hervorgucken. Das Zeug wuchert oft ein Bißchen über, aber man wird immer wieder Herr. Auf einmal merkt man, wie die Jahre hingegangen sind. Man wird ein Anderer, ein Kauz, und sieht so Manches anders — zum Beispiel auch, daß Einem der Herrgott das Herz da drin nicht blos zur Kurzweil gegeben hat. Aber dann — ist's meistens zu spät, und — —" er schlug einen anderen, einen fröhlichen Ton an. — „Jetzt lassen wir das Andenken Deiner Liesel leben, um die ich Dich, seit Du mir von ihr erzählt hast, schier beneide!" —

Er nahm mit energischem Griff das Glas und hielt es dem Hansele hin.

„I dank'," sagte dieser ganz verklärt.

Gerade als die beiden Grauköpfe miteinander anstießen, that einer von den Burschen in der Schenkstube einen Juhschrei, daß es daraus nur so jauchzte von Jugend und Lebenslust.

„Ja — so hat man's auch einmal können," sagte der Maler, „s'ist schon lang her! — Ach was — und trotzdem ist es noch der Mühe werth, auf der Welt zu sein, wenn man nur die Augen aufthut. Komm' Hansel, uns zwei alte Kerls lassen wir auch noch leben — Prosit!"



Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

(Aus dem Nachlasse.)

An P......

Merk Dir's!

Du möchtest Liebchen wissen
Was Du mir bist?
Was in Finsternissen
Ein Sternbild ist!

Ich soll Dir Liebchen sagen,
Wie Dich mein Herz benennt?
Nach freudelosen Tagen
Der selige Moment!

Und Deine Liebe, Holde,
Soll sie verglichen sein,
Gereift von Sonnengolde
Ein Purpurfeuerwein.

Du aber frägst mich stündlich —
Reich' mir den rothen Mund
Was Du mir bist, wird gründlich
Mit einemmal Dir kund.

An Friedrich Amerling's Begräbnißtag:*

Letzter Gruß.

Als sie Dich zum Grabe trugen,
Fühlt' ich seelentiefes Leid,
Wie die Trauerglocken schlugen,
Blieb ich ferne dem Geleit.
Ich ertrage nicht der Schollen
Unbarmherzig dumpfen Klang,
Wenn auf einen Sarg sie rollen,
Nicht der Priester Grabgesang.

Ferne blieb ich, trauernd einsam
Weißer Winter ringsum lag
Und ich sann, was wir gemeinsam
Lebten, träumten manchen Tag.
Bunte Scenen, helle Farben
Sah' ich glänzen und vergeh'n,
Freunde, die schon lange starben,
Nun als Schatten aufersteh'n.

Schöne Frauen, kommt Ihr wieder?
Ach wie seid ihr worden bleich!
Keine Feste mehr und Lieder
Und ihr wart so wonnereich,
Welke Kränze rings der Wände,
Bunte Fenster all verhängt,
Ausgelöschte Lampenbrände,
Wo die Lust sich sonst gedrängt.

Plötzlich wie durch Nebel steigen
Giebel und Altar empor
Und ich sehe durch das Schweigen
Traurig treten Dich durchs Thor.
Bleiche Schattenbilder heben,
Schweben nach Dir, um Dich her,
Sehnend sich nach Farbenleben,
Deine Kunst doch schafft nicht mehr.

* Friedrich Amerling's Begräbniß fand 16. Januar 1887 statt. — Im Jahre 1889 erschien die Biographie Amerling's von L. A. Frankl.

Glänzt, daß Du so traurig blicktest,
Nicht der Lorbeer Dir im Haar?
Und mir ist, als ob Du nicktest,
Fragtest mit dem Augenpaar.
„Ei so melde mich nur dorten,
Komme, weiß nur nicht wie bald?
Doch nicht früher, als mit Worten,
Meister! ich Dein Bild gemalt.“

An meine Tochter Frida.

Charsamstag, 1892, ½7 Uhr Abends.

Während die Glocken erklangen zur Auferstehungslegende,
Hast Du den biblischen Fluch demuthvoll-tapfer gefühlt.
Und als das „Christ ist erstanden“ erscholl in den heiligen Domen,
War der Fluch gesühnt, warst Du durch Segen versöhnt;
Denn ein frommes Osterlämmchen liegt Dir am Herzen —
Und als Mutter sei, glücklich, beglückend, gegrüßt.





Religion und Poesie.

Studie

von

Sophie von Khuenburg.

„Religion ist die Poesie der Armen", sagt Franz Grillparzer. Das ist ein rechtes Dichterwort und zugleich die Ueberzeugung eines Mannes, der das Volksleben mit klarerfassendem Blicke durchschaut und in vielen intimen Beispielen beobachtet hat.

Franz Grillparzer, als geborner Wiener und Katholik, hat oftmals sinnend und träumend die herrliche Stephanskirche durchwandelt, die zu allen Tages- und Jahreszeiten von Gläubigen und Ungläubigen besucht wird. Die Frommen beten, die „Aufgeklärten" weiden ihr Auge an dem schönen Bau und den zahlreichen Kunstwerken, die er enthält. Dort mag Grillparzer oft sinnend gestanden haben, dort mag ihm jener schöne Gedanke gekommen sein, wenn er, selbst erfüllt von der läuternden Weihe des Gotteshauses, ein altes verkrümmtes Bettelweib vor seinem „Kerzl" knieen sah, oder ein paar zerlumpte Kinder, die Augen erwartungsvoll und staunend nach den Bildern und Altären emporgerichtet, oder der Orgel zugewandt, hinhorchend auf die Fülle metallener Töne, die von dort oben verheißungsvoll niederströmte.

Musik, Gesang, Blumen, Teppiche, Bilderschmuck, hohe, palastartige Räume, Gold und Silber, Alles, was die Armuth daheim entbehren muß, hier findet sie es in reichem Maße. Hier darf sie es mitgenießen, nicht geduldet und scheu, sondern mit einem gewissen Anrechte, ja sogar Vorrechte an den Himmel, der sich ihren naiven, nach sichtbaren

Zeichen verlangenden Gemüthern in diesen geschmückten Hallen leuchtend und greifbar kundgibt.

Die Vornehmen, die Reichen, die Gebildeten, mit einem Worte die sogenannten „Oberen Zehntausend oder Hunderttausend" haben Bildung, Wissen, Lebensgenüsse, Geld oder Talent, um sich auch in ästhetischer Hinsicht ein befriedigtes Dasein zu schaffen.

Sie haben oft verfeinerte Begriffe von Recht und Unrecht, selbstschöpfende künstlerische Kraft, all das streift, auch ohne einen bestimmten Glauben an Religion, an Poesie, wie man es nennen will!

Das Volk an sich aber, das arme, hungernde, arbeitende, unwissende, unbefriedigte Volk, das bedarf der äußeren Form für dies tiefe, unstillbare Bedürfniß nach etwas Hohem, Unantastbaren und diese Form ist der Cultus, die Kirche, Weihrauch, Lichterglanz und Orgelklang.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß vor Allem der katholische Religionscultus mit seiner Hingabe an äußere Prachtentfaltung jene Poesie am vollsten erweckt!

Ueber die katholische Religion an sich mag man denken, wie man will. Ihre Vergangenheit ist durch die Gräuelthaten des Mittelalters, die Verbrennung der Ketzer, Inquisition und verbrecherisches Mönchsthum allerdings bedenklich getrübt und es wird Menschen geben, die es dem Katholicismus niemals verzeihen werden, dass er sein goldenes Panier mit Blut befleckt hat und durch einen unseligen, Jahrhunderte langen Irrthum verleitet, mit Hast und blinder Wuth das Reich der Liebe zu Ehren bringen wollte.

Aber wenn Religion Poesie ist und Poesie sich auch äußerlich schön und an's Gemüth greifend, dem Aug' und Ohr verkünden muß, so ist die katholische Religion die Religion der Poesie!

Was wäre die deutsche und italienische Kunst ohne Madonna, ohne Engel, ohne Heilige!

Holbein, Dürer, Lucas Cranach, Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian, Rubens, alle, alle haben aus dem Quell religiöser Poesie geschöpft und durch ihre unsterblichen Meisterwerke die christliche und in ihr die katholische Religion gewissermaßen als die Urheberin der wahren Kunst erscheinen lassen!

Lord Byron schreibt in einem Briefe an Thomas Mooré: „Wie ich Ihnen schon sonst gesagt: ich bin ein großer Bewunderer einer

faßbaren, greifbaren Religion und erziehe eine meiner Töchter als Katholikin, damit sie etwas hat, woran sie sich halten kann. Es ist bei weitem der eleganteste Gottesdienst, ich nehme kaum die griechische Mythologie aus. Der Weihrauch, die Bilder, Statuen, Altäre, Heiligenschreine, Reliquien, die leibliche Anwesenheit in Wein und Brot, die Beichte, die Absolution, das alles ist etwas, woran das Gefühl sich anklammern kann!“

Auch die nüchternsten Freidenker können sich dem mächtigen, malerischen Zauber nicht entziehen, den z. B. ein vom Papste mit allem Prunk gehaltenes Hochamt oder die Frohnleichnamsprocession in Rom auf ihn ausüben.

Und — um gleich einen großen Sprung zu machen — kann man sich etwas Reizvolleres, lebhafter zur Andacht Stimmendes vorstellen, als den ruhigen Frieden einer kleinen Dorfkirche in den katholischen Alpen? Der naive Prunk einer Dorfkirche rührt mich immer in tief-innerster Seele. Diese steifen bunten Blumen, brennenden Lichter, verblaßten Fahnen, die rosigen Marienbilder, der unvermeidliche keusche Aloisius von Gonzaga mit der Lilie in den blassen Händen, der kühle, leise Weihrauchduft, die Schwalben, die durch das bunte zerbrochene Kirchenfenster aus- und einfliegen, das ist Poesie! Süße, weltversöhnende Poesie!

Der protestantischen Kirche fehlt dieser Zauber. Ihre vielleicht klarere — wenn ich es so nennen darf, vernünftigere Auffassung des Christenthums verbietet alles unnütze Beiwerk und beschränkt sich auf einen zweckentsprechenden Bau mit Altar, Kanzel und gesonderte Bankreihen für Männer und Frauen.

Die Wände sind weiß oder grau getüncht, nur über dem Altar ein Christusbild und im Hintergrunde des Schiffes die Orgel. Sonst ist alles kahl, schmucklos, leer. Der Geist soll sich sammeln, nicht durch Schönheit zerstreuen, der Geist ist das Wort und so legen die Protestanten das Hauptgewicht ihres Gottesdienstes auf die Predigt.

Kein Wunder, daß sich das Predigerthum zum Leitmotiv der protestantischen Religion emporgeschwungen hat und es thatsächlich selten einen Pastor oder selbst Candidaten der Theologie geben wird, der nicht mit einer gewissen, rhetorischen Begabung und in gutem, correcten Deutsch zu seiner Gemeinde spricht.

Ebenso legt die israelitische Religion ein Hauptgewicht auf die Ueberzeugungskraft und die gut modellirte Ausdrucksweise ihrer Prediger.

Ich erinnere mich als junges Mädchen einer jüdischen Hochzeit als Zuseherin beigewohnt zu haben, und die feurige, dramatisch angehauchte Rede des betreffenden Rabbiners, machte mir einen nachhaltigen Eindruck.

Eben diese rhetorische Seite ist, alles in allem genommen, eher die schwache Seite der katholischen Kirche. Ich sehe von einigen weltberühmten Jesuitenpredigern ab, die in Oesterreich und Italien, Frankreich und Belgien ꝛc. wahre Stürme von begeistertem Enthusiasmus erweckten und zu deren Predigten die Damen der höchsten Aristokratie, Vertreter der Literatur, sich unter die vielen Tausend drängten, wie zu den künstlerischen Offenbarungen großer Mimen, Musiker, Maler.

Ihre Stimme klingt wie Musik, ihr beredtes Wort malt und schildert in phantastischer Großartigkeit Himmel und Hölle, ihr Aug- und Mienenspiel steht dem eines ersten Künstlers nicht nach . . . . aber das sind glänzende Ausnahmen.

So mancher Domherr, Bischof oder Pfarrer in den katholischen Reichen hat gewiß auch eine schöne Begabung, die Herzen der Andächtigen zu bewegen und ihre Gedanken den Flug nach aufwärts zu lehren, aber im Großen und Ganzen, wenn ich die zahllosen kleinen und größeren Kirchen im Auge habe, in denen allwöchentlich gepredigt wird, muß ich gestehen, daß die Art dieser Predigten hinter jenen der Protestanten und Juden oft wesentlich zurückbleibt. Zum Theil sind sie von mittelalterlicher Uebertriebenheit durchtränkt, zum Theil nichtssagend, ungeschickt hin und her spielend mit unklaren Bibelsprüchen, vor allem aber stylistisch mangelhaft gefügt, ermüdend und ohne Pointe.

Dies gilt vor allem von den gutgemeinten Sonntagspredigten auf dem Lande, die, statt den einfachen Bauerngemüthern das Gute und Sittliche in klaren gutgesetzten Worten einzuprägen, sich zuweilen mit der Auslegung von abstracten Glaubensthesen befassen oder ein Langes und Breites von den Schrecken des Fegefeuers erzählen.

Die Folge davon ist, daſs das Landvolk oft nur gezwungen die Predigt hört, die es manchmal gar nicht versteht, hie und da einschläft,

oder sich achselzuckend darüber hinaussetzt, darnach in's Wirthshaus geht und die unbehagliche Fegefeuerstimmung behaglich hinunterschwemmt.

Und es wäre gewiß nicht schwer, den Bauern klar zu machen, dass man seine Kinder nicht verlassen darf, seinen Jähzorn bezwingen, die Eltern ehren muß, und sie nicht, wenn sie alt und arbeitsmatt sind, in's „Austragstüberl“ schicken soll. Sie mit einem Wort zu lehren, dass nicht der Glaube allein, sondern die durch ihn geübte gute That die Hauptsache ist.

In diesem einen Falle könnten die katholischen Prediger manches von den anderen lernen und das wäre ein Leichtes für sie.

Freilich wer weiß, ob nicht selbst in dieser rethorisch-didactischen Unbeholfenheit ein gewisser poetischer Reiz liegt, den die wohlgesetztesten Reden des vernünftigsten Predigers oft nicht erwecken können.

Ich erinnere mich einmal in der herrlichen Stephanskirche einer Predigt beigewohnt zu haben, das heißt, ich hörte nur halb auf die eintönig auf- und niedersteigenden Sätze, die endlos lang waren, und sich wie Schlangen in einander verwirrten. Dann kamen plötzlich einige scharf hervorgestoßene donnernde Worte, dann wieder ein breites, leiser rieselndes, oftmals stockendes Gewoge von Phrasen, ich nahm nur mehr den Wiederhall wahr. Ich versenkte mich in den Anblick der herrlichen Kanzel mit den neugierig aus den Fensterchen lugenden Apostelköpfen und dem Meister Pilgram.

Liebliche Engel flatterten hier und dort. Goldene Lichtpunkte tanzten über die Säulen, die Bogenfenster glühten in leuchtendem Farbenglanz, es war so schön hier, so erhaben schön! Das Herz ging mir auf in stummer Andacht und was vielleicht keine Predigt der Welt zu wecken vermocht hätte, das strebte lebendig daraus empor in geläuterter, gesteigerter Empfindung! Religion und Poesie!





Gedichte

von

Jaroslav Vrchliczki.*

Übertragungen aus dem Böhmischen.

Fenster im Gewitter.

Vorrede zu dem Buche gleichen Namens übertragen von R. B.

Die Fenster dauern mich bei Ungewittern!
Der erste Windstoß schüttelt ihre Reih'n,
Der erste Donnerschlag macht sie erzittern,
Sie trifft der ersten Blitze Flammenschein.

An ihnen rinnen Wolkenthränen, Regen,
Der erste Hagelschauer dann entlang,
Ihr schrilles Klirren kündet allerwegen
Des Hochgewitters majestät'schen Gang.

Sie kennen auch den Sturm und seine Phasen
Und seines Heulens schaurige Gewalt
In dunkler Nacht, der Elemente Rasen
In einem Kampf, den keine Sprache malt.

Und trüb und stumpf, und ohne Ausdruck starren
Sie Morgens nach des Sturmes wildem Tanz
In leere Gassen hin und schau'n und harren
Des Tageslicht's mit todter Augen Glanz.

* Gedichte 1892—1893.

Ihr gleichet diesen Fenstern, meine Lieder!
Ihr kennt in meiner Brust den wilden Chor,
Gebt meine Stürme, Blitze, Donner wieder,
Und meiner Sehnsucht fallend Meteor.

Ihr fragt und schwankt in wunderlichen Krämpfen
Bei jedem Wettersturm der Leidenschaft,
Den Opfern gleich, die mit den Mördern kämpfen,
Ihr ringt vergebens mit erlahmter Kraft.

Geschrieben dann — blickt fremder Menschen Schaaren
Ihr mit dem Glanz gebroch'ner Augen an,
Und starrt so selbstvergessen, leer, zerfahren,
Wie Fenster nach Gewittern auf den Plan.

Poesie.

Übertragen von Louise Breisky.

Das Abendessen war vorbei. Der schwarze
Kaffee noch ward gereicht in feinen Tassen,
Und brennende Cigarren glänzten leuchtend
Wie rothe Punkte in der Dämmerung.
Mit matten Flügeln ließen Abendfalter
Sich flatternd auf das Glas der Lampen nieder,
Und ab und zu schwirrt' eine Fledermaus,
Vom Lichtschein angelockt, durch die Veranda,
Hierher verirrt aus der Allee von Linden,
Die mit den dunklen hundertjähr'gen Kronen
Sich vor dem Schlosse wie ein Dom erhob. —
Der Messer und der Gabeln laut Geklirr
War schon verstummt; zuweilen pochte leise
An feines Porzellan die Zuckerzange,
Ein Löffel auch an die japan'sche Tasse,
Bemalt mit Reihern, die im Zickzack fliegen
Um einen ernsten Storch auf einem Bein,
Der träumend steht — ein Mandarin der Sümpfe. —
Ein leicht Geräusch des Pfropfens war zu hören,
Wenn er in seinem Fall den Tisch berührte,
Indeß aus schlankem Hals die Flasche goß
Rum oder Cognac in den starken Mocca. —

In diesem Augenblick — wenn wahr das Wort:
Daß jedesmal ein Engel fliegt durch's Zimmer,
Sobald es plötzlich still wird in Gesellschaft —
Flog nicht ein Einz'ger bloß — vielmehr ein Schwarm
Von Engeln durch das Schloß und die Veranda. —

Es dehnte über Park und Landschaft sich
Die ernste, thauerfüllte Julinacht,
Die voll von Träumen, sehnsuchtsvoll
Die Herzen öffnet, wie der Blumen Kelche.
Es war vielleicht ihr schwermuthvolles Dunkel
Der Grund, daß wir zu plaudern aufgehört;
Ein jeder athmete die frische Luft,
Erfüllt von Lindenblüthendüften, ein,
Als süße Labung nach des Tages Hitze. —
Die Poesie solch' einer Sommernacht
Berührte leichthin Einer aus dem Kreis;
Das Wort schwoll bald zu mächt'gem Redestrom
Heran, der sich verbreitet über dies und das
In mannigfachem Wechsel. Flüchtig, gaukelnd,
Der flatternden Libelle gleich, entspann
Sich das Geplauder, das allmälig ward
Zu ernstem und lebendigem Gespräch,
Deß Thema einzig Poesie und Kunst.

„Wie doch die Künste und die Poesie —“
Ließ sich der Hausherr nun zuerst vernehmen —
„In unsern Zeiten in Verfall geriethen!
Nennt mir, ich bitt' Euch, einen einz'gen Styl,
Der unsern Zeitgeist charakterisire
In voller Kraft: sei's Poesie, Musik,
Die Mal- und Baukunst oder die Sculptur.
Der Losungsworte, Schulen gibt es viele —
Doch ist's ein Scheingefecht mit stumpfen Klingen,
Ein Kampf um äuß're Form; nur die Vignette
Auf Flaschen Weines, deren Inhalt längst
Getrübt, verdorben. Nennet mich Philister,
Der fest noch wurzelt in vergangnen Zeiten,
Und keinen Sinn für das Moderne hat,
Das, um originell zu scheinen, heute
Statt im Olymp, im Kehricht lieber wandelt.
Wie dem Hellenen, der des Parthenon
Hellschimmernd Bild im Auge derart trug,
Daß er geblendet nicht mehr sah die Bauten

Des Morgen- und des Abendlands — erging
Es mir. Auch ich ward in der Jugend nach
Berühmten Mustern auferzogen und
Erkenne nur die große alte Kunst,
Mit der, versucht sie's auch, die Neuzeit schwer
Wetteifern kann. Nur einzig die Musik
Darf allenfalls im Kampfe sich noch zeigen. —
Doch will ich unsern Pfarrer nicht erzürnen,
Der ja ein alter Gegner Wagner's ist,
Und der sich selbst durch Schönheit und Erfolge
In aller Welt nicht überzeugen läßt —
Da schweig' ich lieber." — „Nun, ich kann nicht leugnen,
Daß unser Wirt gesprochen manche Wahrheit,
Wenn auch in herber Form," erwidert' d'rauf
Der Pfarrer, und verbarg mit Müh' ein Lächeln,
Das jetzt um seine dünnen Lippen zuckte.
„Auch ich will nicht von Richard Wagner reden,
Indem ich weiß, daß die gewalt'ge Fluth
Des Streites ohne Ende sonst sich drängte
In unsern frohen Kreis, und dann verscheuchte
Die gute Laune: ein unendlich Streiten —
Unendlich — gleichend seiner Melodie. —
Nur Ein's will ich bemerken: daß sich viele
Vertreter neuer Richtung sehr ereifern,
Um zu verkünden, wie doch schon veraltet
Sei diese oder jene schöne Kunst.
Das ist ein offenbarer Widerspruch!
Kann denn, was ew'ge Jugend hat, veralten?
Wo in der Welt glänzt sonst noch ihre Spur?
Von ros'gen Wangen schwindet sie so rasch
Wie Blüthenstaub. Nur in der Kunst für immer
Erstrahlt sie künftigen Jahrhunderten.
Gleich weihevoll erweckt mir ein Choral
Von Palestrina Andacht in der Brust,
Wie eine imposante Bach'sche Fuge,
Die mit gewalt'gem Pulsschlag aus der Tiefe
Der Orgel sich kaskadenartig wälzt.
O glaubet mir, auch die Terzinen Dante's,
Und eines Sophokles erhabne Chöre —
Sie graben tief sich in die Seele ein,
Wie Meister Ariosto's holdes Tändeln,
Und Tasso's schwärmerische Liebesseufzer. —
Was ist an Giotto's Heil'gen denn veraltet?
Und was am heitern Lächeln Rafaels?

Von Himmelsreizen überschäumt sein Becher,
Den er uns Allen bietet zum Genusse! —
Kann das veralten, was die Menschenherzen
Bis in den tiefsten Grund bewegt, erschüttert,
Was in der Brust wie Märchenglocken tönt? —
Des Genius Flamme schlägt empor, entfachend
Den Brand in Andrer Busen durch den Pinsel;
Durch Verse, gleichend Hengsten ohne Zügel,
Und durch Musik, mit der sich messen darf
Des Meeres Brausen nur und Sang der Sterne? —
Ja, selbst die Form, die doch gebrechlich ist
An einem Kunstwerk, altert nicht für mich.
Ich bin bis heute — nennt Ihr mich deshalb
Auch spottend „einen Alterthümler“ gerne —
Ein Feind formeller Logik; denn ich glaube,
Es gilt als Werk des Geistes nur der Inhalt —
Ja, auch die Form, glaubt mir, veraltet nicht.
Vielleicht verblaßt an ihr allmälig mit
Der Zeit, was damals Mode war; allein
Besondern Reiz, Pikanterie verleiht
Es eben jenen Werken alter Zeit.
Ich sage frei, daß mir des großen Händel
Perrücke lieb ist, so wie Mozarts Zöpfchen,
Mit welchem er sich seiner Zeit bewegte —
Das störte niemals seine Schönheit mir.
So schätze ich den dröhnenden Kothurn
Des „Cid“ gleich wie den Lockenbau Racine's,
Denn das gehört zum Ganzen ja; es leuchtet
Der große reine Kern des Menschen doch
Durch äußre Hülle und erlabt den Geist.“ —
Ein hagrer Mann mit rauhen finstern Zügen,
Der Arzt des Schlosses, nahm darauf das Wort.
(Er war bekannt als Sonderling und Grübler,
Dabei vernachlässigt in seinem Aeußern,
Doch sehr belesen; ein verfehltes Leben,
Die Arbeit eines Sysiphus vollbringend,
Den Andern Alles zu vergönnen, was
Das eigne Schicksal grausam ihm versagte.)
„Mir däucht“ — so sprach er — „alles dies verschuldet
Das schöne, doch für eine jede Kunst
Verderbliche Bestreben, dienstbar sie
Zu machen eignen Zwecken, eignem Nutzen.
Der Luxus ist das Fundament der Künste,
Ich kann's nicht läugnen. Uns're Zeit jedoch

Jagd fieberhaft nur nach Gewinn, Erwerb.
Und drum erhob sie die Tendenz zum Sitz
Der Kunst. Das Lied soll heut' zu Tage auch
Verbinden helfen eines Krüppels Wunden,
Und Brod dem Hunger schaffen; soll bei Wahlen
Ein Hebel sein, im Kampf der Politik
Als Feldtrompete und als Trommel dienen.
Und heut' genügt's dem Künstler nicht, Cultur
Und Licht im Bilde plastisch darzustellen:
Nein, nöthig ist's, den Kopf ihm zu durchbohren,
Damit es gleich als Leuchter dienen könne,
Um praktisch anzuzeigen, was es darstellt. —
Das ist der Grund, warum die Kunst so tief,
Noch mehr die Poesie gesunken ist.
Denn Jeder will was Andres aus der Hand,
Die Sterne nur verstreuen sollt' und Blüthen.
Auch haben heute Alle ganz vergessen,
Daß Poesie Musik der Seele ist —
Ein Opiat, auf daß der Mensch vergesse
Des Alltagslebens, welches ihn vergiftet,
Und dessen drückend Joch er täglich schleppt.
Ich lese selten Verse, wahrlich nur
In heil'gen Augenblicken meines Lebens,
Wenn ich der Seele Schwingen leihen will,
Und schwelgen in Musik. Dann greife ich
Nach Coleridge und Shelley's Visionen,
Den Träumen Moore's, den Meditationen
Des Lamartine und Victor Hugo's Werken,
Die süßen Klang und Licht zugleich enthalten.
Vertrauend mich dem Geisterroß des Farys*
Flieg' ich mit ihm in's schrankenlose Weite,
Wohin der Lärm des Alltagsseins nicht dringt,
Und kein Partheienkampf um's Lebensglück.
Umsonst verlieh'n die Alten nicht zwei Flügel
Dem Pegasus! — Doch heut' beschnitt man ihm
Die Schwingen mit der großen Scheere, die
Man Realismus, oft auch anders nennt,
Und spannte gar ihn vor den Pflug als Zugthier,
Zu fördern kleinliche Int'ressen, welche
Die künft'ge Zeit nicht mehr verstehen wird.
Entweder ist die Poesie ein Sturm,
Der eine müde Seele hoch empor
Auf mächt'gen Flügeln trägt, und Kraft verleiht

* Anspielung an Mickiewicz's berühmte Kassid: „Farys" (deutsch von Siegfried Lippiner).

Zu schweren Kämpfen, wiegend sie zugleich
In süßer Träume stillen Frieden — oder
Sie lebt nicht unter uns. — Ich bin zu Ende!“ —
„Und doch“ — so setzte der Gerichtsadjunct
Jetzt rasch die Rede fort — „hat ein Professor
In einem Vortrag, den in uns’rer Stadt
Er hielt, bewiesen, daß die Kunst vor allem
Nach Wahrheit suchen müsse. Alles andre
Sei Trug. Er nannte Turgeniew als Beispiel,
Der irgendwo gesagt, wohl auch geschrieben:
Ein Bettler, selbst von Meisterhand gemalt,
Der werde niemals seinen Beifall wecken,
Vielmehr den Abscheu und gerechten Zorn,
Daß es noch Bettler gebe in der Welt.
Und Turgeniew ist doch ein Auserwählter
Und ein Poet!“ — „Das ist nur ein Beweis“
Fiel ihm der Doctor in die Rede schnell —
„Daß auch ein Dichter irren kann, wenn er
Zu klügeln anfängt über seine Kunst.
Turgeniew, Freund, ist wohl ein großer Dichter,
Doch seine Seele war verwundet durch
Das Elend seiner Heimat und ergriffen
Vom allgemeinen Elend; dies der Grund,
Weshalb er oftmals seine große Kunst
Zum Opfer brachte der Tendenz. Vielleicht
Hat er als Held gehandelt. Doch für mich
Ist er ein Dichter nur der „Aufzeichnungen“ —
Des schönen Liedes vom „Triumph der Liebe*,
Und wenig andrer Seiten noch, in denen
Tendenzlos seine ew’ge Dichtkunst strahlt.
Noch einen anderen Beweis könnt’ ich
Euch geben: Daß der große Turgeniew
Den „Faust“ zu würd’gen nicht verstand. Und doch
Ist „Faust“ — indeß genug davon. Wozu
Denn einen neuen Streit heraufbeschwören?
Es gibt ja viele ehrenwerthe Leute,
Wie unser Freund, der Oberförster hier,
Die jeden Tag zwar die Natur durchstreifen
Und doch nicht ihre Poesie empfinden.
Die halten auch das Versemachen bloß
Für einen Rest veralteter Cultur,
Und für ein Kinderspiel, das mit der Zeit

* Anspielung an die Novelle „Das Lied der triumphirenden Liebe“.

Verschwinden wird, wenn keine Bücher mehr
In Zukunft — meinen sie — geschrieben werden;
Nur kurz Notizen, was sich in der Welt
Ereignet: neuerfundene Maschinen
Vielleicht beschreibend, oder irgend ein
Verbessertes System für ein Gewehr.
Dann kehren auch die goldnen Zeiten wieder —
Des Dichters Reim wird sie nicht mehr verscheuchen
Aus dieses Lebens praktischen Gedanken,
Die nebst der Wissenschaft und Industrie
Zugleich auch viele feiste Bäuche fördern.“ —

Rings um den Tisch erscholl ein hell Gelächter —
Ja, der geneckte Oberförster lachte
Am lautesten von Allen, und benetzte
Mit dem Liqueur den Mund und rothen Bart.
„Ich stimme mit dem Doctor überein
In einem Punkt fürwahr: daß alle Kunst
Nur Luxus ist — zumal die Poesie.
Musik, die hat im Gotteshaus noch Sinn,
Auch an den Kirchweihfesten in der Schenke,
Und Bilder lass' ich gelten hie und da
Als Zierde kahler Wände. Verse aber,
Die haben wirklich keinen Sinn. Ich weiß
Recht wohl, aus eigener Erfahrung leider —
Wie Veit, mein Sohn, als er zu dichten anfing,
Zurückblieb gleich, und durchfiel in der Schule,
Zuletzt ist er Komödiant geworden,
Und wandert als Nomade in der Welt,
Von mir verstoßen, wie Ihr Alle wißt!“
„Das ist ein Grund, mit dem man rechnen muß“ —
Entgegnete der Doctor spöttisch drauf. —
„Die Wahrheit ist es, und beweist viel mehr
Als alle Reden!“ — rief, nun schon gereizt,
Der Forstmann aus. „Ei, lassen wir den Streit“,
Der Hausherr sprach: „Es ist von Poesie
Die Rede, und wir fragen nicht einmal
Um unsres Gastes Meinung, der dort schweigend,
Und lächelnd nur dazu, den Schnurbart streicht.
Nun auf ein Wort, Herr Wladimir, mit Ihnen!
Sind Sie des Doctors oder Forstmanns Meinung?
Vielleicht sind Sie gar selbst ein Neuerer,
Und lachen uns im Geiste Alle aus?“ —
Bei diesen Worten wandten forschend sich

Die Blicke Aller auf den jungen Mann,
Der unbemerkt bisher im Schatten saß
Und still und aufmerksam den Reden horchte,
Von Zeit zu Zeit ein Schlückchen Weines schlürfte,
Und seinen feinen blonden Schnurbart drehte.
Er schien ermüdet — blickte in die Ferne,
Wo vor des Mondes bleichem Angesicht
Die blauen Schatten in der Linden Kronen
Wie zauberhafte Schleier sich bewegten.
Doch als er sah, daß nun die Blicke Aller
Auf ihn gerichtet waren, klopfte er
Von der Cigarre lächelnd ab die Asche;
Ironisch halb, und halb im Ernste, langsam,
Als ob er jedes Wort, das ihm entschlüpfte,
Erwägen wollte, hub er an zu sprechen:
„Es war die Rede von der Poesie,
Und wie mir däucht, beinah' ein heft'ger Streit,
Der überflüssig" — lächelnd sagt' er das,
Und höflich sich verneigend vor dem Hausherrn.
„Die Poesie ist eine Himmelsgabe,
Von der wir stets am meisten schöpfen, wenn
Am wenigsten wir von ihr wissen. Blickt
Um Euch doch in die anmuthvolle Nacht! —
Im Hintergrund der alten tiefen Wälder
Welch ein bezaubernd Spiel von Licht und Schatten!
Seht dort im Glanz der Sternenstraße steh'n
Die Kronen hundertjähr'ger duft'ger Linden,
Den Vollmond auch, der schüchtern nun besteigt
Den Thron der Mitternacht voll goldner Sterne!
Und seht den Teich herüberschimmern, wo
Die Kelche sich der Wasserrosen spiegeln,
Als riefen sie zu sich die Sternenschwestern. —
Und diese ganze Landschaft hier im Rahmen
Der dunklen Wälder, mit dem weißen Schlößchen
Und der Veranda, wo wir derzeit klügeln —
Von deren kunstvoll ausgeschnitzter Brüstung,
Mein werther Hausherr, Ihre schöne Tochter
Herab als holde Märchenfee sich neigt,
Die Schwäne sinnend auf dem Teich betrachtet,
Und ihre Hand, wie Schnee so weiß, versenkt
In's dunkle Haar, das ihre Stirn umfließt —
Dies alles wäre keine Poesie?
Ist mehr denn nöthig? Freunde, o sagt selbst,
Ob Ihr sie größer noch und tiefer findet?

Ja, dass sich solch ein Streit entspinnen konnte,
Ist ein Beweis mir, daß Ihr schon gefühlt
Das Wehen ihres göttlichen Gewandes.
Ihr Athem dringt zu uns aus der Natur,
Den Himmelstiefen, aus dem Duft der Felder,
Aus allen Wäldern rings, und Euren Herzen —
Ihr Zweck allein ist: Menschen zu beglücken!" —

Da standen Alle schweigend auf, und tranken
Einander zu. Der helle Klang der Gläser
Bewies am besten, daß sie Recht ihm gaben. —





Ein Lebensende.

Aus der Sammlung „Ausgedinger, Erzählungen und Skizzen aus den Vorbergen“ von Karl V. Rais.

Aus dem Böhmischen übersetzt von

Ernst Kraus.

I.

Bei Tynys in der Chaluppe ist ein Ausgedingerstübchen von der Größe eines Hühnerstalls; es liegt in einem dunklen Anbau hinter dem Vorhaus, gerade dem Backofen und dem Herd gegenüber, nahe am Schornstein. Die Wölbung und die Wände des Anbaus sind voll Ruß, darum ist es hier noch dunkler. Die eintheilige Thüre in das Ausgedinge hat eine Thürklammer mit einem Bindfaden und ist von außen mit Leinwand benäht, unter welche Werg gestopft ist, daß auch kein Bißchen Kälte in das Zimmerchen gelange. Gleich neben dieser Thür ist eine Fallthür in den Keller; mehr als einmal ist es geschehen, daß Einer aus dem Ausgedinge ging, ohne die offene Kellerthüre zu sehen, und die feuchte, kothige Treppe herab auf den festgestampften Boden fiel und sich arg zurichtete.

Von außen ist die ganze Tynysische Chaluppe gut einen Schuh breit mit Reisig, Stroh und Nadelstreu belegt, daß der Wind nicht hindurch könne. Die Chaluppe steht im Dorfe etwas abseits; sie stößt gerade an die Felder und im Winter stemmt sich der Wind, der vom Hügel am Kreuze weht, tüchtig an die Scheune und das Ausgedinge.

Das Ausgedinge hat ein einziges Fensterchen mit vier kleinen Scheiben, welche mit Bleistreifen ausgebessert sind, jetzt im Winter ist es doppelt, und unten ist darin schönes grünes Moos aufgehäuft, damit es nicht durch die Ritzen ziehe. Es ist ein strenger Winter heuer und hinter Scheune und Ausgedinge sind hohe Schneewehen.

Im Ausgedinge steht in der Ecke ein Tisch mit einer am Rande gerippten, aber schon ganz farblosen Platte, sie ist aber rein gescheuert, daß sie nur so glänzt. Die Beine und Tischgestelle sind noch immer roth. Hinter dem Tische steht eine Bank ohne Lehne und vor ihm zwei Stühle, deren Lehnen mit eingeschnittenen Herzen geziert sind. In der Nähe der Thüre, bei der Wand aus weiß und roth angestrichenen Balken steht eine Truhe, deren Oberfläche mit gemalten Blumen und seltsamen Vögeln geschmückt ist, die vor Alter schon sehr schäbig geworden sind. Gegenüber an der zweiten Wand ist ein Ständer mit etwas irdenem Geschirr, dann ein Kleiderrechen voll Kleider. Auf dem Kachelofen, der von einer Bank umsäumt ist, steht ein Topf, eine kleine Schüssel und ein Löffel darin. Nahe am Ofen steht eine kurze, roth angestrichene Bettstatt, gefüllt mit vollen, mit blaugestreiftem Kanafas überzogenen Betten, es ist dort ein Unterbett, ein Oberbett und zwei Pölster. Nicht hoch über all dem Rumpelzeug hebt sich die gerade, geweißte Zimmerdecke, deren Kalkschichten an vielen Stellen abgesprungen sind.

Der gegenwärtige Ausgedinger Střihavka ist ein kleiner Greis, gewiß ein starker Siebziger. Bis auf die eingefallenen zahnlosen Kinnladen über dem Kinn ist seine Wange rund. Die Wangen, nicht allzu runzelig, sind röthlich und am meisten röthet sich die runde Nase des Ausgedingers. Die Augen hat der Alte klein, feurig, Haare auf dem Kopfe noch genug; sie sind nur ein wenig schimmelfarbig und der Ausgedinger kämmt sie gegen die Ohren, indem er sie auf der rechten Seite scheitelt.

An hat er einen kurzen Pelz mit grauem Tuch überzogen und mit schwarzem Lammfell verbrämt; er zieht ihn an, sobald er aufsteht und legt ihn erst beim Schlafengehen ab. Unter dem aufgeknöpften Pelz ist die Weste, welche zwei Reihen weißer, glänzender Knöpfe zieren, am Hals ein schwarzes Tuch in einen Knoten verschlungen. Die Beine hat das Alterchen in Lederhosen, die rostfarben abgerieben und unter den Knien gebunden sind, die weißen Strümpfe fallen in die

Sammtpantoffeln ein. Wenn es nöthig ist, setzt er seine Wintermütze auf, die mit zottigem Pelz gesäumt ist.

Er lebt in dem kleinen Stübchen ganz allein; jetzt im Winter sitzt er meist beim Ofen oder er kocht sich etwas. Die Dorfmänner können oft eben so gut kochen wie die Weiber. Was kocht sich wohl Großväterchen Střihavka?

Am liebsten Sauerteigsuppe, weil sie doch ein Bißchen Kraft gibt, dann Erdäpfelsuppe, die Kartoffeln kocht und brät er, auch macht er aus ihnen Fladen und Knödel, ferner kocht er Gries-, Hirse- und Kartoffelbrei, Sonn- und Feiertage feiert er mit Kaffee, den er sich schon Früh für den Mittag und für den Abend kocht. Der Ausgedinger Střihavka dampft sehr gerne, es ist ihm immerfort raucherlich, er hat ein kurzes Holzpfeifchen und raucht daraus schon viele Jahre; er hat es damals auf der Zwetschkenkirmeß in Paka gekauft und ist überaus gut damit gefahren.

Im Ausgedinge ist gewöhnlich Rauch wie in einer Ziegelhütte, aber das genirt Střihavka nicht, er qualmt lustig und an den Lippen ist es ihm gerade anzusehen, wie ihm das Pfeifchen schmeckt. Besonders früh nach dem Frühstück die ersten Züge! Sein ganzes Antlitz erglänzt bei ihnen und die Lippen sind zum Lächeln gespitzt.

Er hat ein Ausgedinge, daß es zum Lachen ist, es langt kaum zum Tabak, ein Huhn sollte davon leben und nicht ein Mensch: Je drei Maßel Weizen, Roggen, Gerste, täglich ein Seidel frisch gemolkene Milch, fünf Pfund Butter, ein viertel Schock Eier, der vierte Theil der Bäume im Gärtchen und ein halb Schock Reisigbündel. Střihavka hat Tynys die Chaluppe ziemlich theuer verkauft und darum hat er sich nur ein kleines Ausgedinge machen können.

Aber der Alte hat noch ein paar Groschen und lebt so langsam hin, der Groschen sind nicht mehr viele, nur für eine kurze Zeit bescheidenen Lebens, aber der Ausgedinger Střihavka ist dabei guter Dinge und pflegt von sich selber zu sagen: „Gevatterchen Střihavka ist immer wie 'ne Rose!" Darum nennen ihn auch die Leute „wie 'ne Rose" und Väterchen ärgert sich darüber nicht.

Er hatte drei Töchter, Mali, Nanni und Kathle, aber jetzt sind sie alle längst verheirathet; die zwei älteren haben sich sehr gut verheirathet, die dritte minder, weil der bösen Zeiten wegen nicht so viel auf sie gekommen ist; dafür hat sie aus Neigung geheirathet.

Seine Alte hatte er längst begraben und das ist das Einzige, was den Gevatter „wie 'ne Rose" kränkt; er hat sie, die Arme, nicht zu Hause im Grabe. Das ist eine ganze Geschichte; der Gevatter mit seiner Alten und Kathle lebten schon bei Tynys im Ausgedinge. Die Alte hatte in Reichenberg drei verheirathete Brüder und ging allemal nach einigen Jahren zu Besuch zu ihnen. Einer der Brüder war ein Schlosser, der andere Schneider und der Dritte handelte; dem Schneider gings am besten; er hatte schon einige Häuser. Und so sagte einmal die Alte: „Ich werde alt, Junge, ich muß noch schnell einmal nach dem Reichumberg hinüber, es wird eh' das letzte Mal sein. Uebermorgen mache ich mich auf und in vierzehn Tagen erwartet mich; da komm' ich gewiß."

„Der Junge" gönnte der Alten die Freude, aber dennoch sagte er besorgt: „Ich weiß nicht, Mädel, ich weiß nicht, aber fast scheint mir, daß es für Dich schon zu weit ist." Aber die Alte meinte das nicht und ging. Damals fuhren noch nicht die Eisenbahnen wie jetzt; heute setzt man sich bei uns auf und ist in wenigen Stunden in Reichenberg. Damals mußte man zu Fuß über Jičin, Turnau und weiter zum Jeschken.

Lang, sehr lang waren dann die Tage in dem Ausgedingerstübchen, aber endlich gingen sie vorüber, wie alles auf dieser Welt.

An dem Tage, als die Alte nach Hause kommen sollte, war ihr Kathle bis irgendwo in Lužan, gut zwei Stunden weit, entgegen, aber sie kam allein nach Hause.

Zu Hause sagten sie dann: „Heute ist in Jičin Markttag, gewiß hat sie dort Bekannte getroffen und die haben sie auf dem Wagen mitgenommen." Und sie warteten bis tief in die Nacht; das Oellämpchen flimmerte und auf dem Ausgedinge waren sie nicht zum Reden gestimmt. Endlich rasselten draußen Wagenräder und eine Peitsche knallte.

„Da fährt sie, Gott sei Lob und Dank," rief Střihavka, Kathle wollte hinauslaufen, aber der Vater hielt sie zurück: „Wart', sie soll meinen, wir schlafen."

Es klappten Schritte auf dem Aufschutt, im Vorhaus, dem Anbau, die Thürklammer schlug auf, aber die Thüre öffnete sich nicht.

Zwei Tage nachher kam von Reichenberg die Nachricht, daß die Alte verschieden sei, es war in dem Augenblicke geschehen, als sie daheim auf dem Ausgedinge das Zeichen bekamen.

Gevatterchen machte sich schnell nach Reichenberg auf den Weg, aber er konnte nur auf ihrem Grabe weinen. Einen leichten Tod hatte die Alte gehabt, Abends war sie schlafen gegangen und nicht wieder aufgewacht.

Dieser Schmerz allein plagte Střihavka, daß er den ewigen Schlaf nicht an der Seite seiner Seligen schlafen wird, daß er jetzt an ihrem Grabe nicht einmal weinen kann, ja daß er nicht einmal weiß, ob Jemand um dieses Grab sorgt, oder ob die theueren Gebeine schon irgendwo hingeworfen sind.

Es ist am Morgen St. Johannis Evangelistä, am Weihnachtshalbfeiertage. Střihavka sitzt am Ofen, den runden Kopf hat er aus dem Pelzkragen vorgebeugt und genießt seine morgendliche Raucherlust; es ist zwar heute Messe in der Schloßcapelle, man gibt dort St. Johannis Minne zu trinken, die ganze Gegend betheiligt sich an dieser Feier, aber der Ausgedinger sitzt zu Hause am Ofen. Es ist das für seine Beine ein großes Stück Weges und der Schnee auf der Straße ist noch wenig festgetreten. War er doch während der ganzen Weihnachtsfeiertage nur am Weihnachtstage beim Hochamt, und das hauptsächlich wegen der schönen Gesänge, die alljährlich auf dem Chor vorgetragen werden, bei denen die alte Seele sich verjüngt und sich der Kinderjahre erinnert, wo er sich auf diese Gesänge wochenlang im voraus gefreut und sie bis Lichtmeß sich gesungen hatte. Es ist ja wunderschön: „Fürchtet nichts, Ihr lieben Hirten. Schlaf', o schlafe Jesulein! Frohe Nachricht bringen wir Euch jetzt, Ihr lieben Christen! Wohlan, wir geh'n nach Betlehem!“ und dazu die Stundengebete, die der Tischler Urban abbläst, der Kuckuck, die Nachtigall und das Dudelsackspiel auf der Orgel.

Heuer zum ersten Mal war der Ausgedinger nicht zur Mette gegangen, während er sonst im größten Unwetter nicht zu Hause blieb. Den Weihnachtsabend hat er im Ausgedinge allein gefeiert, höchstens daß die Tynys ihm etwas Hirsebrei mit Zwetschken brachte; Schwammerlsuppe, gedörrte Birnen, Pflaumen und Aepfel hatte er sich selber gekocht.

Dann hatte er den „Himmelsschlüssel“ seiner Alten geöffnet und die Gebete heruntergesagt: „Bei der Frühmesse — an des Herrn Geburt — am Tage der Geburt des Gottessohnes, das Gebet am Weihnachtstag,“ den „Gruß an unsern Herrn Jesus in der Krippe,“ „die Heimsuchung unseres Herrn, die man von Weihnachten bis Licht-

meß sagen soll.“ Nachdem er gebetet, hatte er mit heiserer Stimme das heitere Weihnachtslied angestimmt:

> Wir bringen Euch Kunde von heiliger Nacht,
> Von Betlehem kommen wir, wacht, o wacht,
> Wollet sie hören, englischen Chören
> Lauschet sacht!

Er sang am Ofen sitzend, in welchem das Reisig lustig prasselte und dürrer Wachholder duftete, das war ein Duft, der am Weihnachtsabend bei Střihavka nicht fehlen durfte . . . Das Pfeifchen stand dabei am Fenster verlassen, am Weihnachtsabend rauchte der Ausgedinger nicht, auch am Weihnachtstage dampfte er nicht, erst Stephani stopfte er lustig und heute am Johannestag gings schon wie das ganze Jahr.

Im Vorhaus, sodann beim Keller erschallten Schritte und Jemand klopfte sich den Schnee von den Füßen. Wer kommt denn da zu mir? dachte Gevatterchen und paffte einige Mal stärker los. Die Thürklammer hob sich und in die Thür trat ein hochgewachsener Mann, ein Fünfziger etwa, er mußte sich bücken, um nicht an die Thürverkleidung zu stoßen.

Die schwarze Wintermütze mit Pelzwerk und dem mit Quasten geschmückten Schild nahm er vom Kopf und strich das dichte schwarze Haar von der Stirne zu den Ohren. Um den Hals hatte er einen großen rothen Shawl, am Leibe einen blauen breiten Burnus und Lederhosen, die in den Röhrenstiefeln staken. Das Gesicht hatte er rasirt, nur von den Ohren unter das Kinn zogen sich schwarze Haarbüschel. Die Augen waren groß und schwarz und sehr sauer sehend, die Stirne stark durchfurcht von Runzeln, die Nase eckig, an der Spitze bewachsen. Es war ein knochiger Mann von gerader ungebeugter Haltung.

„Einen schönen guten Morgen geb' Gott,“ grüßte er, die Thüre schließend.

Střihavka stand auf und betrachtete den Ankömmling.

„Geb's Gott, geb's Gott, ei grüß Dich Toni,“ begrüßte er ihn dann und drückte ihm die Hand, „das sind doch Gäste zu mir, habe ich Dich doch schon, ich weiß nicht wie lange, nicht gesehen. Da setz' Dich nieder und schneid' Dir bei mir Brot ab, Butter habe ich nicht, das weißt Du — jetzt zu Weihnachten!“

„Ist's doch bei uns gerade so, die Kühe melken nicht, wo sollte es herkommen?“ antwortete der Ankömmling. Er sprach langsam, mit scharfen Worten, abgerissen, beim Reden verzog sich der rechte Mundwinkel.

„Sie melken nicht, und warum melken sie nicht?“ fragte der Ausgedinger.

„Ei der Teufel weiß! Die eine will kalben, die andere hat ein Kalbel unter sich und die dritte — aber ich bitt' Euch, wie soll sie nach bloßem Stroh melken! Trockenes Futter gibt's nicht, nur Häcksel und das Bißchen Trinken. Und wie geht's Euch alleweil, Herr Vater?“ lenkte der Gast plötzlich ab und lachte nach dieser Frage krampfhaft auf. Die Töne dieses Lachens sagten, daß dieser Mann sehr selten lache, daß er aber durch dieses Lachen seinen Worten Herzlichkeit verleihen wollte.

„I vergelt's Gott, wie's einem alten Ausgedinger halt gehen kann. Heuer bemerke ich ein wenig, daß die Jahre da sind, die Füße dienen mir nicht,“ antwortete Gevatterchen und paffte schneller. „Und was macht Mali?“ fuhr er fort.

„Die Wahrheit zu gestehen, ist sie voller Sorgen um Euch, sie kam da bei der Frühmesse mit der Tynys zusammen, fragte nach Euch und die Hauswirthin hat ihr gesagt, daß Ihr heuer klagt. Von diesem Augenblick denkt sie Tag und Nacht nur an Euch und gestern Abends hat sie mir gesagt: So kann's nicht weiter gehen, in dieser Verlassenheit lasse ich den Vater nicht. Was für eine Bedienung hat er denn dorten? Selber kochen, Holz tragen, früh in den Frost aufstehen. Du mußt zum Vater,“ hat sie gesagt, „und wirst ihn bitten, seinen Kindern die Freude zu machen und zu uns zu ziehen. Wir haben eine große Stube, sind allein mit Babi und dem“ — der Gast sprach nicht aus, aber das Gesicht verzog sich häßlich — „er wird seine Bequemlichkeit hier haben und ohne Sorgen sein. Darum bin ich, Herr Vater, gekommen.“

Diese Rede dauerte ziemlich lange, der Gast strich sich dabei fortwährend sein Haar und Střihavka vergaß zu rauchen. Die Runzeln auf den Wangen zogen sich zusammen, die Augen wurden feucht und das Kinn erzitterte einige Male. Er schwieg eine Weile; zuerst blickte er still den Fußboden an, dann brachte er seine Pfeife in Ordnung und zündete sie an. Er paffte, paffte, aber sie ging einige Male aus.

„Ich muß Dir sagen, Anton," sprach er endlich, „sehr freut mich Deine Rede, daß Ihr um mich alten Menschen eine solche Sorge habt und daß Ihr an mich denkt, aber zu Euch übersiedeln, das weiß ich nicht, Junge, ich weiß nicht — weißt Du, ich bin ein alter Mann, der oft eigen ist und ich fürchte, Euch bald zuwider zu sein. Am besten mich schon hier lassen, bis mir der liebe Gott selbst das letzte Stübchen anweist."

„So, so, Herr Vater," hub Anton wieder an und lächelte wieder so eigenthümlich, „da habt Ihr eine schöne Meinung von uns! Werden wir denn nicht auch alt werden? Da hätten wir saubere Herzen, wenn wir einem alten Vater eine solche Liebe zeigen würden, wie Ihr sagt."

„Nu, nu, ich glaube Dir, Herzchen, und Mali kann ich vielleicht auch glauben, es ist ja meine eigene Tochter, ich habe aber so Manches gesehen und weiß, wie das zu sein pflegt. Ein Ausgedinger ist ein Ausgedinger, der soll aus dem Weg gehen und Niemanden geniren."

„Machen wir keine langen Reden, Herr Vater, wir lassen Euch kurz und gut nicht hier, morgen komme ich mit dem Wagen um Euch; aber das verspreche ich Euch gleich, wenn es Euch nicht gefallen wird, sagt es nur und ich übersiedle Euch zurück. Was für Sorgen, das Stübchen bleibt Euch hier, da könnt Ihr zurück, wann Ihr Lust dazu verspürt."

Der Ausgedinger schwieg — von dem Ofen blickte er durch das Fenster auf die schneebedeckten unebenen Felder bis zum Hügel, wo ein altes, ganz verschneites Kreuz stand.

„Also denn Gott befohlen," entschloß er sich, „aber Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, wenn mir die erste Zeit bange sein wird, so viele Jahre habe ich in diesem Winkel ganz allein gewohnt, habe mich an das Einsiedlerleben gewöhnt, daß ich es nicht so bald vergessen werde. Aber ein Kind ist ein Kind, welcher Vater möchte ihm nicht gerne recht nah sein. Aber Anton, Du ißt nichts, so schneide Dir doch ab."

Jetzt erst schnitt sich der Gast ein tüchtiges Stück ab, salzte es und begann zu essen.

„Und wie, Anton, daß ich Dich so frage, wie habt Ihr's mit der Babi?"

Anton, mit vollem Munde, machte eine abwehrende Bewegung mit der linken Hand und brummte: „Ah, immer noch so, der Teufel

selbst hat uns diese Břizcks gebracht; schindet sich einer sein ganzes Leben lang, geizt, und so ein Bißchen hübscher, aufgeputzter Bursch käme dann nur so, machte das Mädel toll und setzte sich schön ins warme Nest. Aber irren gilt nicht, Morák ist nicht von gestern, Hochzeit wird nicht so bald sein, auch wenn das Mädel mit dem — — in Schande säße, so lange ich am Leben bin.“ Jetzt sprach er schneller und feuriger; der Mundwinkel verzog sich auch schneller.

„Aber zu einem Ende müßt Ihr's doch führen, Babi wird älter, das Mädchen wächst ihr heran — was ist das für ein Leben für Euch und für sie.“

Anton zuckte mit den Achseln. „Ein böses Leben, Ihr habt Recht; wer wird sie jetzt noch nehmen? Außer wenn sich ein passender Witwer fände, und wer weiß, wie es ausfallen würde, das Mädel ist hartköpfig. Aber um einen Tausender kann ich ihnen doch die Chaluppe nicht geben, was würde Toni dazu sagen? Er wäre ja an der Prätention zu sehr betrogen. Wenigstens fünfzehn Hundert müßte der Bursch bringen, mögen sie tausend Einser schuldig bleiben, wenn sie dazu schauten, könnten sie es auch zwingen. Bedenket nur, daß die Chaluppe unter Brüdern fünf Tausend werth ist! Aber ich habe mich verplauscht und zu Hause wartet so viel Arbeit. Behüt' Euch hier Gott und auf morgen bereitet Euch schon vor, um zehn Uhr herum bin ich hier.“

„Ueberleg' Dir's nur, Junge, noch recht gut, ich habe damit große Sorgen!“ sprach noch der Ausgedinger.

„Macht keine Umstände mehr, Herr Vater, ich werde thun, wie ich gesagt habe.“

„Nu, wenn Ihr's nicht anders wollt, Gott befohlen; wenn Euch's nur nicht früher zu viel wird als mir. Das weißt Du, ich bin mit Allem zufrieden. Grüß mir Mali, Babi und die kleine Wachtel.“

„Behüt' Euch hier Gott!“

„Gott befohlen und Gott geleite Dich! — Nicht einmal vor die Thüre geh' ich mit Dir, aber ich bin nur so in Pantoffeln.“

Die Thür schlug zu und der Gast entfernte sich.

Toni, wie Střihavka den breitschultrigen Fünfziger nannte, war sein Schwiegersohn Morák; er hatte die älteste Tochter des Gevatters geheirathet und sie lebten schon mindestens 25 Jahre zusammen. Morák hatte in Třemešnic — einem großen Kirchdorfe — eine Chaluppe und man wußte, daß er sein Schäfchen im Trockenen hatte. Er war ein

ausgezeichneter Sparmeister und hätte in diesem Handwerk der ganzen Gegend Lectionen geben können. Den Sohn Anton hatte er schon versorgt, er hatte ihn nach Chodowitz in ein schönes Bauerngut hinein verheirathet, aber mit Babi war's ihm fehlgeschlagen. Er hatte mit ihr hoch hinaus wollen, sie war ein Mädel groß und stark, wie er, hatte Augen und Haar wie Kohle, schöne, fast braunrothe Wangen. Aber Alles ging Morák in die Brüche. Als des Aujezder Chaluppners Břizek Sohn als gelernter Tischler aus Wien kam, machte er das Mädel so verrückt, daß sie nicht mehr schlafen konnte. Der Tischler Wenzel Břizek war ein gar fescher Bursch; wenn er sich Sonntags aufputzte, war er ganz anders als seine Kameraden, aber am Wochentag betrieb er zu Hause sein Handwerk oder half auch, wo nöthig, dem älteren Bruder auf dem Felde. Und so verschauten sie sich mit Babi an einander, daß sie bald für die übrige Welt verloren waren. Babi verhehlte ihre Liebe, wie sie nur konnte, aber Morák hatte Hasenohren, er wetterte, daß es ein Elend war, er fluchte, aber Alles vergebens.

„Wenn's eine Figur wär'," sagte er, „aber dieser Leimfraß ist ja rein wie eine Schindel!" Er hatte andere Augen als die Tochter.

Als aber Morák bemerkte, daß Babi bleich wurde, daß ihr das Röckchen sich kürzte, prügelte er sie mit einem Strick, daß sie einige Tage in der Scheune im Stroh lag und sich kaum rühren konnte. Dann hörte er auf mit der Tochter zu sprechen und sprach mit ihr bis heute nicht.

Die Chaluppe Břizeks war nicht die schlechteste und Břizek gehörte zu den klügsten Landwirthen, aber es waren da zwei Söhne und zwei Töchter. Der Sohn Prokop war älter und sollte die Chaluppe übernehmen, wenn er nur eine wohlhabende Braut gefunden hatte, um dem Bruder und den Schwestern ihren Antheil auszuzahlen, Jedem tausend Einser. Morák wußte das Alles, aber mit dem alten Břizek verhandelte er nie; nicht einmal, als Babis Kind die Wände beschrie, sprach er mit dem Aujezder Chaluppner und der unterwarf sich auch nicht; er hatte wohl vernommen, was für Reden Morák vor den Leuten führte. Wenzel plackte sich indessen zu Hause, um einige Groschen herauszuschlagen, aber das ging langsam. Die Jahre schwanden inzwischen dahin . . .

Als Morák vom Vetter Střihavka sich getrennt hatte und mit langen Schritten die beschneite Straße maß, dachte er bei sich: „Potz

Blitz, mit dem Vater ist's noch nicht so schlimm, er ist noch nicht so hin, ist immer noch wie 'ne Rose, und mir scheint, Mali hat sich geirrt und wir verrechnen uns."

Střihavka sagte gleich Nachmittags der Hauswirthin Tynys: „Morgen, Gevatterin, zieh' ich Euch von hier aus."

„Ihr zieht aus? und wohin, Herr Vater? Ihr werdet doch nicht heirathen?"

„Immer gleich lustig, mag Euch diese Heiterkeit nie verlassen, das ist eine Gabe von Gott. Zur Tochter, zu Mali zieh' ich."

„Zu Mali, — zu Moráks wollt Ihr ziehen?"

„Selber seid Ihr Schuld daran, bei der Frühmesse habt Ihr, hör' ich, die Tochter erschreckt, daß ich heuer klage, und die will's jetzt nicht anders thun, als daß ich hin muß. Toni war früh hier und wird morgen um mich gefahren kommen."

„Na, da fällt der Himmel ein! Na, geb' Euch Gott Glück, aber ich thät's nicht!" sagte die Hauswirthin und versank in Gedanken.

„Warum? Warum thätet Ihr's nicht, Gevatterin?"

„Nun — kurz, ich thät' es nicht!" sagte die Hausfrau still, als dächte sie laut.

„Wenn mir's nicht gefallen wird, so werden sie mich zurückfahren, das hat mir Toni versprochen."

„Zurück kommt Ihr nicht mehr, Herr Vater," sagte die Frau entschieden, aber sogleich setzte sie hinzu: „Es wird uns hier bange sein, wir sind sehr daran gewöhnt, daß wir Euch hier in dem Stübchen haben. Das Ausgedinge geben wir Euch nach Třemešnic, wie wenn Ihr bei uns wäret."

Střihavka hatte fast Thränen in den Augen, als er allein blieb. Das ist doch eine Seltenheit, daß ein Wirth seinen Ausgedinger ungern verlöre und betrüge auch das Ausgedinge nicht mehr als das Futter für einen Stieglitz.

Am folgenden Tage Vormittags kam der Eidam Morák mit einem Leiterwagen, an den ein paar starke Kühe gespannt waren. Tynysens luden alles Eigenthum des Ausgedingers auf und der Alte kletterte ganz eingemummelt in die Betten auf dem Wagen.

„Gott geb' Euch Glück!" riefen Tynysens ihm nach und mit ihnen alle übrigen, die aus den benachbarten Chaluppen und Baraken zusammengelaufen waren.

„Geb's Gott und behüt' er Euch hier Alle," sagte der Ausgedinger weinerlich. Morák sprach bei alledem so recht kein Wort, er sah sauertöpfisch drein.

So übersiedelte Vetter Střihavka „wie 'ne Rose" zur Tochter nach Třemešnic.

Es ging elend; hinter dem Dorfe war der Schnee wenig festgetreten und gefahren, bergauf konnten die Kühlein den Wagen kaum ziehen und die Räder gruben sich in die Tiefe fest. Es pfiff und knarrte, wie wenn man die Feile an einem Feuerstein wetzt.

II.

Moráks Chaluppe steht auf dem Dorfplatz in der Reihe der übrigen Chaluppen und Bauernhöfe; getrennt davon durch Gärten mit Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen, auf denen dichter Schnee liegt, aus welchem die braunen dürren Blätter hervorblicken. Die Wahrheit zu sagen, sieht die Chaluppe überaus unschön aus, sie ist viel verbräunter als die übrigen Gebäude, kurz, als läge sie ganz versteckt und nicht auf dem Dorfplatz. Das Schindeldach ist im Verhältniß zu den Mauern auffallend hoch und stark mit Moos bedeckt, so daß es scheint, als drücke das Dach zu sehr auf die Wände, die Balken darin sind wie geknickt.

„Ei was, dort oben auf dem Boden ist's immer voll, das ist eine Last," pflegen die Třemešnicer zu sagen.

Oben unter dem Dache steht auf einem ehemals weißen Brette die braune Inschrift: „Dieses Haus hat mit Gottes Hilfe gebaut Anno Domini 1750 Anton Morák. Friede diesem Haus und Allen, so darin wohnen werden." Vor der Chaluppe steht ein Vorbau, auf drei hölzernen, gründlich vermorschten Säulen ruhend. Auf dem Vorhaus hat Morák seine Reisigbündel und Schindelhaufen geschlichtet, es ist dessen so viel, daß die zwei mäßig großen Fenster kaum herausgucken. „Gott behüt', daß dieses Hüttenzeug 'mal fängt, das wär' ein Fressen für die Flammen," pflegt der Schuster Šourek zu sagen. Hinter dem Hause liegt der Stall aus bröckeligem Sandstein und dahinter die Scheune. Morák besichtigt sein düsteres Gebäude nicht sonderlich, erst wenn's wo durch's Dach rinnt, sorgt er für eine Reparatur.

In dieses Haus kam am Fest der unschuldigen Kindlein der Ausgedinger Střihavka. Moráks Tochter Babi half ihm vom Wagen,

und als er mit seinen Patschen auf dem Aufschutt stand, küßte sie ihm die Hand und der Alte streichelte ihr die Wange. Da faßte ihn auch schon ihr kleines Töchterchen an der Hand, küßte sie auch und zwitscherte: „So kommt, Großväterchen, zu uns.“ Der Ausgedinger nahm alle seine Kraft zusammen, hob das Kind auf und küßte es auf den Mund.

„Gott grüß' Dich und gebe Dir alles Gute, Du mein Urenkelchen,“ sprach er und sich bekreuzend überschritt er die Schwelle, trat in das düstere Vorhaus und durch die breite Thür in die Stube.

„Gott geb' einen guten Nachmittag,“ grüßte er.

„Geb's Gott, seid mir gegrüßt, Vater. Na da sieh' nur, immer heißt's, Ihr werdet schwach und Ihr seid immer frisch wie ein Herrenpilz.“ Mit diesen Worten begrüßte den Stříhavka seine Tochter Mali. Es war eine tüchtige Hopfenstange, dürr und knochig, mit stark melirtem Haar, das nur in einen Knoten gedreht war, mit runzligen Wangen, so daß sie viel älter aussah, als sie war. An hatte sie einen alten, mit dünnem Leder überzogenen abgeriebenen Leibpelz und einen kalmankenen Rock.

„Na, wie geht's Dir, Mädchen, wie geht's?“ plauderte Stříhavka.

„Ei, Ihr wißt's ja, wie's einem bei dieser Plackerei gehen kann, es geht von Früh bis Abends wie im Fluge. Rücken und Beine thun schon weh, aber nachlassen kann man nicht. Zieht die Burnusse aus, hängt sie daher und kommt Euch zu Tisch setzen.“

Der Gevatter bemerkte, daß es im Ofen stille und in der Stube kühl war.

„Den Pelz, Mädchen, behalte ich an, ich bin schon daran gewöhnt,“ sprach er.

„Kommt, schneidet Euch Brot bei uns ab, Ihr seid ohnehin nach der Fahrt ausgehungert; Butter habe ich nicht; wir melken fast gar nichts.“ Die Wirthin sagte nicht, daß sie alle Butter, die sie machte, und mochte deren auch jetzt im Winter wenig sein, den Hořitzer Höcklerinnen verkaufte.

Der Alte setzte sich und schnitt sich ein Stück ab, aber er dachte doch im Geiste, daß er etwas Warmes erwartet hatte, um nach der Fahrt sich zu erwärmen.

Babis Kleine war beständig zu seinen Füßen und betrachtete des Alten Wangen, es gefiel ihr sehr, daß sie so roth waren, daß die Augen

so funkelten und der Mund lächelte. Es war ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren, aber sehr aufgeschossen.

„Na also denn, Wachtelchen,“ sprach sie der Großvater an, „so sag' mir doch, wie man Dich heißt, ich hab' Dich ja noch nicht gesehen, seit der Zeit, als Du noch im Bettchen warst.“

„Mutter sagt mir Käthchen, die Großmutter Käthe und der Großvater schmutzige Trine,“ lachte das Mädchen.

„Und was meinst Du, wie wird Dir dieser neue kleine Großvater sagen?“

„Käthchen.“

„So ist es, Käthchen, mein Käthchen wirst Du sein.

Babi trug mit dem Vater Großvaters Rumpelzeug in die Stube, Alles schleppten sie zusammen herbei, Babis Wangen leuchteten wie Pfingstrosen und Bäche von Schweiß rannen an ihnen herab. Als sie sah, wie der Großvater mit ihrem Kinde sprach, blickte sie auf das holde Bild und stand lächelnd wie versteinert da.

„Steh' nicht und tummle Dich, Du siehst, daß der Vater wartet!“ befahl die Mutter und, zum Ausgedinger gewandt, setzte sie hinzu: „Es wird Euch ohnehin bald verdrießen und Ihr werdet das ausgelassene Ding nicht mehr hätscheln. So lange ich gut zu ihr war, hab' ich zu leiden gehabt, bis mir oft die Ohren wehthaten, jetzt hab' ich heilige Ruh'!“

Der Ausgedinger nahm sie am Kinn und lachte:

„Die Großmutter sagt, daß sie gut gewesen ist, aber ich weiß, sie ist jetzt oft noch besser und steckt Käthchen ein Aepflein, eine Birne oder eine Butterschnitte.“

„O nein,“ sagte das Kind ruhig und versuchte, wie die Stoppeln an des Großvaters Kinn kratzten.

„Du hast ein kurzes Händchen,“ sagte Střihavka, und statt zu essen nahm er das Kind auf die Knie: „Sie kratzen, nicht wahr?“

„Sie kratzen, wie eine Hechel!“

Der Großvater nahm Käthchens Hand, grub mit dem Zeigefinger in der Fläche und sagte:

Süßen Brei kocht' Mäuselein
In einem eisern' Töpfelein,
Dem gab sie — dem gab sie,
Dem gab sie — dem gab sie,
Und nur diesem gab sie nichts.

Und er sprach:
Bin ich auch klein,
Werd' ich's doch sagen
Und er lief, lief, lief —
Bis er hier kitzelte.

Käthchen jauchzte vor Vergnügen auf, als Großväterchen mit der Hand bis zur Achselhöhle lief und sie dort kitzelte.

„Das hast Du noch nie gehört?" fragte er.

„O nein, ich kann nur: Eneke, Beneke, trockene Knödeke, hopsasa, kopsasa 'raus!" zwitscherte das Mädchen.

„Nun gut, aber warte!" sprach wieder der Ausgedinger, und indem er einen Finger Käthchens nach dem anderen nahm, sprach er:

Das ist's Vaterl,
Das ist's Mutterl,
Das ist's Sohnerl,
Das ist's Töchterl,
Das ist's Enkerl,
's kleine Buberl.

„Nicht einmal das kannst Du?"

„Nichts kann ich, nur das Eneke, Beneke," antwortete Käthchen.

„Nu, nu, Du wirst's schon bald können. Märchen hast Du auch nicht gehört? Das von Hahn und Hennchen, oder vom Aschenbrödel, vom Pfefferkuchenhäuschen, vom Brüderchen und Schwesterchen?"

„Daß Ihr dies alles könnt?" fragte ganz verwundert das Kind und seine blauen Augen öffneten sich weit dabei.

„Ja, ich kann dies Alles und noch viel mehr; wenn Du brav sein wirst und wenn Du den großen Großvater, die Großmutter, die Mutter und mich gerne haben wirst, werde ich Dir Alles erzählen und Alles werde ich Dich lehren."

Großvaters Gerümpel war abgeladen und Babi begann es an der leeren Wand aufzustellen. Käthchen glitt dem Großvater vom Schooß und lief zur Mutter.

„Mutter, jetzt wird es Märchen geben! Vom Pfefferkuchenhaus, von Hahn und Hennchen."

„Wer wird erzählen?“ fragte die Mutter, als wenn sie es nicht wüßte.

„Wer sollte erzählen? Der Großvater wird erzählen, der kann ihrer, hat er gesagt, und Alles wird er mich lehren — das ist's Vaterl, das ist's Mutterl, — dem gab sie, dem gab sie —“

„Nu, Du bist eine schöne Märchenerzählerin!“ lachte Babi laut. Sie erinnerte sich gar nicht mehr, wann sie so gelacht hätte.

Die Hauswirthin Morák machte Feuer. Draußen dämmerte es und in der Stube war es dunkel; das machten die Reisigbündel im Vorhaus und die Balken in der Decke und in den Wänden, gefärbt mit Kalbsblut.

„Jetzt laß' das, Babi, morgen ist auch ein Tag; die Kühe werden schon hungrig sein, bereite das Trinken!“ befahl die Morák.

Käthchen war schon wieder dem Großvater auf dem Schooß.

„Warte, Kind, heute ist das Fest der unschuldigen Kindlein, ich werde Dir etwas erzählen, aber früher geh' ein wenig hinunter, ich werde mir die Pfeife anzünden, mir ist schon bang darnach!“ Er zog aus der unteren Tasche des Pelzes seine Holzpfeife und Tabak heraus, stopfte und zündete sie an. Wieder schmauchte er mit solchem Wohlbehagen, dass es das Mäderl zum Lachen brachte.

„Das pafft, Großväterchen, wie wenn der Zug fährt!“ rief sie und spielte dabei mit den Quasten, die an dem geschnitzten Rohr hingen.

Der Ausgedinger lächelte und bejahte fröhlich. „Also, jetzt setze Dich neben mich und horche!“ Und er erzählte dem Kinde von den unschuldigen Kindlein, wie sie der König Herodes morden lassen und wie das Jesuskind mit der Mutter und Joseph nach Aegypten flohen, wie sie auf einem Eselein ritten und was sie gelitten haben.

„Und hast Du ein Bethlehem?“ fragte er, als er geendet hatte.

„Bethlehem? Auf dem Fluß ist Bethlehem,“ antwortete Käthchen.

„Auf dem Fluß? Nu, nu, die zersprungenen Figuren und Bäumchen aus Eis am Rand des Flusses sind wie ein Bethlehem, auch wir haben sie so genannt, aber ein wirkliches Bethlehem!“

„Ein wirkliches habe ich nicht.“

„Warte, vielleicht habe ich noch in der Truhe ein paar Hirten und Schäfchen; solange die Mädchen klein waren, bauten wir alle

Weihnachten ein Bethlehem und es blieb auf dem Gestellbrett bis Lichtmeß. Es war schön und groß, am Weihnachtsabend und am Dreikönigstag braunte ein Lämpchen davor. Es wird wohl noch so ein Spender übrig sein, wenigstens habe ich sie aufgehoben."

„Und wann wollt Ihr in die Truhe sehen, Großvater?"

„Bis Alles ein wenig in Ordnung sein wird, bis wir kramen dürfen."

Die Hauswirthin zündete einen Kienspan an und steckte ihn in einen hohen Holzleuchter. Der Lichtglanz der Flamme bildete an den Wänden allerhand Schatten. Der Großvater sah sich im Zimmer um. Bei der Thüre befand sich ein offenes Gestellbrett, bei der anderen Wand ein dunkler Schrank, dann eine gelbe Bank um den Tisch; an der Wand hingen Heiligenbilder auf Glas gemalt, ein dunkel angestrichenes Brettchen, ein Rechen mit geblümten Tellern und Schüsseln ein schwarzer Kachelofen, dahinter ein großer Brotbackofen; eine Bank um ihn herum, darauf Spülschaff und Kanne, unter ihr zwei große Stallkübel.

Die Hauswirthin saß auf einem kleinen Block im Winkel vor der Ofenthüre. Aus der Scheune hörte man das Schlagen der Futterbank. Der Wirth bereitete den Kühen ihr Futter. Nach einer Weile kam auch er ins Zimmer; als er den Tabaksrauch einathmete, spuckte er aus, sagte aber nichts. Er trug eine wollene, schwarz und roth carrirte Jacke und ließ die Pelzmütze auf dem Kopfe. Er hauchte in die Hände und nach einer Weile wärmte er sie am Ofen.

„Das ist ein Frost, daß die Zähne klappern," sprach er.

„Und könntest Du, Toni, nicht in Handschuhen schneiden? Als ich schnitt, hatte ich solche alte Fausthandschuhe," sprach der Großvater freundlich.

„Was das betrifft, schneiden könnt' man schon, aber in Handschuhen sollte man auf den Ball und nicht zum Häckselschneiden, da würde man viel fertigschneiden."

Die Wirthin kreischte auf, als wollte sie anfangen zu lachen, aber sie lachte nicht. Dann war es stille in der Stube. Käthchen, neben dem kleinen Großvater sitzend, stützte ihren Kopf auf ihn und schlummerte ein; wenn der große Großvater im Zimmer war, fürchtete sie sich, ein Wort zu reden.

Babi reinigte noch den Stall, streute auf und schüttelte Häckfel in die Tröge. Als auch sie in die Stube kam, zündete der Wirth ein

Lämpchen an, stellte es auf den Tisch und die Frau bereitete das Nachtmahl vor. In eine große Schüssel auf dem Tische goß sie Sauerteigsuppe, in die zweite schüttete sie Kartoffeln und die ganze Familie setzte sich um den Tisch. Käthchen bekam ihr Holzschüsselchen mit Sauerteigsuppe und Babi schälte ihr drei Kartoffeln ab. Bevor der Großvater zu essen anfing, begann er laut zu beten: „Die Augen Aller blicken vertrauungsvoll zu Dir, o Herr, Du gibst ihnen Speis' und Trank, zur rechten Zeit öffnest Du die Hand und sättigest alles Gethier — (Vater unser und englischen Gruß) Herr, Gott, himmlischer Vater, segne uns diese Deine Gaben, die wir von Deiner Milde empfangen werden durch Jesus Christus, unsern Herrn, Amen."

„Ihr habt ein langes Gebet", sagte der Wirth seltsam lächelnd, „wir schlagen nur ein Kreuz vor und nach dem Essen. Wenn der Mensch den ganzen Tag sich rackert, gesegnet Gott auch das Essen und es schmeckt Einem!"

„Ich bin's schon von Haus aus gewöhnt, der selige Vater selber hat uns diese Gebete gelehrt, Mali hat's gewiß schon vom Hause her vergessen", sagte der Ausgedinger etwas bitter und begann zu essen. Er schälte sich eine Kartoffel und aß sie zur Sauerteigsuppe.

„Ihr habt heuer sehr gute Erdäpfel, sie kochen sich weich und sind mehlig", lobte er, aber Niemand antwortete.

Střihavka hatte es auf dem Wege auch in seinen Betten gefroren, darum begrüßte er mit Freuden das warme Essen und griff mit Appetit zu, aber er hörte auf, solange noch etwas in der Schüssel blieb. Der Wirth stand auf und sagte: „Du mußt für's nächstemal mehr kochen, heute habe ich mich nicht satt gegessen."

„Ich hab' mehr gekocht und werd' noch mehr kochen," antwortete die Frau unwirsch, „wenn Du noch Hunger hast, so iß Dich an Brot satt."

„Das werde ich auch thun," sagte Morak zornig und setzte sich mit einem Stück Brot zum Ofen.

„Babi, bette dem Großvater in der Kammer. Wir gehen gleich nach dem Essen schlafen; wer möchte Oel brennen, es ist ohnehin theuerer als Hofmannstropfen", sprach die Morakin.

Während dieser Rede wusch sie beim Ofen das Geschirr und ohne sich umzusehen, wußte sie doch, daß ihre Worte dorthin flogen, wohin sie zielte. Der Großvater hatte tausendfach Lust, sich eine Pfeife zu stopfen, aber er mußte sich's vergehen lassen.

„So geb' Euch Gott eine gute Nacht, und Du, Kleine, gib mir einen Kuß, daß ich gut schlafen kann," sagte er herzlich und ging mit Babi in die Kammer.

In der Kammer war es kühl und voll verschiedener Gerüche nach Butter, Käse, frischem und trockenem Obst.

Als Babi gebettet hatte, setzte sich der Großvater auf's Bett und zog die Patschen aus. Der volle silberne Mond ergoß durch das kleine Fenster seinen weißen Glanz und erleuchtete das Kämmerchen, in welchem außer der Bettstatt noch eine große Speisealmer, eine Truhe, Fäßchen, Schaffe und ein Mehlkasten stand; man konnte sich kaum rühren.

Babi stand eine Weile schweigend und blickte auf den Greis, dann sank sie ihm um den Hals und weinte laut.

„Na na, Mädel, nimm Dir Dein Unglück nicht so sehr zu Herzen, geb's Gott, daß Du bald wieder bessere Zeiten erlebst."

„Bei uns werden keine besseren Zeiten kommen, Großvater," schluchzte sie, „aber Euch hat mir der Himmel selber geschickt des armen Kindes wegen. Es wird bei Seite gestoßen, es duldet Alles, und ich kann vor lauter Arbeit fast gar nicht zu ihm. Ihr werdet Euch seiner annehmen, nicht wahr, Großväterchen, es ist ja wie eine Waise. Den Himmel werdet Ihr hier nicht haben, das sage ich Euch geradezu, wenn es auch meine Eltern sind, aber um Gottes willen bitt' ich Euch, ertragt etwas unsertwegen. Glaubt mir, wie oft wollt' ich schon weglaufen, im Dienst könnt' es mir ja nicht schlimmer geh'n, ich würde nicht so viel Vorwürfe hören und das Kind wär' auch nicht mehr gehudelt, aber dann denk' ich, daß es denn doch die Eltern sind. O Großvater, ich fürchte mich vor jedem Tag — bei uns wird es schlimmer und schlimmer."

Der Ausgedinger umarmte Babi und sagte innig: „Geh' schon, Mädel, geh', damit es nicht schlimm wird. Habe heilige Geduld, und thu', was Du Vater und Mutter an den Augen absiehst, sie werden ja doch weich werden."

„Gott geb' Euch eine gute Nacht!" Babi küßte dem Großvater die Hand und ging aus der Kammer.

„Na, hast Du Dich ausgeflennt?" begrüßte sie die Mutter. Babi antwortete nicht und bereitete ein Lager für sich und für Käthchen.

Kurz darauf war Moraks Chaluppe ganz dunkel; in allen übrigen leuchtete man noch, sie nur duckte sich unter ihrem hohen Dache trübe ohne Leben, als wären die Menschen aus ihr weggelaufen. . . . .

III.

Großväterchen Střihavka hatte sich ganz richtig prophezeit, daß ihm nach dem Ausgedingerstübchen bange sein werde. Am meisten erinnerte er sich Früh und in der Nacht daran! Früh, wenn er in der kalten Kammer, wo die Betten bei dem starken Frost mit leichtem Reif bedeckt waren, aufwachte, da dachte er an sein kleines Oefchen, wie er sich hübsch einheizen würde, wie er das Frühstück kochen, sich auf die Ofenbank bei demselben setzen und lustig schmauchen würde; Abends, wenn er, kaum den Löffel weggelegt, in die Kammer mußte, wieder in die eiskalten Betten, in denen er sich nur langsam erwärmte, während er sonst gerne noch auf seinem Lieblingsplätzchen beim Ofen sein tägliches Raucherpensum beendete. Er konnte die langen Nächte gar nicht durchschlafen; solange der Nachtwächter Lasička die zehnte Stunde nicht abpfiff, war vom Schlafen keine Spur und gegen Früh, wenn es noch nicht einmal dämmerte, schaute er schon ganz ausgeschlafen in die Dunkelheit hinein. Wenn er sich so auf seinem Lager herumwälzte, da war sein alter Kopf voll Erinnerungen und Gedanken. Er betrachtete sein ganzes Leben und auch an sein todtes Weib dachte er viel. Er sah im Geiste, wie er in seiner Chaluppe wirthschaftete, wie die Kinder sich um ihn herumtummelten und wie es lustig war, wenn sich Abends Alle um den Tisch setzten und erzählten; Mali saß gewöhnlich neben ihm und las am liebsten etwas laut vor. Wie hat sich das Mädel verändert, wie hat sie das Wirthschaften so gründlich hier gelernt, wie ist aus ihr ein solcher Sauertopf geworden? Der Mann, nur der hat es sie gelehrt, Alles zu vergessen und nur dem Mammon zu dienen. Auch über Babi dachte er nach und oft überlegte er, ob er nicht selbst zum alten Břizek gehen sollte, damit er die traurige Geschichte doch einmal beende, daß er sich wenigstens des Kindes erbarme, aber immer schrak er zurück, wie er verhandeln sollte, da er nicht einmal genau weiß, wie und was unter ihnen vorging und dann dachte er: Was wird Břizek des Mädels wegen machen? er kennt sie vielleicht nicht einmal und weiß nicht einmal, wie begabt das Kind ist."

Käthchen war die Ursache, daß Großväterchen die Zeit bei Tag schneller verging. Sie waren immer beisammen und hatten fortwährend etwas zu sprechen; Käthchen verschlang geradezu die Märchen und bald erzählte sie sie selber. Nur ihr Gespräch war in der Stube zu hören, sonst sprach Niemand. Das Bethlehem war schon aus der Truhe herausgesucht und die Schäfchen, die Lämmer tragenden Schäfer, die Bäuerinnen mit Rückenkörben voll Weihnachtsstriezeln, die Krippe und die drei Könige, davon einer schwarz wie Kohle, standen geordnet im Moos im Fenster. In der ganzen Stube war es durch das Bethlehem heiterer; Käthchen betrachtete jedes Bildchen wieder und wieder, mit den Königen und Schäfern sprach sie wie mit Lebenden, sie fragte nach den sonderbarsten Dingen und der Großvater war kaum im Stande, Alles zu beantworten. Es geschah auch, daß der Hauswirth Morak zum Bethlehem hinblickte, aber er sagte kein Wort und lobte es auch nicht. Sie waren mit Babi in voller Arbeit. Bei Morak wurde nie auf die Dreschtenne gedungen, Alles brachten sie allein zu Stande. Es klopfte gewöhnlich zu Zweien, außer wenn die Wirthin zu Zeiten mithalf. Wenn sie nicht draschen, so worfelten sie auf den Schüttboden, schichteten das Stroh um, spalteten Holz — Babi selbst verstand es, einen tüchtigen Stumpf zu kleinen Schnittchen zu verarbeiten — oder Morak fuhr Mist und Babi lud auf; bevor er mit dem leeren Wagen vom Felde zurückkam, mußte der andere aufgeladen sein. Sie ruhten wahrlich nur in der Nacht aus; zwanzig Strich Feld und drei Kühe geben zwei Leuten auch im Winter zu schaffen!

Die Morak wirthschaftete in der Küche oder sie besserte beim Fenster sitzend für Alle aus; der Großvater selber wunderte sich, was für Fetzen sie noch so zusammenzuflicken wußte, daß sie zu gebrauchen waren. Die Wirthin genoß die Gespräche des Großvaters mit Käthchen am meisten und brummte gern eins dazu: „Das Mädel wird noch verrückt von dem Allen, schon jetzt spricht sie aus dem Schlaf. Da hätten wir dann eine Freude!"

Aber der Ausgedinger antwortete mit Lächeln: „Still, Mädel, still; wie Du so groß warst, hast Du auch gerne zugehört."

Etwa drei Wochen nach des Ausgedingers Ankunft in die Chaluppe seines Schwiegersohnes Morak bekam der Großvater und Moraks einen Besuch. Die jüngere Tochter des Großvaters, Nanni, verehelichte Svítil, kam zu Besuch. Als sie über den Aufschutt ging,

stampfte sie wie ein Kürassier und als sie sich in dem Vorhaus die Schuhe abklopfte, dröhnten alle Fenster in der Chaluppe.

„Geb' Euch Gott 'nen guten Morgen!“ grüßte sie, als sie die große Thüre schallend hinter sich zugeschlagen. „Seltene Gäste, nicht wahr“, plauderte sie weiter, ohne darauf zu achten, was ihr Moraks auf den Gruß antworteten, „aber ich habe gehört, daß Ihr Euch den Großvater weggeführt habt. Na, grüß Euch Gott, Väterchen.“ Bei diesen Worten drückte sie dem Großvater die Hand und ließ sich neben ihm nieder.

„Wir haben mit Svítil gesagt, daß es mit dem Vater schlimm aussehen muß, wenn Schwager Morák um ihn gefahren ist. Ich wäre längst gekommen, aber wir wußten von nichts — wo denn hin in Zvlkánka! — bis gestern die Höcklerin es uns hinterbracht hat. Und da sag' ich: Ich muß zum Vater. Schnee gibts zwar bis an die Knie, ich habe gründlich gewatet, aber ich bin doch durchgekommen. Na, wie geht's Euch, Väterchen? Gott sei Dank, Ihr seht gut aus!“ Nach diesen Worten erst stand sie auf und glättete sich das Tuch über der Stirn.

Nanni war viel stattlicher als Mali; groß war sie wie die Schwester, aber von stärkerem Leib, runden Wangen und noch ohne ein graues Haar. Sie war gut gekleidet, sie trug einen ganzwollenen Rock, einen guten Pelz und auf dem Kopfe einen gelben geblümten Salopp.

In der Stube waren Alle außer Babi. Morák schnitt Späne auf der Bank am Ofen, die Morák flickte und der Großvater schaukelte Käthchen.

„Na, Gott sei Dank, Mädel, es ginge immer noch an bis auf die Füße, die frieren immerfort und in der Nacht ist's, als kribbelten Ameisen drin, früh sind sie dann wie Centnergewichte,“ antwortete der Großvater und stopfte seine Pfeife. In der Stube rauchte er jetzt sehr selten, er sah, daß es nicht nach dem Geschmacke der Hausleute war; aber heute in Gegenwart Nannis, dachte er, werden sie nicht mürrisch schauen.

„Ei, wenn's nur die Füße sind, wenn's nichts Schlimmeres ist, das geht auch bald wieder fort. Badet sie Abends in heißem Wasser mit abgebrühten Kleien. Svítil klagte voriges Jahr auch über die Füße, aber das hat ihm geholfen. Und wie geht's Schwägerchen und

Dir, Mali? Ich hab' Euch noch gar keinen schönen Gruß von meinem Mann ausgerichtet, aber was frag' ich, wie's Euch geht; was fehlt Euch denn, den Sohn habt Ihr versorgt und Babi rüstet Ihr eh' die Hochzeit."

„O nein, wir rüsten nichts, Nanni, und werden nicht so schnell rüsten, mag's Mädel zu Hause sein, ohnehin sind wir abgerackert, daß es eine Noth ist," sagte Mali verdrießlich und schob sich aus der Stube. Nach einer Weile brachte sie Brot und nöthigte. „Schneide Dir ab bei uns, hast ohnehin Hunger; Butter gebe ich Dir nicht, wir melken nichts."

„Bei uns ist's gerade so, der Mensch sieht kein Stückchen Butter den ganzen Winter. Und was machst Du, goldenes Mäderle, vor lauter Eile hab' ich Dich ganz vergessen, hast's bei mir aufgehoben!" wandte sich Nanni an Käthchen.

„Großvater erzählt mir Märchen," antwortete das Kind.

„Märchen! Das glaub' ich, der Großvater kann ihrer, ich erinnere mich, was er uns ihrer zu Hause erzählt hat."

„Ja, Mädel, wie oft habe ich mich schon erinnert, was das für schöne Zeiten waren, aber selber hätte ich nicht gedacht, daß ich noch jetzt erzählen werde, was ich kann. Glaube mir, wenn ich Euch so sehe, so kommt es mir gar nicht vor, als seiet Ihr die Mali und Nanni, die mir auf dem Schoße gesessen sind."

„Und Kathle war nicht hier?" fragte Nanni.

„Nein, ich bitte Dich, aus Borovnic ist's ein Stück Weges, sie war bei mir im Herbste, so nach Allerheiligen, und Petřivý vor den Feiertagen. Sie müssen dazuschauen, das weißt Du, in einer Baracke, und ein Häuflein Kinder dazu."

„I, lieber Vater, was glaubt Ihr, daß es in der Chaluppe besser ist? Was man am Getreide mehr löst, muß man den Leuten geben, und die Steuern, und wir haben auch vier solche Bälge, das gibt Sorgen, es ist ein Kreuz; ich weiß oft nicht, wo mir der Kopf steht, Svítil kennt Ihr, daß er sich nichts zu sehr zu Herzen nimmt."

„Bei uns ist's auch kein Himmel, liebe Schwägerin, wir sind auch fünf zum Tisch, die Kühe melken nicht, und das Korn gilt wenig," sprach zum ersten Mal Morák.

Der Großvater zählte in Gedanken schnell nach und sah, daß er zu den Fünfen gehöre.

Da trat Babi in die Stube; als sie die Svítil sah, grüßte sie herzlich: „I willkommen, Tantchen, grüß' Euch Gott," und drückte ihr die Hand.

„Mädel, Mädel, Du blühst von Tag zu Tag mehr auf! Ich wundere mich nicht über den Wenzel, daß er sich an Dir vergafft hat. Wann kommst Du uns denn endlich zur Hochzeit einladen? Ich habe den Kleiderstoff schon vorbereitet, wie lange braucht man zum Nähen? Ich habe gesagt, daß ich auf Deiner Hochzeit jauchzen will, wie noch nie."

„Ich bitte Euch, Schwägerin, hört da damit bei uns schon auf!" sprach recht scharf Morák und der Mundwinkel verzog sich ihm weit in die Wange. Der Großvater hatte schon bei Nanni's Reden bemerkt, wie dem Schwiegersohn der Zorn in die Füße fahre.

„Was erzürnt Ihr Euch, Schwagerchen, um ein unschuldiges Wort; ewig werdet Ihr's doch nicht so lassen!"

„Ich werd's lassen, so lang es so ist, ja; für nichts und wieder nichts habe ich mir diese Schwielen nicht angearbeitet," erklärte Morák.

„Was haben wir uns geplackt, und die sollen's wegschnappen," setzte die Wirthin hinzu.

„Und für wen habt Ihr Euch geplackt, Mali?" fragte der Ausgedinger.

„Nun, wir haben uns geplackt, anders haben wir's gedacht, anders hat's der Herrgott gelenkt."

„Was willst Du's verreden, Tochter, Ihr habt Euch für Toni und für Babi geplackt. Toni habt Ihr versorgt und mit Babi führt Ihr's zu sonderbaren Zielen."

Bei diesen Worten des Ausgedingers ging Babi hinaus.

„Seht Ihr's, sie geht schon, sie weiß ja, daß sie einen Sachwalter hier hat, den hat sie gut verblendet", sprach die Wirthin.

„Sieh' da, wie viel Reden Du auf einmal hast, Mali; seit ich hier bin, hast Du noch nicht so viel gesprochen, aber glaube mir, es sagt es Dir Dein Vater, daß mich das arme Mädel nicht verblendet hat. Sie ist hinausgegangen, weil sie unsere Reden gar nicht anhören kann, so schmerzlich sind sie ihr, und weil sie weiß, daß Euer Zorn gegen sie nur wachsen würde. Sie thut mir leid und dieses kleine Ding thut mir auch leid, weil es an nichts schuld ist und so gelehrig ist, Ihr seht ja selbst, wie ihr Alles in den Kopf geht. Doch Ihr seid die Eltern,

wer kann Euch befehlen; es ist Euer Kind, thut, wie Ihr's versteht", sprach tadelnd und warm der kleine Großvater.

„So, so ist's, Schwägerchen, darum braucht es keinen Verdruß zu geben unter uns," setzte Nanni hinzu. „Aber ich bin da sitzen geblieben, als wollte ich den jüngsten Tag abwarten, und nach Zvlkánka ist's doch ein Stück Weges, ich habe zwei Stunden zu thun, um mich hinzuschleppen. Also gehabt Euch hier wohl, Väterchen, und seid uns nicht krank. Wenn's Euch einmal bange wird, so vergeßt nicht, daß Ihr auf Zvlkánka auch eine Tochter habt, die Euch lieb hat, daſs dort Enkel sind, die auch gerne Märchen mögen, laßt mir durch die Höcklerin sagen, und Svítil wird sogleich gefahren kommen. Also lebt denn wohl und seid hier hübsch gesund."

Střihavka begleitete die Tochter zur Thüre; die Moráks gingen mit ihr bis auf den Aufschutt.

„Hört mal, Schwagerchen", begann dort Nanni, „was ist Euch so plötzlich eingefallen, den Vater wegzuführen? Wißt Ihr, wir verstehen Euch sehr gut, Ihr denkt, es wird mit ihm nicht lange dauern, und wißt, daß er noch etwa drei Hunderter hat, daß Euch das Alles bleiben wird. Aber da irrt Ihr Euch, Schwagerchen, wir werden nicht zufrieden sein damit."

Morák verzog sich der Mundwinkel, bevor er zu reden anfing, die Morákin blickte auf ihren Mann und wartete, was er sagen werde.

„Ihr habt den Vater so lange dort gehabt und keine hat ihn beachtet."

„Ei, Ihr wißt's ja, Schwager, warum wir ihn nicht beachtet haben, wir haben's Eine der Andern zuliebe gethan, damit es keinen Lärm gibt, von Euch den größten; aber Ihr seid hier der Nächste und fangt es schlau an. Es wäre nicht so schlimm, für ein Bißchen elende Bedienung, etwas Grütze, Kartoffelschmarrn und Rüben Alles zusammenpacken; ich weiß, daſs der Vater noch Betten, Kleider, Wäsche hat, aber am meisten haben Euch die drei Hunderter gelockt. Das Ausgedinge bekommt Ihr ohnehin, da habt Ihr genug daran, auf das Übrige rechnet nicht, wir sind drei Töchter und theilen gleich. Na, behüt' Euch hier Gott," und Nanni eilte davon, daß die breiten zersessenen Röcke hinter ihr hin und her schwankten.

Morák stand mit seiner Frau eine Weile schweigend da, dem Alten zuckte es böse um den Mundwinkel; als sie in das Vorhaus

gingen, brach er aus: „Die Plappertasche! Was sie überflüssigerweise zusammenschnarrt! Wir verrechnen uns ja Alle, es wird noch nicht so bald kommen."

In der Stube setzte er sich wieder zu den Kienspänen, aber er saß unruhig, in den Füßen zuckte es ihm. Die Morákin lief auch um den Ofen herum, als hätte sie Nadeln in den Füßen. Der Großvater, auf die Bank gestützt, sah nachdenklich durchs Fenster. Babi, vor dem Wandschrank stehend, butterte, und Käthchen, in des Großvaters Gebetbuch blätternd, besah sich die Heiligenbilder.

„Hört, Herr Vater," begann plötzlich Morák und saß noch unruhiger, „seid so gut und fangt von dieser unserer Angelegenheit mit Babi nicht mehr an."

Der Herr Vater wandte sich halb um und antwortete ruhig: „Ich habe nicht angefangen, Toni. Nanni hat gescherzt und Du bist gleich losgefahren, als trüge man Dir Garben fort."

„Na, ob Ihr nun angefangen habt oder nicht, aber wißt Ihr, Herr Vater, wir können nicht davon hören und es könnte böse Dinge geben. Ich habe Euchs gleich gesagt, bei Euch in Hořeňoves, dass ich so einem dürren Bettelbuben, der mir mit einem Tausender in der Hand kommt, eine Chaluppe, die unter Brüdern ihre fünf Tausend werth ist, nicht gebe. Und wenn die ganze Welt in Trümmer geht, nicht, eher trete ich ihr auf den Hals."

„Erbarmt Euch, Vater, um Álles in der Welt und im Himmel bitte ich Euch, erbarmt Euch!" schrie Babi auf und ihr Weinen durchdrang das Zimmer. Mit einem Sprung lag sie vor dem Vater auf den Knien und umschlang seine Füße.

„Geh' oder ich —"

„Mutter, goldene, steht auf, weint nicht", begann Käthchen zu weinen, und zur Mutter springend, hing sie sich an ihren Hals.

„Zum letzten Mal rufe ich zu Euch Vater und Mutter, Ihr seid ja auch jung gewesen."

„Weint nicht, Mutter, weint nicht, Mutter — Mutter!"

Der Großvater, da er Babi vor dem Vater fast hingestreckt im Staube sah, glühend, ganz aufgeregt, zitterte wie ein welkes Blatt bei Nordwind.

„Geh' oder Du kriegst einen Fußstoß!" — schrie Morák und stand auf.

Babi stand auf, sah mit stieren Augen im Zimmer umher und ging wie betäubt hinaus.

So sprach nach Jahren zum ersten Mal Morák wieder mit seiner Tochter.

„Recht hast Du gethan,“ sprach die Morákin, „wenigstens wird sie für immer Ruh' geben. Mir wirbelt der Kopf, wenn ich nur davon höre.“

„Sie wird Euch noch irgendwo ins Wasser springen,“ sagte erregt der Ausgedinger.

„Mag sie springen, meinetwegen in den tiefsten Brunnen, wenigstens wird Ruh' sein,“ antwortete erregt die Hauswirthin.

„Mali, Mali, der Himmel mag Dich nicht strafen“, tadelte sie der Greis traurig.

„Nicht einmal hineinreden sollt Ihr,“ grollte wüthend Morák und ging im Zimmer umher. „Ihr habt solche Sorgen nicht erfahren, sogar um Kathle sind Euch Werber gekommen, daß Ihr selbst nicht auf sie gerechnet habt!“

„Na, Junge, mach' Dich nur nicht gar so patzig; Mali ist Dir nicht ohne eine schöne Aussteuer gekommen, und was sie weniger hatte, um so viel ist sie Dir besser gerathen. In der ganzen Welt würdest Du nicht so ein Weib finden, weißt Du, die ganz Dir nachschlüge und rein nur für den Mammon leben würde. Aber ich hab' Dir schon einmal gesagt, dieses Kindes wegen solltest Du's mit der Mutter irgendwie zu einem Ende führen, es ist ja eine Freude daran, es hat ja alle sieben Gaben des heiligen Geistes.“

„Und wenn es so viel könnte, wie ein Doktor und Professor, was nützt das, wenn ich's nicht anschauen kann und wenn es doch nur ein —“

„Schweig!“ schrie der Großvater auf, „dieses Wort sprich vor dem Kind nicht aus. Ich werde nicht länger mit Euch reden — was für eine Rede, wenn Ihr kein Herz habt,“ setzte er traurig hinzu und ging aus der Stube.

Morák ging immer noch in der Stube auf und ab.

„Ich zittere ganz, das war uns der Teufel schuldig; wenn ich's nicht darum thäte, daß ich doch glaube“ — er sprach's nicht aus, er wußte ja, daß ihn sein Weib verstehe — „so thäte ich die Kühe einspannen, und es hätte wieder ein Ende!“ grollte er. Erst nach einer

geraumen Weile setzte er sich auf die Hobelbank und begann weiter zu schneiden.

Der Großvater stand eine Weile auf dem Gang, er blickte zum Himmel empor, aber er sah nichts, Alles drehte sich mit ihm im Kreise und Thränen rollten über seine Wangen. Sie fielen auf die frostigen Steine. . . . Eine Weile später, als der Ausgedinger in die Stube gegangen war, glänzten auf dem Pflaster einige Eisperlen. Wie die Wintersonne darauf schien, glänzten sie wie echte, und es waren doch nur Thränen alter, treuer Augen. . . . .

IV.

Der Ausgedinger Střihavka ging fast gar nicht mehr aus dem Hause, nur am Sonntag ging er in die Kirche, aber auch nur noch zur Vesper. Auf dem im Schnee festgetretenen Wege schob er sich mehr als er ging, die Füße wollten sich nicht mehr recht im Knie biegen.

Zu Lichtmeß ging er auch und an der Hand führte er Käthchen, sie hatte, die Arme, nicht viel anzuziehen, aber sie war doch warm angethan, Babi übernähte für sie an den Sommerabenden ihre alten Röcke. Der Großvater, auf einen Stock gestützt, trug den Kopf hoch, drückte ihn nicht in den Pelzkragen wie sonst; die Aeuglein funkelten nur so und sein Gesicht war voll Lächeln. Er war stolz, daß er seine Urenkelin an der Hand führte und glaubte, das ganze Dorf sehe ihm nach, wie es ihnen passe. Wenn ihn Jemand aus Hořeňoves angetroffen hätte, hätte er gewiß gesagt: „Sieh' da, Vetter Střihavka ist immer noch wie 'ne Rose!“

In der Kirche setzte er Käthchen neben sich in die Bank und hätte vor Freuden jauchzen mögen, als er sah, wie Käthchen das Gebetbuch öffnete, wie sie andächtig die Hände faltete und die Lippen bewegte, als bete sie, wenn sie beim Segen sich in die Brust schlug und statt der Kreuze Striche über das Gesicht bis auf die Brust machte. Als sie dann zusammen aus der Kirche gingen, war das Kind ganz Frage nach Allem, was es in der Kirche gesehen, was der Herr Pfarrer an hatte, was er gesprochen, was die Leute geantwortet, worauf man da gespielt, worein alle Leute bei der Thüre gegriffen hätten und noch viele andere Fragen. Wahrlich, der Großvater mochte gar nicht in die düstere Hütte; draußen war es so schön, der Himmel blau wie Vergißmeinnicht, die Sonne voller Glanz, wenn auch ohne

Wärme, der Schnee leuchtete schier, wenn er nur nicht so durchfroren gewesen wäre; und auch Käthchen spielten die Wangen in's Blaue.

Als er in die Stube trat, saß die Wirthin auf dem Holzstumpf beim Herd und der Wirth auf der Ofenbank. Die Hände hielt er hinten an den Kacheln, die Füße gekreuzt und starrte stumpf ins Fenster. Die Ankömmlinge sah niemand an.

„Schön haben wir gebetet," erzählte Střihavka. „Käthchen hat im Gebetbuch gelesen, bis alle Leute nach ihr blickten, gerade als wäre sie schon aus der Schule heraus." Niemand antwortete.

„Wo ist die Mutter, Großmutter?"

Die Großmutter, das Gesicht in die Hände gestützt, zuckte zusammen, als wäre sie erschrocken, aber sie schwieg. Das Kind sprach nicht mehr; es zog seine Sonntagskleider aus, ein Werktagsröckchen und ein Jäckchen an, der Großvater zog die Stiefel aus und Patschen an, und sie setzten sich zusammen auf die Bank. Käthchen legte den Kopf dem Großvater an die Brust. Der Alte schlang seinen Arm um sie, und das Kind schlief nach einer Weile ein. Die Winterluft hat sie betäubt, und sie ist recht erstarrt, dachte der Großvater — solchen Kindern ist das gesund.

In der Stube herrschte Grabesstille und Käthchen holte manchmal laut Athem. Von außen hörte man Schritte, lautes Gespräch und Lachen, und die Stille hier innen war desto trauriger. So ging es bis zum Abend, dann stand der Wirth auf und ging schweigend in den Stall hinaus; die Wirthin heizte ein und bereitete das Nachtessen, aber sie machte kein Licht, der durch die Spalten der Platten und durch die Ofenthüre dringende Schein beleuchtete ihr die Töpfe.

„Mali, wo ist Babi?" fragte der Großvater freundlich und weich.

Die Wirthin hob den Kopf, und der Großvater sah auch bei dem elenden Lichte, wie sie krampfhaft die Hände verschlang. Eine Weile schwieg sie — überwand sich und als sie sprach, waren ihre Worte halblaut, wie wenn eine stumpfe Sense in harte Kleestengel schneidet.

„Wo sie ist — sucht sie — wahrscheinlich wälzt sie sich irgendwo auf dem Boden im Stroh. Gekreuzigter Heiland und schmerzensreiche Jungfrau Maria, womit habt Ihr uns heimgesucht!" Und sie fuhr sich mit der Hand in die Haare, als wollte sie sie auf einmal ausraufen.

„Jetzt haben wir's schon zum zweiten Male da — wo hätten wir das gedacht! Darum hat sie neulich so gebettelt — verdammtes Kind!“ Ihre Knöchel knackten, wie die Morákin über dem Kopfe die Hände rang.

Wieder war es still, nur im Ofen prasselte es und Käthchen schnarchte leise. Den Ausgedinger, obwohl er im Pelzrock da saß, schüttelte der Frost, sein Kiefer bebte wie in Fieber.

„Was denkt das Mädel nur, sie leidet doch so viel! Darum hat sie gesagt, daß es hier je länger je schlimmer wird. Was hat er wohl mit ihr angefangen? Und ich mußte zu so unglücklicher Zeit fort sein, wo ich ihr vielleicht helfen konnte! Wenn nur Käthchen nicht zu Hause war, daß sie das hätte ansehen müssen. Wenzel weiß außer der Sehnsucht von nichts, er fühlt nicht, was seine Liebste für ihn leidet; bis zum Tode kann er ihr's nicht Alles vergelten!“ dachte der Ausgedinger.

Ein schrecklicher Abend war das! Babi kam nicht und Wirth und Wirthin saßen mürrisch da, mit Gesichtern wie von Eis. Dem Großvater quollen die Bissen im Munde, und jeden drehte er lange herum, ehe er ihn schluckte, obwohl er es nicht merkte, daß er den Kaffee bitter hatte, und nicht sah, wie viel schwarze Körnerstücke darin herumschwammen.

Nach dem Abendessen sagte er zu Käthchen, welche von Einem auf den Andern blickte, aber sich fürchtete zu sprechen: „Käthchen, weißt du was, komm' heute mit mir schlafen, wir werden der Mutter davonlaufen, dafür, daß sie im Stalle sich nicht beeilt hat. Ich werde dir ein neues Märchen erzählen, warte, von dem Schloß auf dem Hühnerfuß!“ so sagte ihr der Großvater, nachdem er leise sein Tischgebet gesprochen. Laut betete er nicht seit dem ersten Abend.

„Aber ich möchte lieber auf die Mutter warten, ich habe sie seit dem Mittagsessen nicht gesehen,“ wandte das Mädchen ein.

„Geh' nur und ärgere mich nicht!“ fuhr sie die Großmutter an. Dann ging Käthchen. Heute zum ersten Male bettete sich der Großvater bei Moráks selber, sonst hatten immer Babi oder die Wirthin gebettet.

„Du solltest in den Kleidern bleiben, Käthchen,“ sprach er zum Mädchen, „hier ist es kälter als in der Stube und die Wand ist kalt.“ Und so nahm er das Kind und legte es in den Winkel.

„Geschwind, geschwind, Großvater, kommt zu mir, hier ist's kalt, daß wir uns erwärmen, wie mit der Mutter!"

„Schon bin ich bei dir, schon!" rief der Großvater, „und jetzt wollen wir zusammen beten."

Dann tönte durch die dunkle Kammer eine Reihe von Gebeten, gesprochen von Kinderlippchen und von den bläulichen Lippen des Greises.

Sie beteten: Vaterunser und englichen Gruß, Credo, und Zehn Gebote, Angelus, ein Vaterunser für Vater und Mutter, daß ihnen Gott Gesundheit, Segen und nach dem Tode die ewige Seligkeit schenke, ein Vaterunser für Großvater und Großmutter, um die Gabe des heiligen Geistes, zum heiligen Florian, dem Schutzengel und zum heiligen Johann von Nepomuk, „dass uns der liebe Gott vor Feuer schütze," ein Vaterunser, „daß er uns vor Pest, Hunger und Krieg bewahre" und ein Vaterunser für die Seelen im Fegefeuer. Diese Reihe von Gebeten hatte der Großvater im väterlichen Hause gelernt, und jetzt lehrte er sie sein Urenkelchen. Für ihren Vater durfte Käthchen in der großen Stube nicht beten, hier zum ersten Male gab ihr's der Großvater ein, wenn auch Käthchen ihren Vater erst ein einziges Mal auf dem Felde gesehen hatte und auch da nur ganz flüchtig.

Beim Beten erwärmte sich das Kind und wühlte sich jetzt lustiger in die Betten.

„Also jetzt das Märchen, Großvater," bettelte es.

„Gleich, mein Schäfchen, bis ich nur zu Ende gebetet habe."

Das Kind störte den Greis nicht; erst als er das Kreuz geschlagen hatte, fragte es: „Was hat Ihr noch gebetet, Großvater?"

„Für die selige Großmutter, für meinen Vater und Mutter, um ein seliges Sterbestündlein und daß mir Gott die ewige Seligkeit verleihen möge."

„Also jetzt das Märchen, Großvater!"

Der Großvater begann das Märchen von dem unterirdischen Schloß zu erzählen, daß auf einem Hühnerfuß sich herumdrehte. Käthchen horchte, horchte und ihre Aeuglein schlossen sich allmälig. Als der Großvater etwa in der Hälfte des Märchens war, schlief die Enkelin; der Alte erzählte jedoch weiter, immer leiser und leiser, bis er ganz verstummte. Dann schlug er von Neuem ein Kreuz und betete wieder. Er rief empor zu dem blauen Himmel, an welchem der schöne

Mond schwebte und die Sterne funkelten, er betete für seine große Enkelin — für Babi. Er betete um Glück für dieses düstere Haus, in welchem die Leute stumpf nebeneinander dahingehen und kein freundlich Wort sprechen. Er betete um die Gabe des heiligen Geistes, damit er in diesen bösen Tagen weisen Rath finde.

Nach dem Gebete starrte er in das Fenster, welches schöne Eisblumen schmückten und überlegte immerfort. Als Alles im Hause still war, stand er leise auf, um das Kind nicht zu wecken, zog die Patschen an und seinen Pelz und schlich leise aus der Kammer. Auf dem Vorhause tappte er nach den Balken in der Wand, bis er die hölzerne Bodentreppe fand. Leise öffnete er die Thüre, er fürchtete, sie könnte knarren, aber sie öffnete sich geräuschlos; dann schritt er empor. Wenn eine Stufe knarrte, blieb er stehen und horchte.

Noch war er bei Moráks auf dem Boden nicht gewesen, jetzt in finsterer Nacht kletterte er wie ein Dieb das erste Mal hinauf, zur rechten und zur linken Hand fühlte er Haufen von Stroh — er trat einen Schritt vorwärts — vor sich hatte er wieder Stroh, aber er stand in einem engen Gäßchen. Durch den unverdeckten Theil des Fensterchens im Giebel des Hauses drang bis hieher ein schmaler Streifen Mondlicht.

Der Ausgedinger stand und horchte, — es herrschte hier tiefe Stille, kein Halm regte sich. „Babi!“ rief mehr flüsternd als laut der Ausgedinger.

Stille.

Der Alte trat in dem Gäßchen um zwei Schritte nach rechts vor und rief wieder:

„Babi — bist Du hier?“

„Hier bin ich, Großvater,“ ließ sich schwach Babi's Stimme vernehmen, und das Stroh knisterte.

„Wo bist Du, Mädel, wo?“ und der Ausgedinger tappte mit der rechten Hand im Stroh, bis er die warme ausgestreckte Hand ergriff. Er drückte sie innig und hielt sie fest. Sich niederbeugend, fühlte er nach Babi's Kopf und setzte sich neben ihr nieder. Er streichelte der Armen die dichten, weichen Haare, streichelte ihr die Wangen, welche glühten.

„Wie kann ich es Euch vergelten, Großvater, daß Ihr mich so lieb habt,“ sprach Babi halblaut und schluchzte.

„Weine nicht, sie würden uns hören — unglückliches Kind!“

„Sie haben Euch Alles gesagt, nicht wahr? Hat auch Käthchen zugehört?“

„Sie hat geschlafen, der Frost hatte sie draußen betäubt, sie schlief ein, wie ein kleines Bündel.“

„Großvater ich bitte Euch, zürnt mir nicht,“ wimmerte Babi und preßte die alte Hand an ihre Lippen. „Wir haben uns so lieb.“

„Stark ist wie der Tod die Liebe,“ sprach flüsternd der Großvater. „Daß Du Dich mir nicht anvertraut hast, vielleicht hätte ich den Lärm doch irgendwie verhindert.“

„Das war, Großvater, der jüngste Tag; nichts ahnte ich; ich wusch wie sonst, der Vater saß beim Ofen und blickte mürrisch drein, wie er gewöhnlich thut. Auf einmal ist er aufgestanden, die Augen leuchteten ihm, und die Zähne knirschten. — Nicht einmal die Mutter wußte sogleich, was geschehen war, bis sie es aus den Worten des Vaters erkannte.“

„Hat er Dich geschlagen?“ fragte der Großvater und an der Frage merkte man, daß er vor der Antwort zitterte.

„Da, greift her!“ sagte Babi und legte des Alten Hand auf ihren Rücken; er betastete eine Schwiele wie einen Strick.

„Ich bin blutig geschlagen, Großvater, es sind große Schmerzen; hier im Stroh fühle ich es doch nicht so. Anfangs stand ich still und duldete Alles, aber dann wand ich mich vor Schmerzen auf der Erde und kroch davon wie ein Hund. Es ist mein Vater, Großvater, aber Gott mag's ihm verzeihen, der Mammon ist vielleicht doch nicht Alles.“

„Was würde Wenzel dazu sagen? Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob er Dir je vergelten wird, was Du für ihn duldest.“

„Was soll er beginnen? Er rackert sich zu Hause, erwirbt, spart — schon haben wir uns gesagt, dass es vielleicht doch besser wäre uns armer Weise zu heirathen, dass er nur sein Handwerk betreiben soll, aber ich habe unsere Leute doch nur lieb, und dann bin ich nicht einmal volljährig.“

„Hast Du vorhin geschlafen?“

„Ich bin ein wenig eingeschlummert, und die Schmerzen fühle ich nicht mehr so, vielleicht wird mir bald wieder die Geschwulst vergehen und ich werde an die Arbeit gehen können.“

„Aber Du wirst jetzt ein Leben haben, — der Himmel tröste Dich, Mädel — ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich's aushalten werde, das Alles mit anzusehen".

„Was würde Käthchen anfangen? Wie ist nur die Arme eingeschlafen?"

„Sie schläft heute mit mir, sie ist bei einem Märchen eingeschlafen."

„Ihr seid ihr Vater und Mutter, Großvater, wenn ich's Euch nur ein Bißchen vergelten könnte."

„Jetzt schläft sie schön, es wird vielleicht doch irgendwie gut werden; noch nie ist die Sonne untergegangen, sie gehe denn wieder auf; ich muß hinunter, wenn Käthchen aufkäme, wüßte sie vor Angst nicht, was anzufangen. Behüte Dich Gott und Dein Schutzengel. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Großvater, ich bin ganz erfrischt, weil Ihr gekommen seid."

Wie der Großvater hinaufgekrochen war, so kam er glücklich wieder hinunter, aber es war eine harte Arbeit; er erinnerte sich nicht, eine ähnliche ausgeführt zu haben.

Als er sich wieder zu Käthchen legte, konnte er lange nicht einschlafen; er erinnerte sich seiner seligen Alten, was die wohl sagen würde, wenn sie sähe, welche Sorgen er noch jetzt, so nahe dem Grabe, hat, wie es mit ihrer Familie so seltsam geworden ist. An sein Ausgedingerstübchen erinnerte er sich nur selten und wenn es ihm doch einfiel, in welchem Frieden er dort gelebt hatte, so sagte er sich sogleich, daß er hier nothwendiger sei, daß er dort schon halbtodt gewesen und hier lebe er, wenn auch in eitel Kummer.

Der Nachtwächter Lasička pfiff schon die elfte Stunde ab, und der Großvater quälte immer noch seinen alten Kopf mit Gedanken. . . .

Früh gleich nach dem Frühstück zog sich der Ausgedinger an, nahm seinen Stock und sprach zur Wirthin: „Ich werde nach Vrhovina hinüberschauen, ich habe dort einen alten Kameraden, den Šorejs, Du kennst ihn ja; gerne möchte ich ihn noch sehen, es ist ohnehin das letzte Mal."

„Und werdet Ihr bis hinkommen?" fragte Mali freundlich genug; so oft der Vater von seinem nahen Ende sprach, war sie freundlicher.

„Irgendwie kriech' ich bis hin, die Wege sind gut und es ist heute sonnig."

Nachdem er das Dorf durchhumpelt hatte, wandte sich der Alte nicht gegen Vrhovina, sondern er lenkte den Schritt gegen Aujezd. Er ging zu Břizeks, er wollte mit dem Jungen und dem Alten sprechen; er sah, daß Niemand sich der jungen Leute annahm, und daß es bei Moráks immer noch aussehe, wie vor der Sündfluth.

Bei der Johannis-Filialkirche that der Ausgedinger ein frommes Stoßgebet für gutes Gelingen und schritt auf den öden Dorfplatz. Unter den Schneedecken auf den Schindel- und Strohdächern standen die Bauernhöfe und Chaluppen stumm da, als duckten sie sich vor Kälte zur Erde, aber aus ihren Schornsteinen stieg leichter weißlicher Rauch zum reinen Himmel auf.

Der alte Břizek stand eben vor seiner Chaluppe und rauchte. Es war ein nicht sehr großes, stämmiges Bäuerlein; die leichte Mütze hatte er im Nacken, die weißlichen Haare stark in die Stirne gekämmt, die Wangen schon runzlig, das Kinn etwas vorstehend und die Lippen eingefallen, weil ihm alle Vorderzähne fehlten. Das Pfeifchen hielt er in der linken Hand und bewegte rauchend nur leicht die Lippen. Inneres Feuer hatte er offenbar noch genug, denn er stand im härtesten Frost nur so da in aufgeknöpfter Weste, unten festgebundenen Lederhosen und in Pantoffeln, die von Stiefeln abgeschnitten waren; er trug sie nur auf dem bloßen Fuß.

Der Ausgedinger erkannte ihn sofort, obwohl er ihn schon lange nicht gesehen hatte und Břizek inzwischen sehr alt geworden war. Břizek war als sonderbarer Sinnirer und als frommer Mann bekannt; in der Třemešnicer Kirche verrichtete er allemal am Charsamstag Nachmittag eine besondere Andacht, die der Mühe werth war; und darum war die Kirche immer gedrängt voll. Die heimischen Literaten* gönnten ihm das nicht und darum mußte er sich mit diesem einzigen Ruhme begnügen, außer etwa, daß er bei der Messe in der Filialkirche kräftig singen durfte.

„Gott 'nen guten Morgen," grüßte ihn Střihavka und blieb stehen.

„Guten Morgen, guten Morgen," antwortete Břizek ruhig, und weiter schmauchend schob er nur die Mütze ein wenig gegen das Ohr.

* Chorbruderschaft.

„Ich gehe gerade zu Euch, und Ihr kennt mich wohl gar nicht mehr?“

„Ei, doch, ich kenne alle Leute auf eine Meile in der Runde, bis schließlich auf das kleine Volk, wer würde sich darin auskennen?“

„Gerne möcht' ich, Gevatter, mit Euch ein wenig sprechen, aber wißt Ihr, so daß wir allein wären,“ sprach der Großvater.

„Allein“ — antwortete Břizek und paffte stärker, „na' gehen wir schließlich in des Sohnes Werkstatt, der Junge kann ein wenig fortgehen. Also kommt weiter, Herr Vater!“

Bei jenem Paffen griff der alte Střihavka an seine Tasche ober seine Holzpfeife dort habe, welche, armer Schlucker, jetzt immerfort ausruhte.

Als sie über den Hof in den kleinen Anbau kamen, wo die Tischlerwerkstatt war, bemerkte der Großvater einen jungen, hoch aufgeschossenen Menschen mit großen blauen Augen, vor Schweiß feuchten Haaren und einem blonden Schnurrbärtchen.

Das also ist Babi's Wenzel, Käthchen hat seine Augen, dachte der Greis, und laut sprach er: „Helf Gott, Junge, ich bin der Ausgedinger Střihavka, Babi's Großvater.“

Wenzel erröthete ein wenig, und den Hobel weggelegt, reichte er dem Greis die Hand; an den Augen war's ihm geschrieben, daß er ihn sehr gerne sah.

„Du wirst ein wenig warten, Wenzel, geh' indeß in die Stube,“ sagte der alte Břizek.

„Aber — wißt Ihr, Herr Vater — lassen wir den Jungen hier, ich bin froh, daß es sich so trifft; wißt Ihr, es gerade heraus zu sagen“ — und der Großvater setzte sich auf die Bank, — „komme ich wegen Babi. Um der Barmherzigkeit Gottes willen, Leutchen, bitte ich Euch, führt's zu einem Ende, dort bei uns geht es gräßlich zu.“

Der Chaluppner stand dem Ausgedinger gegenüber, rauchte und strich sich mit der Rechten die Haare über die Stirne.

„Was soll ich zu einem Ende führen, Herr Vater?“ fragte er verwundert.

„Es kurz zu sagen, macht, daß es Hochzeit gibt.“

„Hochzeit,“ kicherte der Alte, „macht, daß es Hochzeit gibt, wenn's nicht sein kann. Mit eitlen Menschen sitze ich nicht und mit Heuchlern schließe ich keinen Bund, sang schon der fromme Psalmist David!“

Břizek sprach halblaut, aber in seiner Sprache war ein Ton, wie wir ihn bei alten schlechten Predigern hören.

„Ihr wißt nicht, was bei uns geschieht, Herr Vater, Ihr habt ein Herz im Leibe, wenn Ihr sähet“ —

„Ich habe gehört, daß des Mädels wegen“ — antwortete der Chaluppner kühler.

„Und jetzt wird, hör' ich, das zweite kommen, glaubt mir, Babi ist eine Märtyrerin. Wenzel, die Strafe Gottes komme auf Euch, wenn Ihr nicht einmal vergeltet, was das Mädchen für Euch leidet —!“

„Das zweite?“ sagte Břizek halblaut und sah Wenzel an.

„Vater, um Alles auf der Welt bitte ich Euch, erbarmt Euch irgendwie über uns,“ rief Wenzel, die Hände ringend.

„Erbarmt Euch — warum sollte ich mich schließlich nicht erbarmen? Aber was will Morák? Fünfzehnhundert, und tausend sollen sie schuldig bleiben; aber ich habe nur tausend, Du hast zwei Hunderter, da haben wir zwölfhundert und sind fertig.“

„Herr Vater, gebt zu, dem armen Käthchen zu Liebe gebt zu! Wenn Ihr das Kind kennt, — die Augen hat sie hier vom Vater, und der hat sie von Euch, die Gabe des heiligen Geistes hat sie, daß man sie weit suchen könnte, ein Gedächtniß, nicht zu glauben —“

„Nu, wenn sie ein Gedächniß hätte, wie der Cardinal Mezzofanti, und der soll alle Sprachen gekonnt haben, die auf der Welt sind, was soll ich zugeben? Gebe ich einen Einser zu, so sind das bei drei Kindern — zählen wir also Prokop nicht mit — drei Einser, geb' ich dreihundert zu, so sind das für den Sohn und die Töchter neunhundert — Herr Vater, wo sollte ich das hernehmen?“

Der Großvater schwieg, er blickte in's Leere, und Thränen rollten ihm auf die Wangen.

„Gestern in der Nacht war ich bei ihr — sie lag auf dem Boden, im Stroh — im Elend, blutig geschlagen — und das Kind hatte ich dann bei mir — ich habe um Hilfe und Rath gebetet. —“

„Kinder, seit Eueren Eltern in Allem gehorsam, denn das ist dem Herrn sehr angenehm. Väter, reizet Euere Kinder nicht zum Zorn gegen Euch, daß sie nicht verzweifeln, — steht in der Epistel des heiligen Paulus.“

„Wahr, wahr, Herr Vater, und Euch gebührt auch ein Stückchen davon; aber der selige Vikär Petera, Ihr werdet Euch seiner wohl

erinnern, pflegte sehr oft zu sagen: Verhärtet nicht Euere Herzen, hat der heilige Paulus geschrieben," antwortete der Ausgedinger.

„Aber, Ihr seht ja schließlich und höret es selber, daß ich nicht helfen kann. Wenn Moráks die Chaluppe lieber haben als die Tochter" — Der Chaluppner paffte rascher, und ging von der Thüre zur Wand und blickte zur Erde.

Der Großvater saß niedergebeugt und preßte die Stirn in die flache Hand — er zitterte ganz und der Schmerz verzerrte ihm die Wange; plötzlich griff er in die Tasche, zog sein Schnappmesser heraus, öffnete den Pelz und schnitt in die Naht des Futters. Dann steckte er die Hand unter das Futter, zerrte dort einige Male und zog ein zusammengelegtes Papier heraus; schnell entfaltete er es und zählte drei Hunderter auf die Bank.

„Da habt Ihr die drei Hunderter, Wenzel, und Gott mag sie Euch gesegnen; ich habe sie aufgehoben — für das Ende meines Lebens, aber ich werd's ja irgendwie durchschlagen, drei Kinder werden mich doch ernähren und nach dem Tode, wozu die Pracht? Auf dem Trockenen werden sie mich nicht lassen! Ich hab' das da schon lang im Kopf herumgetragen, aber ich dachte immer: Wie nun, wenn Dir der Himmel noch ein Paar Lebensjährchen gewährt, was wirst Du anfangen? Jetzt aber denke ich: Was liegt an Dir, — hier sind Kinder! nur für die Kinder gebe ich, was ich habe!" Der Großvater sprach mit heiserer Stimme unter Thränen und die Hände zitterten ihm.

Břizek sah verwundert auf den Alten, er vergaß zu rauchen und die Augen waren halb geschlossen. Dann war es in der Stube stille.

„So, so, Herr Vater," begann Břizek wieder kühl, „man sieht, daß Ihr all' das Gesindlein sehr gerne habt, aber ich rathe Euch, hebt Euch die Dreihundert auf und verlaßt Euch nicht auf die Kinder. Ihr habt schon Jahre genug, Ihr solltet das schon kennen! So lange es klein ist, schmeichelt es sich zu Einem und möchte ihn vor Liebe aufessen, wenn's älter ist, verdrießt sie's, daß Ihr esset, geht, athmet und am frohsten sind sie, wenn man Euch endlich aus dem Hause trägt. Ich sag' Euch, behaltet die drei Hunderter, damit Ihr nicht Hungers sterbet. Wenzel mag arbeiten, bis er's verdient; es wird schließlich noch einige Jahre dauern, aber wenn sie sich kostbar machen, mögen sie warten."

„Beim ewigen Gott bitte ich Euch, sagt mir, was seid Ihr für Menschen! In Euch keinem ist ja auch nur ein wenig Liebe, Erbarmen. Ich weiß gar nicht, — scheint mir's oder ist's wahr, aber ich verhandle stets mit Menschen und die haben kein Herz," rief der Großvater, und an der Stimme war's zu erkennen, daß der Kummer ihn erstickte.

„Vergelt's Euch Gott, Großvater, was Ihr für uns thut!" rief Wenzel. „Seid nur ohne Sorge um Eueren Unterhalt, jetzt werde ich mit Babi da sein, und werden nie Eueres Herzens vergessen," und er umarmte den Alten.

„Na, möge nur Segen darauf ruhen! Und Ihr, Gevatter, jetzt sind fünfzehn Hundert da, jetzt kommt zu uns und sprecht mit dem Schwiegersohn; aber ich bitt' Euch Beide um Alles, daß Ihr weder Einer noch der Andere verrathet, daß das von mir ist. Hörst Du, Wenzel, Babi darf kein Wörtchen davon erfahren, sonst könnte Alles noch schlimm ausfallen. Střihavka hat nie gelogen, aber jetzt muß er Euch zur Lüge anreizen; sagt, daß das Wenzels erspartes Capitälchen ist."

„So, so, jetzt soll ich endlich zu Morák gehen," sagte Břizek etwas giftig und paffte rasch, die Hände in die Taschen gesteckt, „und wie, wenn er anfängt noch weiter sich kostbar zu machen? Wißt Ihr, Herr Vater, so ein Stolz ist mir zuwider wie Pfeffer in der Nase, und da bin ich kurz angebunden wie Bismarck."

„Na etwas, Gevatter, werdet Ihr vertragen, und wenn's Euch am schlimmsten sein wird, so erinnert Euch, daß das Alles nichts dagegen ist, was Babi geduldet hat. Und jetzt ärgert Euch nicht, daß ich mir hier auch ein wenig die Pfeife stopfe, aber bei uns zu Hause sehen sie's nicht gerne. Ich habe sie auch belogen, daß ich heute zu Šorejs nach Vřhovina gehe, sie haben keine Ahnung, daß ich hier bin, aber vielleicht werden mir diese Lügen beim letzten Gerichte verziehen werden," lächelte der Großvater.

„Wißt Ihr, Morák überhebt sich zu sehr mit seiner Chaluppe," begann Břizek wieder, „es ist wahr, es sind zwanzig Strich Feld dabei, aber das Gebäude ist fast schon ein Leuteschreck, da wird der Wirth keine schöne Arbeit haben."

„Na, ein paar Jährchen hält's noch, inzwischen bezahlen sie den Tausender, und dann können sie bauen," antwortete der Großvater.

„Ich thue schließlich schon Alles, aber ich weiß nicht, ich weiß nicht, Herr Vater, ob ich von Morák nicht im Bösen scheide! Es sind

sehr sonderbare Leute. Denn die Wurzel alles Übels ist die Liebe des Geldes — hat schon der Apostel der Völker geschrieben."

„Wahr, wahr, Gevatter, aber nicht wahr, er hat auch geschrieben: Zürnt und sündigt nicht, die Sonne gehe nicht unter über Euerem Zorne!" sagte lächelnd der Ausgedinger.

„Ihr kennt gut die Schrift, Gevatter."

„Ich habe die Predigten des seligen Pfarrers Wenzel Pacák immer gehört und das war ein großer Schriftgelehrter."

„Zürnt also nicht mehr, daß ich Euch hier überfallen habe wie das große Wasser und laßt, Gevatter, auf Euch nicht lange warten; dafür bürge ich Euch, bis Ihr das kleine Käthchen kennen lernt, bis sie zu schwatzen anfängt, werdet Ihr Alle ganz vernarrt in sie sein, wie ich, ihr Urgroßvater."

„So werdet Ihr doch, Herr Vater, nicht fortgehen, Ihr haltet Euch doch in der Stube auf, die Mutter wird uns schnell etwas Wärmendes kochen," lud Břizek ein.

„I, was fällt Euch ein, Gevatter, ich habe nach Hause zu eilen und dann will ich heute noch nicht mit Weibern verhandeln, Ihr kennt sie; bis bei uns Alles in's Reine gebracht ist, dann kommen wir mit Käthchen hergelaufen und sind hier guter Dinge, lieber erwähnt zu Hause nichts, daß wir Morák nicht kopfscheu machen."

Beide Břizek geleiteten dann den Großvater bis hinter das Dorf. Dem Alterchen ging es jetzt etwas schwer, die Füße waren ganz hölzern geworden, er hatte zu heben daran, aber doch rauchte er, und mit der in einem großen Fausthandschuh steckenden Hand stützte er sich stattlich auf seinen Knotenstock.

Es war gegen Mittag, die Sonne schien auf die beschneiten Wälder und auf das weite ebene Gefilde, auf dem wie Rebhühner im Schnee sich Häuflein von Hütten kauerten.

Die alten Pappeln, die sich hie und da über die bereiften Kronen der Obstbäume erhoben, standen wie eine unbewegliche düstere Wache bei einem Lager. Aus den kleinen von der Sonne beschienenen Fenstern schossen feurige Strahlen. Über einigen Hüttchen erhob sich in einer feinen grauen Säule der Rauch. Das Schneefeld flimmerte. . . . .

V.

Als der Ausgedinger wieder in Moráks Stube trat, erkannte die Wirthin sogleich, daß er die Füße elender schleppe.

„Seht Ihr's, ich hab' Euch's gesagt, daß Ihr nicht bis Vrhovina kommt, Ihr seid hingekommen, habt Euch aber Schmerzen vom Wege mitgebracht," sprach sie ziemlich herzlich.

„Still, still, Mali, es wird ja bald wieder herausgehen," tröstete sie der Großvater, aber als er dann die Stiefel auszog und die bequemen Patschen anlegte, bemerkte er, daß die Füße anschwellen. Es ging auch bis zum Morgen nicht heraus, ja sie schwollen noch mehr an, daß er gar nicht auftreten konnte und im Bette bleiben mußte. Er klagte nicht, sondern es war ihm bei der Erinnerung daran, was er für Babi gethan, leicht um's Herz.

Als es auch am dritten und vierten Tage nicht besser wurde, da bat er schon Mali: „Mädel, sei so gut und legt mich zu Euch in die Stube, hier bin ich schon ganz durchfroren und den Füßen wird's schlimmer und schlimmer."

„In die Stube? Wohin würden wir Euch geschwind legen, kein Stückchen Platz ist nirgends, aber vielleicht könnte ich Euch auf den Backofen betten, das wird fast am besten für Euch sein, Ihr werdet immer in der Wärme sein."

„Nun, wenn Du's meinst, also meinetwegen auf den Backofen," sagte der Großvater und die Wirthin ging ein Lager bereiten. Der Alte erkannte, daß er in der frostigen Kammer mit ihrem eisigen Boden und kalten Wänden den Füßen geschadet hatte, daß der Weg nach Aujezd nicht an Allem schuld war. Nach einer Weile übertrugen ihn die Morák und Babi; in die Stube ging es gut, aber auf den Ofen hinauf mußte er über die Ziegelstufen selber steigen und da ächzte er vor Schmerz. Die Wirthin bettete ihm nicht alle Betten auf, die er mitgebracht; unter ihn legte sie alte Wollröcke, und den Polster legte sie auch auf einen Haufen Fetzen; das Oberbett brachte sie, aber das Unterbett und der zweite Polster blieben in der Kammer.

Von dieser Zeit an lag der Großvater in der Wärme auf dem Ofen, aber die Füße fielen doch nicht ab, ja sie schwollen auch in den Knien an.

„Mir scheint, daß es mit mir zu Ende geht," dachte er oft, „und daß meine Sorge, wie ich leben werde, wenn mich vielleicht die Kinder verlassen, überflüssig war. Na, geschehe der Wille des Herrn!"

Käthchen konnte jetzt hübsch zum Großvater auf den Ofen und sie saß oft den ganzen Tag bei ihm, nur zum Essen kletterte sie herab. Leider erzählte der Großvater jetzt wenig, er lächelte zwar, aber sprechen mochte er nicht, im Liegen erzählte es sich schlecht, und wenn er sich erheben wollte und mit den Füßen ein wenig aufstemmte, schrie er beinahe. Dabei dachte er immer an Břizek, wie bald er sich in der Thüre zeigen werde, aber der ließ sich Zeit, er kam erst nach einer Woche. Er trat in die Stube wie ein Nikolo; in einen breiten blauen Mantel gehüllt mit einigen großen Krägen, füllte er die ganze Thüre. Der Wirth und die Wirthin standen verdutzt, als wären sie vor ihm erschrocken, aber der kleine Chaluppner sah sich mit den Augen zwinkernd im Zimmer um und lächelte verschmitzt. Er band die Pudelmütze unter dem Kinn los, steckte die Ohrlappen hinein, legte den Mantel ab, und setzte sich zum Tische. Als er es sich bequem gemacht, begann er geradezu: „Um es kurz zu machen, Gevatter und Gevatterin, so komme ich wegen meines Sohnes und Euerer Tochter; Ihr habt von mir Fünfzehnhundert verlangt, ich komme Euch sagen, daß ich sie hier beisammen habe." Břizek band bei diesen Worten den Gürtel ab und zählte fünfzehn Hunderter auf den Tisch. „Hier sind sie, daß Ihr es endlich glaubt, die sind für ihn zubereitet!" und wieder strich er das Geld zusammen und verwahrte es im Gürtel. „Ich gebe dem Jungen nicht mehr als schließlich den Tausender, weil ich nicht mehr kann; aber fünf Hunderter sind sein, die hat er erspart."

„Ist das ein Kreuz mit den Kindern," jammerte jetzt die Wirthin, „mein Lebtag habe ich nicht gedacht, was ich an meinem Kind im Alter erleben soll, und jetzt so ein Kummer, ein Kind hat sie auf der Welt, eines unterwegs."

„Jetzt, Gevatterin, klagt nicht, es ist schließlich ihre Sache, sich zu sorgen," sagte Břizek milde.

„Ihr habt gut reden, klagt nicht, aber ein ganzes Leben rackert man sich für das Kind und dann fällt es Einem so aus!"

„Besser ein Stück trockenes Brod im Frieden, als ein Haus voll gemästeten Vieh's mit Unfrieden — sagt die Schrift, aber wenn Euch das noch zu wenig ist, Gevatterin, so müßte ich in Gottes Namen gehen."

„Auf die Tausend, welche bleiben, geht Ihr auch ein?“ mischte sich Morák in das Gespräch.

„Na, das versteht sich schließlich von selber,“ antwortete Břizek.

„Es sei denn also in Gottes Namen, ich thu's mit schwerem Herzen, aber was hilft's? Wenzel muß nicht nur im Feld, sondern auch beim Handwerk dazu schauen.“

„Und wie ist's denn mit dem Ausgedinge?“ fragte Břizek und zwinkerte Morák zu.

„Wie mit dem Ausgedinge? Nichts Besonderes, Alles, wie es auf solchen Chaluppen zu sein pflegt: acht Hektoren Korn, wie es die Garbe gibt, aber gut geputzt, eine Metze Erdäpfelstücke für uns pflanzen auf einem gut gedüngten Feld, einheimsen und in den Keller schaffen; ein viertel Hektor Leinsamen, dorthin säen, wo der Wirth es gesäet hat, und zwar in gut bearbeiteten und gedüngten Boden, täglich eine Maß Milch, wie sie gemolken wird, fünfzehn Pfund Butter, zehn Pfund guten Quark, eine Henne vom Wirth gefüttert, das Stübchen am Vorhaus zum freien Bewohnen, eine Klafter Holz nach herrschaftlichem Maß, ein halb Schock Bündel, im Keller ein Platz für die Erdäpfel, den Backofen zur freien Verfügung zum Brotbacken, in der Scheune Platz für's Getreide; in die Stube, in den Keller und auf den Boden freien Zugang und Ausgang nach des Ausgedingers Bedürfniß und Belieben.“ Der Wirth Morák sagte, an den Fingern zählend, Alles aus dem Gedächtniß her; er hatte es gut zusammensummirt.

„Herr, viel, viel,“ antwortete Břizek und kicherte ein wenig, „aber so ein Ausgedinge pflegt nicht auf Chaluppen zu haften, das ist wie in einem Bauernhof.“

„Unserer Chaluppe fehlt ja nicht viel zu einem Gut, und dann, so lange uns Gott Kraft gibt und uns gesunde Hände läßt, werden wir ihnen arbeiten, als wenn wir auf dem unseren arbeiteten, und so eine Arbeit wird den Jungen etwas werth sein. Fremden müßten sie zahlen!“

„Nu, nu, aber schließlich dürft Ihr nicht vergessen, daß auf der Chaluppe — dings da — zwei Ausgedinge sind;“ sagte Břizek mit leiserer Stimme und verzog die Stirne in eine Reihe tiefer Falten.

„Zwei? Auf unserer Chaluppe wären zwei Ausgedinge?“ und Morák lachte heiser.

„Na, ich weiß nicht, aber ich habe schon gehört, daß Ihr den Herrn Vater hier habt; so ein Unterhalt ist auch ein Ausgedinge."

Durch die Stube flog ein schwacher Seufzer. Břizek sah sich um, aber da er Niemand sah, glaubte er, die Morák habe geseufzt.

„Den Großvater rechnet Ihr als zweites Ausgedinge?" fragte halblaut Morák und blickte zur Erde.

„Aber schließlich, er hat ja vielleicht sein eigenes Ausgedinge, das war ein Irrthum von mir," bohrte Břizek wieder.

„Nu, er hat, ja, er hat Korn, Gerste und Weizen je drei Maßel, von Georgi bis Galli ein Seidel Milch, fünf Pfund Butter, ein viertel Schock Eier und den vierten Theil von allen Bäumen im Gärtchen."

„Herr, das ist ein Ausgedinge, wie von einer Hüterhütte," lachte Břizek. „Wie ist das geschehen, daß der Großvater so gehandelt hat?"

„Er hat die Chaluppe theurer verkauft, darum hat er sich ein kleines Ausgedinge gemacht."

„Und was er für die Chaluppe gelöst hat, hat er unter die Töchter vertheilt, nicht wahr, so pflegt es zu geschehen: na, er hat drei, die werden ihn jetzt doch ernähren, wenn man gleich sagt, daß ein Vater sieben Kinder ernährt, aber sieben Kinder einen Vater nicht ernähren können."

„Das ist bei uns nicht der Fall, Gevatter, wie ich gehört habe, daß der Großvater kränkelt, sind wir gleich um ihn gefahren," vertheidigte sich die Wirthin, welche die Stachelreden Břizeks fühlte.

„Es fällt mir auch nicht ein, Gevatterin, Euch dazu zu zählen. Übrigens Der, welcher das Herz eines jeden geschaffen hat, sieht alle ihre Thaten, spricht der Psalmist des Herrn," antwortete Břizek ruhig und als Niemand antwortete, begann er von Neuem.

„Und dann, wißt Ihr, die Chaluppe ist elend, lange kann das nicht so bleiben."

Der Wirth sah den Aujezder Chaluppner von der Seite an und verzog stark den Mundwinkel, er begann gegen das kleine Bäuerlein sich zu erbittern.

„Die Chaluppe — wir mit dem Weib wirthschaften darauf über fünfundzwanzig Jahre und sie ist immer gut; glaubt mir, daß sie in fünfundzwanzig Jahren noch so sein wird, ich kenne sie ja. Was für ein Bauen! Was nützt ein Schloß voller Schulden, besser eine zerfetzte

Chaluppe, wenn nur etwas in den Truhen ist," antwortete Morák verdrießlich.

„Und wann werden wir das schließlich aufsetzen, Gevatter?" fragte Břizek.

„Wann Ihr wollt, jetzt ist eher Zeit, und wen nehmen wir uns dazu?"

„Wen würden wir dingen? Kommt morgen zu uns, Ihr werdet Alles dictiren, wie Ihr selber wollt und Wenzel wird's aufschreiben, er schreibt wie ein Actuar; wozu würden wir den Notar oder den Winkelschreiber Čip bezahlen!"

Morák stimmte bei, viel Zutrauen hatte er zu den Břizeks nicht, aber er wird ja Alles aufstellen, wie er selber will, er wird sich nichts bieten lassen von solchen Aujezdern.

„Wie werden wir's mit der Hochzeit machen? Na, Gevatterin, jetzt redet Ihr," schloß Břizek die Verhandlung.

„Die muß warten, jetzt ist Fastenzeit und in acht, zehn Wochen kann das Mädel doch nicht mehr zum Altare gehen; sie haben so lange gewartet, mögen sie noch bis zum Herbst warten," antwortete energisch und entschieden die Hauswirthin. „Inzwischen kann Alles in Ordnung gebracht werden."

„Jetzt sind wir also schon wie Verwandte und Gott gebe seinen Segen und mag es glücklich ausfallen" und Břizek reichte Beiden die Hände. „Wo habt Ihr denn Babi, den Großvater und die Kleine?"

„Babi ist irgendwo auf dem Boden, es ist ihr nicht ganz wohl, sie ist ins Stroh gegangen. Der Großvater schläft hier auf dem Backofen und die Kleine sitzt bei ihm. Komm' herunter, Käthe!" rief die Wirthin.

Käthchen kroch schüchtern herunter und sagte furchtsam auf den Stufen: „Der Großvater schläft nicht, er schaut!"

„Wie denn, Herr Vater, Ihr seid doch nicht krank?" rief Břizek dem Ausgedinger zu.

„Ei, es ist so über mich gefallen, die Füße versagen den Dienst."

„Gott wird geben, daß das jetzt zum Frühjahr herausgeht, und daß Ihr im Herbst noch auf der Hochzeit tanzen werdet!" sprach der Chaluppner und ärgerte sich ein wenig über sich selber.

„Zeige Dich doch, Du kleines Wiesel, ich kenne Dich ja noch gar nicht, und bin auch Dein Großvater! Das wird Großväter auf

einmal geben!“ sprach er, dem Kinde in die Augen sehend und seine Haare streichelnd. „Da hast Du einen Kreuzer, kaufe Dir etwas und habe den neuen Großvater lieb.“

Käthchen blickte bei diesen Worten beständig auf den Ofen.

„Du hast, scheint mir, am liebsten den auf dem Ofen, er kann's mit Dir am besten, nicht wahr?“

Das Kind nickte: „Er kann viele Märchen, tausend etwa, und Lieder, Gebete und Alles lehrt er mich.“

„Komme zu uns mit diesem Großvater da, und dort wirst Du Alles der anderen Großmutter erzählen und singen, dann bekommst Du eine Mohnbuchte.“

„Und was thäte der Großvater? Ich reiche ihm ja auf den Ofen das Essen, wir beten zusammen und wispern uns zu.“

„Er wird Dich vielleicht auf eine Weile fortlassen, komm' nur!“ und das Kind streichelnd wandte er sich an die Wirthin: „Jetzt kommt auch zu unserer Frau Mutter.“

„Aber wo denn hin, ich komme gar nicht aus dem Haus, immerfort drehe ich mich nur da um den Ofen herum; die Frau Mutter soll zu uns kommen. Aber ich habe Euch ja vor den ewigen Sorgen gar kein Brot gereicht“ und sie wollte um Brot laufen.

„I, vergelt's Gott, bis ich ein andermal wieder komme.“

Als Morák den Aujezder begleitete, sagte er ihm auf dem Aufschütt: „Mit dem zweiten Ausgedinge wird's nicht so schlimm sein, der Großvater hat noch Geld, und wenn sie ihn nicht bei sich haben wollten, so ist ja auch Nanni und Kathle da, oder er könnte auf sein Ausgedinge gehen, er hat sich's ohnehin mit mir so ausgemacht.“

„Na, ich hab's ja schließlich gar nicht böse gemeint, das wäre schön, daß ihn die Jungen nicht ernährten, wir können ja Alle so weit kommen!“ antwortete Břizek und ging schon in seinem breiten Mantel ernsthaft weg wie ein Einsiedler. „Den Himmel wird der Junge dort nicht haben,“ dachte er im Gehen, „aber wer wohin will, helfen wir ihm hin. Die Alten sind noch wie die Uhus, die werden weiter befehlen wollen und die Jungen werden gehorchen. Aber ein wenig hab' ich sie gezwackt, vielleicht hat mich der Herr Vater Ausgedinger verstanden, daß ich ihnen ins Herz sehen wolle.“

Als Břizek fort war, sagte Morák auf dem Vorhaus zum Weibe: „Viel ist's noch nicht, es ist immer noch der alte Bettel, aber

was hilft's? Entweder müßte ich's Mädel todtschlagen, oder der Bälge würden immer mehr, wenn ich auch das zweite ihnen geschickt hätte, daß es der Vater füttern soll. Aber arbeiten kann er, er hat ja fünf Hunderte erspart und hier kann das Handwerk besser gehen als in dem abgelegenen Aujezd."

„Ich habe beim Ofen schon gezittert, wie er begann sich patzig zu machen und Gnaden zu erweisen."

„Ich bitte Dich, die Aujezder haben das im Blute."

Gegen Abend kam Babi in die Stube und begann Wäsche zu waschen. Die Wirthin beachtete sie nicht, trieb sie aber auch nicht zur Arbeit; als Babi das Trinken bereiten wollte, stieß sie sie weg. Als der Großvater bemerkte, daß es stille sei und nur im Waschtrog plätschere, erhob er sich und sah sich in der Stube um.

„Babi!" flüsterte er.

„Was denn, Großvater?"

„Es ist schon in Ordnung mit Dir, heute war der alte Břizek hier."

„Um Jesu Christi willen, Großvater!" und Babi flog zum Backofen und war im Sprunge auf dem Bänkchen.

„Geh' zum Waschtrog, daß man Dich nicht sieht, zum Herbste wirst Du mit Wenzel Hochzeit haben."

„Beim himmlischen Gott, Großvater, Ihr betrügt mich, damit ich vergesse —"

„Mädel, Du glaubst doch nicht, daß ich Dich so belüge?"

„Du mein Gott — Jungfrau Maria — Jesus Christus vergelt' Euch das, Großvater, denn das hat kein anderer gethan als Ihr," und Babi weinte wie ein Kind.

„Ich, wo denn ich, siehst Du denn nicht, daß ich wie ein Lazarus bin? Die Břizeks haben fünfzehnhundert, Wenzel hat ihrer fünf erspart, und das ist die ganze Geschichte."

„Zweihundert hatte er, Großvater!"

„Na, er hat ihrer schon fünf, er wollte Dir vielleicht eine Freude machen. Aber Babi, zeige nicht im geringsten, daß Du etwas weißt, ich müßte es wegtragen."

In dieser Nacht dachte Babi an keinen Schlaf. Das Herz schlug ihr heftig, und sie wäre lieber gesprungen. Sie hätte so gerne erzählt, ihre Freude mit jemand getheilt, ihr Herz erleichtert. Nach langer, langer Frist leuchtete ihr ein Stückchen Glück.

In den nächstfolgenden Tagen änderte sich bei Moráks nichts, der Alte sprach noch immer nicht mit Babi und die Mutter war grämlich wie immer. Käthchen saß beim Großvater, und wie früher der Großvater ihr, so erzählte sie jetzt dem Großvater alle ihre Märchen, wiederholte sie ihm und es war oft ein recht seltsames Mischmasch, oder sie blätterte im Gebetbuch und sagte, was auf jedem Heiligenbilde sei. Babi war zur Arbeit wie ein Windhund und wäre nicht die Furcht gewesen, hätte sie gesungen.

Am Sonntag Nachmittag geschah bei Moráks, was noch nicht geschehen war, die Alte mit der Jungen ging zur Vesper und nahmen Käthchen mit; die Morák hatte sich das Alles selber so gewünscht. Als der Großvater mit Käthchen ging, meinte er, daß das ganze Dorf auf sie blickte, aber es war nicht der Fall; heute liefen jedoch die Leute an die Fenster und wunderten sich, was für Wunder noch in der Welt geschehen.

Morák saß wie sonst in Mußestunden am Ofen, die Hände am Rücken, die Füße gekreuzt. Die Haare über der Stirn glättete er zum Verwundern oft und verzog den Mundwinkel. Der Großvater schlummerte auf dem Backofen. Gegen den Schlaf wehrte er sich, die Nächte waren sonst so lang!

„Großvater!“ ließ sich nach einer Weile Morák hören.

„Was denn, Toni?“

„Schlaft Ihr nicht?“

„Nein, Junge, ich kämpfe dagegen,“ antwortete der Greis mit schwacher Stimme und dachte sich: „Was sagt nur der Junge so schön: Großvater?“

„Wart Ihr wach, Großvater, wie neulich der Břizek hier war?“

„Die Wahrheit zu sagen, ja.“

„Habt Ihr gehört, was er von dem doppelten Ausgedinge gesagt hat?“

Der Großvater wollte reden, aber er gickste, als habe er einen Hustenanfall.

„Ja, Toni,“ sagte er dann schwächer.

„Großvater, ehrlich gestanden, hat mir diese Rede des Aujezders einen Stoß gegeben, das war von ihm eine sonderbare Rede.“

„Sonderbar, sehr sonderbar, Junge.“

„Schon kümmert er sich, wie Euch der Junge ernähren wird und Ihr braucht doch keine Gnaden, Ihr habt ja Euer Eigenes.“ Morák sprach immer leiser.

„Viel ist nicht übrig, Junge.“

„Viel nicht, aber doch etwas, wenn sie Euch lieb haben und um Euch sorgen werden, wem solltet Ihr denn die paar Hundert, die Ihr habt, lassen, als ihnen?“

Der Ausgedinger antwortete nicht gleich, aber in der stillen Stube war zu hören, wie er rasch athmete.

„Ein paar Hundert habe ich nicht, lieber Toni!“ Der Großvater sprach mit schwacher und zitternder Stimme.

„Nicht?“ fragte Morák heftig, aber er lenkte gleich ein und sprach freundlich weiter: „Na, ich weiß, daß Ihr keine ganzen fünfhundert habt, wie vor zwei Jahren“ — und er stockte.

„Das sind, Bruderherz, schon mindestens drei Jahre, wo nicht mehr, und diese Zeit mußte ich doch auch essen, ich bitte Dich, mein Ausgedinge!“

„Na, drei Hunderter habt Ihr doch gewiß, die Tynys selber hat's einmal erzählt.“

Střihavka lachte heiser. „Wohin führt Dich das? Ein Bettler bin ich jetzt, ein fertiger Bettler, einige Gulden habe ich noch dort, ich konnte doch nicht Hungers sterben!“

„Ihr habt nichts?“ schrie Morák auf und sich erhebend blickte er auf den Backofen.

Auch der Greis setzte sich auf dem Lager auf und wie mit entsetzten Augen blickte er auf Morák. Er zitterte und athmete, daß es in der Gurgel pfiff.

„Nichts hab' ich, ein Bettler bin ich, und wenn mich meine Töchter nicht ernähren, so muß ich am Zaun zu Grunde gehen!“ rief er dann und wollte weglaufen. Aber die Füße schmerzten, der Ausgedinger sank mit einem Aufschrei neben den Polster hin und der Kopf schlug auf die Ziegel auf.

„Das hättet Ihr auch sagen können, bevor ich Euch weggeführt habe!“ schrie der Schwiegersohn und ging dröhnend hinaus. Aufgeregt ging er auf dem Aufschutt auf und ab, und als die Alte mit Tochter und Enkelin von der Nachmittagsandacht zurückkam, beachtete er sie gar nicht.

„Schau, schau, es ist dort doch noch nicht Alles in Ordnung!" sagten sich die Leute, die das sahen, „er ist ein alter Dickschädel!"

Die Moráčkin ließ die Kinder hineingehen und sah den Mann an:

„Hat er?" fragte sie kurz.

„Nichts hat er, nur das Rumpelzeug und ein paar Gulden zu Tabak; in drei Jahren hat er alles wer—."

Morák hat ein böses Wort auf der Zunge, er stockte doch und fuhr gemäßigter fort — „alles hat er verzehrt. Siehst Du, ich hab's gleich gesagt!"

„Aber wer hielte das so aus, das dauerte ja beinahe schon sieben Wochen und in paar Tagen maust er sich heraus und es kann einige Jahre dauern."

„Ich hab's gewußt, als ich von ihm ging, war er wie 'ne Rose."

„Aber da kann Nanni und Kathle warten, wenn sie glauben, daß wir allein auf der Welt sind!" rief die Wirthin.

Als heute Käthchen dem Großvater das Nachtessen reichte, sagte er weich:

„Heute, Mäderl, nicht, es ist mir nicht ganz wohl."

„Wenn ich's schon gekocht habe, so eßt," zürnte die Wirthin „wenn ich's nicht gekocht hätte, möchtet ihr gleich denken, sieben Töchter ernähren einen Vater, aber ein Vater ernährt sie nicht — oder was red' ich da für Unsinn."

„Ich kann nicht, Mali, ärgere Dich nicht, ich kann nicht."

Wenn sie den Großvater gesehen hätte, hätte sie bemerkt, daß sein Kinn zitterte.

Am folgenden Tag trug die Höcklerin nach Zvlkánka zu Svítil und der Botenhans nach Borovnic zu Petřivýs Briefe von Morák. Es stand darin geschrieben:

Lieber Schwager und Schwägerin!

Wir grüßen Euch hundertmal und thun Euch kund und zu wissen, dass dem Vater nunmehr schlimmer ist, und daß wir es mit ihm nicht mehr versehen können, weil wir zuviel Arbeit und Sorge haben, also daß Ihr jemand um ihn fahren möchtet; Ihr seid auch Töchter, und es ist auch Euer Vater, also erwarten wir Euch denn morgen und grüßen Euch.

Anton Morák.

Kathle war in Třemešnic recht zeitlich Vormittag, obwohl sie gut drei Stunden Wegs hatte und sich noch bei Tynys aufgehalten hatte; sie wußte ja gar nicht, daß der Vater übersiedelt sei; sie dachte, Moráks liefen immer nach Hořeňoves hinüber. Zu Hause hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen und Buchten gebacken, deren sie ein ganzes Bündel mitbrachte. Petřivý hatte einen Nachbar gedungen, der Kathle fahren sollte; in den Wagenkorb luden sie einen ganzen Haufen Betten. Als sie den Vater nicht auf dem Ausgedinge fand, fuhren sie nach Třemešnic, die Buchten ließ sie im Wagenkorb und ging zu Moráks leer, sie wußte, daß es hier Schade um ein Geschenk war.

„Ei grüß' Dich, Kathle, lange haben wir uns nicht gesehen!" begrüßte sie Mali ungewöhnlich freundschaftlich, „aber Du gedeihst in den Bergen und in der Baracke, sieh nur, ich bin hier in der Chaluppe und bin wie ein Brett."

Kathle war wirklich von runden Wangen, hübsch geröthet, um die Lippen hatte sie ein beständiges Lächeln; auch die blauen Augen lächelten beständig. Die schwarzen Haare hatte sie in der Mitte gescheitelt, auf dem Kopfe einen blauen Wollsalopp und einen ebensolchen gestreiften Rock. Sie war kleiner als die Morák, aber stämmiger.

Auch Morák war sehr liebenswürdig, drückte ihr die Hand und wie er lächelte, zuckte er mit dem Mundwinkel sehr rasch.

„Und wo habt Ihr den Vater?" fragte Kathle ungeduldig.

„Auf dem Backofen liegt er, auf dem Backofen."

„Auf dem Ofen?" fragte Kathle und sah Mali an.

„I, Mädel, wir haben hier eine Stube wie ein Wachzimmer, aber kein Stückchen Platz ist darin, wir hatten ihn wirklich nicht wohin zu legen, und dort ist's für ihn wirklich am besten, warm hat er immerfort und das thut den Füßen gut," erklärte die Wirthin.

Kathle warf das Tuch ab und stieg wie ein junges Mädchen die Stufen hinauf, gleich war sie oben.

„Achtung, Achtung, Schwägerin, daß Ihr uns nicht den Ofen zertrümmert!" rief ihr Morák zu.

Aber Kathle hörte nicht mehr, schon küßte sie wortlos den lieben Kopf des Vaters mit den eingesunkenen Wangen. Hier sah sie ihren armen Vater! Welch ein Unterschied im Herbste und jetzt! Kathle's Thränen benetzten ihm Wangen und Hände, die voll blauer Aederchen in der runzligen Haut waren.

„Väterchen, Väterchen, was ist mit Euch geschehen!“ flüsterte sie ihm zu. Der Alte fing zu weinen an, aber nicht laut, nur sein Kinn bebte und die Augen waren feucht.

„Was schmerzt Euch denn, Väterchen?“ fragte sie laut.

„Die Füße, die Füße, Mädel; schau' sie an, berühre sie aber nicht, sonst schrei' ich vor Schmerz.“

Kathle deckte das Bett ab und sah nach des Großvaters Füßen; sie erschrak, als sie sah, daß sie angeschwollen waren wie Krüge. Jetzt bemerkte sie auch, auf welchen Lumpen er lag und warf einen Blick auf seine Wäsche. Sie sprach nicht, aber sie rang die Hände.

„Ich habe nichts davon gewußt, ich habe ihn so hier gelassen,“ flüsterte sie.

Der Wirth und die Wirthin beachteten sie nicht, sie gingen ihrer Arbeit nach.

„Ich lasse Euch nicht hier, Vater, Ihr müßt mit mir, hier ginget Ihr zu Grunde; alle Bequemlichkeit werdet Ihr haben, wir werden Euch pflegen wie unsern Augapfel. Daß Ihr uns nicht habt früher sagen lassen, wir haben ja von nichts gewußt. Wer hätte das gedacht, daß Moráks uns nicht von allem sagen lassen! Auf eine Bettstatt werde ich Euch legen, wir schicken nach Pecka zum Doctor, daß er rathe und wir werden helfen; in Doubrava ist auch ein Bauer, der versteht sich sehr gut auf Füße. Petřivý wird zu ihm fahren. Reinlichkeit werdet Ihr haben und die größte Ordnung.“

„Aber Mädel, ich hab' nichts!“ sagte stockend und schmerzlich der Ausgedinger.

Kathle sah ihn verwundert an.

„Was habt Ihr nicht, Vater?“

„Kein Geld hab' ich, nur dort in der Truhe ein paar Gulden, ich bin wie ein Bettler —“ und Střihavka sah furchtsam auf das Gesicht seiner Tochter.

Dieser Blick schnürte Kathle das Herz zusammen — es lag so viel Schmerz darin. Es war auch Furcht darin, was geschehen würde, und Verzweiflung über seine Verlassenheit. Und mit diesem Blick blickte er — der siebzigjährige Vater — nach all seiner Arbeit und Mühe.

„Aber, Vater, warum sagt Ihr mir das?“ rief Kathle und faßte den Vater um den Hals. „Will ich denn etwas von Euch? Bin ich

denn nicht Eure Tochter, Petřivý Euer Schwiegersohn und unsere Kinder Euere Enkel? Was habt Ihr Euch nur, Vater, von uns gedacht?“

In des Greises Augen leuchtete es auf; er drückte Kathle die Hand und streichelte ihre Wangen.

„Zürne nicht, mein Kind, aber weißt Du, hier haben sie mich darnach gefragt — gestern hat er mich ausgefragt —“

„Und dann hat er uns geschrieben!“ Kathle sagte nichts mehr, nur mit dem Kopfe nickte sie einige Male. „Ihr werdet mit mir fahren, Vater, nicht wahr — ich werde Euch nicht verlassen, Alle werden Euch so gerne sehen; so oft habe ich Euch darum gesagt und Ihr habt nicht gefolgt —“

„Wenn Du mich nur lebend hinbringst“ — lächelte der Großvater — „es geht mit mir sehr rasch bergab, ich liege gar nicht so lange —“

„Schlimmer als hier wird Euch im Wagen nicht sein, wir haben einen Korbwagen und Nálevka wird eine Plache aufspannen; Betten haben wir, Ihr vergrabt Euch darin und über die Straße geht es gut zu Wagen, die Erde ist hart und der Schnee sehr weggeblasen.“

Dann war Kathle zufriedengestellt und fing erst ein anderes Gespräch an.

„Und wen habt Ihr da bei Euch? Sieh' nur, das ist vielleicht Käthchen — bist Du Käthchen?“

„Ich bin Käthchen,“ antwortete das Mädchen.

„Meine einzige Freude,“ antwortete der Großvater.

„Ihr hätschelt Euch miteinander, nicht wahr, der Großvater erzählt, nicht?“

„Tausend Märchen kann ich und Lieder und Erzählungen, immerfort haben wir uns erzählt und gebetet,“ antwortete Käthchen.

„Nichts hab' ich Dir, Mäderl, mitgebracht, aber ich hab's im Wagen, wart', bis Nálevka um uns kommt, bekommst Du's.“

In diesem Augenblicke klangen Schellen und Kathle sah Pferde, einen Schlitten, auf dem Bock Svítil, hinten Nanni.

„Jetzt kommt Nanni, Vater, aber nicht, daß Ihr mir dann nach Zvlkánka fortfahrt, ich bitte Euch.“

„Nein, sei ohne Sorgen.“

Als Nanni aus dem Schlitten stieg, rief sie Morák und Mali zu, die aus der Scheune liefen:

„Um der Marter Gottes Willen, was ist geschehen, es ist doch nicht schlimm?“ und sie ordnete ihre Kleider, in denen sie aufgebauscht war wie eine Gluckhenne.

„Na, so schlimm ist es nicht, aber wie wir Euch geschrieben haben, wir wissen schon keinen Rath, jetzt haben wir Sorgen mit Babi —“

„Es wird doch nicht Hochzeit geben?

„Jetzt noch nicht, aber im Herbste wird sie sein!“ antwortete Mali.

„I, Gott sei Dank, ich bin selber sehr froh, daß es doch zustande gekommen ist. Habt Ihr dem Großvater einen Doctor genommen?“ sprach Nanni und schrie, daß man es hörte, Gott weiß wo.

„Das haben wir nicht — ich bitte Dich, solche schlechte Zeiten!“

„Aber der Großvater hätte es ja aus Eigenem bezahlt!“

Die Morák wollte schon antworten, aber schnell besann sie sich, daß sie vielleicht Nanni abschrecken würde, aber Nanni begriff nach einem Blick auf die Schwester Alles.

Dann schob sie sich in die Stube; sie blickte sich um, und hupf, stand sie auf der Bank und blickte auf den Backofen.

„Grüß Euch Gott, Vater, — ei willkommen, Kathle schau' nur, wie Du Dich beeilt hast, von so weit her, wir haben uns auf dem Wege etwas verspätet — aber Du siehst wie ein Mädchen aus, Dir schlägt das Gebirge gut an. Na, Ihr seht nicht so schlecht aus, Vater, Gott sei Dank, ich habe Furcht gehabt, aber ich werde zufrieden nach Hause fahren.“

In die Stube trat der Wirth mit Svítil, das war ein kleiner, schwacher Chaluppner, die Mütze trug er über die Ohren, um den Hals hatte er einen Shawl mehrmals herumgeschlungen, einen kurzen Pelz, Lederhosen, hohe Glanzstiefel und war etwas eingeknickt, so daß er breit dahergrätschte. Als er die Mütze abband, konnte man den kleinen Kerl recht ins Gesicht sehen; er hatte einen kleinen, etwas zapfenförmigen Kopf, Aeuglein wie ein Luchs, die Nase bei der Spitze etwas aufwärts gebogen. Er war bartlos und die Wangen glänzten nur so; er rauchte und lächelte beständig und man erkannte auf den ersten Blick, daß er ein wenig Moos im Hirne habe.

„Also, Schwägerinnen, seht Ihr," begann Morák zu den Weibern, „wie es um den Vater steht und wir können es nicht mehr aushalten, der Vater ist ja bald zwei Monate hier und darum möchten wir Euch bitten, daß Ihr ihn Eine nehmt —"

„Von uns, Leutchen, könnt Ihr das nicht verlangen," legte schnell Nanni los, „Ihr wißt, was für eine Stube wir haben, es ist wie ein Loch und dazu die Menge Kinder und das wächst schon heran, da hätte der Großvater eine saubere Bequemlichkeit!"

Svítil sah bei diesen Worten seine Frau an und es schien, daß ihm diese ihre Rede fast ein wenig wunderbar sei.

„Der Vater wird mit mir nach Borovnic fahren, ich gebe ihn schon Keinem, er bleibt bei uns und wir werden für ihn sorgen," rief Kathle vom Ofen herab.

Ein einziger Gedanke flog bei diesen Worten durch die Köpfe Nanni's, Mali's und Moráks: „Die denkt gewiß, sie werde erben . . ."

„Na, wir sind Alle dabei, sorge nur, Kathle, gut um den Vater und verlaß' ihn nicht, er hat's um uns verdient, daß wir ihn im Alter nicht verlassen," predigte Nanni.

Kathle antwortete nicht.

„Und das Rumpelzeug wollt Ihr, Schwägerin, mit übersiedeln?" fragte Morák und verzog den Mundwinkel.

„Aber wo werde ich das mitführen? Behaltet es nur hier, daß Ihr etwas für die Sorgen habet, nicht wahr, Vater?" antwortete Kathle.

„Nur die Truhe, Mädel, ladet auf, ich habe dort die paar Stücke Kleider und Wäsche, dann das Gebetbuch —" sagte der Alte.

„Die Truhe werde ich Euch aufladen," sagte Morák, ohne Sorge, daß dort Schätze verborgen seien; er hatte sie mit der Mutter von Grund aus durchsucht und außer vier Einsern im Gebetbuch nichts gefunden. Die vier Einser hatten sie dort gelassen, daß der Großvater nicht sage, sie hätten ihn bestohlen.

Nanni schwieg jetzt, aber sie bereitete sich vor, mit Morák noch zu sprechen.

„Und wir, Vater, sollten jetzt fahren, um bei Licht zu Hause zu sein," forderte Kathle.

„Ihr werdet doch auf's Mittagessen warten," ließ sich die Morák vom Ofen hören.

„I, ich hab' etwas im Wagen, wir werden nicht Hungers sterben, nicht wahr, Vater!“ Da zog sie Käthchen am Aermel und lispelte: „Ich möchte gerne mitfahren.“

Kathle streichelte ihre Wangen und sagte halblaut: „Aber Kleine, der Großvater wird ja wiederkommen, was würde die Mutter dazu sagen?“

„Wo habt Ihr Babi, daß ich sie doch sehe, die Braut?“ fragte Nanni.

„Sie ist irgendwo in der Scheune, Arbeit haben wir jetzt immer vollauf!“ antworte die Morák, aber sie wußte, daß Babi nicht in der Scheune war, daß sie auf dem Garten mit Wenzel stehe.

Heute war Wenzel zum ersten Male hier und Moráks hatten nichts dagegen, daß sie plauderten, so wußte Babi gar nicht, was in der Stube vorging.

Die Wirthin brachte dem Großvater die Kleider und Kathle half ihm, sich warm anzuziehen, es war ein Elend, und der Großvater stöhnte mehr als einmal laut auf.

Kathle schickte ins Wirthshaus um Nálevka und als er kam, luden sie zuerst die Truhe auf und dann hoben sie den Großvater herab.

Es kostete viele Seufzer, bevor sie ihn auf die Ofenbank setzten. Jetzt erst war es zu sehen, wie rasch er gealtert war, er war kaum die Hälfte so groß und die Haut hing ihm an den Backenknochen. Das war nicht mehr Gevatter Střihavka wie 'ne Rose!

Käthchen weinte auf dem Backofen, sie wolle mitfahren; als ihr Schluchzen laut wurde, sagte ihr der Großvater:

„Weine nur nicht, ehe Du ein paarmal ausgeschlafen hast, bin ich wieder da, wieder werden wir erzählen, und dann erst werden wir oft zusammen in die Kirche gehen.“

„Das Gebetbuch behalt' ich gleich hier, Großvater.“

„Behalt' es, behalt' es, mein Schäfchen,“ anwortete er und dachte, „sie soll ein Andenken an mich haben“. Wer weiß wie, schoß es ihm jetzt durch den Kopf, was ihm damals in Aujezd Břízek gesagt hatte: „So lang es klein ist, schmeichelt es sich an Einen heran und möchte ihn schier aufessen; wenn's älter ist, so verdrießt sie's, daß Ihr esset, gehet, athmet und am liebsten ist's ihnen, wenn man Euch aus dem Hause trägt.“

Dann machte er über Nanni, Mali und Käthchen ein Kreuz und sagte: „So seid denn hier in Gottes Namen; er behüte Euch, gehabt Euch wohl, wir werden uns vielleicht niemals —" Der Ausgedinger sprach nicht aus, vielleicht Käthchens wegen; die Arme schluchzte, daß es wehe that, sie anzusehen.

Plötzlich flog sie in's Vorhaus und rief der Mutter zu: „Mutter, den Großvater führt man uns weg."

Den Großvater wollte man schon hinaustragen, als Babi in die Thüre gelaufen kam.

„Ich bin froh, Mädel, daß ich Dich noch sehe, Gott gebe Dir Glück und bewahre Dich vor allem Bösen," so empfing sie der Großvater.

Babi küßte ihm seine welken Hände ab und fing an zu weinen.

Da hatte aber schon Morák seine Tochter weggestoßen, er nahm den Großvater beim Kopfe und Mali nahm ihn bei den Füßen; auf dem Wagen legte ihn Kathle in die ausgebreiteten Betten und setzte sich neben ihn. Dort griff sie nach ihrem Bündel, nahm schnell zwei Kuchen heraus und reichte sie aus dem Wagen Käthchen. Babi schwang sich auch auf den Wagen und indem sie sich zum Großvater neigte, flüsterte sie: „Ich kann nichts dafür, Großvater, bis wir wirthschaften, hole ich mir Euch. Gott vergelte Euch mit allem Guten, was Ihr an meinem Kinde gethan habt."

„Gott befohlen Ihr alle hier!" rief der Großvater wie damals, als ihn Morák aus dem Ausgedinge fuhr. Der Wagen rollte aus dem Hofe und bei Moráks kehrte man in die Stube zurück.

So fuhr Großvater Střihavka nach siebenwöchentlichem Aufenthalte bei der ältesten Tochter zur jüngsten.

„Aber Leutchen, dieser unserer Kathle muß es gut gehen," begann in der Stube Nanni.

„Sie ist zum Bersten," antwortete die Morákin und wirthschaftete noch immer am Ofenfeuer, sie wartete mit dem Mittagessen, bis auch Svítils sich gerührt hätten.

„Aber hört, Leutchen, wenigstens zwei Pölster des Großvaters gebt Ihr uns doch; Euch bleibt ja das Oberbett und das übrige Zeug —"

„Weißt Du, Nanni, sieben Wochen haben wir ihn ausgehalten, und jetzt sollen wir Babi ausstatten!" eiferte Mali.

„Aber Ihr habt ja auch sein Ausgedinge bezogen! Uebrigens bitte ich Euch, macht mit dem Unterhalt und den Sorgen nicht so viel Redens, ich bin ja nicht blind!“

„Na, gesegne sie Euch Gott!“ antwortete die Morákin scharf und gab Nanni die Pölster.

Nach der Abfahrt des Großvaters blieb Käthchen auf dem Aufschutt allein, sie war an die Wand gelehnt und weinte bitterlich.

Plötzlich faßten sie zwei Männerarme und jemand drückte sie an seine Brust.

Es war Wenzel. Aus den Armen des Großvaters kam das Kind in die Arme des Vaters . . . .

Solange Svítil bei Moráks war, lächelte er nur, rauchte und sprach bis auf die Grüße kein Wort; als sie aus dem Hofe fuhren, sah er sich fragend nach seiner Frau um.

„I, er hatte ja nichts mehr, sonst hätten sie ihn mit allen Zehn festgehalten und nichts sagen lassen; gleich daheim ist mir's eingefallen. Aber Herr Gott, beeilt hat er sich damit —“, sagte Nanni.

Der Klang der Schellen erscholl durch die stille Gegend, das Pferd schnob und der Schlitten pfiff über den gefrorenen glänzenden Schnee dahin . . . . .

* * *

Auf den Vorbergen des Riesengebirges begannen wärmere Lüfte zu wehen; von den Abhängen flossen Rinnen in den Bach, welcher sich mitten im Thal durch die Wiese wälzte. Die Wälder oben auf den Lehnen waren schneefrei, aber dafür dunkel, fast schwarz. Auf dem Rasen im Walde entfalteten sich die ersten Schneeglöckchen, am Bache zitterten die Glöckchen der Levkojen; die Lerchen trillerten über dem aufthauenden Feld. Die Sonnenstrahlen vergoldeten lieblich die Hänge, auf denen nur Reste bräunlichen Grases waren und Hütten, weiß und roth oder schwarz angestrichen, welche auf den Abhängen vertheilt waren, wie die Häuschen auf einem Kinderbethlehem.

Der Lenz, diese paradiesischen Tage voller Frische — und in ihnen starb in einem der Häuschen am Abhang der Großvater Stříhavka langsam der Welt ab. Man leistete ihm alles Erdenkliche, Alles überschüttete ihn mit Liebe, Kathle, Petřivý und ihr kleines Volk, aber vergebens, es war zu spät. Es half weder der Peckaer Doctor, noch

der Bauer aus Doubrava. Dem Großvater trübte sich auch schon zu Zeiten das Gedächtniß, er vertauschte die Namen aus den Familien seiner Töchter und nannte Kathle Babi und die Kinder waren lauter Käthchen. Aber in lichten Augenblicken pflegte er zu sagen: „Hier war ich gern, hier war ich bei den Meinigen“ und heiterer blickte er auf die Kinder, welche ihn so besorgt beobachteten.

Ein andermal sagte er sich: „Es geht mit mir schon zu Ende, es geht höher und höher; bis es ans Herz herankommt, wird es aus sein.“

Immerfort träumte er von der seligen Alten. Und so einmal Abends, als die Familie um den Tisch herum saß und dem schweren Athem des Großvaters lauschte, begann der Alte schwach und abgerissen zu reden:

„Hörst Du, Kathle, die Peitsche knallt — sie fahren schon. Es rasselt schon vor der Chaluppe — geh' nicht hinaus, die Mutter soll glauben, wir schlafen. Sie klopft schon die Schuhe ab — sie öffnet das Vorhaus — da kommt sie ja — willkommen, Mutterchen!“

Eine Weile nachher erlosch der Großvater, die Großmutter hatte ihn abgeholt.

Drei Tage später schritt aus dem Gebirgsdörfchen ein trauriges, stilles Leichenbegängniß. Von den Verwandten in Třemešnic und auf Zvlkánka erschien Keiner, ob sie es gleich wohl wußten. Es kamen weder Babi, noch Wenzel, noch das arme Käthchen; der Frühling begann, Arbeit im Feld gab's vollauf, wie hätten sie abkommen können . . . . .

Erst nach einigen Tagen sandte Nanni nach Borovnic einen Boten und ließ sagen, daß doch nach dem Großvater viel gute Kleidung und Wäsche habe bleiben müssen, man solle ihr also ihr Theil schicken, Svítil sei etwa von gleicher Statur mit dem Großvater und es werde ihm gewiß gut passen.

Kathle erfüllte den Wunsch der Schwester, ohne ein Wort zu sagen, ebenso that sie auch Moráks.

So war das Lebensende des Ausgedingers Střihavka, des Gevatters wie 'ne Rose.



Das Lied von der Treue

von

Wilhelm von Wartenegg.

Vorgedicht.

Es ist in einer alten Schrift zu lesen
Von einem frommen tapfren Rittersmann,
Wie unverbrüchlich seine Treu' gewesen,
Was böse List auch gegen ihn ersann.

Der Prüfung schwerste mußte er bestehen,
Das Liebste was er hatte, gab er fort,
Er schwankte nicht, wie hart ihm auch geschehen,
Er hielt in Treuen das gegebne Wort.

Und ist's zu schmerzlich Alles hinzugeben,
Was einem Leben höchsten Werth verleiht,
So opfert lieber er zugleich das Leben —
Der Ritter aus der lang entschwund'nen Zeit.

Es haben längst die Zeiten sich gewandelt,
Und im Bereich der Märchen liegt dies Lied,
Doch sag' ich nur, wie damals man gehandelt,
Es sagen And're wohl, was heut geschieht.

Ob es sich schickt, ob nicht, für uns're Zeit —
Ich will versuchen nur hier in der schlichten,
Der alten Sangesart es nachzudichten,
Das Märchen von des Wortes Heiligkeit.

1.

Graf Willekin von Montabur
Steht auf dem Schloßaltane.
„Wer nahet dort? Ein Reiter ist's,
Ein Herold mit der Fahne.

Die Pforten auf für diesen Gast" —
Und drauf zu ihm gewendet:
„Wo kommst Du her, wem dienest Du,
Wer hat Dich mir gesendet?"

„Der schönsten Dame diene ich,
Die in der Ostmark wohnet,
Und die wie keine in der Welt
Dem kühnsten Ritter lohnet.

„Am Donaustrand ragt eine Burg
Mit Zinnen und mit Warten,
Burg Greifenstein ist sie genannt,
Ringsum zieht sich ein Garten,

„Und fern so weit das Auge reicht
Wird Deinem Blick sich zeigen
Der dunkle Wald, das lichte Feld,
Und Alles ist ihr eigen.

„Nach Pfingsten gibt sie ein Turnier
Mit Schwerterkampf und Stechen,
Dort sollst auch Du erscheinen, Graf,
Und eine Lanze brechen.

„Und wer der Sieger bleibt, gewinnt
Sie selbst und ihre Habe,
Denn Burg und Land und Feld und Wald
Schenkt sie als Morgengabe.

„Herolde ziehen durch das Land
Die Kunde zu verbreiten,
Und jeder eilt, dem sie bekannt,
Nach Greifenstein zu reiten."

Da rufet laut Herr Willekin:
„Auch ich will zu ihr reiten,
Und ist die Maid nach meinem Sinn,
So werd' ich sie erstreiten.

„Gering nur ist mein Eigenthum
Und meiner Väter Erbe,
Doch zieh ich nicht nach Greifenstein,
Daß ich ihr Gut erwerbe.

„Fest ist mein Haus, stark ist mein Arm
Und Kampf gibts allerwegen,
Der Stahl ist kalt, das Blut ist warm,
Hei auf! Dem Glück entgegen!"

2.

Das Pfingstfest kam. Es grünte rings die Erde,
Das alte Wunder, das sich stets erneut,
Des Schöpfers mächtiges Gebot: Es werde!
Das Arm und Reich die gleichen Freuden beut —
Das Pfingstfest, das die Kirche zum Gedächtniß
An ihr Entstehn in frühen Tagen schuf,
Den Menschen ist's ein heiliges Vermächtniß,
Ein lichter Trost, ein ernster Mahnerruf,
So wie der heilige Geist einst ausgegossen
Die Häupter der Apostel hat verklärt,
Wie sie die Schaar der gläubigen Genossen
Mit Gottes Wort erhoben und belehrt,
Und zur Erinnerung des Tags beschlossen,
Daß er alljahr als Festtag sei geehrt,
So zeigt auch jedes Jahr der Bäume Sprossen,
Daß gleiches Wunder immer Dir gewährt,
Und mahnet Deine Seele stets auf's Neue
Zum festen Glauben und zur alten Treue.

Zu Pfingsten war's, als Graf von Montabur
Am Donaustrande ritt mit dreien Knappen
Und einem alten Städtchen sich genähert,
Das seine letzte Herberg sollte werden,
Eh' er die Burg von Greifenstein erreicht.
Den einen Diener schickte er voraus,
Daß in der Stadt er einen Wirth ihm suche,
Der nicht nur Mann und Roß ein Obdach böte,
Der, wie es Sitte war in jener Zeit,
Ihm das Gefolge anzuwerben half,
Das festlich ausgeschmückt und wohl bewehrt
Zu dem Turniere ihn begleiten sollte.

Die Stadt hieß Tuln; uralt war ihre Mauer,
Die Zwingergräben allerseits umgaben.
Vier starke Thürme schützten ihre Thore,
Bei jedem Thor war überbrückt der Graben,
Bei jedem saß auch täglich auf der Lauer
Thorwärtel in dem untern Stiegenstübel
Um Acht auf diese gute Stadt zu haben,
Von ihr zu wehren jed' Gefahr und Übel.
Uralt war auch die Kirche, die in Tuln
Dem heiligen Stephanus war geweiht;
Denkzeichen sah man dort aus früher Zeit,
Die zeigten in dem Stein der Bodenplatten,
Wo fromme Ritter ihr Begräbniß hatten.

Zum Pöltner Thor ritt nun der Knappe ein
Und fragte erst und suchte in der Stadt
Nach einem reichen Kaufherrn, dessen Haus
Zur Herberg dienen sollte seinem Herrn.
Auf einem Platz zu Mitten in der Stadt
Stand just vor seiner Thür Herr Wulfenstorfer
Mit seinen Freunden im Gespräch, mit Weikart,
Hans Planken auch von Oberhollabrunn,
Dem Schenk vom Ryed, dem Wirth vom Wiener Thor
Und Heinrich Azenpruker aus Schönpichl;
Der Wulfenstorfer aber war der reichste
Und ward in Tuln der Münzherr nur genannt.
Den ging der Knecht mit seiner Frage an,
Ihm das Begehren seines Herrn verkündend.
Kaum hatten ihn die Kaufherrn angehört,
So riefen sie zu allen Heiligen,
Und sagten, daß sie nie mehr einen Ritter
Aufnehmen wollten in ihr Haus, sie sagten,
Das sei verredet nun für alle Zeit.
Der Wulfenstorfer aber sprach: „Hör an!
Der letzte Ritter, dem ich Herberg gab
In diesem meinem Haus, ist hier gestorben.
Vier Rotten hatt' ich für ihn angeworben,
Zwölf Mann war jede dieser Rotten stark
Und wohl bewehrt und prächtig angezogen,
Er aber stirbt und schuldet hundert Mark
Des feinsten Goldes, richtig zugewogen.
Ich wende mich darauf an seine Erben,
Daß sie die Schuld bezahlen für den Todten,
Sie haben mir nur Spott statt Gold geboten,

Und mögen sie darum in Noth verderben.
Zu ihrer Schande ließ ich drauf den Leichnam
In eine Kufe durch die Knechte werfen
Und hinter meinem Pferdestall verscharren.
Du suche Dir jetzt einen andern Narren,
Der deinem Ritter eine Herberg gibt,
Ich gab, wie Du's gehört hast, das Begräbniß;
Nun reite heim, und wenn es Dir beliebt,
Erzähle Deinem Herrn nur dies Begebniß."

So sprach der Wulfenstorfer. All' die Andern,
Sie nickten mit den Köpfen, lachten auch
Und fanden, daß der Münzherr Recht gethan.
So aber dachte nicht des Grafen Knappe;
Keck fuhr er auf: „Verdammt sei Eure That!
Der Rittersmann, der hier gestorben ist,
Ob Schuldner oder nicht, er war ein Christ,
Das Letzte ist ja doch auf dieser Erden
Ein ehrlich Grab; das sollte ihm nicht werden,
Weil Ihr noch ärger seid als selbst die Heiden!
Ihr laßt den todten Mann noch Schmach erleiden,
Ihr wagt es, weil er sich nicht mehr kann wehren
Und rühmt Euch noch, als wär's in allen Ehren?
Schmach über Euch und Schande Eurem Thun!
Das aber kann ich Euch schon jetzo sagen.
Nicht ungerächt wird der Begrabne ruh'n
Denn meinem Herrn will ich den Frevel klagen,
Und hat es erst Graf Willekin gehört,
Da wird Euch andre Sitte bald gelehrt."

Die Andern schrie'n: „Dein Drohen schreckt uns nicht!
Wir haben Schutz und Schirmbrief und Gericht;
Wir fürchten nichts! Das sag' Du Deinem Grafen,
Wend' um Dein Pferd, reit' heim und leg' Dich schlafen.
Wir können ihm wie Dir die Thore weisen —
Wer heißet ihn just auch nach Tuln zu reisen?"

Wie nun der Knappe Willekins vernimmt,
Daß sie es wagen, seinen Herrn zu schmähen,
Verliert bei ihm Geduld die letzte Fessel,
Das Blut steigt ihm zu Kopf, in lauten Worten
Beginnt er schonungslos sich zu ergehen,
Und da sie ihn, den Einzelnen, verhöhnen,
Greift er zum Schwert, nicht ihre Zahl bedenkend,

Und daß er in der fremden Stadt verloren,
Wenn solcherart in ihre Hand er fällt.
Doch hier geschah, was schon so oft geschehen:
Dem Kühnen half das Glück. Die Bürger sehen,
Daß sich dem Platze naht auf schwerem Roß
Ein Rittersmann in einer Silberrüstung.
Von seinem Helme nicken hohe Federn,
Die Sonne spiegelt sich im Harnischzeug,
Das mächt'ge Schlachtschwert hängt an seiner Seite,
Und hinter ihm ein Knappe trägt den Schild
Sowie den langen Speer, ein zweiter führet
Ein Saumroß an der Hand, ein hochbepacktes,
Der schwere Huf klirrt auf des Pflasters Steinen,
Das Eisen rasselt und die Pferde schnauben.
Bei diesem Anblick und bei diesem Laut
Verstummt der Streit, und all' die biedern Bürger,
Die eben noch gelacht, den Knecht verhöhnend,
Geprahlt und groß gethan, sie wurden still,
Sie wagten nicht mehr sich zu regen,
Sie blickten mit verstörtem Angesicht
Den Münzherrn an, den reichen Wulfenstorfer,
Doch der auch sagte nichts und schwieg verlegen.

Es war Graf Willekin von Montabur,
Der seinem Knecht des Weges nachgezogen.
Er hält die Zügel seines Pferdes an
Und fragt mit ernstem Blicke seinen Knappen,
Was hier gewesen sei? Und der berichtet
Und kündet ihm noch bebend vor Entrüstung
Die schmachvoll frevle That des reichen Münzherrn.
Drauf sprach Graf Willekin: „Was Dir gebührt,
Was jener schuldete, ich will es zahlen.“
Er winkt dem Diener, der das Handpferd hält,
Und läßt sich den gefüllten Beutel reichen,
Denn alles Gold, das Montabur besaß,
Hat er auf dieser Fahrt mit sich genommen.
Er läßt sogleich dem Münzherrn Wulfenstorfer
Die hundert Mark, die dieser fordert, geben,
Der tief sich vor dem edlen Grafen neigend
Das Geld aus seines Knechtes Hand empfängt.
Dann sagt ihm Willekin: „Du bist bezahlt,
Du hast kein Recht mehr jetzt an diesem Todten.
Den Leichnam ford're ich und sorgen will ich,
Daß ihm ein würdiges Begräbniß werde;

In einen Sarg gebettet, eingesegnet,
Werd' ihm die Ruh' in gottgeweihter Erde.
Und viele Messen für der Seele Heil
Will ich in Tuln hier für ihn lesen lassen,
Daß frommer Priestermund, was Du verschuldet,
Entsühnen mag und das was er erduldet."

Und so geschah's. Der Münzherr aber bat,
Es möge ihm der Graf die That verzeihen
Und deß zum Zeichen bei ihm Herberg nehmen.
So frommem Herrn gilt nicht, was Andern gilt,
Er müsse jetzo seines Thun's sich schämen
Und sei es gut zu machen wohl gewillt.

Da lachte Willekin und sprach zur Antwort:
„Daß Du mich nehmen willst, das glaub' ich gern.
Geseh'n hast Du den wohlgefüllten Säckel,
Der gute Bürgschaft gibt für seinen Herrn.
Begehrenswerth erscheinet Dir mein Gold,
Was ich verlang', deß biet ich reichen Sold,
Und sollte Gott es so beschlossen haben,
Daß ich in Tuln mein Leben lassen soll,
So würdest Du mich ehrenvoll begraben. —
Genug des Spotts, ich hege keinen Groll;
Da Du bereust, wie eben Du gesagt,
Und da die ernste Pflicht gen jenen Todten
Erfüllet ist, so sei nicht mehr geklagt,
Ich nehm' die Herberg an, die Du geboten.
Nun schaff' mir mein Gefolge, Wulfenstorfer,
Und thu' genau, was ich von Dir erheische:
Die Mannen, die im Panzerhemd mir folgen,
Sie seien wohl beritten und bewehrt.
Doch nicht die Lanzen nur und Schild und Schwert
Will ich auf diesem Zuge zu Begleitern,
Spielleute sollen bei der frohen Fahrt
Voraus mir ziehn und meinen Eisenreitern.
Spielleute wirb mir an der besten Art,
Wie sie ja wohl herum im Lande reisen,
Und klingen sollen ihre lust'gen Weisen
Den Donaustrand entlang auf meiner Fahrt.
Und eile Dich, denn kaum hier eingekehrt
Mein Herz die Weiterreise schon begehrt;
Mich drängt's, die herrlichste der Frauen
Auf Greifenstein zu schauen."

———

3.

Hast Du ein gutes Werk vollbracht
So darfst Du nie dich fragen,
Ob es Dir jemals wird gedacht
In künftigen Tagen.

Hoff' nicht, daß Ernte lohnt die Saat,
Mag sie der Wind verwehen,
Es sei für Dich nur eine That,
Die schon geschehen.

Wirst Du im Glück an's Ziel geführt,
So thust Du gut zu denken:
Es ist nicht Lohn der mir gebührt,
Es ist ein Schenken.

Und hoff' auf Dank zu keiner Zeit,
Der wohnt in andern Welten.
Genug, will man Dir nicht mit Leid
Dein Werk vergelten.

4.

Was Herr Willekin geboten
Und verlangt von seinem Wirthe,
Hat der Münzherr Wulfenstorfer
Ausgeführt mit raschem Eifer.
Angeworben für den Grafen
Hat er kampfgeübte Mannen,
Schwerter brachte er und Speere,
Das Gefolge auszurüsten;
Auch die leichte Schaar der Spielleut'
Hatte er herbeigerufen,
Daß voraus die Straße schreitend
Sie bei seinem Weiterreisen
Spielten ihre lustigen Weisen.

Eines fehlte noch dem Grafen
Und dies Eine macht ihm Sorge.
Viel entscheidet beim Turniere,
Welches Roß der Ritter reitet;
Wohl verstand das Willekin,
Und der Streithengst, den er brachte,

Groß und stark und schwarz getigert
Selbst im Eisen ganz geligert,
Trug ihn leicht sammt seiner Rüstung,
War erprobt in manchem Streit,
Doch das mächt'ge Thier, so denkt er,
Ist zu schwer und ungelenkig,
Und so mancher fremde Ritter
Beim Turnier von Greifenstein
Könnte leicht im Vortheil sein.
Darum hat dem reichen Münzherrn
Er den Auftrag auch ertheilt,
Ihm das richt'ge Pferd zu schaffen.
Wulfenstorfer war beeilt,
Das Verlangte ihm zu bringen,
Doch es wollt' ihm nicht gelingen,
Für die mächtige Gestalt
Willekins, des starken Grafen,
Auszufinden solch ein Pferd,
Wie der Reiter es begehrt.

Ungeduldig ward der Ritter
Und in seiner Herberg Zimmer
Heftig auf und nieder schreitend
Ging er jetzt mit sich zu Rathe,
Ob er es nicht wagen sollte
Nur mit seinem Tigerrosse
Auf dem Greifensteiner Schlosse
Beim Turniere zu erscheinen;
Da vernahm er plötzlich Hufschlag
Auf der Straße Pflastersteinen,
Und zum Fenster eilend sieht er
Einen fremden Ritter nahen
Unbegleitet, ernst und langsam.
Dieser Fremde ritt ein Pferd,
Schön, wie er es nie gesehen,
Schwarz von Farbe, groß und kräftig,
Ganz wie er es sich begehrt.
Ist der Reiter ein verwegner,
Müßte dieser Renner fliegen,
Niederwerfen seine Gegner
Und in jedem Gange siegen.

Eilig tritt Herr Willekin
Jetzt vor seiner Herberg Thüre

Und in rascher Rede kündet
Er dem Fremden seine Bitte:
Kaufen will er dieses Pferd,
Und er bietet gleich dem Eigner
Fünfzig Mark des feinsten Goldes,
Wenn er es ihm lassen wolle.
Doch der Fremde unbeweglich
Hört die Rede Willekins,
Greift dann mit dem Eisenhandschuh
Nach dem Haupt und hebt den Helmsturz.
Schaurig fast gemahnt's den Grafen,
Als er nun des fremden Ritters
Bleiches, ernstes Antlitz schaute.
Dieser hatte matte Augen
Und doch war sein Blick so trübe,
Der, auf Willekin gerichtet,
Diesem schien ins Herz zu dringen.
Regungslos und wie versteinert
Blieb das Angesicht des Reiters,
So daß Montabur von Neuem
Seine Rede wiederholte,
Doch er bot jetzt hundert Mark.
„Alles Gold, das ich noch habe,
Scheint mir zu geringe Gabe,
Doch ich laß nicht von dem Pferde;
Gebt Ihr's nicht, so laßt uns kämpfen,
Daß es Preis des Siegers werde."

Drauf der fremde stumme Ritter
Hebt sich rasselnd aus dem Sattel
Und das Roß am Zügel haltend
Tritt er näher zu dem Grafen,
Unverwandt im Aug' ihn haltend.
Dieser glaubt, bereit sei jener,
Ihm zum Schwertkampf sich zu stellen,
Doch der Fremde winkt verneinend
Und beginnet solche Rede:
„Thor! Der Du vermeinst, man kämpfe,
Um als Preis sich zu erringen,
Was man schon sein Eigen nennet.
Willekin von Montabur,
Schlimm bekäme Dir der Streit,
Denn, vernimm es, unverletzlich
Bin ich und nicht zu besiegen.

Dieses Roß jedoch, das schwarze,
Richtig hat's erkannt Dein Auge,
Trägt es je Dich in die Schranken,
Wirst Du nie im Sattel wanken,
Wer auch immer Dir verwegen
Beim Turniere tritt entgegen,
Stehen wirst Du allen Rittern,
Ihre Lanzen werden splittern,
Ihr bewährter Ruhm erblinden,
Du bist nicht zu überwinden!
Wähnst Du nun, ein Säckel Gold
Sei genug als Preis des Rosses?
Andres denkst Du zu gewinnen
Beim Turnier von Greifenstein:
Herr der Gegend willst Du sein,
Burgen, Mannen, dunkle Wälder,
Rebenlande, Aehrenfelder,
Selbst des Schlosses schöne Herrin,
Alles, Alles ist dann Dein.
Drum, wenn ich in meiner Weise
Dir verhelf' zu solchem Preise,
Muß ich höhern Lohn verlangen."

„Nun so sag'," ruft Willekin,
„Sag' was Du als Preis erdacht.
Sicher sollst Du ihn empfangen,
Steht es nur in meiner Macht."

„Nun wohlan!" sagt drauf der Fremde,
„Mein Begehren hör's und merke:
Gib Dein Wort bei Deiner Ehre,
Daß Du nach vollbrachtem Werke
Mir von Allem, was Dein Eigen,
Willst die volle Hälfte geben.
Kommen werd' ich und Dich mahnen,
Ehrlich sei getheilt die Beute,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz besitzest heute.
An dem Wort ist nichts zu mäkeln,
Bitte gilt dann nicht, noch Reue;
Kommen werd' ich, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue."

Als der Fremde so gesprochen,
War's, als ob das Roß, das schwarze,

Seiner Rede Sinn vernommen,
Daß es einen neuen Herrn
Sollt' in Willekin bekommen,
Denn es schnaubt und stampft das Pflaster,
Steiget hoch empor und wiehert.
Rasch entschlossen ruft der Graf:
„Wohl, es sei! Der Pakt soll gelten.
Wenn ich diesen Rappen reite
Beim Turnier von Greifenstein,
Unbesiegt in jedem Streite,
Sei die volle Hälfte Dein.
Nimm mein Wort, und zu dem Ende
Reichen wir uns jetzt die Hände."

Jener schüttelt leis das Haupt,
Ohne seine Hand zu heben,
„Nur Dein Wort sollst Du mir geben,
Nur Dein Wort. Was soll der Handschlag?
Wer dem Einen nicht geglaubt,
Den mag auch der Andre trügen,
Wahre Treue kann nicht lügen."

„Willst Du, daß mit einem Eide
Ich mein Wort bekräft'gen soll?"

Jener aber schüttelt wieder
Leis das Haupt. „Was soll der Schwur?
Wahre Treue kann nicht lügen,
Wem sein Wort nicht heilig ist,
Der wird schwörend auch betrügen;
Nicht die Scheu vor Unbekanntem,
Vor der Strafe, die Dir drohet
Wenn Du Deinen Eid gebrochen,
Soll den freien Willen zwingen,
Nicht das Drunten und das Droben
Kann die wahre Treu' erproben,
Nur das Wort, das Du gesprochen,
Darum gelt' es ohne Schwur.
Merk es Dir, Graf Montabur.
Nimm das Roß, ich ziehe weiter,
Du sei fürderhin sein Reiter,
Siege und erring' den Hort!
Aber wenn am Folgetage
Abschied nahm die lichte Sonne

Um zu ziehen and're Bahnen,
Dann erblickst Du mich auf's Neue,
Kommen werd' ich und Dich mahnen,
Zu erproben Deine Treue."

5.

Heidorodoh! Sing und Sang!
Hoidiridoh! Fiedelklang!
Ist denn ein Mummenschanz?
Tanzt doch nicht Gret' noch Hans.
Hell nur die Sonn' im Glanz
Leuchtet auf Blum' und Pflanz'.
Sänger im Haar den Kranz
Treten aus Thor und Schanz,
Heidorodoh, Hoidiridoh
Holla — Halloh —!

Rüstung mit Klipp und Klapp,
Ritter und Knecht und Knapp,
Funkelnde Lanzenspitz',
Schalksnarr mit lautem Witz,
Dröhnender Rosseshuf,
Schmetternder Hörnerruf,
So zieht Herr Willekin
Froh seine Straße hin.
Heidorodoh, Hoidiridoh
Holla — Halloh —!

Ritter von Montabur,
Zieh' Deine Straße nur
Auf Deinem schwarzen Pferd,
Das Du so sehr begehrt,
Frohgemuth, wohlbewehrt,
Siegreich mit Lanz' und Schwert,
Bleibe Du unversehrt,
Bis Dir der Preis gewährt!
Heidorodoh, Hoidiridoh,
Holla — Halloh —!

6.

Beim Klang der Spielleut, bei der Waffen Klirren,
Beim Flattern seiner bunten Wappenbanner,
So ritt Graf Willekin gar herrlich ein
Durch's Thor der Donaufeste Greifenstein.
Vom hohen Helm die bunten Federn nicken,
Sein Aug' glänzt mit dem Harnisch um die Wette,
Sein schwarzes, mächt'ges Streitroß wiehert laut,
Doch ahnt er nicht, daß aus versteckter Klause
Zwei blaue Augen heimlich nach ihm blicken,
Und ganz verwundert, als sie ihn geschaut.
Die Herrin war's und ohne daß sie's wußt',
Ringt sich ein Seufzer aus der jungen Brust
Und flüstern leise ihre rothen Lippen:
„O wäre er's! O wär' ich seine Braut!“

Sie schickt ihm eine Schärpe zum Willkommen,
Und da's geschehn, fühlt sie ein heiß Erröthen,
Vorschnell und nicht geziemend will ihr's scheinen.
Das Edelfräulein, das die Gabe trägt,
Ruft sie zurück, doch jene eilet weiter,
Denn, ach, zu schwach war dieser Widerruf,
Laut das Gebot nur, das der Wunsch erschuf;
Daß es geschieht, sie sagt sich's, muß sie reuen,
Doch weicht die Reue anderer Gewalt,
In ihrem Herzen scheint sie sich zu freuen,
Daß ungehört der Widerruf verhallt.

Als nun der Morgen anbrach des Turniers,
Da rief der Herold Alle in die Schranken,
Die hergeeilt aus allen Ländern waren,
Den Preis sich zu erringen dieses Tages.
Die Sonne schien so hell, als wär' sie froh
Und mit dem bunten Schauspiel wohl zufrieden,
Das unter ihr am Donaustrand begann.
Viel Volk war zugeströmt von allen Seiten
Und weit hinaus sah man die Flur bedeckt
Mit Leuten, die dort lagerten im Freien;
Da waren auch wohl Zelte aufgeschlagen,
Und eh' die große Festlichkeit begann,
Die Grund und Ursach' dies Treibens war,
Vergnügten sich die kleinen Leute dort
Nach ihrer Art und Weise.

Frühling war's
Und fröhlich waren Alle; Noth und Kummer,
Die manche von den Armen hart bedrückt,
Sie hatten sie für heut' zu Haus gelassen,
Denn Frühling war's, die Erde war erwacht,
Natur bot Arm und Reich die gleiche Pracht,
Daß sie sich Alle ihrer freuen mögen;
Und dann stand hier in Aussicht ja ein Spiel,
Da gab es heute noch etwas zu schauen,
Da freuten, wie sich ihre Kinder freuten,
Die Alten auch sich, Männer und die Frauen.
Sie dachten nichts, ihr Elend war vergessen,
Sie waren frei, sie waren ausgeruht,
Sie hatten auch getrunken und gegessen,
Und Frühling war's, das that sich Allen kund,
Das hebt auf's Neue oft gesunknen Muth,
Nur selten wird dem Armen es so gut.
Nun eilen sie, umdrängen schon den Rund,
Der ausgesteckt ward für die edlen Gäste,
Fanfaren klingen und der Zug erscheint,
Wie selten sieht man solche Pracht vereint,
Und Allen schien dies Spiel das Fest der Feste;
Die Ritter auf den reichgeschmückten Rossen
In blanken Stahl gekleidet, weithinglänzend,
Und dann in einem zweiten Zug das Beste,
Die junge Herrin auf dem weißen Zelter,
Mathilde hieß man sie von Greifenstein,
Umgeben von den Damen ihres Hauses,
Durch Anmuth mehr als durch die reiche Zier
Die Andern alle weitaus überstrahlend.
Ein Flüstern lief von Mund zu Mund, ein Flüstern,
Doch wohl vernehmbar, schwellend und sich steigernd,
Bis helles Jauchzen, lauter Jubelruf
Von allen Lippen weithin hörbar tönte.

Die Herrin neigt das Haupt, und leicht erröthend
Hält sie den Blick gesenkt, fast will es scheinen,
Daß sie beschämt sich fühlet durch den Beifall.
Vom Pferd gehoben läßt sie dort sich nieder,
Wo die erhöhten Sitze man errichtet;
Die Sonnenstrahlen wehrt ein Baldachin,
Der sich auf schlanke Säulen zierlich stützet,
Die bunt bewimpelt sind mit ihren Farben;
Die Brüstung aber decken golddurchwebt

Brokat und Sammet herrlich anzuschauen.
Die Damen, die das Schauspiel anzuseh'n
Als Gäste weilen auf Burg Greifenstein,
Sie sitzen rechts und links von ihr, dann weiter
Und tiefer stehend noch zu beiden Seiten
Reiht die Gefolgschaft ihres Hauses sich.

Des Herolds Ruf ertönt, Trompeten schmettern,
Das Spiel beginnt; es wird so still ringsum,
Als wär' die Stille hilfreich für das Schauen,
Als wär' das Aug' des Menschen einz'ger Sinn.
Nun hielt Mathilde auch, die junge Herrin,
Nicht mehr den Blick gesenkt, sie schauet auf
Und sieht im blanken Harnisch Willekin
Geschlossenen Visirs des Gegners harrend.
Nur an der Helmzier kann sie ihn erkennen
Und an dem zeichenlosen schwarzen Hengst,
Der seiner Größe wegen Allen auffällt. —
Der Kampf beginnt. Mit eingelegter Lanze
Sieht man die Ritter gen einander sprengen,
Die Speere splittern krachend, schwer und dröhnend
Stürzt aus dem Sattel durch den Stoß gehoben
Des Grafen erster Gegner in den Sand,
Und ohne Reiter tobt sein Pferd dahin.
Graf Montabur jedoch mit sichrer Hand
Lenkt nun sein Pferd zurück an jene Stelle,
Die beim Beginne ihm gewiesen ward,
Um hier zu harren nach des Spieles Brauch,
Daß sich ihm jetzt ein zweiter Gegner stelle.
Der Zweite kommt, doch so wie jener Erste,
Wie jeder folgende, der ihn ersetzt,
Er wird besiegt, und Alle sehn's mit Staunen,
Unüberwindlich scheinet Willekin.
Mathilde aber folget diesem Kampfspiel,
Als hing' ihr Glück, ihr Leben davon ab,
Sie sieht die Freunde nicht an ihrer Seite,
Die Menge nicht, die den Turnierplatz rings
Gedrängt umgibt, sie hört die Rufe nicht,
Den lauten Jubel nicht, der jetzt ertönt
Zu Ruhm und Preis dem Sieger dieses Tages;
Verworren dringt der Schall nur an ihr Ohr,
Sie weiß nicht mehr, ob all dies wirklich ist,
Ob sie es glauben darf? Dann meint sie wieder,
Daß es so kommen mußte, wie es kam,

Daß sie's vorher gewußt — sie sieht nur ihn,
Hochragend, unbesiegt, den jungen Helden,
Den kühnen Streiter, der sie selbst erstritten.
Was nun erfolgte, wie er vor ihr kniete,
Das unbehelmte Haupt tief vor ihr neigend,
Wie sie die Hand ihm reichte, die er küßte,
Und küssend ihre Stirne drauf berührte,
Wie sie im hohen Pfeilersaal der Burg
Bei frohem Festmahl Seit' an Seite saßen
Bei Becherklang und rauschender Musik,
Das war der schönste, wonnevollste Traum,
Den sie in ihrem jungen Leben träumte.
Der Liebe Seligkeit war ihr gegeben,
Es war ein ungekanntes neues Leben,
Errungen schon auf Erden ohne Sterben,
Ein Traum, den kein Erwachen kann verderben.

So also kam's. Acht Tage währt das Fest,
Die Gäste rühmen laut das junge Paar,
Am achten Tage in der Burgkapelle
Vereint sie Priesters Segen am Altar.
Graf Willekin ist nun der Herr der Lande,
Doch achtet er das reiche Gut gering,
Viel mehr erfreuen ihn die süßen Bande,
Die weißen Arme seiner jungen Gattin,
Als sie zum ersten Male ihn umfing.
Die Gäste ziehen fort. Herr Willekin
Steht mit Mathilde auf dem Schloßaltane,
Sie seh'n die letzten Reiter in der Ferne
Bei Wald und Wegscheid ihrem Blick entschwinden.
Still wird's im Haus, sie schau'n sich in die Augen,
Aufjauchzend preßt in lauter Liebeslust
Der Gatte jetzt die Gattin an die Brust.

Dann rufet laut Herr Willekin:
„Auch ich bin hergeritten,
Und weil die Maid nach meinem Sinn
Hab' ich sie mir erstritten.
Gering nur war mein Eigenthum
Und meiner Väter Erbe,
Doch zog ich nicht nach Greifenstein,
Daß ich Dein Gut erwerbe.
Fest ist mein Haus, stark ist mein Arm,

Den Preis hab ich gewonnen,
Der Stahl ist kalt, das Blut ist warm,
Heiauf! Das Glück ist 'kommen."

7.

Ging ein Mann das Glück zu suchen
Ueber der Erde weitem Rund,
Doch er sah's an keinem Orte,
Doch er traf's zu keiner Stund'.

Nimmer hört er auf zu hoffen,
Finden will er noch den Platz;
Ist der richtige getroffen,
Heb' ich den verborg'nen Schatz.

In den Hütten, zu den Thronen
Trat er forschend hin und sprach:
Wo, wo mag das Glück nur wohnen?
Lebenslang geh' ich ihm nach.

Ach vergeblich ist das Suchen.
Mancher hat den Weg verflucht,
Mancher wird ihn noch verfluchen,
Denn es kommt nur ungesucht.

Suche es in den vier Winden,
Grab' es aus der Erde Schooß,
Nie und nirgends wirst Du's finden,
Gingst Du ewig ruhelos.

Glaubst Du es zu sehn von ferne,
Wenn Du nahst, weicht es zurück.
O mein Stern, du Stern der Sterne,
Viel zu hoch hältst Du mein Glück.

Finden wirst Du, laß dir's sagen,
Wo Du suchst, die Stätte leer,
Denn: Du mußt es in Dir tragen,
Sonst erreichst Du's nimmermehr!

8.

Sie liebten sich. Des Herzens heißem Wogen
War keine Schranke hemmend mehr gezogen.
Einmal nur ging die Sonne erst zu Rüste,
Einmal erstand sie neu in Strahlenpracht,
Seit er zum ersten Mal die Jungfrau küßte,
Seit sie, sein Weib, in seinem Arm erwacht.
Sie freuten sich, und Freude war jetzt Alles,
Was rings um sie Natur zur Schau gestellt:
Das weite Reich des Blickes und des Schalles,
Das Leben selbst, die ganze Welt.
Sie waren glücklich, das sagt mehr als Alles.

Im Garten gingen sie; wie schien er lieblich!
Mathilde sprach: „Noch nie war er so schön,
Die Vögel haben nie so laut gezwitschert,
Die Blumen haben nie so bunt geblüht,
Nie dufteten so gut Jasmin und Flieder,
Aus allen Büschen tönen frohe Lieder
Und singen möcht' ich auch aus voller Brust.

Ich möchte singen aus voller Brust,
Die höchste Lust ist die Liebeslust.
Wie ist der Himmel so gut, so gut,
Und wenn er auch täglich Wunder thut,
Heut that er sich auf, er steht uns offen,
Er hat seine Wunder noch übertroffen.

Das Glück, das Glück liegt heute in der Luft
Mein Athem saugt es ein, es legt sich schmeichelnd
Um Stirn und Wangen mir, erfüllt, durchdringt mich,
Wird Eins mit mir, wie ich's mit ihm geworden.

Lerchensang und Amselschlag,
Helles Gottesaug' der Sonne,
Welche Freude, welche Wonne,
O was ist das für ein Tag!
Nie zuvor hab' ich empfunden,
Daß man ohne krank zu sein
Dennoch plötzlich kann gesunden,
Daß ein Mensch, der nichts verloren,
Alles eines Tags gefunden,
Und daß ihm so werth der Fund,
Daß er bis ans Lebensende,

Bis zu seiner letzten Stund'
Nie und nie ihn missen mag;
Das empfind' ich heute, heute,
O was ist das für ein Tag!

Sie gingen weiter, und an einer Stelle,
Die dichtbelaubt am End des Gärtleins lag,
Da war ein alter Brunnen. Leise plätschernd
Fiel hier des klaren Wassers dünner Strahl
In eine Muschel, welche auf der Erde
Aus Stein geformt, vom Gras umwachsen, lag.
Ein Standbild war zum Schmuck hier angebracht,
Doch so verwittert, so vom Grün umwuchert,
Moosüberwachsen, daß es kaum mehr kenntlich.
Sie aber fanden bald, es sei ein Knabe
Mit Pfeil und Köcher wohl damit gemeint;
Die Flügel freilich waren abgebrochen
Und fehlten lange schon dem kleinen Gott.
Ein fremder Bildner hatt' ihn wohl gefertigt,
Vielleicht ward er in alten Zeiten schon
Aus einem fernen Land hierher gebracht.

Hier standen Hand in Hand die jungen Gatten,
Mathild' und Willekin; er aber sprach
„Ein Troubadur hat mir's im Lied erzählt:
Der Knabe mit dem Pfeil in seiner Hand,
Ein Sohn ist's der Frau Venus, jener Schlimmen,
Die jetzt gebannt im Hörselberge weilt.
Der Liebe Spenderin ward sie geglaubt,
Eh' noch das Licht des Glaubens aufgegangen,
Der uns gelehrt, daß Gott die Liebe sei.
Sie nannten eine Göttin jene Venus,
Die jetzt als Teufeline längst erkannt.
Die Liebe kommt vom Himmel."

„Wohl vom Himmel
Und auf dem Weg, den sie zur Erde nimmt,
Trägt sie ein gutes Stück vom Himmel mit."

So rief Mathilde. Willekin fuhr fort:
„Und seit vom Himmel Liebe wird gesandt,
Ward die Frau Venus in den Berg gebannt.
Doch früher trieb die Arge auf der Erde
Ihr Wesen überall, und auf Altären

Ward sie verehrt, so sagt der Troubadour.
Und weiter noch erzählt er seine Mähren:
Sie sandte ihren Sohn mit Pfeil und Bogen,
Den kleinen Flügelknaben in die Welt,
Der suchte so bewehrt und unsichtbar
Bald einen Mann, bald eine Jungfrau auf
Und lächelnd zielte er nach ihrem Herzen.
So oft er seine Sehne schwirren ließ,
Er fehlte nie. Wen sein Geschoß getroffen,
Der war der Göttin eigen von der Stund';
Den kleinen Pfeil im Herzen, liebeswund,
Fleht er zu ihr mit Bangen und mit Hoffen.
Der Knabe Amor, lachend der Gefahr,
Mit neuem Pfeil und neckischer Geberde,
Er flattert fort mit seinem Flügelpaar
Und treibt sein Spiel rings auf dem Rund der Erde."

„So wär's ein Spiel?" fragt jetzt die Frau verwundert,
„Und gab es Zeiten je, und gab es Menschen,
Die Liebe nannten, was nicht Ernst gewesen?
Wie gut, daß es uns nicht beschieden war,
In jener Zeit zu leben. Sag', o sage,
Geliebter Mann, und lache nicht der Frage:
Der Knabe Amor, dessen Bild hier steht,
Ist er, seit wahre Liebe man erkannt,
So wie Frau Venus in den Berg gebannt?"

Der Ritter wußt' es nicht, er sagte nur:
„Der kleine Gott ist nicht mehr flatterhaft;
Sein Pfeil besitzt wohl noch die alte Kraft,
Doch wie Du's siehst an jenem Steinbild dort,
Die Flügel fehlen ihm, er fliegt nicht fort."

So scherzten sie; da kam ein Taubenpaar,
Das girrend zu dem Wasserbecken flog
Und auf der Muschel Rand sich niederließ,
Die Täubchen nippten erst den kühlen Trunk
Und schnäbelten sich dann. Es sah'ns die Beiden,
Der Ritter und die Dame, die sich fest
Umschlungen hielten auf dem stillen Platz;
Doch meldet nicht das Lied, was dann geschehen,
Und ob sie nachgeahmt, was sie gesehen,
Ob sie gefolgt dem Beispiel jener Tauben

Am Brunnenrande dort — fast muß man's glauben.
Gott Amor aber nach des Ritters Wort,
Er schwieg und wachte, doch — er flog nicht fort.

9.

Seit Anbeginn, seit die Welt besteht,
Seit die Erde in rollendem Gang sich dreht,
Seit Menschen leben auf ihr und sterben,
Wohnt dem Gelingen zunächst das Verderben.
Sie fahren in Schiffen durch's weite Meer,
Bebauen mit emsigem Fleiße das Land,
Doch mancher, der sä't, sieht die Ernte nicht mehr
Und kein's seiner Werke ist von Bestand.
Nur weil so kurz das Leben dauert,
Währt uns das Ueberlebende lang,
Dem Menschen, der das bedenkt, wird bang,
Ihn friert und schauert.
Nur das erreichst Du, was Dir gegeben,
Der Keim des Todes liegt im Leben.

Die mächtige Zeit in rastlosem Gange
Muß eilen, muß eilen;
Sie darf um der Menschen bestes Streben
In ihrem Laufe nicht verweilen.
Sie hat kein Auge, um zu sehen,
Kein Herz zu fühlen, kein Hirn zu verstehen,
Beginn und End' nicht in ewigem Fliehen,
Du ziehst mit ihr und siehst sie nicht ziehen.
Ein ewiges Werden und Vergehen,
Da ist kein Bleiben, kein Stillestehen;
Das Böse stets im Kampf mit dem Guten,
Der Stärkere läßt den Schwachen verbluten.
Du darfst nicht ruhen, Du kannst nicht rasten,
Es ist ein ewiges Drängen und Hasten,
Es ist seit Anbeginn der Welt
Der Beste auf ihr auf Kampf gestellt.

Die Erde, die unser fester Grund,
Wirft drohend Feuer aus ihrem Schlund,
Damit man wisse und erkenne,
Daß es in ihrem Herzen brenne.
Und bis einstmals zu ihrem Erkalten

Wird sie sich verzehren in innerem Brand,
Doch birgt sie in unsichtbaren Falten
Gar manches, das Dir unbekannt.
Klein ist das Reich, das wir erfassen,
Beschränkung hält Dich an der Hand,
Sie führet Dich durch Haus und Gassen,
Sie leitet Dich von Land zu Land;
Sie wird Gewohnheit, wird selbstverständlich,
Und mancher denkt und grübelt kaum,
Er sieht nur immer den kleinen Raum
Und hält ihn für das Ganze endlich.
Wohl ihm, der nicht den Pfad gegangen,
Den Keiner froh noch kam zurück,
Hält die Beschränkung ihn umfangen,
So findet er in ihr sein Glück.
Wer sich auf getretenem Weg nicht hält,
Wer sich vermißt in eitlem Streben
Zu sehen, was verhüllt dem Leben,
Zu lösen die ewigen Räthsel der Welt,
Der muß sich verlieren auf diesen Bahnen,
Es bleibt sein Sehnen unerfüllt,
Das Ende ist ein großes Ahnen,
Das sich auf Erden nicht enthüllt.

Geheime Gewalten,
Sie kommen und gehen,
Du kannst sie nicht sehen,
Sie scheinen zu einer faßbaren Form
Sich nie zu gestalten.
Sie wirken und weben,
Sie halten vom Leben
Die Fäden in Händen
Mit Anfang und Enden.

Oft scheint es, sie schlafen,
Es schweigt ihre Macht,
Oft sind sie erwacht
Zu rächen, zu strafen.
Oft drückt ihre Last Dich,
Oft fühlst Du sie kaum
Wie in dämmerndem Traum,
Oft scheinen gebannt sie,
Oft öffnen die Hand sie
Und lassen Dir Raum.

Und fühlest Du jemals
Dich so Dein eigen,
Dann nütze ihr Schweigen,
Dann sollst Du Dein innerstes Wesen zeigen.
Laß Dich von eitlem Wahn nicht stören,
Laß Dich nicht locken durch falsche Lust,
Frag' das Herz in Deiner Brust,
Was es Dir sagt, das sollst Du hören.
Einst pflanzte Gott die reinsten Triebe
Ins Herz Dir, daß es glückbereit,
Er gab Dir den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Die irdische Dreieinigkeit.

Das Leben mit seinem reißenden Flug,
Es kann sie völlig Dir nicht rauben,
Und daß Du es wissest,
Was Du auch missest,
Es bleibt Dir zu Deinem Heile genug,
Hältst Du nur fest an Treu' und Glauben.

10.

Auf der Burg von Greifenstein
Neigte sich der Tag zu Ende,
Willekin und Frau Mathilde
Sahen roth den Mond, den vollen,
Ueber hoher alter Bäume
Dunkle Wipfel sich erheben.
Wie nur war der Tag vergangen?
Wohl der kürzeste im Leben
Und so kurz nur, weil so glücklich.
Wer in Schmerzen und in Sorgen,
Dem erschien der gleiche lang,
Schneller ist der Weg des Glückes
Als des Leidens schwerer Gang.

Aus dem Garten, aus dem stillen,
Schritten sie zur Burg zurücke,
Und der Mann in seinem Glücke
Sprach zu seinem holden Weib:
„Ist der schöne Tag zu Ende,
Naht die schönere, die Nacht;
Was von beiden mehr beseeligt,
Noch hab ich's nicht ausgedacht."

Bald d'rauf waren Knecht und Zofe
Ihres Dienstes schon entlassen,
Und vor dem Madonnenbilde
In dem trauten Schlafgemach
Kniete betend Frau Mathilde.
Willekin mit frohem Herzen
Nahet sich der niedern Thüre,
Daß sie seiner Hand sich öffne
Und zu seinem Glück ihn führe.
Aber plötzlich stockt sein Schritt.
An die Mauer dort gelehnet,
Unklar wie ein düstrer Schatten
Bei dem schwachen Licht der Ampel,
Scheint ein Mann gleich einem Wächter
Stumm und regungslos zu harren.
Furchtlos war Graf Willekin,
Aber jetzt wie nie im Leben
Will ein Schauer ihn ergreifen
Und sein Herz krampft sich zusammen.
Näher tritt er und erkennet
Jenen Ritter aus der Herberg,
Dessen Roß ihm half zum Siege,
Der mit ihm den Pakt geschlossen.
Regungslos und wie versteinert
So wie damals stand er wieder,
So wie damals bleich das Antlitz
Und der Blick der matten Augen
Trüb auf Willekin gerichtet.

Er beginnt und redet leise:
„Graf von Montabur, ich komme,
Um Dich an Dein Wort zu mahnen."

„Wohl," erwiedert d'rauf der Graf,
„Nie hab' ich mein Wort gebrochen,
Heilig halt ich's jederzeit,
Und auch, was ich Dir versprochen,
Morgen ist's für Dich bereit.
Diese weiten Ländereien
An der Donau will ich theilen,
Von den Feldern, von den Wiesen,
Von den Forsten, die sich grünend
Dehnen über Berg und Thal,
Sei die Hälfte Dir zumal,

Und was diese Burg an Schätzen,
Die ich selber kaum noch kenne,
Bergen mag in ihren Kammern,
In der Halle, in dem Saal,
Alles dies soll Dir sich zeigen,
Und davon die reiche Hälfte
Werde morgen schon Dein Eigen."

Jener schüttelt leis das Haupt.
„So hab' ich es nicht geglaubt.
Denke Du an meine Worte:
Ehrlich sei getheilt die Beute,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz besitzest heute. —
Nicht nur Burgen, Mannen, Wälder,
Rebenlande, Aehrenfelder,
And'res noch hast Du gewonnen
Beim Turnier von Greifenstein,
Auch des Schlosses schöne Herrin
Wurde bei dem Siege Dein.
Willst Du, da der Preis errungen,
Den ich Dir gewinnen half,
Mir davon das Beste weigern
Und nicht halten, was bedungen?
War es jemals Rittersitte
In der Montabur Geschlecht,
Am gegeb'nen Wort zu feilschen,
Und die Hilfe erst zu nehmen,
Zu verweigern dann das Recht?
Ehrlich sei getheilt die Beute,
Ehrlos wäre solches Treiben,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz besitzest heute."

Willekin bei dieser Rede
Fühlt sein ganzes Blut erstarren.
Denn so hoch steht ihm sein Wort,
Daß er's fühlt in seinem Innern,
Jener Andre sei im Recht.
Aber dennoch ist's unmöglich.
Finden muß er einen Ausweg,
Daß er, ohne es zu brechen,
Das gegebene Versprechen,
Jenem doch genügen könne.

Daß er gleiche Theile bilde,
Das verlanget sein Gewissen,
Doch bleibt ihm sein Weib Mathilde,
Will er alles Andre missen.

„Höre mich,“ beginnt er jetzt,
Zitternd fließt sein Wort und eilig,
„Was Du forderst, ist Dein Recht.
Hab' mein Ehrenwort gegeben.
In der Montabur Geschlecht
Ward es niemals noch verletzt,
Und auch dieses ist mir heilig.
Aber bitten, Dich erflehen
Will ich, davon abzustehen.
Dein versprochen Theil zu kürzen,
Nimmer hab' ich dran gedacht,
Doch das Opfer, das Du heischest,
Fordert mehr als Menschenmacht.
Nicht die Hälfte des Errung'nen
Lasse ich Dein Antheil sein,
Nicht den Lohn nur, den bedung'nen,
Alles, was Du willst, sei Dein.
Laß' mir nur mein junges Weib
Und ich zieh mit ihr von hinnen,
Alles sonst sollst Du gewinnen
Als der Herr von Greifenstein.“

Jener schüttelt leis' das Haupt.
„So hab' ich es nicht geglaubt.
Gabst Dein Wort bei Deiner Ehre,
Daß Du nach vollbrachtem Werke
Mir von Allem, was hier Dein wird,
Willst die volle Hälfte geben.
Minder nehm' ich nicht, noch mehr,
Richtig sei mein Theil gemessen.
Hast Du schon den Pakt vergessen:
An dem Wort ist nichts zu mäkeln,
Bitte gilt dann nicht, noch Reue,
Kommen werd' ich, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue.“

Und den Blick der matten Augen
Fest auf Willekin geheftet,
Hebet er den Arm im Mantel.

Unter dem es leise rasselt,
Und die Hand greift nach der Klinke
Von der Thür des Schlafgemaches.
Da ergrimmte Willekin.
„Halt!“ so rief er zu dem Andern,
„Nicht die Hälfte, nein, das Ganze,
Burg und Lande, selbst die Herrin,
Alles, was mir hier geworden,
Einem von uns Beiden bleib' es.
Doch im Kampf auf Tod und Leben
Soll sogleich das Schwert entscheiden,
Und wer von uns übrig bleibt,
Sei der Eine von uns Beiden.“

Doch der Fremde winkt verneinend
Und beginnet solche Rede:
„Thor, der Du vermeinst, man kämpfe,
Um als Preis sich zu erringen
Was man schon sein Eigen nennet.
Willekin von Montabur,
Schlimm bekäme Dir der Streit,
Denn, vernimm es, unverletzlich
Bin ich und nicht zu besiegen.
Schon hast Du das Wort vergessen,
Doch ich weig're Dir den Kampf;
Was ich jetzo halb nur heische,
Ganz wär' es mir zugemessen.
Das nur will ich, was versprochen,
Minder nehm ich nicht, noch mehr;
Hat ein Montabur gebrochen
Jemals Ritterwort und Ehr'?
Schmach auf die erlauchten Ahnen,
Rufet das Geschlecht, das neue,
Bin gekommen, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue.“

Unerbittlich, ohn' Erbarmen
Bleibt der bleiche, fremde Ritter,
Der sogar den Tod ihm weigert.
Da erfasset die Verzweiflung
Willekin von Montabur.
Halten will er sein Versprechen
Und sein Wille ist gewaltig,
Eher mag sein Herze brechen,

Als daß er sein Wort gebrochen,
Durch sein Wort wird er gehalten,
Wie er selber hält sein Wort,
Und mit halbersticktem Aufschrei
Jählings sich das Haupt verhüllend
Wie im Wahnsinn stürzt er fort.

11.

Dies ist ein Lied aus alter Zeit,
Das Liedchen von der Treue.
Wer glaubt noch, daß die Heiligkeit
Bei irgendwas erfreue?

Wohl mancher, der das Liedchen liest,
Dem scheint es übertrieben,
Denn war so groß des Wortes Macht,
War minder groß das Lieben.

Sein Wort zu halten ist schon gut,
Doch gibt es Ausnahmsfälle.
Der Ritter hat kein heißes Blut,
Sonst wich er nicht von der Stelle.

Wie mancher bleibt ein Ehrenmann
Und thut nur was gesetzlich,
Doch scheint ihm das gegeb'ne Wort
Nicht immer unverletzlich.

Man ist gezwungen dann und wann,
Es künstlich zu umgehen;
Man sagt, bei manchem Ehrenmann
Wär' solches schon geschehen.

Mein Gott! Die Zeiten ändern sich,
Ich spreche von der alten,
Von einem Manne, der sein Wort
Um jeden Preis gehalten.

Und scheint es übertrieben heut'
Für uns're Zeit, die neue —
Es ist ein Lied aus alter Zeit,
Das Liedchen von der Treue.

12.

Wie von den wilden Furien getrieben,
Stürmt Willekin zum Thor der Burg hinaus
Und nach dem Walle lenkt er seine Schritte,
Der hart am Rand des steilen Felsens hinläuft.
Im Taumel der Gedanken, die ihn martern,
Sein Hirn verwirrend wie in heißem Wahnsinn
Ist er sich nur des Einen klar bewußt,
Daß er den Tod, ein rasches Ende suche,
Eh' noch Besinnung qualvoll wiederkehrt;
Den Tod allein, den sucht man nicht vergebens,
Ein End' der Pein ist ihm ein End' des Lebens.

Schon hat sein Fuß den äußern Wall betreten;
Still ist's ringsum. Nur manchmal aus der Tiefe
Tönt Unkenruf, nur manchmal irren Fluges
Schwirrt aufgestört ob seinem Haupt ein Vogel
Der Nacht, und von der Mauer losgebröckelt
Rollt wohl ein Steinchen rasch dem Abgrund zu,
Dann wieder tiefes Schweigen rings umher.
Der Mond hat sich gehüllt in trübe Schleier,
Die Luft ist schwül und heißer als am Tage;
Er sieht, er hört, er fühlt von Allem nichts,
Er hat die Stelle, die er sucht, gefunden.
Bald ist's vorbei, ein rascher Sprung, ein Sturz,
Und nur zerschmettert wird der tiefe Grund
Den Leib dann, die entseelte Hülle halten.
Doch plötzlich, wie erleuchtend fällt ein Strahl
In seine Seele, in die Kniee sinkt er
Und faltet fromm die Hände zum Gebet,
Um für die That, die die Verzweiflung heischet,
Vergebung zu erfleh'n, eh' sie vollbracht.
Die Worte spricht er laut: „Zu schwere Prüfung
Hast Du mir auferlegt, mein Herr und Gott!
Ich kann sie, wenn ich leben soll, nicht tragen.
Ich kann, wenn ich sie tragen soll, nicht leben.
In meiner letzten Pein laß mich Dir's klagen
Und wolle gnädig meinen Tod vergeben."

Jetzt springt er auf, bereit, den letzten Schritt,
Den tödtlichen, zu thun — da stockt sein Fuß
Und haftet auf der Stelle wie gebannt;
Was aber zeigt sich dem erstaunten Blick?

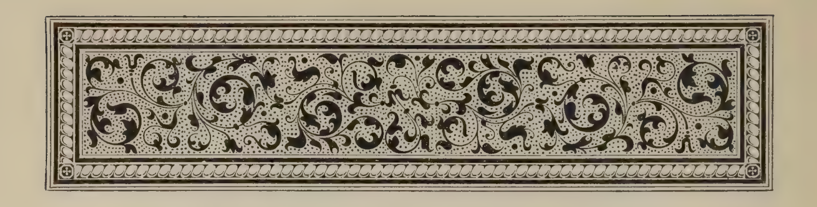
Ein Zauber scheint's zu sein, denn dicht vor sich
Sieht er denselben fremden Ritter stehen,
So wie er eben an der Thüre stand;
Den Rücken kehrt er zu der Mauerbrüstung,
Abwehrend hebt er nun die rechte Hand.
Sein Auge fest auf Willekin geheftet
Scheint mäßig jetzt zu leuchten, seine Stimme
Klingt leise zwar, doch minder trüb und dumpf,
Als er die Rede solcherweis' beginnet
„Graf Willekin von Montabur, halt an!
Du sollst Dein Leben nicht gewaltsam enden,
Ich geb' Dich frei. Ich bin kein Lebender,
Ich bin der todte Mann, den Du zu Tuln
Aus Schmach gerettet hast durch Deine Großmuth
Und Deinen frommen Sinn, ich bin derselbe,
Der Dir das schwarze Roß gegeben hat,
Auf dem Du siegtest hier auf Greifenstein.
Mein Leib, den Du in gottgeweihter Erde
Bestatten ließest unter Priesters Segen,
Hat die ersehnte Ruhe nur verlassen,
Um Dir zu helfen, der Du mir geholfen.
Doch weil ich aus dem Geisterreiche Dir
Ein Pfand gelieh'n, daß Du es lebend nützest,
Ward ich gezwungen, so Dir zu erscheinen,
Ward ein harte Probe Dir bestellt,
Du selber weißt es, wie Du sie bestanden.
Nun lebe fürder ruhig in der Welt,
Wie ich die Ruhe find' in meinem Grabe.
Dir bleibt, was Du errangst, die ganze Habe;
Sei Du ein milder Herr in diesen Landen,
Dir bleibt das Glück, das Dir die Liebe bot,
Durchs ganze Leben bis zum späten Tod."

Der Graf vernimmt's, doch kann er es kaum fassen.
Der rasche Wechsel von der höchsten Noth
Zu solchem Glücke, läßt ihn zweifelnd schweigen,
Doch jener kann in seinem Denken lesen.
„Sei ruhig," sagt er, „denn dies ist kein Traum.
Nur Dir erschein' ich wie ein sterblich Wesen,
Der andern Menschen Aug' erschaut mich kaum,
Denn für der Erde Söhne bin ich Luft;
Sei ruhig, meinen Leichnam hält die Gruft,
Auch Deinem Blicke muß ich jetzt entschwinden
Und nimmermehr wirst Du mich wiederfinden."

Mit Staunen jetzt erkennt Graf Willekin,
Daß mehr und mehr der Andre als ein Schemen
Und wirklich körperlos vor ihm sich zeigt.
In Dunst und Nebel scheint er zu zerrinnen,
Gestaltlos wallt er leicht im Dämmerschein,
Bis er zerfließet, und die Luft ist rein,
Die Nacht ist still, aus seinem Wolkenschleier
Tritt nun der Mond; es hebt sich froh die Brust
Des edlen Ritters und er athmet freier;
Laut pocht sein Herz, als er zurücke schreitet,
Was Fluch ihm schien, gewandelt ist's zum Segen.
Jetzt tritt er bei Mathilde ein, sie breitet
Die weißen Arme sehnend ihm entgegen.

Nicht immer bleibt die Treue unbelohnt,
Nicht immer muß der Gute unterliegen;
Es kann geschehen, auch was ungewohnt,
Es kann gescheh'n, daß Treu' und Ehre siegen.





Teofil Lenartowicz.

Ein Gedenkblatt,

gewidmet von

Gotthilf Kohn.

Fern von der Heimat, fern von seinen Lieben, auf italienischem Boden ist er gestorben. Sein letzter Wunsch, das Vaterland noch vor seinem Tode, wenn auch nur flüchtig, besuchen zu dürfen, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen; aber in heimatlicher Erde soll er dennoch ruhen, und zwei Städte — Lemberg und Krakau — haben sich die Ehre streitig gemacht, seine sterblichen Überreste bei sich beherbergen zu dürfen.

Ich spreche von Teofil Lenartowicz, dem Dichter und Bildhauer, der verschwägert war mit Adam Mickiewicz und der in Florenz am 3. Februar l. J. eines plötzlichen Todes verschieden ist.

Wenn man bloß seine künstlerischen Erfolge in Erwägung ziehen wollte; wenn man in Betracht zöge, daß er von Jedermann geachtet und verehrt, selbst bei den Italienern, einer ihm fremden Nation, in hohem Ansehen stand; daß seine polnischen Werke, in verschiedene Sprachen übersetzt, den Italienern bereits so geläufig geworden sind, wie ihre eigenen, so möchte man sich fast versucht fühlen, den Mann, der ein Alter von 70 Jahren erreicht hat, für einen der Glücklichsten auf Gottes Erdboden zu halten — und man hätte sich getäuscht!

Er hat diesen Gedanken selbst in seinem unvergleichlichen Gedichte: „Die Zigeunerin“ ausgesprochen:

„Lang her ist's, so viel mir bekannt,
(Doch schwebt mir's stets im Sinn)
Da rief mir zu: „Reich' mir die Hand!“
Eine Zigeunerin.

„Reich' mir die Hand, mein Bürschlein, reich'
Die Hand, mein Goldkind, mir;
Die Zukunft, die sich birgt vor Euch,
Ihr Menschen, deut' ich Dir.“

Es zitterte der Alten Hand,
Und ich, ich stand und hörte,
Und blieb vor Neugier festgebannt,
Was sie mir sagen werde!

Und seitwärts zog sich durch den Wald
Ein Schwarm von ihren Brüdern;
Das Echo schwatzhaft widerhallt
Von den Zigeunerliedern.

„Da nimm die Hand, macht's Freude Dir,
Da nimm und schau' hinein!“
„Ach! theures Kind! Ach! glaube mir!
Gar glücklich wirst Du sein.“

„Bis in das Alter wirst fürwahr
Den Freudenkelch Du schlürfen,
Wirst nimmer kränkeln, nimmerdar
Der Aerzte Rath bedürfen.“

„Du wirst in Deinem Dorf voll Glück
Bei Freund und Brüdern leben;
Es wird Dich nie des Neiders Blick,
Kein Feind zu kränken streben.“

„Sag' mir auch dies, Prophetin, sag':
Bleib' ewig ungestört
Ich unter meinem heim'schen Dach,
Auf meiner Heimat Erd'?“

Da starrt' auf meine Hand sie hin,
Und sprach nach kurzer Zeit:
„Das Glück ist wandelbar! halt' ihn,
Den Wanderstab bereit!"

Das Glück, es sagte mir auch ab,
Nichts wollt' es von mir wissen;
Nur zu dem Wanderstabe hab'
Ich leider greifen müssen."

Welche tiefe, bittere Ironie liegt in diesen Worten! Abgesehen davon, daß der Zigeunerin Prophezeiung von Anfang bis zum Ende sich als unrichtig erwiesen hat; denn Teofil Lenartowicz hat „den Kelch der Freude" nie geschlürft, war viele Jahre bis an seinen Tod leidend in hohem Grade, hat in seinem Heimatsdorf nicht „voll Freud' und Glück bei seinen Brüdern gelebt" — so weiß ihm die Zigeunerin nicht einmal dieses vergängliche Glück für die Dauer zu sichern; denn auf die Frage des Dichters, „ob er auch ewig ungestört werd' bleiben dürfen auf der Heimat Erd'?" — weiß sie nur die eine Auskunft, daß „das Glück wandelbar sei und daß er den Wanderstab bereit halten möge" — und von allen ihren schönen Prophezeiungen hat sich nur diese eine bewahrheitet.

Teofil Lenartowicz ist in Warschau 1822 geboren. Frühzeitig entwickelten sich in dem Dichterjünglinge seltene Fähigkeiten, die ihm eventuell auch eine große politische Carriere in Aussicht stellten. Gleich so vielen seiner Landsleute betheiligte sich jedoch Lenartowicz insgeheim an den Ereignissen von 1848, was seinen weiteren Staatsdienst unmöglich machte und ihn zur Emigration veranlaßte.

Unstet irrte er längere Zeit umher, bald in Krakau, bald im Posen'schen, bald in Paris weilend, wo er auch Adam Mickiewicz kennen lernte, dessen Schwägerin Sofia Szymanowska er sich später zur Gemahlin erkor, bis er zuletzt 1854 nach Florenz übersiedelte, wo er auch bis an sein Lebensende verblieben ist, in seinen freien Stunden dichtend, nebstdem von der Bildhauerei sich erhaltend, in seinen letzten Lebensjahren auch gleich Mickiewicz in Paris, mit einer Professur für slavische, speciell polnische Literatur an der Florentiner Hochschule betraut.

Das Glück, das er sich am häuslichen Herde, wenn auch auf fremdem Boden zu gründen versuchte, war ein flüchtiges gewesen. Nur in kurzer Ehe lebte er mit Sofia Szymanowska, der treuen Lebensgefährtin, die er 1861 heimführte. Sie, die liebende Hausfrau, die unter so Vielen des Dichters Streben allein vollkommen zu würdigen und zu schätzen gewußt hatte, sowie auch das einzige Kind, einen vielversprechenden Sohn, der dieser Ehe entsproß, raubte ihm der unerbittliche Tod nach wenigen Jahren.

Wir werden es nicht versuchen, des Dichters Schmerz nach diesen schweren Verlusten zu schildern; ihn können nur diejenigen in seiner ganzen Größe mitempfinden, die einen ähnlichen in der Fremde erlitten haben.

Aber Lenartowicz gehörte nicht zu jenen Naturen, die sich in ihrem Schmerze einem dumpfen Hinbrüten hingeben. Sein vollendeter Kunstsinn trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, den Gedanken, die ihn beseelten, in Wort und Marmor Ausdruck zu verleihen.

In seiner Bescheidenheit sich unterschätzend, glaubte er nicht, auf den unvergänglichen Ruhm eines Mickiewicz oder Krasinski Anspruch erheben, ihnen ebenbürtig sein zu dürfen; nur als simpler „Lyriker Masoviens“ wollte er betrachtet werden.

Mit diesen schlichten Worten ist angedeutet, was er beabsichtigt hat und wie gestaltet seine Lyrik war. Es ist nicht endloses Liebesleid und Liebesweh; nein! es ist die Seele seines Volkes, die sich in diesen melodiösen, formvollendeten, bald schalkhaften, bald wehmüthigen Liedern wiederspiegelt; es ist die Seele des Volkes, die durch die Blätter des Waldes rauscht, die die Saiten seiner Lyra schwellen macht, die vergangene Herrlichkeit auf's Neue belebt und mehr als einmal sogar, wenn der Dichter auf die glänzende Vergangenheit seiner Heimat zu sprechen kommt, aus dem Lyrischen in's Epische umschlägt!

Wer wird bei Lenartowicz' tiefgefühlten, wehmutsvollen Klängen nicht unwillkürlich an eines geistesverwandten Dichters, an Bogdan Zaleski's „Sänger in der Fremde“ erinnert:

„Kann mein Herz nie vergessen,
Nie vergessen, zu träumen?
Muß es irren beständig
In des Heimatlands Räumen?

Fern von ihm mit der Laute
Zieh' herum ich und weine,
Und von Ort zu Ort irrend,
Denk' an es ich alleine!"

So ein „Sänger in der Fremde" war auch Lenartowicz: der Refrain aller seiner Lieder, der Schwerpunkt aller seiner an die Landsleute gerichteten Briefe ist die Sehnsucht nach der Heimat.

Im Gegensatze zu vielen seiner Mitbürger und Collegen war Lenartowicz Demokrat durch und durch; er wußte aus eigener Anschauung, daß der Adel in seiner Exclusivität bei allen Völkern wohl das Wenigste zur Hebung des Volksbewußtseins, der Volksbildung, des Volkswohlstandes beigetragen hat, daß vielmehr die Initiative zu jedem kühneren Schritte immer von dem sogenannten Mittelstande, ja in den meisten Fällen sogar von Männern aus den niederen Schichten des Volkes ausgehen mußte und daß es in Polen von jeher auch nicht anders gewesen ist. Darum sehen wir ihn auch den polnischen Handwerkervereinen in Lemberg und Krakau als unterstützendes und Ehrenmitglied angehören; darum betheiligt er sich mit ansehnlichen Summen an der Gründung des Akademikervereines in Krakau; darum behandelt er in allen seinen Dichtungen mit solcher Vorliebe populäre Stoffe und ist er, obwohl an Genie einem Slowacki und Krasinski weit nachstehend, doch ungleich populärer geworden, als sie.

Einen Theil dieser Popularität müssen wir auch seiner poetischen Geistesrichtung zuschreiben: dieselbe ist streng religiös und behandelt neben nationalen Stoffen aus der Geschichte Polens auch vielfach religiöse, wie z. B.: „Die heilige Sophie", „Die heilige Mutter von Studzieniec", „Die Gebenedeite" u. s. w. Ein Freigeist war er einmal nicht, und das sind auch die wenigsten seiner Landsleute. Als ich ihm meine für ein polnisches Publicum berechnete Übersetzung von Chamisso's lyrischen Gedichten zur Begutachtung sendete, fand er dieselbe zwar gut, aber meinte tadelnd: Ich solle mich durch diesen leichten Erfolg nicht verführen lassen; denn ein Dichter, wie Chamisso, verdiene es nicht, im Polnischen popularisirt zu werden. Seine Richtung war ihm eben zu freigeisterisch.

Wir mögen diese Ansicht immerhin als eine irrige bezeichnen, so gibt es doch noch viele andere Ansichten des Verstorbenen, die einen

dauernden Werth nicht nur bei seinen Landsleuten behaupten mögen, z. B. die Ansicht von dem Werthe des Volksliedes, das seine Weihe nicht erst durch den Ausspruch der Professoren und hohen Gelehrten erhält, sondern vollkräftig und vollwichtig ist, wenn es aus Volkes Munde kommend, in Volkes Herzen widerhallt.

Ein solches echtes Volkslied ist auch Teofil Lenartowicz' „Uhlan":

„Draußen scharrt mein Roß die Erde,
Tönt der Trommel Klang:
Vater, Mutter, meine Lieben!
Lebt mir wohl für lang."

„Zu der Schlacht ruft die Drommete,
Ruft mich weg von hier.
Scheiden muß ich; euern Segen
Gebet, Eltern, mir."

„Bursche! führ' mir vor mein Rößlein,
Reich' mir meine Wehr!
Lebet wohl, geliebte Eltern!
Mutter! wein' nicht mehr!"

„Was wär' an dem ganzen Leben
Ohne Kampf und Streit?
Hab' genug geruht, zu Thaten
Ist's jetzt für mich Zeit."

„Hört Ihr die Geschütze dröhnen?
Hört Ihr, wie es kracht?
Lebet wohl! geliebte Eltern!
Trag' mich, Roß, zur Schlacht!"

Wer hört aus diesen einfachen Klängen nicht den Schlachtendonner heraus? Wer fühlt nicht die Ungeduld des jungen Kämpen mit, der für sein Vaterland auf dem Felde der Ehre bluten möchte?

Die Ereignisse von 1861, jene brutalen Verfolgungen polnischen Volksthumes, die von einem Grotteger und Kossak in ihren unsterb-

15 *

lichen Bildern verewigt worden sind, das Gemetzel polnischer Kirchgänger in Warschau am 25. Februar 1861, welches das Signal zu immer rascherer Ausbreitung des polnischen Aufstandes gegeben hat, all' diese Ereignisse sind auch an Lenartowicz' empfänglichem Gemüthe nicht spurlos vorübergegangen.

Er feiert in einem begeisterten Gedichte „zu Ehren des 25. Februar" den polnischen Aufstand; er sieht in dem Volke, in den Opfern, die an jenem verhängnißvollen Tage durch Barbarenhand erlagen, den mit schwärenden Wunden bedeckten, elenden, biblischen Lazar, der vom Feinde durch Dick und Dünn gehetzt, in der Größe seiner Sache den Muth zum stummen Widerstande, zum Tode gefunden hat und noch im Tode dem Feinde Bewunderung abzwingt, den Lazar, den Gottes Hand selbst aus dem Grabe weckt, um Zeugniß abzulegen für seine Sache!

Lenartowicz' Gedicht, von uns im Rhythmus des Originales mitgetheilt, lautet:

„Faß' Dir von Neu'm ein Herz,
Es endet schon der Schmerz,
Das Leid, die Schmach,
Gott macht zum Kinderspott
Den Feind, vom Grab ruft Gott:
„Lazar, erwach'!"

„Stimm' frohe Hymnen an,
Erstehe wie ein Mann,
Leg' Zeugniß ab,
Daß Dich des Ew'gen Macht
Erweckt aus Deiner Nacht,
Aus Deinem Grab."

„Schau', wie sie Staunen faßt,
Daß aufgelebt Du hast,
Dem Grab entgingst.
Sagt' ich's doch selbst Dir zu,
Daß Du einst kämst zur Ruh',
Den Feind bezwingst."

„Sagt ich's Dir doch schon lang,
Sagt' mit des Donners Klang:
So spricht der Herr,
Der stillt der Schmerzen Gluth,
Der zählt der Thränen Fluth,
Die Wunden schwer."

„Aufstandest Du vom Fall,
Und Deiner Stimme Hall
Erweicht' den Feind.
Ihn faßte tiefe Scham
Ob Deiner Zähren Gram,
Durch ihn geweint."

„Er schlug das Aug' zur Erd',
Denn wehrlos seinem Schwert
Bot'st Du Dein Herz;
Dein stiller Klageton
Genügt, zu schmelzen schon
Des Kaltsinns Erz."

„Abseits der Frevler Spott
Mahnt' ich Dich: Glaub' an Gott,
Der schuf die Erd'!
Der Dir den Odem nahm,
Der Dich versenkt' in Gram,
Mit Schmach beschwert',"

„Auf daß Du in Dich geh'st,
Des Volkes Leiden seh'st,
Seh'st ein Dein Nichts.
So stumpft' in seinem Zorn
Gott Deiner Hoffart Horn,
Beraubt' des Licht's."

„Den Leib legt' ich zu Grab,
Doch Falkenklarheit gab
Ich Deinem Geist,
Daß über's Erdenrund

Er sich erheb' zur Stund'
Und mit beredtem Mund
Künd' Wahrheit dreist."

„Sowie der Hirsch den Quell,
Trankst Du ihr Wasser hell,
Die Fluthen klar,
Hieltst Du bei Tag und Nacht
Vor meinem Kreuze Wacht,
Du mein Lazar!

„Genug der Gräber schon —
Hin ist des Feindes Hohn!
Sieh! er gibt nach!
Den Bann, der Deinem Grab
Anhaftet, streife ab —
Lazar, erwach'!"

Die Idee des Aufstandes von 1861 mag wohl in mehr als einem Gedichte kunstvoller und gewählter, kräftiger nirgends ausgedrückt worden sein.

Was wir hier angeführt haben, sind bloß kleinere Proben von Lenartowicz' Dichtkunst und größere anzuführen gestattet uns der beschränkte Raum dieses Aufsatzes nicht, schon wegen der großen Anzahl derselben.

Zu den namhaftesten gehören seine lyrisch-epischen und epischen Dichtungen: „Die Schlacht von Raclawice," die später von Anczyc (dem polnischen Anzengruber) zu einem effectvollen Volksstücke verwerthet worden ist, „Altes Rüstzeug", in welchem der Verfasser in einer Reihe künstlerisch äußerst gelungener Balladen Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit seines Volkes wiederum zu wecken versucht und „Italienische Rhythmen", eine Reihe polnischer Nachbildungen italienischer Volksweisen.

In brieflichen Verkehr mit dem polnischen Dichter trat ich 1880 anläßlich der ersten Buchausgaben, die ich in Galizien unternahm. Es war kein regelmäßiger und häufiger Briefwechsel, denn dazu hatten wir beide nicht viel übrige Zeit. Aber manche seiner Ansichten haben sich mir tief eingeprägt und Veranlassung zu erhöhter Denkkraft gegeben.

In seinem vorletzten Briefe äußerte er sich voll Beifall über ein Sammelwerk, das ich unter dem Titel: „Polen im Lichte deutscher Dichtkunst“ hatte erscheinen lassen und in welchem die Polenlieder Lenau's, Mosens, Ortlepps, Platens und Anderer in polnischer Übersetzung von mir unter Beihilfe anderer Dichter gesammelt und veröffentlicht worden sind.

Sein letzter Brief, 17 Tage vor seinem Tode datirt, läßt Todesahnungen durchblicken, die mir um so befremdlicher erschienen, als Lenartowicz damals zwar schon ein 70jähriger Greis, aber trotz seines Alters und seines langjährigen Leidens noch ziemlich rüstig war, so rüstig, daß die polnischen Blätter von verschiedenen seiner neuesten Pläne, unter anderen auch von einer für's Frühjahr nach Lemberg projectirten Reise Bericht erstatteten.

In dem oberwähnten Briefe des Dichters heißt es jedoch, allen diesen Gerüchten zum Trotz: „Im siebzigsten Lebensjahre da fließen schon die Gedanken träger, öfter sich erneuernde körperliche Leiden und Gebrechen machen Einen schwerfällig“, und ein paar Zeilen weiter findet sich bereits eine unverblümte Anspielung auf den in Bälde erwarteten Tod, die in der halb scherzhaft hingeworfenen Äußerung gipfelt: „Ich möge dem alten Versemacher das geneigte Wohlwollen, das ich ihm bei Lebzeiten bewiesen habe, auch noch einige Jahre nach seinem Tode bewahren.“

Um so ergreifender wirkte auf mich die Nachricht von seinem am 3. Februar l. J. in den frühesten Morgenstunden fast plötzlich erfolgten Tode.

Tags vorher hatte sich der greise Dichter anscheinend noch recht wohl befunden, hatte sogar zu seinem (unerwarteterweise letzten) Porträt dem Maler Sosanski gesessen, während er selber an einer kleinen Gypsfigur modellirte. Darauf entfernte er sich gegen Abend, um eine bekannte polnische Emigrantenfamilie in der Nachbarschaft zu besuchen, in deren Gesellschaft er sich vortrefflich unterhielt.

Nach Hause rückgekehrt, fühlte er plötzlich heftige, unerträgliche Schmerzen, insbesondere einen schweren Druck in der Kopfgegend. Der auf der Stelle herbeigerufene italienische Arzt fand den Zustand des greisen Patienten vollkommen unbedenklich und entfernte sich unter beruhigenden Äußerungen. Trotzdem nahm der Schmerz, der dem greisen Dichter die Besinnung raubte, von Stunde zu Stunde zu, und

— wie man allgemein annimmt — gegen 3 Uhr nach Mitternacht machte ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende.

Die Sammler von letzten Aussprüchen berühmter Männer behaupten, sein letztes Wort habe seinem Vaterlande gegolten; Andere sagen bloß, er habe sich an den Kopf gegriffen und unter den fürchterlichsten Schmerzen auf italienisch ausgerufen: „Oh! mia testa! mia testa!“ Ich halte letztere Ansicht, allen Schönfärbern zum Trotze, für die wahrscheinlichere.

Laut Lenartowicz' Bekannten gegenüber geäußertem Wunsche, wollte er in Lemberg, in der Nähe seiner Freunde, der Dichter Goszczynski und Bielowski und des Historikers Szajnocha, zur letzten Ruhe bestattet werden. Es ist anders gekommen: die Mehrheit der polnischen Intelligenz, an ihrer Spitze des Dichters Verwandte, erhob Protest gegen einen so bescheidenen Wunsch und verlangte einstimmig, der Sänger des Volkes solle auf der Skalka, dem polnischen Pantheon, der letzten Ruhestätte der um polnische Kunst und Literatur hochverdienten Männer, wie Kraszewski, Sieminski, Pol und Anderer beerdigt werden, und in dieser Richtung ist schließlich auch entschieden worden.

Für den simplen „Lyriker Masoviens“ die höchste Ehre, die man ihm erweisen konnte, wenn sie auch nicht mit seinem letzten Willen übereingestimmt hat. Unangenehm fühlt sich jedoch jeder Unbefangene berührt durch den taktlosen, dem Ansehen des Todten Abtrag thuenden Parteienhader, den diese „Beerdigungsfrage“ unter den Lemberger und Krakauer Blättern zeitweilig hervorgerufen hat.



Balladen

von

Hans Falke.

Die alte Magdalene.

Vor'm Richtertisch im hohen Saal —
Im Aug' des Jammers Thräne —
Steht heut' am Tag zum ersten Mal
Die alte Magdalene.

Der Richter sieht sie milde an
Vom Mitgefühl getragen,
Er winkt sie nah' zu sich heran,
Nach Pflicht sie zu befragen:

„Nun, Alte, sprecht, was fiel euch ein
Zu betteln hier im Orte!
Das kann euch nicht gestattet sein
Nach des Gesetzes Worte!"

Aufseufzend d'rauf die Alte spricht:
„Laßt mich um Nachsicht bitten!
Ihr kennt des Hungers Qualen nicht
Und habt sie nie gelitten;

Doch ich — seitdem dahier den Arm
Der Wolf mir weggerissen —
Bekam gar oft — daß Gott erbarm!
Recht herzlich schmale Bissen.

Das hat fürwahr nicht wohl gethan —
Ich mußt' mich drein ergeben;
Doch gänzlich ohne Speise kann
Auf Erden Niemand leben."

„Der Wolf den Arm — so sagtet ihr? —
Wie soll ich das verstehen!
Das klingt ja ganz unglaublich schier:
Und wann wär' das geschehen?"

So spricht der Richter staunend sehr
Ob dem, was er vernommen;
Das Weiblein d'rauf: „Ja, hört nur, Herr,
Wie's über mich gekommen:

Ihr wißt, wo unser Häuschen steht —
Allein am Waldesrande,
Wo stets der Wind so grimmig weht,
Als nirgends sonst im Lande;

Wo Winters all' das Waldgethier,
Das gute und das schlimme,
Sich meldet, von des Hungers Gier
Gelockt, mit lauter Stimme.

Da tönt denn öfters auch darein
Der Wölfe heis'res Bellen;
Fast kommen auch zur Thür' hinein
Die grimmigen Gesellen.

Ich zog dort ein als junges Weib —
Wohl sind's schon viele Jahre —
Da war noch stark und stolz mein Leib
Und ungebleicht die Haare;

Ich lebte friedlich und in Ruh'
Mit ihm, der mich begehrte;
Bald kam ein Drittes auch hinzu,
Das ich ihm froh bescherte.

Ein Bube war's, ein Nimmersatt,
Wir waren's wohl zufrieden;
Nur dieses eine Kindlein hat
Der Schöpfer uns beschieden.

Ich hatt' ihm, weil es eins nur war,
Auch alle Lieb' gegeben;
In ihm nur lebt' ich ganz und gar,
Dem ich geschenkt das Leben.

Vier Jahre war der Knabe alt,
Gar fest in Fleisch und Knochen,
Als g'rad besonders streng und kalt
Der Winter eingebrochen.

So strenge, daß im Walde drauß'
Das Jagdwild eingegangen;
Die Wölfe nur, die hielten's aus,
Doch wuchs ihr Mordverlangen.

Nun war's einmal, daß ich allein
Mich aufhielt in der Stube,
Dieweil vor'm Haus im Sonnenschein
Sich tummelte mein Bube.

Da dringen plötzlich an mein Ohr
Entsetzensvolle Schreie!
Das war mein Kind! — Ich spring' empor.
Und stürz' entsetzt in's Freie;

Ich komm' vor's Haus in großer Hast
Und mein', ich müßt, verzagen:
Der Wolf hat unser Kind erfaßt
Und will's von dannen tragen!

Mir stockt vor Schreck im Leib das Blut;
Doch bin ich hingesprungen
Und hab' mit der Verzweiflung Muth
Mein Kind ihm abgerungen.

Das Messer stieß ich ihm hinein,
Mit dem ich Holz gespalten;
Da ließ er rasch die Beute sein,
Die er schon festgehalten.

Doch seht, ein solches Raubgethier,
Das läßt mit sich nicht spassen;
Wohl traf ich gut — doch wollt es mir
So leicht den Sieg nicht lassen.

In seines Schmerzes Wuth und Pein
Schnappt' es nach meinem Arme
Und biß sich mehr und mehr hinein —
Schon floß das Blut, das warme!

Wie ich mich endlich losgemacht,
Wie ich den Schmerz ertragen,
Und noch das Kind ins Haus gebracht,
Das kann ich euch nicht sagen!

Zum Glück kam bald der Mann nach Haus,
Der fand mich ohne Sinnen,
Er dacht', es wär' mit mir schon aus
Und wußt' nicht, was beginnen.

Zum Doctor lief er in die Stadt,
Der kam nach langen Stunden;
Ich war erwacht, doch todesmatt,
Heiß brannten meine Wunden.

Sie führten ins Spital mich fort,
Dort bin ich wohl genesen,
Doch meinen Arm, den ließ ich dort,
Ich war ein krüpplig' Wesen.

Nun, Herr, ihr wißt, ein Häuslerweib —
Ich will damit nicht klagen —
Das lebt nicht just zum Zeitvertreib,
Es muß sich tüchtig plagen;

Und wenn der rechte Arm ihm fehlt,
Der Arbeit erste Stütze,
Dann ist's zu viel auf dieser Welt
Und rein zu nichts mehr nütze.

Das fand der Mann auch bald heraus
Und gab mir's oft zu wissen:
Ich sei ihm nichts mehr nutz' im Haus,
Er würd' mich gerne missen.

Auch wollte oft das täglich' Brot,
Für alle drei nicht langen,
So bin dann i ch, von Hungers Noth
Geplagt, in's Bett gegangen.

Ich trag' ihm's g'rad' nicht nach dem Mann' —
Er hat schon ausgeduldet —
Nun — aber — weh hat's doch gethan,
Ich hab's ja nicht verschuldet!

Und seht nun, Herr, bin ich auch alt,
Ich wollt' noch gerne schaffen,
Um mir den Lebensunterhalt
Den schmalen zu erraffen;

Doch — nun — ihr seht's jetzt selbst wohl ein,
Auch mit dem Richterauge,
Daß ich mit diesem Arm allein
Zur Arbeit nicht mehr tauge."

Der Richter senkt den Blick zu Thal,
Er muß die Augen decken,
Die Thräne, die hinein sich stahl,
Vor'm Weibe zu verstecken.

Dann spricht er laut mit mildem Ton:
„Noch wollt mir Antwort geben:
Was ist's denn nun mit eu'rem Sohn,
Dem ihr geschenkt das Leben?

Zweimal geschenkt! — Der wird euch nun
Dafür doch redlich pflegen,
Und, da ihr's nicht vermögt zu thun,
Für euch die Arme regen!"

Da blickt die Alte still vor sich,
Gleich wie von Scham befangen,
Und eine leise Röthe schlich
Sich in die mager'n Wangen:

„Mein Sohn? — Je nun — der war — der ist —
Der hat ein Weib genommen,
Und Kinder sind nach kurzer Frist
Dazu ins Haus gekommen.

Da geht's denn auch gar hoch nicht her,
Ist alles schmal bemessen;
An Arbeit gibt es immer mehr
Und weniger zum essen.

Wenn dann oft gar zu wenig war
Den Hunger zu vertreiben,
Dann mußte „eines“ aus der Schar
Natürlich hungrig bleiben.

Nun — gestern Abends — klagt' ich drob —
Das hat ihn wohl verdrossen;
Da hat er mich — ganz kurz und grob —
Zum Haus hinausgestoßen!“

Am Weiher.

Feierliches, ernstes Schweigen
Herrscht im grünen Tannenkreise;
Aesteschwanken, Wipfelneigen,
Kaum bemerkbar, sanft und leise!

Stamm an Stamm in starrer Strenge
Reihen sich die stolzen Riesen,
Und es schwinden im Gedränge
Waldesblößen, Waldeswiesen.

Mühsam schafft für seine feuchte
Fläche sich ein stiller Weiher
Platz im Kreis; — des Sonnstrahls Leuchte
Schimmert d'rauf zur Mittagsfeier.

Schimmert nur mit schwachem Glanze,
Schimmert nur für kurze Dauer —
Trotz dem Tannenwipfelkranze,
Trotz der Stämme fester Mauer.

Einem dunklen Augensterne
Gleicht die klare Tropfenmenge,
Das da blickt in helle Ferne
Sehnsuchtsvoll aus grüner Enge.

Todtes Schweigen, ernst und strenge!
Menschenstimme, Vogelweise
Und des Waldthiers dumpfe Klänge
Sind verstummt im Tannenkreise!

An des Weihers naßem Rande,
Den die Wellen leise schlagen,
Liegt ein Hut mit buntem Bande,
Wie ihn kleine Knaben tragen;

Liegt zu einer Tanne Füßen,
Dort allein im weichen Moose,
Und die Krempe ist zerrissen,
Und das Bändchen flattert lose.

Doch der putzige Geselle,
Der ihn trug, ist nicht zu sehen!
Eilig drängt sich Well' an Welle
Düster murmelnd im Vergehen.

Horch, da nahen schnelle Schritte
Dort herüber, wo verschwommen
Hausesmauern in der Mitte
Grünen Tanns zu sehen kommen.

Försterhaus! — Im fernen Forste
Folgt der Förster seinen Pflichten,
Während ihm daheim im Horste
Eh'weib muß die Wirthschaft richten.

Näher klingt der Schall der Schritte,
Und ein Weib in jungen Jahren,
Im Gewand von derbem Schnitte
Theilt der Bäume grüne Scharen.

Aengstlich suchend in der Runde
Schweift sein Blick nach allen Seiten,
Und es tönt aus rothem Munde
Lautes Rufen in die Weiten:

„Andres, — Andres!“ — Schrill und schreckend
Schallt es weithin längs der Bäume,
Leisen Wiederhall erweckend
Zieht sich's durch die düster'n Räume.

Keine Antwort! — Schwer und bange
Lastet todte Ruh', wie eher
Ueber'm Wald; — im Schreckensdrange
Stürzt das Weib zum Wasser näher.

Kleiner Hut am Weiherrande
Zeigt sich seinen bangen Blicken,
Schrecken lähmt der Zunge Bande,
Droht die Stimme zu ersticken;

Krampfhaft reißen blanke Arme
In die Höh' die theure Habe
S' ist sein Hut — daß Gott erbarme —
Nur sein Hut! — Und wo der Knabe?

Zu den Füßen in die naße
Dunkle Tiefe, starrt das bleiche
Weib, im Grund der Tropfenmasse
Suchend nach des Kindes Leiche.

Kalten Schweißes schwere Tropfen
Dringen aus der Stirnhaut Zellen;
Sichtbar alle Pulse klopfen,
Augen aus den Höhlen quellen.

Aufwärts, langsam, starr und schaurig
Hebt der Blick sich, schier entgeistert;
Tannenwipfel flüstern traurig,
Von des Windes Hauch bemeistert.

Wild zuckt's auf mit einem Male
Im Gesicht in Angst und Schmerzen;
In entsetzensvollem Schalle
Dringt ein Wehschrei aus dem Herzen;

Und verzweifelnd seine Hände
Über'm Kopf zusammenschlagend
Eilt das Weib von Weihers Ende
Hin zum andern — weinend, klagend. —

Horch, was tönt dort von der Weiten!
Leises Rauschen, leises Regen;
Durch die Büsche hört man's gleiten,
Langsam sich herbeibewegen.

Auch das Ohr des armen Weibes
Hat den Schall bereits vernommen,
Bange vorgeneigten Leibes
Lauscht es athemlos, beklommen.

Näher kommt's herangezogen
Aus des Forstes grüner Mitte;
Hat das Mutterherz gelogen,
Sind's nicht schwache Kinderschritte?

Wilde Hast und wilde Eile
Hat das Weib im Nu befangen,
Vorwärts stürzt es ohne Weile,
Halb in Hoffnung, halb in Bangen.

Munter schreitend durch die Büsche
Kommt ein Knäblein hergegangen,
Heller Glanz der Lebensfrische
Liegt ihm auf den vollen Wangen;

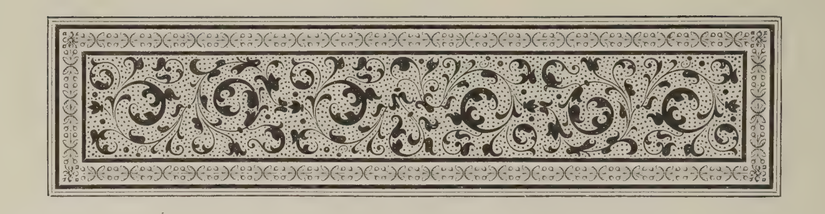
Braune Locken flattern lose,
Tief gesenkt die Augenlider
Trippelt's näher auf dem Mose,
Sorgsam schlägt's die Blicke nieder;

Nieder auf die kleinen Hände,
Die im Schürzchen wohlgeborgen,
Rother Beeren würz'ge Spende
Heimwärts tragen, reich an Sorgen.

„Andres!“ — tönt's in frohem Schalle,
Aufwärts blickt der kleine Knabe:
„Mutter — sieh — die Beeren alle,
Die ich heut' gesammelt habe!“

Heiße Küsse schließen seinen
Mund, und froh ihn aufwärts hebend
Drückt die Mutter ihren Kleinen
An die Brust, in Glück erbebend.

In den Tannenwipfeln leise
Regt der Wind die jungen Triebe,
Summt die ewig alte Weise
Von der Mutter Glück und Liebe.



Zur Erinnerung

an

Franz Nissel.

Von

W. . . . .

Die „Dioskuren" haben Franz Nissel einen ihrer werthvollsten Beiträge, das im Jahrgange 1885 eingereihte Bruchstück aus der Tragödie „Timur in Ispahan", zu danken, und sie erfüllen nur eine liebempfundene Pflicht, wenn sie ihm ein Blatt würdigender Erinnerung widmen. Eine Erinnerung, die, gleich dem nach Grillparzer bedeutendsten Dramatiker Oesterreichs, der idealen Gestalt des Menschen gelten soll, wie sie in schlichter Absichtslosigkeit aus seiner, leider nur bis zum Jahre 1849 reichenden Selbstbiographie und den ihr angefügten Briefen und Tagebuchblättern hervortritt.

Als welch' bitteres Martyrium stellt sich da der Lebenslauf des Mannes dar, der den „Perseus", „Heinrich den Löwen", die mit dem Schillerpreis gekrönte „Agnes von Meran", „Die Zauberin am Stein", das „Nachtlager Corvins" und so manch anderes werthvolle Drama gedichtet hat! Ein düsteres Bild, das mit ebenso warmer Hochschätzung, wie tiefer Traurigkeit erfüllt. Die glühende Begeisterung, mit der Nissel seine Mission als dramatischer Dichter erfaßt und unbekümmert um äußeren Erfolg verfolgt hat, bekundet sich da in geradezu imponirender Weise. Wie Wenige nur besitzen die Seelengröße, ihren Idealen

unentwegt treu zu bleiben, der Entmuthigung mangelnder Anerkennung, dem Druck schwerer Entbehrungen, ja der Noth zum Trotze. Und wie wurde bei Nissel dieser Doppelkampf um die Existenz und um das Recht seiner poetischen Eigenart grausam noch verschärft durch seine seit früher Jugend schon stark erschütterte Gesundheit! Eben die Schlichtheit seiner Selbstschilderung, die geradezu sublime Ehrlichkeit, mit der er jede Fiber seines Wesens bloßlegt, läßt seine Gestalt so tief rührend erscheinen; hier in dem unverhohlen hochgesteigerten Selbstgefühl des Dichters, der sich zu Großem berufen fühlt, dort in dem Zutodebetrübtsein einer zeitweise unter physischen Einflüssen und enttäuschten Hoffnungen erschlaffenden Schaffenskraft und zwischendurch im ungeschminkten Jammer über das Lähmende vergeblichen Ringens nach nur des Lebens Nothdurft für sich und die Seinen. Wie es sich ihm so knapp um diese nur handelte, beweist der bis nahe an sein Ende unerfüllte Wunsch, durch ein Jahreseinkommen von 1000 bis 1200 fl. eine Existenzsicherung für sich und seine Familie zu erringen. Das Geständniß, es selten nur über 800 fl. gebracht zu haben, erhält einen gar bitteren Beigeschmack noch dadurch, daſs es, um selbst dieses nur zu erlangen, häufig demüthigender Bittgesuche bedurfte, eines jener Beiträge theilhaft zu werden, die zur Unterstützung begabter Schriftsteller bestimmt sind. Wie tief fühlte sich Nissel in seiner Manneswürde, im Bewußtsein des Werthes seiner Schöpfungen durch diese Formalitäten verletzt. Im Gefühl der Verantwortung für die Familie, die er in innigem Herzensdrang gegründet, wußte er seinen gerechten Stolz zu beugen; mit welch' bitterem Leid aber waren die durch dieses Opfer errungenen „Unterstützungen" erkauft! Und in diesem unausgesetzten, durch einen schonungsbedürftigen Organismus und stets wiederkehrender Krankheit erschwerten Ringen, ist Nissel keinen Augenblick von der Verfolgung seines Zieles abgewichen, hat er allen Enttäuschungen trotzend immer wieder all' seine Kräfte für dessen Erreichung eingesetzt.

Ein echter Dichter allein konnte dieses Los tragen, in dem Sichversenken in eine ideale Welt und dem stets neu zu erhöhtem Leben aufrüttelnden Schaffensdrang. Wenn aber wohl jeder Poet die Wonnen der Inspiration durch Momente des Versagens seiner Kraft, des Verzagens an ihrem ausreichenden Maße schmerzlich büßt, wie häufig und einschneidend mußten sich diese bitteren Augenblicke bei dem

von Krankheit und Noth Bedrückten einstellen. Und dies auch war es, was er vor allem am qualvollsten empfand. Welch' tiefe Verzweiflung klingt aus der Klage heraus: „Ein Dichter und eine schwächliche Natur!" — „Ich fühle mich krank und kann mich nicht schonen, da ich angestrengt arbeiten sollte. Ich werde meine Verpflichtung dem Stipendium gegenüber nicht erfüllen können, wenn ich mich auf den Kopf stelle, mit diesem gegen die Wand renne. Meine ehrlichsten Bestrebungen scheitern theils an dem Zustande meiner Gesundheit, theils an mancherlei Gemüthsleiden. Und man glaubt vielleicht von mir, ich schwelge im Glück des dolce far niente, ich vergesse darüber ehrlos die Pflichten, die mir obliegen!"

Sicher würde sich Nissels Los milder gestaltet haben, wäre er, auch im Leben nur, ein Mann der Compromisse gewesen, allein von unerschütterlicher Wahrhaftigkeit stand er nach jeder Richtung unentwegt für seine Ueberzeugungen ein, unbekümmert darum, sich dadurch die zur Zeit maßgebenden Persönlichkeiten, die Machthaber der Epoche principiell zu verfeinden. So blieb denn seine harte Bedrängniß ungemindert, aber über all' den Lebensjammer siegte immer wieder der Gestaltungsdrang des dramatischen Poeten, und jeder neuen Aufgabe, die er sich gestellt, widmete er sich mit unvermindert begeisterter Hingabe.

Carl Pröll hat ihm den Beinamen des „Sysiphus" unter den Dichtern beigelegt, und diese Bezeichnung trifft bitter zu. Die Klage, daß „wenn jemals ein Lichtstrahl in seine düstere Existenz gefallen", er alsbald verlöscht sei, ist grausam wahr. Trotz der warmen Anerkennung, die sein „Perseus" — wohl das bedeutendste seiner Dramen — und „Heinrich der Löwe" fanden, vermochten sich die Dichtungen nicht auf dem Repertoire zu halten. Obwohl „Agnes von Meran" von dem Richtercollegium einstimmig mit dem Schillerpreise ausgezeichnet worden, gelangte sie doch auf wenigen Bühnen nur zur Aufführung, und merkwürdiger Weise brachten sie eben jene Theaterdirectoren, die für die Preisertheilung gestimmt, gar nicht zur Darstellung. Und nicht minder merkwürdig wohl ist es, daß Laube, der mit so sicherem Spürsinn für Erfolg ausgestattete Theaterpraktiker, die nun so bewährt bühnenwirksame „Zauberin am Stein" zurückgewiesen hat. Kein Wunder, daß des Dichters Lebens- und Schaffensmuth unter dem Unstern, der über seinem Geschicke waltete, in der bitteren Empfindung, daß ihm

sein Recht nicht werde, oft zu erliegen drohte, wohl aber nahezu ein Wunder, daſs er trotz alledem mit ungebrochenem Schwunge Dichtung an Dichtung reihte. Ein Wunder, dessen Quelle die Kraft seiner Begabung, die tiefe Innerlichkeit seines Wesens, die makellose Reinheit seines idealen Strebens gewesen.

Das schwerste Verhängniß Nissels war es, daß er zu den Zuspätgeborenen zählte. Ein Vierteljahrhundert früher würde er zündend gewirkt haben. Eben weil die Kunst die edelste Lebensblüthe, also ein Lebendiges ist, unterliegen ihre Ausdruckformen dem Wandel der Zeiten. Nissel gerieth als Repräsentant einer ablaufenden Productionsepoche in eine Uebergangsperiode, der es einerseits an Affinität, anderseits an der Klärung gebrach, das von ihm Gebotene objectiven Sinnes zu würdigen, vom künstlerischen Standpunkte aus zu genießen. Das überwuchtend rhetorische Element im Drama hatte schon, im unausbleiblichen Rückschlag jeder Überwuchtung, eine Auflehnung dagegen, das Bedürfniß nach einer einfacheren, knapper auf die Charakteristik beschränkten als schmuckreichen Ausdrucksweise hervorgerufen. Auch seinen Stoffen stand und steht das Publicum kühl gegenüber, das sich vornehmlich für der Gegenwart entnommene Probleme oder doch nur für solche interessirt, die sich zu der herrschenden Geistesströmung und Weltanschauung in Connex stellen.

Nun stimmt zwar die Weltanschauung Nissels, wie sie sich in seiner Selbstbiographie in schärfster Ausprägung offenbart, mit jener der Neuzeit, ja sie dient sogar der Auffassung und Behandlung seiner zeitfernen Stoffe zur Grundlage, doch mit einer Tiefe der Auffassung, die sich der Flüchtigkeit des Theaterbesuchers entzieht, von dem allezeit der Ausspruch Friedrich Schlegels gilt: „Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittleren Durchschnitt seiner eigenen Oberfläche schauen". Ihm diesen zu bieten, war Nissel eine zu vollwerthige Dichternatur. Vor allem darum wohl blieb ihm der Bühnenerfolg fern. Dennoch aber würde ihm dieser sicher, bis zu einem gewissen Grade mindestens, errungen worden sein, wenn die Bühnenleitungen von momentanen Kassenerfolgen absehend, ihrer Aufgabe, bedeutende Erscheinungen durchzusetzen, gerecht geworden wären, denn dieses selbe flüchtige Publicum ist doch zugleich auch gar bildsam und läßt sich zu höheren künstlerischen Interessen heranziehen. Der Macht poetischer Offenbarung gelingt es denn doch, es fortzureißen zu genießendem

Verständniß auf ihm fernliegende Gebiete. Und diese Macht wohnt Nissels „Perseus von Macedonien“ inne durch die Kraft seiner Charakteristik. Alle Gestalten des Dramas treten streng individualisirt und doch aus den Strömungen ihrer Zeit, aus deren Verhältnissen und ihrer Stellung zu diesen plastisch hervor. Sie denken, fühlen, handeln, sprechen aus ihrer Eigenart heraus, diese Eigenart aber steht mit jedem Einzelzuge in intimstem Connexe mit dem Milieu, aus dem sie erwachsen ist, und indem so die Strömungen und Strebungen der Zeit in der einzig dramatisch wirksamen Form, der vollen Vermenschlichung, zum Ausdruck gelangen, erwecken sie auch die volle menschliche Theilnahme. Ein echter Dichter, verleiht Nissel seinen widerstreitenden Gestalten gleiche Lebensfülle. Der Macedonier, der gegen die Weltherrschaft der Römer ankämpft, und der eben so schlaue wie gewaltsame Römer Demetrius, des Perseus Bruder, der idealitäts- und liebesverblendete Proselyt des Römerthums, der alte bange König, dem es gleich sehr an Muthe zur Unterwerfung wie zum Trotze gebricht, die stolzestrunkene Römerin, alle, auch die auf dem zweiten Plan Stehenden sind von einer Strömung ihrer Zeit getragen und doch, so ganz menschlich, in ihrem letztlichen Thun unbewußt von persönlichen Motiven geleitet. Das Interesse ist derart doppelt, im Allgemeinen und Besonderen, fascinirt durch den großzügig aus einem Gusse aufgebauten Vorwurf und jeden einzelnen seiner Träger. Außerordentliche Vorzüge, die mehr oder minder auch den anderen Dramen Nissels eigen, hier aber noch durch die durchaus edle kernig-schwungvolle Sprache hervortreten, während sie dort häufig durch das Uebermaß des rhetorischen Elementes überwuchtet werden. Doch ist Nissels Rhetorik stets inhaltsreich, die Trägerin kräftiger Gedanken, tiefer, heißer oder zarter Empfindungen, schön und zutreffend in den Bildern und stets der Person und Situation künstlerisch-sinnig angepaßt, wie denn auch sein Vers ungezwungen fließend sich vollkommen harmonisch dem Gedanken anschmiegt. Sicher ist Dichtungen von solchem Werthe, in einer weniger durch literarische Parteiungen zerklüfteten Zeit noch eine wärmere Würdigung vorbehalten.

Daß sie ihm im Leben nicht geworden, ließ den Dichter drei Jahre vor seinem Tode seine Biographie mit den erschütternden Worten einleiten: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigene Schuld.

Mein Haar ist ergraut, meine Kräfte sinken. Ich habe nichts mehr zu hoffen, nachdem ich so lang und doch — ach! so wenig gelebt, kein Glück gefunden und — was am bittersten zu sagen ist — soviel wie nichts gewirkt!"

Doch reicht das Wirken eines Dichters ja über sein Leben hinaus. Ein Talent und ein Charakter hatte Nissel an dem seinen doppelt schwer zu tragen, aber auch eine doppelte Ehrenkrone hat er sich erworben: als Dichter und als Mensch.





Hunstenau's Heldentod.

(1848.)

Von

Ludwig Sendach.

Das Große, das ein Geist geschaffen,
Das Schöne, das ein Herz erschuf,
Des Dulders Sieg, die That der Waffen,
Das Gold im ehernen Beruf —
Sind Dank der Muse der Geschichte
Umstrahlt von ew'gem Sonnenlichte,
Vor des Vergessens Nacht gefeit
In Ewigkeit! — — —

Es wogt der Kampf — —! Doch Klio, schweigend,
So kalt, als hätte sie kein Herz,
Sich über ihre Blätter neigend,
Horcht regungslos, ein Bild aus Erz.
Es wogt der Kampf — —! Sie senkt die Lider,
Sie schreibt mit festen Zügen nieder,
Was — ob der Undank es vergißt —
Unsterblich ist!

O Klio! Strengste aller Musen!
Nicht färbt, nicht bleicht sich Dein Gesicht?
Hast Du kein Blut im starren Busen?
Und was Du schaust, das rührt Dich nicht?
Es führt in ehernen Geleisen
Den Griffel Deine Hand aus Eisen.
Doch wie? Du hebst den Blick, wie einst!
Und Du, — Du weinst?

O Göttin! Deinem kalten Blicke,
Der Kronos thränenlos geschaut,
Dem vor Prometheus' Weh'geschicke,
Vor Tantal's Sturze nicht gegraut,
Entquillt die menschlich sanfte Zähre,
Wenn auf dem heil'gen Feld der Ehre
— Geweiht dem Tod — Heroengeist
Der Mensch beweist!

Es fielen, folgsam den Gesetzen,
Beweint von Dir, Spartaner einst —
Und wieder, strenge Muse, netzen
Dein Goldbuch Thränen, die Du weinst!
Doch, die mein spätes Lied bewundert,
Umflog im sterbenden Jahrhundert
— Als es in Lebensmitte war —
Der Doppelaar! — — —

Es tobt der Kampf! Ein kleiner Haufe,
Dem Todesmuth ein Held entfacht,
Empfängt die große Feuertaufe
Von sechzehnfacher Uebermacht!
Zwölfhundert Mährer kämpfen hüben,
Doch zwanzigtausend Wäl'sche drüben! —
So gibt, bethört, sich Österreich
Den Todesstreich?

O nein! Die Schaar, sie muß erliegen
Als Opfer für Radetzky's Ziel,
Soll dieser Piemont besiegen
Im grauenvollen Würfelspiel!
Und der es weiß, er müsse sterben,
Um Ruhm dem Lande zu erwerben,
Ist Sunstenau, der Helden Hort!
Und der — hält Wort!

Wie sind des Marschalls Schlachtbefehle?
Was heischt von Sunstenau die Pflicht?
Das Leben! — Seine starke Seele,
Sie kennt nicht Furcht, und Zagen nicht.
Und seine Treuen? Sind Vasallen,
Die mit dem Helden steh'n und fallen:
Nicht wankt im grausen Todesbann
Der letzte Mann!

Nach einem Marsch von dreißig Stunden,
Von Hunger und von Durst gequält,
Wird diese Schaar vom Wort gebunden,
Vom Geiste Sunstenau's beseelt,
Die Höh'n, die bei Custozza streichen,
Besetzend, nicht vom Grund zu weichen,
Eh' nicht der Feind umgangen wär'
Von Oestreichs Heer.

Und dem Gehorsam zaubert Flügel
Des Schlachtbefehls beschwingtes Wort;
Und, zu besetzen jene Hügel,
Verlassen schleunig sie den Ort.
Pocht Euer Mannesherz nicht bange
— Ihr Opfer! — auf dem Todesgange?
O nein! Euch führt ein Held zur Pflicht —
Ihr wanket nicht!

Doch seh't! Es wirbelt in der Ferne —
Und dort — und hier der Staub empor.
Folg't Sunstenau nur, Eu'rem Sterne!
Es brechen rings die Feinde vor!
Wie Wogenschwall, den Fels umbrausend,
Umtosen Euch die zwanzig Tausend!
Der Herzog ist's von Genua —
Zum Kampf! Hurrah!

Aus zwanzig Feuerschlünden sendet
Der Feind den Tod in Eu're Reih'n —
Wenn er das Donnerwort verschwendet,
Gebt Ihr beherzt Bescheid — mit Drei'n!
Stellt gegen sechzehn Mann Ihr einen
— So lang zwei Augensterne scheinen —
Hält löwenmutig jeder Stand
Für's Vaterland!

Fünf bange Stunden sind die Krieger
Als Plänkler in den Kampf gestellt.
Sie ernten Ruhm, wie keinem Sieger
Ihn zollte die erstaunte Welt:
Bewundernd und mit heil'gem Grauen
Muss selbst der Feind die Thaten schauen,
Die — nie gehört und nie geseh'n —
Vor ihm gescheh'n!

Wenn schlichte Männer gleich Heroen
Bezeugen solchen Löwenmuth,
Dann muß in ihrem Herzen lohen
Des Feuergeistes hehre Glut!
Es goß den Kühnen diese Flammen,
Die nicht dem Irdischen entstammen,
Des Führers Wort wie glühend' Erz
In's Mannesherz!

Und feu'rig drängt zum harten Streite
Auf stolzem Roß die Lichtgestalt,
Es soll die Schaar, die todgeweihte,
Den Hohlweg nehmen mit Gewalt.
Doch mag sie tollkühn vorwärts dringen,
Es kann das Wagniß nicht gelingen.
So stürmt sie wild die Hügelreih'n —
Und nimmt sie ein!

Da sinkt der Held vom Pferde nieder;
Es traf den Schenkel ihm ein Schuß.
Verbunden kaum, besteigt er wieder
Sein Schlachtroß mit dem wunden Fuß;
Und stürmt voraus im Kugelregen
Mit Todesmuth dem Feind entgegen,
Und führt — nicht achtend der Gefahr —
Zum Kampf die Schaar!

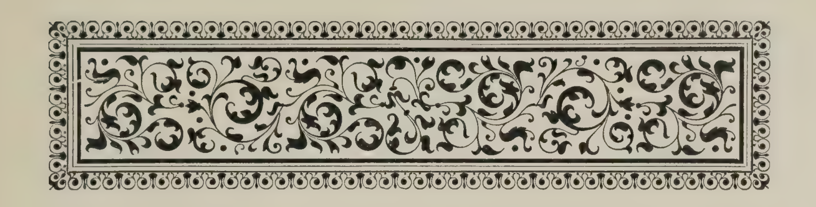
Und eine Kugel raubt der Rechten
Den Säbel, der an Thaten reich, —
Ach! Sunstenau wird nimmer fechten,
Ermattet sinkt die Rechte, bleich.
Doch mit dem Hute in der Linken
Kann er noch den Getreuen winken
Und ruft: „Hannaken! haltet Stand
Für's Vaterland!"

Da bohrt sich in die Brust des Helden
— Den staunend kränzt das Weltgericht,
Von dem doch keine Lieder melden —
Das Todesblei, sein Auge bricht!
Und jetzt — als scheue sich die Erde,
Daß Kampf des Todes Weih' gefährde —
Hemmt plötzlich eines Grabens Schacht
Die wilde Schlacht — — —

Doch lauscht't! o lausch't den Jubelrufen!
Sie brausen von Custozza her!
Es dröhnt der Grund von Rosseshufen,
Und Boten jauchzen frohe Mär':
„Das kühne Wagniß ist gelungen!
Der Marschall hat den Sieg errungen!“ — —
Doch, die erfüllt des Opfers Pflicht,
Die hören's nicht! — — — —

Wenn unbeirrt vom Sagenstrome,
Der durch das bunte Leben rauscht,
In der Geschichte hehrem Dome
Dem Wort der Wahrheit Klio lauscht,
Schreibt ihres Buches gold'nen Blättern
Ihr Griffel ein mit Demantlettern,
Was — ob der Undank es vergißt —
Unsterblich ist! — — — —





Akademisch.

Weihnachtsspiel

von

Dr. Leopold Florian Meißner.

Personen:

Dr. Konrad Godofredus, Stadtrath zu Leipzig.
Magister lib. art. Albert Warrentrappe von Münster.
Johann von Münsterberg, mag. theol.
Dr. Dietrich von Meissen, Arzt.
Margaretha, Godofredus Schwester.

Zeit: Weihnachten 1409.

Ort der Handlung: Leipzig.

Stube des Dr. Godofredus.

Ein Tisch voll mit Büchern und Schriften.

I. Scene.

Es tritt auf

Margareth

(hat einen großen Brief in den Händen, den sie nach allen Seiten beguckt).

Was jetzt in uns're r guten Leipz'ger Stadt
Es für Rumor und Lärm und Unruh' hat,
Das laßt sich nicht beschreiben, kaum vertragen
Und Niemand will auf noch so emsig Fragen,
Bestimmte Auskunft und Erklärung geben!
Was mag nur wieder in dem Briefe steh'n?
Es nützt mich nichts, allseits ihn anzuseh'n,
Er ist versiegelt und wär' er auch offen,
Könnt' meine Neugier nicht Befried'gung hoffen,
Da ich nicht lesen und nicht schreiben kann.

(Läßt die Arme sinken.)

Daß man uns Mädchen solche Kunst versagt,
Ist billig nicht und unklug scheint's zugleich —
Es soll das Weib nicht mit dem Manne streiten
Um Vorrang oder Ebenburt in Kunst
Und Wissenschaft — doch soll die Schule leiten
Ein jeglich Mägdlein, daß es einst vermag
Des Eheherrn Stellung ohne Klag'
Zu theilen in des Lebens Noth und Gunst —;
Doch lern' ich jetzt noch dieses Buchstabiren,
Mit Tafel und mit Griffel zu hantiren,
Die Schande auszugleichen, die mich trifft,
Zu kennen nicht der Muttersprache Schrift!
Mein Gott, mein Bruder da und ich, wir sind
Ein jedes armer Leute armes Kind.
Dieweil mein Bruder fahrend Schüler wurde,
Ward eines Bauern nied're Magd aus mir;
Und als die Universität zu Prag
Zum Doctor juris graduiret ihn,
Nahm er nach Leipzig mich zur Pfleg' und Wartung.
So sind des Schicksals Wege ungleich stets,
Und jeder Wiege and're Thüren offen,
Daß Einer lebt in Wohlseins Vollgenuß,
Dieweil der And're nur sich müht im Hoffen! — —
Doch hör' ich recht, so ist's der Bruder!

II. Scene.

Konrad tritt auf. Konrad und Margareth.

Konrad.

Sei gegrüßt lieb' Schwesterlein und wisse, daß
Theure Gäste wir empfangen werden.

Margareth.

Enthält vielleicht der Brief hier näh're Kunde?

Konrad.

Laß' sehen, wer bestellte ihn? — —

Margareth (gibt ihm den Brief).

Der Büttel
Hat ihn gebracht und mir geheim vertraut,
Daß wichtig Zeitung er von Prag enthält.

Konrad.

(Oeffnet den Brief und liest für sich. Er gibt mehrere Zeichen des Erstaunens und Entsetzens.)

Margareth (für sich).

Was liest er nur, daß er sich so entsetzt?
(Laut, schmeichelnd.) Sag' lieber Bruder, soll ich's nicht erfahren,
Was Schlimmes lautlos das Papier erzählt?

Konrad (legt den Brief weg).

Ich will Dir's sagen, doch Du wirst's nicht fassen,
Denn für Weiber ist die Zeitung nicht.
Es schreibt mein alter Freund, Herr Warrentrappe,
Decanus der Artistenfacultät
Zu Prag, daß er mit Tausenden Studenten
Des Böhmenkönigs Wenzel Stadt verlassen,
Und auf dem Wege ist nach unserm Leipzig!

Margareth.

Und das soll ich — ein Mädchen nicht erfassen?
Je voller Leipzig wird an saub'rem Mannsvolk,
Um so viel besser ist's für uns, weil dann
Kein' Jungfrau unbeworben bleibt und jede
Alsbald den gold'nen Reif am Finger trägt.

Konrad.

Ja freilich! Alle die Doctoren und
Magister Baccalauren und Studenten
Verlassen Prag und wandern meilenweit
Nach Leipzig, um in Eile Euch zu freien.
Die Einfalt wahrlich ist im Weib gestaltet
Und jede fast ein Zwieling in derselben.

Margareth.

Sei grob und rauh wie ein Fünfgroschentuch -
Und ungeschlacht wie ein Stadtrechnungsbuch,
So hast Du mir damit noch nicht bewiesen,
Daß ich im Unrecht bin und Du im Recht!
Mein Bruder, der gewaltige Jurist,
Von Tag zu Tag es immer mehr vergißt,
Daß Baccalauren, Magister und
Doctoren immer Männer sind zur Stund,
Daß hinter den tabardis,*) faltenreich,
Oft Herzen schlagen, so verliebt und weich,
Wie eingebildet auch und stolz
Auf ihrer Krause sitzt der Kopf von Holz.

Konrad.

Heut' hast Du wieder Deinen schlimmen Tag,
An dem der Teufel mit Dir hausen mag,
Und wirfst dem Widerpart zu seinem Jammer
Wohl eine volle weiblich Unrathskammer
In sein Gesicht, wenn er nicht schweigen will.
Nun aber mäß'ge Dich und bleibe still,
Dann werd' ich kurz des Tag's Geschichte Dir
Erzählen, wie im Rathhaus heute wir
Vernommen sie und was im Briefe steht.

* Tabardus (auch vestis rugata) ein mit vielen Falten versehener Talar, das Hauptkleid der Graduirten der damaligen Zeit.

Margareth.

Nun endlich ein vernünftig Wort!
Das findet schon den richt'gen Ort (zeigt auf ihre Ohren);
Doch nimm Dir's mit auf allen Deinen Wegen:
Man muß mit Frauen feine Sitte pflegen.
Und was ein starker Mann
Allein nicht tragen kann,
Mit Hilfe eines klugen Weib's wird er
Alsbald der größten Last gewalt'ger Herr!

Konrad.

Du bist kein Weib, bist noch kein lieblich' Frauen,
Ein Mägdlein nur, magst auf Dein' Tugend schauen.

Margareth (heftig einfallend).

Ich bin kein Weib und noch kein lieblich' Frauen,
Ein Mägdlein nur, soll auf mein' Tugend schauen?
Bin eine lieblich' Jungfrau, und wenn jetzt
Das Prager Hochschulvolk die Stadt besetzt,
(Kokett) Dann wird sich's finden, ob die Schwester Margareth
Gar allzulange ledig bleiben thät!
(Ernst.) Und was mein Tugend anbetrifft, Herr Rath!
Noch Niemand an derselben zweifelt hat;
(Heftig.) Und hätt' es wer gethan, vielleicht sogar
Herangewagt an mich — nun dessen Haar
Und dessen Augen wären wohl zu längst
In seinem dummen Schädel ihm gesteckt.
(Einschmeichelnd, liebenswürdig.) Nun aber bitte ich Herrn Juris consultus,
Zu erzählen mir recht multa von multis.

Konrad (für sich).

Hat die ein Maul! Ich duplicire nicht,
Beginne lieber mit der Tag'sgeschicht. —
Du weißt, daß jetzt in Böhmen König Wenzel
Regiert, der Luxemburger, Karls Sohn —
Des vierten Karl, der vor sechzig Jahren
Zu Prag die Universität gegründet.

Margareth.

Ja, — ja, nicht gar so deutlich — mein Gott ja!
Sag' auch, daß er sogar ein Mannsbild ist,

Und wacht und schläft und trinkt und ißt. —
Wer kennt den faulen Wenzel nicht,
Den krongeschmückten tollen Wicht,
Den guten Deutschen von Geburt
Und wilden Čechen der Gesinnung nach,
Der ohne Ziel in Fraß und Völlerei,
In Soff und zügelloser Jägerei
Die Tage hinbringt und nur wettergleich
Von Zeit zu Zeit regiert sein weites Reich.
Als ich im Bauernhof noch Flachs gesponnen,
Der Faden hurtig mir vom Rad geronnen,
Da war die Spinnstub' seiner Thaten voll,
Daß bitt'rer Haß uns durch die Adern quoll.
Ließ er nicht seinen Koch, ob schlechter Dienst'
Am Spieße braten, und war's ein Gewinnst,
Daß er den Doctor Johann Nepomuk,
Den Generalvicar, zur Prager Bruck
Geschleppt und viel gequält ersäufen ließ?
Hat er nicht seinen Henker eigenhändig
Gerichtet, — ward er nicht dem Papst abwendig,
Und schoß er einen Mönch nicht auf der Jagd,
Weil er des Weges kam, und Mönche nur
Im Kloster bleiben, aber nicht die Wälder
Als sonderbares Wild belaufen sollten?
Ließ er sein' erste Frau: von Wittelsbach
Johanna nicht des Nachts im Schlafgemach
Von seinen wilden Hunden baß zerfleischen,
Und starb sie nicht ein Opfer dieses Mannes,
Dem Jagd und Rüden näher lagen als
Sein Weib — (tritt immer näher auf ihn zu; beinahe angreifend).

Konrad (tritt zurück).

Was Du nicht alles weißt — doch hör'
Du irrst, wenn Du in Deinem Zorn mich leicht
Für König Wenzel hältst, und Dich beschleicht
Die Wuth, mich anzugreifen, ob der Sünden,
Die Probstens Hajek böse Chronik künden.
Nun gut, daß Du den faulen Wenzel kennst,
Wie Du mit Recht den schlimmen Herrn benennst,
Das spart mir viel am eigenen Erzählen
Und läßt im Folgenden die Kürze wählen.
Daß jetzt die Kirche zwei der Päbste hat —
Von denen keiner steht in Gottes Gnad' —
Und daß in Deutschland Ruprecht Gegenkönig,

Das wirst Du wissen, denn Du weißt nicht wenig.
In Prag ahnt niemand, wem er zugehört,
Zumal Johannes Huß die Welt bethört.
Und lagen König, Adel, Erzbischof,
Die Universität und Klosterpfaffen,
Studenten, Stadt und Nationen arg
Im Hader, bis die Roheit Recht behielt,
Erlangt was sie seit Langem zäh' erzielt.
Mit Wiklefs Ketzersätzen fing man an,
Bis dann das Lied vom Deutschenhaß begann
Und Nikolaus von Lobkowitz mit Huß
Aus Kuttenberg gesandt den Königsgruß:
Nach welchem an der Universität
Drei deutsche Stimmen einer čechischen
Ganz gleich gestellt und so die Hochschul Prags
Den ungeberd'gen Söhnen Slavias —
Der Wissenschaft zum Dienste nicht und nur
Zum Aufmutz eig'nen nationalen Dünkels,
In Undank für erhalt'ne deutsche Lehren, —
Viel schnöde ausgeliefert worden ist.
Was deutsch in Prag war, remonstrirte,
Was deutsch gefühlt — es protestirte,
Doch half nichts mehr, man faßt den Baltenhagen,
Den Rector, mit Gewalt an seinem Kragen,
Entreißt die Kette ihm, den Ladenschlüssel,
Und macht den Čechen Huß zum ersten Rector.
Da faßt die Deutschen namenlose Wuth,
Denn was sie stets gewahrt als höchstes Gut:
Ihr Wissen, ihre Sprache und ihr Recht,
Die Freiheit sollte schwinden — und ein Knecht
Des Böhmen: Sachse, Baier, Pole werden!
Sie standen auf die Lehrer und die Schüler
Und fest geeint durch wiederholten Schwur
Verließen sie an einem einz'gen Tag
Das vielgethürmte, čechisirte Prag.
An die zehntausend zogen durch die Thore
Und nahmen mit, was sie an geistig Hab'
Und Gut und irdisch Dingen sich erworben,
Der deutschen Heimat zuzueilen, um
Auf heil'ger Erde neue Schulen zu
Begründen. — So zieht Warrentrappe mit
Viel Hundert der Artistenfacultät
Geg'n Leipzig und Herr Dietreich von Meissen,
Der Arzt, der folgt ihm nach mit seinen Schülern

Wie auch Magister Johann Münsterberg,
Der Theologe, seinen Weg zu uns
Genommen und mit ihm viel deutsche Hörer.
— Die Straßen sind belebt und schon begrüßt
Die Vorhut dieses Zug's den Rathhausthurm.
So sehen wir in unsern schlimmen Tagen
Aus Deutschennoth und argen Čechenplagen
Im Jahr des Heiles vierzehnhundertzehn,
Die Leipz'ger Universität ersteh'n!

Margareth.

Wie freut mich das, — ein Hoch den Prager Deutschen,
Dem wack'ren Volk, den treuen Stammgenossen,
Und bleibe dieses Thu'n ein leuchtend Beispiel
Dem späteren Geschlecht in gleicher Lage. —
Nun laß' mich um so froher für das Fest
Der Weihnacht sorgen und der Armen denken,
So tausendzählig in der Wenzelsstadt
Ihr Bürgerthum zurückgehalten hat! —
Auf deren Wohl ein gutes Glas zu leeren,
Will ich Dir selbstgebrauten Meth bescheeren
Und kämen gar aus Prag bemeld'te Gäste,
Nun denen böt' ich gern das Allerbeste.

(Ab.)

III. Scene.

Konrad (allein).

Ein prächtig Mädel das, voll Herz und voll
Gesinnung — eine Deutsche rechten Schlags! —

(Man hört das Schlagen des Thorklopfers und mehrere Stimmen.)

Was mag's denn geben und was soll der Lärm?
Dringt man ins Haus mir ein, die Ruh zu stören,
Dann soll man mich und meinen Büttel hören.

IV. Scene.

Margareth (stürzt herein).

Konrad und Margareth.

Margareth.

Da sind sie schon die vielgelehrten Herren,
Die Du genannt bei ihren selt'nen Namen.

Wohl ihrer drei sind's und sie alle kommen
Von Prag her und verlangen Gastfreundschaft.
Willkommen seien sie und — Einer muß
Mir lesen lernen Dir zum Ueberdruß.

(Rasch ab.)

(Konrad wendet sich gegen die Thür.)

V. Scene.

Konrad, Johann von Münsterberg, Dr. Dietrich von Meissen, Magister Albert Warrentrappe, — später Margaretha.

Konrad.

Seid mir gegrüßt, Ihr armen lieben Freunde!
Die Ihr geflüchtet aus der Stadt der Feinde,
Und laßt Euch's wohlergeh'n in deutschen Landen,
Wo erst nach Langem wir uns wieder fanden.
(Zu Münsterberg) Sei mir gegrüßt Du gottgelahrter Mann,
(Zu Dietrich) Und Du, deß' Kunst den Menschen heilen kann,
(Zu Warrentrappe) Und Du auch, freier Künste großer Meister,
Den eine Zierde sie der Schule nennen.

Münsterberg.

Viel Dank für Deinen Gruß, — recht vielen Dank
Und halt' es wahr mit Deiner Gastfreundschaft,
Die uns in arger Noth verleiht die Kraft,
Nach tausendfach entgangenen Gefahren
Zu gründen mit den nachgefolgten Schaaren
In Leipzig eine Universität.
Wir vier sind just je eine Facultät:
Du Doctor Konrad Godofredus bist
Bekannt als hochgelahrter Romanist,
Der Dietrich beherrscht die Medicin,
Ich selber aber Theologe bin,
Und Albert da ist Herr des Trivium,
So wie des höhern Quatrivium.
Die Brüder Friederich und Wilhelm, beide
In Meissen und in Thüringen Markgrafen,
Die stehen uns zur Seite und es bleibt
Dem deutschen Volk ein ew'ger Segen Gottes,
Daß immer Fürstenhäuser neu erblüh'n,
Die für die Kunst und Wissenschaft erglüh'n!

(Margaretha tritt ein.)

Margareth (für sich).

Wie schade, daß der Herr
Katholisch Geistlicher.
Thät' manches Weib bestricken
Und sicher Ein' beglücken.

Konrad.

Doch setzt Euch — und laßt uns fürbaß berathen,
Wie wir der Stadt dem Mark- und Landgrafen
Die Stiftung uns'rer Universität
Empfehlen, welch' Statut wir ihr verleihen,
Welch' Häuser und welch' Kirche wir ihr weihen,
Und wie wir uns nach alter Regel theilen
In Facultäten und in Nationen —
Und daß in Bursen die Studenten wohnen.

Dietrich.

Dann laßt uns einig werden, wer zuerst
Die Rectorskette um den Hals sich legt
Und welche von den vier der Facultäten
Die würdigste zu dieser hohen Ehr!

Albert.

Ich mein', wir führen da nicht lang Proceß
Und recipiren friedlich unterdeß
Das Prager Universitätsstatut,
Das sich durch viele Jahr' bewährt als gut.

Münsterberg.

War längst schon meine Meinung wie auch die
Der erste Rang gebührt der Theologie.

Konrad.

Nicht gar so ausgemacht die Sache ist,
Das meint ganz unvorgreiflich der Jurist!

Dietrich.

Und auch ars medica hat viel Bedenken,
Ihr Anseh'n an den Priester zu verschenken,
Denn alle Gotteslehr setzt stets voraus,

Daß sich organische vernünft'ge Wesen
Damit befassen und das ist nur möglich,
Wenn im gesund erhaltnen Menschenleibe
Die Seele recht gesund gedeiht und bleibe.

Albert.

Was machet Ihr denn allesammt,
Die Ihr den Artibus entstammt,
Wenn Euch die freien Künste fehlten?

Margareth.

Nun sind vier Deutsche beieinander —
Und seht — das Streiten hat begonnen.

Münsterberg.

Der Urgrund aller Dinge ist nur Gott —
Sein Wesen, sein Gebot beschäftigt uns
Und alles Irdische steht unter ihm.
Der Menschen Satzung stützt sich auf die Bibel
Und was den Leib betrifft, so fällt kein Haar
Vom Scheitel Dir, oh'n daß er's nicht gewußt,
Gleichwie der sieben Künste Allgewalten
Vor seinem Donner in den Staub versinken
Und nimmer eines Blitzes Weg ergründen.
Laßt Euch des eitlen Hochmuth's stets gereuen,
Mit Menschenwitz geg'n Gottesmacht zu dräuen
Und seine Creaturen über ihn zu stellen.

Konrad.

Ha, wie lustig wird gestritten
Bei dieser ersten Disputation
Der gar noch nicht gegründeten
Frau Alma mater lipsiensis.
Doch bitte ich um Ordnung nach der Regel:
Laßt mich Magister regens sein
Und Präsidens als Aeltester.
(Zu Münsterberg.) Die Quästio hat Münsterberg
Bereits bestimmt — und nun beginnt.

Dietrich.

Wo steht's geschrieben, daß wir dieser Ordnung
Uns fügen müssen?

Albert.

Und ist's möglich nicht,
Daß im Statut von Leipzig g'rad der Jüngste
Bei Disputationen Präses wird?

Münsterberg.

Ich füge mich dem Gastfreund allzumal,
Bestätige die selbst getroffne Wahl
Und bitte Euch, ein Gleiches auch zu thun!

Dietrich und Albert (zugleich).

Es sei!

Konrad.

Beginnt — Magister Münsterberg.

Münsterberg.

Als wenn die Sonn' im eig'nen hellen Glanz
Sich mit den übrigen Gestirnen müßt
Um ihren Vorzug streiten — also scheint
Mir dieser Kampf mit Euch, geehrte Herren!

Dietrich.

Bescheiden seid Ihr, wie es Theologen
Nur immer sind, die allzugerne sich,
Religion und Kirche miteinand
Verwechseln —

Konrad (einfallend zu Dietrich).

Ordnung bitt ich einzuhalten!
Ihr habt das Wort nicht, darum schweiget jetzt.

Margareth.

Fürwahr! Dies Streiten ist doch gar zu lustig!

Münsterberg (leidenschaftlich).

„Im Anfang war das Wort und das Wort war
„Bei Gott! Und Gott war das Wort. Es sind
„Die Dinge alle durch das Wort gemacht

„Und ohne selbes ist ja nichts gemacht,
„Was da gemacht ist! In ihm war das Leben,
„Und dieses Leben war das Licht der Menschen,
„Das scheinet in der Finsterniß und diese (gegen Dietrich gewendet)
„Weltfinsterniß die hat es nicht begriffen!
So lautet unser Evangelium,
Wie hinterlassen es Sankt Johann uns.
Es schuf der Herr die Erd' und was darauf,
Bestimmt den Sternen ihre Bahn und Lauf,
Und als er endlich sich zum Ebenbild
Den Menschen in das irdische Gefild
Gesetzt, da ward der Logos Machtgebot
Für alle Wesen, die Gott Sabaoth
Geschaffen — Licht und Feind der Finsterniß.
Dreieinig offenbart er sich dem Kosmos,
Der Logos kam, der Schlange auf den Kopf
Zu treten, und erlöset hebt voll Zuversicht
Der Christ zum Himmel auf sein Angesicht.
Dies unergründlich Wesen uns'res Herrn
In Furcht und Demuth anzubeten und
All' seinen Creaturen, die aus Leib
Und Seel besteh'n, den einz'gen Weg zu weisen,
Auf dem man ihm sich nähern kann, ihn preisen —
Das ist der Theologen Müh' und Ziel!
Daß aber Gott dies alles selbst gewollt,
Schon männiglich daraus erkennen sollt',
Daß er am Schluß der Schöpfung eingesetzt
Den Sabbath als geweihten Ruhetag,
An dem ein jeglicher Gott ehren mag,
Und daß sein eingeborner Sohn zumal
Gestiftet hat das heil'ge Abendmahl,
Den Seelen gläub'ger Menschheit zum Gewinn.
Solch' Fingerzeig' hat Gott uns selbst gegeben.
Gerecht und billig ist daher das Streben,
Des Theologen nach dem ersten Rang!

Margareth.

Der Meinung nach war unser Herrgott selbst
Ein Theologe.

Dietrich (zu Konrad).

Nun sprecht Ihr, Herr Doctor!

Konrad.

Mit Euch Ihr Herren Gottgelahrten ist
Ein Streit zu führen schwer zu jeder Frist,
Da Ihr auf Gott und Evangelium
Euch stützt und d'rum auch kein Consilium
Sich findet, das alsdann entscheiden mag!
Was Ihr behauptet, wird als wahr genommen,
Ist's noch so ungereimt, dient's nur den Frommen,
So gilt's als Dogma, und dem Ketzer leuchtet
Des Scheiterhaufens Flamme in das Jenseits.
Doch hat zu diesem regnum Niemand mehr
Als Ihr nach dem Juristen stets Begehr.
So weit der weltlich' Arm des Staates reicht,
So weit wird es der römisch' Kirche leicht,
Und jeder andern Kirche auch, zu herrschen.
Doch hättet Ihr Gesetze nicht zur Seite
Zum Schutze Eu'rer Lehren, Eu'rer Leute,
So fielen Papst und Priester nur zu bald,
Die ganze theologische Gewalt
Aus ihren ewig schwachen menschlich Händen. —
Der Urgrund alles subjectiven Lebens
Verbleibt der Staat und seine rechtlich' Ordnung,
Denn wo ein schwaches Haupt die Krone trägt,
Das Volk nicht viel um Pfaff' und Kirche frägt.
D'rum anders wars, als Carol Magnus herrschte,
Und anders ist's, da Wenzel sich und Ruprecht
Des deutschen Scepters wegen arg bekriegen.
Habt Ihr zwei Päpste nicht: zu Avignon,
Zu Rom je einen, und buhlt jeder nicht
Um uns'res wankelmüthig Königs Gunst?
Geht's weiter so, dann werden wir's erleben,
Daß es der heil'gen Väter drei wird geben,
Von denen Einer stets dem Andern flucht
Und Jeder Gottes Reich auf Erden sucht!
Und sagt, ist's gleich nicht in der Facultät?
Arius, Photius und wie sie heißen,
Die Männer all' bis Wiklef und bis Huß —
Die um der Kirche heil'ge Dogmen stritten,
Für deren Wahrheit Haß, Verfolgung litten —
Sie alle haben Recht, und haben's nicht,
Soweit ein Mächt'ger seines Schwerts Gewicht
Des Einen oder Andren Waage leiht.
Und was der Erde Schöpfung anbetrifft,
Erscheint der Herr wohl uns Juristen gnädig:

Er gab noch vor dem Ruhetag und längst
Ehvor das heil'ge Abendmahl gestiftet
Dem ersten Menschenpaar das erst' Gesetz:
Du sollst vom Baume der Erkenntniß nicht
Der Schlange dargereichte Früchte essen.
Solch' Fingerzeige hat Gott selbst gegeben,
Gerecht und billig ist daher das Streben
Von uns Juristen nach dem ersten Rang.

Margareth.

Der Meinung nach war unser Herr Gott selbst
Ein Juris Doctor.

Albert.

Nun laßt Dietrich sprechen.

Dietrich.

Die Theologen und Juristen bauschen
Mit Unrecht sich zu großer Wichtigkeit,
Die sich in leeres Nichts wie Dunst zerstäubt,
Wenn sie nicht einig mit einander geh'n.
Die Kirche salbt des Königs Haupt und weiht
Die Krone ihm, der König aber leiht
Der Kirche seinen weltlich starken Arm —
Und also schreiten beide machterfüllt,
In Purpur und in Meßgewand gehüllt,
Den duldsam Völkern über ihre Leiber.
„Der Urgrund aller Dinge — der ist Gott"
Und Gott — unsichtbar — gibt den Menschen sichtbar
Den Papst und Könige, die Welt zu lenken
Nach seinem? nein! nach eigenem Bedenken.
Die Kirche lehrt die Göttlichkeit des Rechts,
Das Recht — die Göttlichkeit der päpstlich Kirche,
Und so, scheint mir, besteht das Eine nicht,
Sobald das Andere versäumt die Pflicht.
Die hohe Wissenschaft der Medicin,
Der ich mit Leib' und Seel' ergeben bin,
Befaßt sich mehr als Ihr mit aller Ding
Anfänglich Urgrund und schätzt nicht gering
Das Wirkliche im Kosmos, was da lebt,
Was athmet und was unorganisch ist.
Abstractes Wortgeflunker ohne res

Ist uns gar abgeschmackte species,
Bequem, verflucht bequem ist's, stets mit Gott
Der Welt unzählige Erscheinungen
Aufdringlich zu erklären, — jeden der
Zu zweifeln wagt an solcher falschen Lehr',
Dem Bruder Jus zum richten auszuliefern.
Fangt nicht bei dem an, den ihr Schöpfer nennt,
Beim Raum beginnt und fragt, wo ist die Kraft,
Die außerhalb des Raumes Welten schafft?

Münsterberg.

Er ist ein Frevler, Ketzer sondergleichen!

Konrad.

Laßt ihn das Ende seiner Red' erreichen!

Dietrich (ruhig).

Fast bin zu Ende ich — und dacht' ich's wohl,
Daß ich dem Geistesflug nicht folgen soll,
Weil jede Ferne nicht für jedes Aug'
Und jedes Wort nicht ist für jedes Ohr.
Des Menschen Seele, jenen Gotteshauch,
Der geistig uns belebt — den kenn' ich auch.
Doch besser noch den Leib aus „Staub und Asche!"
So schwach und doch so riesenstark zugleich,
Daß er geschaffen Euer römisch Reich.
Auf Stein und Feuer deutet seine Stammung,
Und wahrlich wer die harte Stirne kennt
Und jene inn're heilig lodernd' Flamme,
Die für das volle Wissen nöthig ist,
Der glaubt trotz Eltern, Knochen, Fleisch und Blut
An seine Herkunft aus der Erde Schooß.
Und was die Welterschaffung anbetrifft,
So scheint am gnädigsten die Medicin
Bedacht. Denn ehe noch der Sabbath war,
Und ehe Gott dem ersten Menschenpaar
Ein erster, strenger Legislator war,
Versenkt in tiefen Schlaf den Adam er,
Und formt auf dessen sehnsüchtig Begehr
Aus einer Rippe ihm das erste Weib.
Solch' Fingerzeig' hat Gott selbst gegeben,
Gerecht und billig ist daher das Streben
Der Mediciner nach dem ersten Rang.

Margareth.

Der Meinung nach war unser Herr Gott selbst
Ein wohlbestallter Arzt.

Konrad.

Ich will nicht jetzt
All Euer Irren widerlegen —

Münsterberg.

Und
Auch später nicht — da dies mein gutes Recht,
Doch soviel laßt Euch sagen —

Konrad.

Daß nunmehr
Magister Warrentrappe hat das Wort.

Albert.

Der freien Künste freier Meister bin ich,
Und nenn Euch Alle meine lieben Söhne.
Ohn' die Grammatik, ohn' Rhetorik und
Ohn' Dialektik führt Ihr diesen Streit nicht,
Denn als der Herr dem Menschen seinen Geist
Und mit ihm auch die Sprache eingehaucht,
Hat er die sieben Künste mitbelebt.
Viel friedlicher und auch viel heiterer
Erscheint die ganze Welt mir und ihr Zweck,
Als Ihr sie dargestellt in Euren Reden.
Versteh' ich recht des Herrn verborg'ne Stimme,
So scheint der Denker mir just wie die Imme,
Die nach der Farbe nicht zur Blume eilt
Und nur wo Honigstaub zu finden, weilt.
So sind die Krone nicht und nicht die Mitra,
Noch weniger des Arztes Doctorhut,
Für sich allein die tiefen Geisteskelche,
Aus denen wir die ew'ge Nahrung schöpfen.
Wer starr am Worte hängt
Und nicht das Auge lenkt,
Wohin der Wissenschaften tiefer Sinn
Des Menschen Seele leitet zu Gewinn —
Der hat das Lernen nicht erfaßt,
Verfehltes Thun sich angemaßt

Und wandelt in der Welt des Wissens
Dem Kinde gleich, das mit den Schätzen
Der größten Klosterbücherei
So wenig zu beginnen weiß,
Als ungelenke Bauernhände
Mit einem wäl'schen Lautenspiel.
So ist die Kunst der Menschen Habe
Wahrhaftig Gottes göttlichst' Gabe,
Denn wer die Wissenschaft ohn' Kunst betreibt,
Sein Leben lang ein arger Stümper bleibt.
Ihr habt die Schöpfung oft berührt,
Auch dort den Artibus gebührt
Ein erster Rang vor Allen,
Dem Sange zu Gefallen;
Denn ehe noch der Sabbath war
Und das Gesetz dem Menschenpaar
Und auch der tiefe Wunderschlaf,
Nach welchem Adam Eva traf:
Legt Gott den Vögeln in die Brust
Die unvergleichlich' Sangeslust
Und aufjubelt jedes Menschenherz,
Vergißt die eig'ne Noth, den tiefsten Schmerz,
Wenn es der Wälder Sänger hört
Zu guter Stunde ungestört.
(Nimmt die Violine und spielt ein mäßig langes Stück. — Bei Schluß:)

Margareth.

Solch' Fingerzeige hat Gott selbst gegeben!
Gerecht und billig ist daher das Streben
Der freien Künste nach dem ersten Rang.

Dietrich.

Ihr spieltet wundersam und gerne steh'
Magister! ich im Range hinter Euch.

Konrad und Münsterberg (wollen sprechen).

Margareth (fällt ein).

Nicht streitet mehr, laßt mich das Rechte finden
Und Euch der Disputatio Ende künden:
Magister Albert lernet lesen mir,
Und auch das Spielen auf der Geige hier!
(Fällt ihm um den Hals.)
(Man hört Glockengeläute.)

Doch ist es spät geworden und die Glocken
Sie rufen zur gewohnten Abendandacht.

(Sie öffnet die Thüre und man sieht den Christbaum.)

Das Weihnachtsfest, es ist ins Land gezogen
Und bringet Frieden allen Bürgern.

Konrad.

Margareth hat wacker vorgesorgt,
Daß uns nichts fehlen mag an Speis und Trank.

Dietrich.

Dafür sei ihr gesagt der wärmste Dank.

Konrad.

Das Fest beschließt die Fehde allzuschnell.

Dietrich.

Und Münsterberg wird Sieger wider Willen,
Die Macht des Glaubens und der Zug des Herzens
Sie drängen immer hin zur heil'gen Kirche:
Der Theologe wird der erste Rector!





Die Näherin.

Eine Plein-air-Studie

von

E. Wahlheim.

Hoch oben in einer schönen, breiten, noch nicht ganz modern ausgebauten Straße, die nach zwei alten Friedhöfen führt, stehen ein paar häßliche alte Häuser. Es sind wunderlich schmale, nahezu baufällige Kästen, Ueberbleibsel aus einer vergangenen Zeit, welche die Armuth noch nicht mit falschem Prunk und dem täuschenden Anschein der Vornehmheit zu umkleiden verstand.

Nichts von interessanten, architektonischen Details, keine altersgrauen Steine eines ehemaligen romantischen Herrenhauses, kein verwittertes Wappen, das „die wehmüthige Geschichte einer stolzen Vergangenheit erzählt", wie es so in tausend Romanen heißt, nur die baare, blanke, öde Nüchternheit und doch — wir dürfen nicht ganz ungerecht sein — da ist der Schnee, der in diesem Winter fast in jeder Nacht fallende, der ein schimmerndes, flockiges Zaubergewand über die Dächer und Schornsteine, wie auch über die kleinen, schmalen Galerien der altfränkisch offenen Gänge hinbreitet, als wolle er barmherzig Schmutz und Baufälligkeit verhüllen, und dem es wirklich gelingt, dem Inneren dieses sonst so reizlosen Winkelwerkes ein gewissermaßen malerisches Aussehen zu verleihen.

Dort, wo die Straße eine scharfe Ecke bildet, hält, während die Glocken vom Thurme der benachbarten Kirchenfiliale, einem plumpen,

geschmacklosen Baue, die Mittagsstunde verkünden, ein eleganter, zweisitziger Fiaker.

Die Dame, die eben im Begriffe auszusteigen, noch einmal mit erstaunter, ungläubiger Miene, ein zierliches Notizbüchlein, ein kleines Wunder der Wiener Ledergalanteriekunst, consultirt, ob sie nicht die Adresse verfehlt, scheint so abgestoßen von dem Anblicke des ärmlichen Gebäudes, daß es fast aussieht, als habe sie nicht übel Lust, sich in den wohlgepolsterten, schützenden Wagen zurückzuflüchten.

„Therese Blümel, Kleidermacherin, ***straße."

Ja, wahrhaftig, da hängt auch auf dem schmalflügeligen Hausthore ein aufdringlich colorirtes Modekupfer im blitzenden Waschgoldrahmen und darunter pompös: „Madame Therese Blümel — Robes et Modes."

Halb belustigt, halb verdrießlich betrachtet die Angekommene dieses stolze Aushängeschild. Wie konnte Paula mir diese Adresse geben? Eine Schneiderin, die schlechter wohnt als eine Telegraphistin oder Volksschullehrerin, das verspricht nicht viel. Geschmack und Armuth sind sie nicht Todfeinde? Indessen — da ist sie einmal. . .

Nach schwerem Ringen, geschieden auf immerdar von ihrem großen prätentiösen Schneider, der sie in ihren gerechten Erwartungen auf ein neues Soiréekleid gewissenlos getäuscht, was bleibt ihr nach diesem unheilbaren, erschütternden Bruche anderes übrig, als eine Reihe fremder Kleiderkünstler durchzuprobiren, bis sie wieder einmal an den Rechten oder an die Rechte geräth?

Also nur Muth, was liegt endlich im schlimmsten Falle an einer verpfuschten Toilette? Freilich, angenehm ist's nicht, sich zur Vogelscheuche herausstaffiren zu lassen. Giebt's keinen Heiligen, nicht einmal eine Heilige, die die Kleidermacherei unter ihren besonderen Schutz genommen hätte, und die sich durch ein kräftiges Stoßgebet vor solchem Wagniß anrufen ließe? Ach nein! Das Christenthum ist viel zu asketisch, und die vierzehn Nothhelfer befassen sich nicht mit so kleinlichem Kummer. Aber die alten, lebensfreudigen Olympier vielleicht? Helft mir, Ihr Grazien, die Ihr Euch insgeheim sicher ein wenig für's Putzmachen interessirtet, Charitinnen steht mir bei!

Aber, o weh! Da besinnt sie sich, daß diese Huldgöttinnen so ziemlich die ganze Bestreitung ihres Liebreizes der großmüthigen Natur überließen; so ganz zu gedeihlichem oder verhängnißvollem Entschluß

auf sich selbst gestellt, schlüpft die Dame nach kurzer Ueberlegung doch in den zugigen Hausflur, den pelzgefütterten Radmantel fester um die graziösen Schultern ziehend.

* * *

Eine schmale, gewundene Treppe mit stark ausgetretenen Stufen führte zu dem offenen Gange, an dem sich die Fenster der wenig hellen Proletarierwohnungen hinreihten. Wie ein schimmernder Schwanenbesatz lag der Schnee vor der niedrigen braungestrichenen Thür, an der die junge Dame die gesuchte Aufschrift entdeckte.

Man hätte glauben können weit draußen am Lande zu sein, so durchaus nicht großstadtmäßig sah dies Alles aus. Einen Augenblick noch zögerte die Dame, dann gab sie sich mit komischer Energie einen Ruck und zog die messingene Klingel.

Das Klappern einer innerhalb der Wohnung in Thätigkeit befindlichen Nähmaschine setzte ab, man vernahm ein Stuhlrücken, das Oeffnen und Schließen einer entfernten Thür, dann bewegte sich der weiche, glitzernde Schneeteppich gegen die Füße der Harrenden, weil von innen dagegen gedrückt ward, und auf der Schwelle erschien ein wunderliches, fast koboldartiges, weibliches Wesen, von auffallend kurzem, gedrungenem Körperbau, der sich an den Schulterblättern zu einem nicht unbeträchtlichen Höcker ausbreitete. Der Kopf dieser sonderbaren Erscheinung war unverhältnißmäßig groß, Stirn und Nase breit, der Mund von jener, das ganze Gesicht überschneidenden Form, welcher der boshafte Volkswitz die wenig beneidenswerthe Fähigkeit zuschreibt, sich selbst etwas in's Ohr sagen zu können.

Wie dies bei Personen von verbildetem Wuchs der Fall zu sein pflegt, bot das Aeußere der Verwachsenen kaum einen Maßstab für ihr Alter, dagegen schien ihre Mißgestalt im Gegensatze zu den meisten ihrer Leidensgenossen nicht sowohl eine Folge von Krankheit, als die einer grausam spielenden Laune der Natur zu sein. Helle, schlaue Augen blickten der Besucherin aus einem gesundgefärbten Gesicht entgegen. Der Ausdruck dieser im Ganzen nichts weniger als einnehmenden Physiognomie war in diesem Momente geschäftsmäßige Höflichkeit und Ergebenheit.

„Fräulein Therese Blümel?“ fragte die Dame artig.

„Euer Gnaden zu dienen," erwiderte die Angesprochene unter wiederholten Verneigungen.

Die Dame nahm darauf die Falten ihrer eleganten Robe etwas in die Höhe und setzte mit einem kleinen Sprunge den zierlichen, tadellos chaussirten Fuß über den Schneestreifen in eine winkelige, halbfinstere Küche, die statt des Vorzimmers diente. Ihr zerstreuter Blick flog ohne sich von den Einzelheiten Rechenschaft zu geben, über verschiedenes, braungestrichenes Gerümpel und blieb, als an dem einzigen Gegenstande, dessen Bild nicht eindruckslos von der Sehlinse abglitt, weil er in auffallendem Widerspruche mit der ganzen übrigen Umgebung stand, an einem stattlichen, mit glattem, feinem Lederzeuge überzogenen Schaukelpferde hängen.

Gleich darauf hatte sie ein schmales, aber tiefes und geräumiges Zimmer betreten, in dem Alles, sowohl die Einrichtung, als die schwüle mit dem feuchtwarmen Dunste heißer Plätteisen erfüllte Atmosphäre, die empfindlichen Instincte der Patriziertochter in ihr verletzte.

Da war im Hintergrunde in einer Art Alcoven ein Bett, auf dem ein dem Anscheine nach sehr alter Mann mit halbgeschlossenen Augen fast in völliger Dunkelheit dalag. Seine mageren, wachsernen Todtenhände streckten sich müde und kraftlos auf einer röthlichen Wolldecke aus. Neben dem Bette auf einem Tischchen stand eine Tasse starkduftenden Lindenblüthenthees. Nicht weit davon ein eiserner Ofen, der jene übermäßige Wärme ausstrahlte, der man gerade in den Wohnungen der untersten Classen so häufig begegnet, und die für den rasch Eintretenden etwas Beklemmendes hat, daneben Kästen, Tische, Stühle, Alles nicht nur alt, sondern auch von schlechter, ordinärer Arbeit. Auf einem Rohrgestelle hing ein einfaches aber nettes Wollkleid, das eben seiner Vollendung entgegenzugehen schien. Ein Bügelbrett und ein kleiner Ankleidespiegel vervollständigten das Mobiliar der etwas überfüllten Stube.

Während die Dame auf einem der Rohrstühle Platz nahm und nicht ohne ein gewisses Mißbehagen sich in diesem, dem Atelier eines Worth so unähnlichen Raume, umsah, erblickte sie an einem kleinen Pulte am Fenster einen etwa siebenjährigen Knaben, der dort über einer Schularbeit vertieft saß und von ihrer Anwesenheit nicht eben sonderlich Notiz zu nehmen schien.

Mit den Worten: „Haben Sie schon öfter in Sammt oder Seide gearbeitet?“ leitete die Bestellerin freundlich die Verhandlungen ein.

„Gewiß, gnädige Frau,“ erwiderte die Näherin hastig, „es ist noch nicht so lange her, da war ich in einem der ersten Salons von Wien beschäftigt ... aber jetzt ... Unglück und Krankheit ... mein Vater ist seit drei Jahren bettlägerig ... ich konnte das Haus nicht mehr verlassen, da ist es denn rasch bergab gegangen mit mir.“ Ein heftiges, peinliches Erröthen färbte ihre eckigen Wangen, während ein hilfloser Blick, gleichsam als werde sie sich jetzt erst der Unordnung ihrer Umgebung bewußt, ängstlich durch die Stube fuhr.

Die Dame erröthete nun auch. Es that ihr leid, so gefragt zu haben. Selbst auf die Gefahr hin, ihre kostbaren Stoffe durch ungeübte Hände zu einem schlechtsitzenden Kleide verschneiden zu lassen, hätte sie jetzt nicht ohne Bestellung fortgehen mögen. Auch gehörte sie nicht zu denen, die aus der Anschaffung einer Toilette eine Haupt- und Staatsaffaire machen und darin für Stunden und Tage mit allem Denken und Sinnen aufgehen.

Sie war etwas sorglos und gleichgiltig in Behandlung dieser hochwichtigen Angelegenheit, oder doch so leicht zu befriedigen, als es mitunter gerade bei vollkommener Schönheit vorzukommen pflegt. Sie konnte daher nicht umhin, während sie in einem Modejournal blätterte, das die Verwachsene dienstfertig aus einem Winkel der Stube herbeigeholt hatte, die Vorgänge in dieser trübseligsten Häuslichkeit, die sie je betreten, zu beobachten und da sie nicht bloß mit psychologischer Neugierde, sondern mit den Augen der Menschenliebe sah, waren Rührung und Mitleid das Ergebniß ihrer Aufmerksamkeit.

Der Knabe am Fenster schrieb nicht, wie sie anfangs geglaubt, sondern er zeichnete; den Gegenstand konnte sie allerdings nicht ausnehmen, aber ergötzlich war ihr der hingebende Eifer, mit dem das Kind in seiner Arbeit aufging.

Seine Bäckchen glühten, die Augen leuchteten und ab und zu hob er das Blatt, um seine Darstellung, offenbar mit großer Genugthuung aus größerer oder geringerer Entfernung zu prüfen.

Da bewegte sich der Kranke unruhig auf seinem Lager. Ein Hustenanfall beklemmte ihm den Athem, die welke, unsichere Hand tastete hilflos nach dem anfeuchtenden Thee. Sofort legte der Knabe den Stift weg, glitt von seinem Stuhle herab zum Bette hin und reichte und hielt dem Alten die Schale.

„Ein braves Kind,“ lächelte die Dame. Die Näherin nickte bloß, aber ihr ganzes Gesicht veränderte sich, so oft ihr Blick über den Knaben ging, und jetzt bei dem freundlichen Lobe aus fremdem Munde, erglänzte ihr Auge in einem stillen, freudigen Lichte. Wie wenn ein Sonnenstrahl über wildzerrissenes, wolkenumhangenes Felsgeklüfte schimmert, so lösten sich die Kanten und Breiten dieses unregelmäßigen, groben Gesichtes in überraschende Weichheit.

Jetzt ward das Maß genommen. „Den Rock von Seide — eine kleine Schleppe, die Taille zum größten Theil aus Sammt, halblange Aermel . . .“ befahl die junge Dame.

Nach einem kurzen Blicke auf das Lager des kranken Greises, hatte sie ohne Ziererei den Leib ihres dunklen Tuchkleides abgeworfen und stand jetzt im Mieder, die schlanken, schneeweißen Arme und den schönen Nacken entblößt vor der Schneiderin, zu der sich ihre herrliche Gestalt herabneigen mußte. Diese wundervolle glatte Marmorrundung der Arme, die zartgeschweifte Linie des Halses und der weichabfallenden Schultern, an denen blaßblaue Aederchen durch die apfelblüthenfarbene Haut schimmerten, und daneben die gnomenhaft plumpen, graugelben Hände der Verwachsenen, die an diesen tadellosen Formen herumtasteten; wenn ein Künstler die reinste Schönheit einer antiken Göttin und die äußerste absonderlichste Häßlichkeit einer Unterirdischen hätte darstellen wollen, wahrlich zwei seltene Modelle.

„Den Fuß frei nach vorne?“ fragte die Schneiderin jetzt, mit dem Centimeter zu Füßen ihrer schönen Kunde knieend.

„Ach ja, meinetwegen . . . wie Sie wollen,“ erwiderte das reizende Mädchen, denn als solches müssen wir die Schöne dem Leser nach Enthüllung ihrer jungfräulichen Büste endlich vorstellen, während sie mit einer raschen Bewegung voll Elastizität in die Aermel ihrer Tuchjacke fuhr.

„Und nun den Stoff. . . Ich will ihn gleich aus dem Wagen holen,“ und sie schickte sich an, mit ihren raschen leichten Schritten das Zimmer zu verlassen.

„Ei warum nicht gar! Sie werden doch nicht selbst . . .“ deprecirte die Näherin. „Franzi lauf' zu dem Fiaker vor's Hausthor und bring' den Stoff!“

„Gleich, Mutter,“ antwortete das Kind und eilte geschäftig zur Thüre hinaus.

Mutter hatte es gesagt, Mutter.

Die junge Dame gehörte jenen Kreisen an, in denen es als eine der wichtigsten Schicklichkeitsregeln geübt wird, sich über Niemand und Nichts zu verwundern, aber all' ihrer Wohlerzogenheit zum Trotze stand jetzt eine grenzenlose Verwunderung auf ihrem frischen, ausdrucksvollen Gesichte.

„Jawohl, gnädige Frau," sagte die Näherin, und in ihren Mienen sprach sich ein seltsames Gemisch von gewissermaßen Vergebung erflehender Demuth und heimlich triumphirendem Stolze aus: „Das Kind ist mein. Ich wäre längst in die Donau gelaufen, dort wo sie am tiefsten ist, wenn dies Kind nicht wäre," fuhr sie nach einer kurzen Pause heftig athmend fort. „Arbeit, nichts als Arbeit das ganze Jahr rundherum, und dies Elend," sie warf einen bezeichnenden Blick nach dem Bette im Alcoven, „ewig vor Augen. Den ganzen Tag und die halbe Nacht hier an der Nähmaschine sitzen, bis die Brust schmerzt, und die Füße den Dienst versagen, und keinen Sonntag, o viele, viele Jahre weder Wald noch Wiesen zu sehen, immer angekettet," sie flüsterte, „um Hilflosigkeit und Jammer, das Siechthum des Alters mit seinem eklen Athem fortzufristen. . . ."

Die Dame blickte sie entsetzt an. Ein solch' brutaler Aufschrei des menschlichen Egoismus, eine solche Anklage gegen die Saumseligkeit der Natur, die da vergißt hinwegzuräumen, was in sich angefressen und faul, und die mit diesen erbärmlichen Ueberresten menschlicher Existenzen die Jüngeren, Nachkommenden belastet, war ihr nicht ausdenkbar erschienen.

„Er hört nicht," murmelte Therese Blümel, den Blick ihrer Besucherin auffangend. „Sehen Sie, so liegt er jetzt drei lange Jahre. Zweiundneunzig ist er alt und kann nicht leben und nicht sterben, nachdem er sein ganzes, hartes Leben lang ehrlich seine Pflicht gethan. Ist das Gerechtigkeit? Warum müssen wir Jungen, Gesunden die beste Jugendkraft, das innerste Lebensmark daran wenden, Pflege und Beistand zu leisten, die völlig ohnmächtig sind, und so unser Leben verbrauchen, bis wir selber alt und grau werden? Ich hätte gar oft verzweifeln mögen; da schickte unser Herrgott mir das Kind, und — glauben Sie mir, Alles ging leichter. Ich hatte zwar jetzt zwei Kinder zu erhalten und zu versorgen, aber es war doch ein Bißchen Freude dabei, und die machte meine Hände flinker; das Brot wurde ordentlich ausgiebiger, seit es drei aßen."

Sie hatte in ihrer Rede das Hochdeutsche mit dem ihr offenbar geläufigeren Wiener Dialecte wunderlich genug untereinander geworfen; das junge Mädchen, um eine Antwort verlegen, war froh, den Knaben mit dem Packete eintreten zu sehen.

Mit kindlicher Unbefangenheit lehnte sich der Junge an den Stuhl seiner Mutter, der fremden Dame ohne Scheu in's Gesicht starrend. Er hatte ein hübsches, rundliches Kindergesicht, dem man nichts von Entbehrungen ansah. Ein pfiffiges kleines Näschen ragte etwas vorwitzig in die Welt hinein, die zierliche Bildung des Kopfes und der Stirn, die wohlgebauten Füßchen und kleinen Händchen hätten in ihm gewiß nicht einen Sprößling dieses Blümchens vermuthen lassen, ja ein gewisser Zug der Schelmerei um die feinen, rothen Lippen, der zwischen Mundwinkel und Wangengrübchen hin- und herspielte, mußte an diesem Kinde des Elends geradezu überraschend wirken.

„Nun, mein Junge," fragte die Dame freundlich, „was zeichnetest Du denn da so eifrig, als ich eintrat? Ist's erlaubt das kleine Kunstwerk zu sehen?"

Der Knabe lächelte verschämt und rührte sich nicht vom Platze.

„Nun, Franzi!" drängte die Mutter, und sie erhob sich und reichte der Dame selbst das Blatt. Diese betrachtete es eine Weile aufmerksam, schritt dann zum Fenster und ließ den schmalen Lichtstreifen der klaren, kalten Wintersonne, der durch die kleinen Scheiben hereinfiel, darüber hingleiten. Sie war von der kleinen Zeichnung überrascht. Lange genug und nicht ohne Talent hatte sie Stift und Pinsel gehandhabt, um sich ein Urtheil zutrauen zu dürfen.

Der Gegenstand der Darstellung war ihr, einer geborenen Wienerin, bekannt, und die Art, wie die dürftige Reizlosigkeit des Vorwurfs von ungeschulter Kinderhand zu etwas wie ungesuchter ursprünglicher Poesie verklärt war, entlockte ihr einen Ausruf der Bewunderung.

Das war ja der Linienwall! Der liebe, alte Linienwall mit seinem Blick auf die Wellenlinien des Horizonts! Da waren die alten, über die Mauer hängenden Bäume an der Ecke der Hauslaabstraße, da das einstöckige, halbverfallene Herrenhaus, mit den wassersüchtigen, wappentragenden Genien, und links, etwas entfernter vom Linienwall, grüßte jener seltsame, von einem kleinen Observatorium gekrönte

Bau, in dem sie als Kind stets mit geheimnißvollen Schauern einen Goldsucher oder Nekromanten vermuthet hatte.

Dies Alles war nicht nur hübsch klar und deutlich, es war sogar perspectivisch fast richtig gezeichnet, nicht ein Bißchen flach oder wackelig, Alles stand hübsch an seinem richtigen Platze. Endlich schließlich war das ganze kleine Meisterwerk reichlich, o wie reichlich! in wassergrüner Farbe getuscht.

„Aber das ist ja der Linienwall, der liebe, häßliche, alte Linienwall, auf dem ich als kleines Mädel viel lieber als im Prater spazieren ging!“ rief die Dame noch einmal. Sie lachte so herzlich über die fast „Böcklin'sche Verschwendung“ an Grün, daß ihr beinahe die Thränen kamen, und ihre schöne schlanke Hand fuhr liebkosend über das Blondhaar des Kindes, das sich neben sie geschlichen, wie um seinen Schatz in Sicherheit zu bringen.

„Brav, mein Kind! brav! Aber wo hast Du denn das gelernt?“

„Ach, lieber Gott!“ fiel da die Mutter ein, „er ist ja erst in der zweiten Classe, da gibt's noch nicht viel Zeichenunterricht, aber der Lehrer sagt, aus dem könnte was werden, wenn nur . . .“ sie seufzte und machte eine hoffnungslose Bewegung mit Daumen und Zeigefinger.

Die junge Dame stand nachdenklich, über ihr unsäglich feines und gütiges Gesicht flog die leise Wolke des Zweifels. „Wenn's auch nicht gleich ein Künstler wird, liebe Frau Blümel,“ sagte sie sanft, „obwohl mir's scheint, als hätte der, gerade der da die Gnade von Oben . . . aber der Fleiß, die Ausdauer, das ist die zweite Hälfte des Talent's,“ nickte sie dem Jungen zu.

Dann ward die Zeichnung bei Seite gelegt, die Dame schrieb ihre Adresse auf: Fräulein Malvine von Planegg, I***straße Nr. 10, und versprach, sobald als möglich selbst zur Anprobe zu kommen, da sie nicht die Veranlassung sein wolle, daß Frau Blümel öfter als nöthig ihren Kranken verlassen müsse.

Drei Tage später trat sie denn auch in ziemlich früher Morgenstunde bei der Blümel ein. Sie fand diesmal das Zimmer wohl aufgeräumt und gelüftet, den Kranken in einem frischbezogenen Bette, das seltsame Weib in einem weiten, faltigen Gewande, das seine Mißgestalt durch den geschicktesten Faltenwurf, soweit dies möglich, verhüllte. Es war offenbar, sie war erwartet worden.

„Guten Morgen, Frau Blümel! Der Kleine nicht zu Hause?“ fragte Fräulein Malvine freundlich, während sie ein großes, flaches Packet — es enthielt ein Farbenkästchen und verschiedene Bleistifte — auf dem Pulte am Fenster deponirte.

„Ach nein,“ leider war er nicht zu Hause, „aber wenn die Gnädige ein wenig verziehen wolle, in einem schwachen Viertelstündchen müsse er zurückkommen.“ Die Schneiderin hatte, während sie sprach, einem großen alten Schranke die der endgiltigen Vollendung harrende Taille entnommen und fuhr bald da, bald dort eine Stelle bezeichnend, wo sie wegnehmen oder zugeben wollte, in ihrer redseligen, zutraulichen Weise fort: „Ja das war meine beste Zeit, so lange er noch nicht in die Schule mußte, damals lebte ich wie im Himmel, aber mit dem Schulgehen, sehen Sie, liebe Dame, das ist so ein Abschnitt, da nimmt die Welt der Mutter schon das Kind weg.“

„Ich dachte, Sie hätten Freude an der Begabung und den Fortschritten des Knaben,“ warf das Fräulein ein.

„Gewiß! Gewiß!“ betheuerte die Verwachsene, aber so lange er daheim war, konnte ich ihn als ein Stück von mir selber betrachten, er war ganz mein! mein! mein! und Niemand durfte mich deshalb scheel ansehen, denn er ward ehrlich erhalten von meiner Hände Arbeit . . . aber mit der Schule beginnen die Fragen. Ich bin nämlich nicht verheiratet,“ setzte sie leiser hinzu, , und ich bitte mir nicht Frau zu sagen.“

Ein minutenlanges Schweigen folgte.

Je höher wir in der menschlichen Gesellschaft emporsteigen, umso ausgeprägter finden wir den lebhaften Zug der Natur nach der Schönheit, bis er endlich in den höchsten Classen zu einer Forderung sine qua non, in der Liebe, wird. Das Volk steht fast noch außerhalb dieses Kreises. Da ist das Weib zumeist nur Last- und Arbeitsthier, von dem keine Anmut verlangt wird. Es hat zum Fortkommen der Familie beizutragen, wenn es nicht gar einen faulen Gatten ganz und gar erhalten muß.

Fräulein Malvine hatte gemeint, die Blümel befände sich wahrscheinlich in dem letzteren Falle. In den sogenanten besseren Kreisen fällt es Niemand ein, dem reizendsten Mädchen aus seiner Tugend ein Verdienst zu machen, man setzt dieselbe daher bei den Stiefkindern der Natur, die man gewöhnt ist für Neutrums zu betrachten, als ein halb und halb Unfreiwilliges und Selbstverständliches voraus. Das Wort

selbst ist in die Rumpelkammer geworfen worden, und nicht ohne Grund: denn was ist die Tugend, wenn sie als das Product eines durch Generationen künstlich gezähmten, in gleichmäßigen, stillen Wellen fließenden Blutes auftritt, was ist sie in der Hülle der Häßlichkeit oder vollends Krüppelhaftigkeit, die jede Anfechtung, jede Versuchung ausschließt?

Bei alledem bleibt diese freie tolerante Denkungsart, die sich oft gerade bei streng tadellosen Frauen findet, doch meistens auch insoferne Theorie, als ihnen die Berührung mit einer Gefallenen etwas Peinliches behält, und so wirkte das unerwartete, überraschende Geständniß der Buckligen auf die feinbesaitete junge Dame fast wie eine Schamlosigkeit. Doch sagte sie sich, daß sie aus einer ganz anderen Lebenssphäre, auf eine für sie fremdartige Existenz herabblicke und von ihrem Standpunkte möglicherweise ein ganz falsches Bild davon gewann.

Eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß das Loos dieser unglücklichen von Natur und Gesellschaft Enterbten keineswegs ein so ganz trostloses war, als es dem äußeren Beobachter scheinen mußte. Aus all' ihrem Elend, trotz moralischem Leichtsinn und innerer Rohheit — denn ihre Unehre zu empfinden, dazu mangelte der Blümel offenbar das Feingefühl — hatte sich der unzerstörbare Diamant der Mutterliebe an's Licht krystallisirt. So unendlich reich ist die Natur im Gegensatze zur moralischen Weltordnung! Es war ihr eine neue Auffassung, fast eine Lehre.

Die Schneiderin war unterdessen von der Mittheilung ihrer intimsten persönlichen Angelegenheiten mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu dem Werke ihrer Hände übergegangen und rief so mit den Worten: „Es sitzt wie angegossen!“ die schöne Malvine von ihrem schweifenden Gedankenfluge zurück. Diese blinzelte ein wenig, als werde sie aus dem Schlafe geweckt und neigte sich vor, auf ihr Spiegelbild einen zerstreuten Blick zu werfen.

Die Blümel, unzufrieden über den geistesabwesenden Ausdruck der Dame, meinte, der etwas trübe Spiegel genüge der augenscheinlich Kurzsichtigen nicht, sie ergriff daher ein Staubtuch und fuhr mit ungewohnter Energie über das schwache alte Glas. Da, ein kurzer scharfer Krach — und es geschah etwas, das auf die kleine Verwachsene wahrhaft vernichtende Wirkung übte. Der Spiegel zerbrach, eine Ecke fiel aus dem

Rahmen und klirrend zu Boden. Die Blümel sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen, als sei ein großes Unglück geschehen.

„Beruhigen Sie sich," sagte Fräulein Malvine gütig, „da ich die Veranlassung dieses Unfalls bin, ist es selbstverständlich, daß ich Sie bitte, den Spiegel auf meine Rechnung wiederherstellen zu lassen."

Die Näherin machte eine abwehrende Handbewegung. „Ach der Schade ist das wenigste," versetzte sie tonlos, „aber sieben Jahr' kein Glück!"

Mit einem seltsamen Gemisch von Mitleid und Spottlust blickte Malvine auf das zerknirschte Frauenzimmer herab. Die sprach von Glück! So schlimm hatte ihr das Leben mitgespielt und doch glaubte sie noch an günstige Möglichkeiten! Oder vielleicht gerade deshalb, denn nach Freude! Freude Lust! schreit ja das Innerste jeder Creatur. In Rosenwolken schwebt sie, ein Engelsantlitz vor uns, und wir zittern, stürzen, jagen dem verklärten Strahlenbilde nach. Denjenigen aber, die es erreichen, fassen, halten, und es jetzt — jetzt — mit ihren sehnsüchtigen Lippen zu berühren glauben, verwandelt sich's in eine scheußliche Thierfratze oder in einen grinsenden Todtenschädel.

Unterdessen zieht und schwärmt sehnsüchtig die Arme ausstreckend unter ihnen die zahllose Schaar der selig Hungernden, der aus der Ferne Anbetenden, vom Leben karg gehaltenen Beneidenswerthen, die noch an's Glück glauben, vor denen ihre Wünsche noch wie rothe Freudenbanner, ihre Zukunft wie ein blauer Frühlingshimmel schwebt — ein Frühlingshimmel — der endlich, endlich nach einem langen Winter kommen muß. So hoffte wohl dies arme Weib. Ihr Mund quoll über von der Bitterkeit des Lebens, aber sie glaubte doch irgendwo und irgendwann müsse der Becher seiner Süßigkeit für sie credenzt sein.

„Wie kann man nur so abergläubisch sein," sagte das Fräulein scherzhaft tadelnd.

„Ich bin nicht abergläubisch!" vertheidigte sich die Näherin lebhaft. „Wissen Sie, nur auf drei Dinge halte ich: da ist das Steckenbleiben der Scheere — heute Früh blieb sie mir stecken — seltener Besuch — das Berufen — und . . ." Hier unterbrach sie ein herzliches Lachen des schönen Mädchens.

„Nun sehen Sie, wir bringen doch eine hübsche Liste zusammen. . ."

„Gerade an das böse Vorzeichen des zerbrochenen Spiegels dürfen Sie ja nicht glauben," beschwichtigte sie nun die Blümel, auf

deren Vorstellungsweise eingehend, und sie zählte aus dem Stegreif ein paar Fälle her, wo alles mögliche Glück kurz nach einem solchen Unfalle eingekehrt sein sollte.

Die Blümel sah mit einem dankbaren Blick zu ihrer freundlichen Trösterin auf. „Ach es ist ja nicht wegen mir. Ich habe wenig genug vom Glück zu schmecken gekriegt. Aber mein Franzi . . ., wenn ich den so weit zu bringen vermöchte, daß er was Höheres studieren, oder ein geschickter Maler werden könnte," sie faltete die Hände, „lieber Gott, dann möcht' ich wohl sterben vor lauter Glück! Und was fehlt mir dazu?" fuhr sie aus Weichheit plötzlich in eine Art Trotz übergehend fort, „nur ein kleines Capital, ein kleines, bescheidenes Capital, mit dem sich ein ‚Salon' gründen ließe, denn mit Schulden kann unsereins nicht anfangen. Ich bin nicht ungeschickt, ich war früher eine der ersten Arbeiterinnen der Madame X. — die Gnädige können sich überzeugen — da hatt' ich Gelegenheit genug, Alles abzusehen, was zum Geschäfte, zum Geldverdienen gehört."

„Geschieht denn für das Kind," hier stockte sie ein wenig, „von anderer Seite gar nichts?" fragte Fräulein von Planegg nachdenklich.

„O, er hat gesorgt, gewiß . . . das heißt, wenigstens die ersten Jahre," murmelte die Blümel. Es war unverkennbar, daß sie log, sie verwirrte sich, sprach unzusammenhängender noch als vorher. Dann, nach einem Blick in das gute, mitleidsvolle Gesicht der reizenden Dame, „sehen Sie, liebe Gnädige, es war eigentlich nur eine ganz kurze Bekanntschaft," sagte sie resolut, ohne Umschweife. „Ehe wir noch so weit herabgekommen waren, wie wir es jetzt sind, so lange wir noch gute Möbel und etwas Vorrath an Betten hatten, da versuchte ich's mit dem Vermiethen. Wir wohnten damals in einer hübschen belebten Straße, mein Vater führte ein kleines Geschäft mit Specereien und Schnittwaaren. Da zog Er zu uns in unser bestes Zimmer. Er war damals ein blutjunger Officier, kaum ein paar Jährchen aus der Akademie. Vermögen hatte er keins, doch verstand er so flott und so nobel zu leben, und sah immer so ‚quatre épingles' aus" — die Blümel verunstaltete diese Redensart so merkwürdig, daß man bloß errathen mußte, was sie meinte, „wie der reichste Cavalier. Und schön und fesch war er, da kam ihm keiner gleich. Immer im Prater unten bei den Rennen, und auf Du und Du mit Grafen und Baronen. Wenn ihn Einer grüßte, einer vom Civil in unserer Straße, da griff er kaum

an die Mütze, so stolz war er, und doch hatten ihn alle gern. Er konnte die Menschen noch so schlecht behandeln, sie ließen sich's zehnmal gefallen, bloß weil er sie vielleicht ein elftes Mal aus seinen schwarzen Feueraugen freundlich ansah. Ja er hatte nun einmal so was Unwiderstehliches, Aristokratisches, das ihm alle Leute unterthänig machte. Ich besorgte seine Wäsche und gegen mich war er immer artig... o so freundlich und süß konnte er sein, wenn er eben gut gelaunt war.

„Holde Therese, Niemand kann das so, wie Sie," sagte er, wenn ich die Knöpfe seiner Uniform oder seinen Säbel geputzt hatte, und dabei sah er mich mit seinen großen lachenden Augen so eigen an, so wie nur Er blicken konnte.

Bis spät in die Nacht hinein arbeitete ich, wenn ich mit meiner Schneiderei fertig war, an seinen Sachen. Ich blieb auf, und wenn mir auch fast die Augen zufielen vor Schlaf, nur um ihm selber die Thür aufmachen und die Lampe anzünden zu können, wenn er spät nach Hause kam.

Viele Thränen und viel heimliche, närrische Seligkeit hab' ich mit hineingenäht in die feine, weiße Leinwand... und ich war stolz darauf, etwas für ihn thun zu können, ohne daß er mich bezahlte. Dem Vater beglich er pünktlich seinen Zins, aber im Übrigen da....

Na da kam er eines Abends ganz besonders guter Laune nach Hause, etwas angeheitert, aber nicht betrunken — o nein — er war nie betrunken, nur doppelt so übermüthig und lustig als gewöhnlich. „Hören Sie, holde Therese," sagte er gleich beim Eintreten, „heute machen wir einmal glatte Rechnung. Ich muß Ihnen schon entsetzlich viel schuldig sein. Und da ich gerade bei Kassa bin, ich hatte heute einmal ausnahmsweise Glück im Spiel, da sagen Sie's nur gleich, aber sagen Sie nicht zu wenig — was ich Ihnen für all' Ihre Arbeit schuldig bin."

So verrückt war ich damals, daß mir zu Muthe war, als habe er mich geschlagen. Alles, was Farbe, Glanz und Licht gewesen in meinem Leben während der letzten sechs Monate, nun löschte er's mit einem Streiche aus. Ich fing an zu weinen.

„Nun, wenn Sie kein Geld wollen, Fräulein," bemerkte er dann zart, — o er konnte so höflich sein, wie zu einer Fürstin, wenn er gerade wollte — dann wünschen Sie sich was, ein schönes Kleid oder eine Uhr... Ja das wird das Richtige sein! Oder haben Sie schon eine goldene

Uhr?“ Nein. Die hatte ich nicht, aber ich wollte nichts, was einer Bezahlung ähnlich sah, etwas ganz Anderes wollte ich. Einen Sonntag, einmal im Leben einen Sonntag, mit Waldesrauschen und dem Duft der Felder: eine Landpartie. Mit dem Vater war ich nie weiter als bis in den Prater gekommen. Einmal nur, an meinem Firmungstage, war ich mit der Pathin draußen gewesen, und seitdem hatte ich eine krankhafte Sehnsucht nach dem Lande. Da waren wir in einem kleinen Wirthshausgarten gesessen, wo junge Hühner im Grase umherliefen, und die Luft uns wie ein laues Bad von Lindenblüthen umwehte. Das sagte ich ihm.

„Eine Landpartie! Eine Landpartie!“ rief er unbändig lachend und rieb sich die Stirn. „Ja die wollen wir zusammen machen, aber nobel, ganz nobel soll's werden.“

Am nächsten Sonntage, er hatte Civilkleider angelegt — führte er mich in einem geschlossenen Fiaker nach der Brühl, und von da, über Kaltenleutgeben, Hochrotherd und die Sulz zurück. Wir gingen stets die herrlichsten, einsamsten Waldwege, wenn wir ausstiegen, und am Rückwege führte ich ihn in das kleine Gasthaus zwischen Kaltenleutgeben und Rodaun, wo ich einst mit der Pathin gewesen.

Es war ein unvergleichlicher Junitag und die Linden dufteten, die Hühner liefen im Grase umher, wie damals.“

Eine Bewegung ihrer Zuhörerin weckte die Blümel aus ihrer Traumverlorenheit.

In Folge ihres herzgewinnenden und nachsichtigen Wesens, dem jede Zurückweisung schwer fiel, war es von jeher Malvinens Loos gewesen, zur Rolle der Vertrauten herangezogen zu werden, nun fühlte sie, daß dies redselige Weib nahe daran war, sie in die Geschichte jenes Tages, mit der bis in's letzte, intimste Detail gehenden Realistik eines französischen Romanciers einzuführen, sie erhob sich daher und griff nach ihren Ueberkleidern, um die Blümel dadurch an ihren bevorstehenden Aufbruch zu erinnern.

Wie aus einer anderen Welt kam da der Blick der Unglücklichen in die Gegenwart zurück. Ein feindseliger Ausdruck erschien plötzlich auf ihren unschönen Zügen.

„Ein paar Wochen später theilte er mir mit, daß er ausziehen müsse. Er sei bei einem bekannten General Adjutant geworden, da könne er nicht mehr in unserer Vorstadt wohnen. Und er zog aus.

Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Sie meinen, er hälte mich heiraten sollen? Lieber Gott! Ich bin ja nicht von Adel und so hoch hinaus wie er immer war!... Und wo blieb die nöthige Caution?" Es fiel der Dame auf, daß die Näherin sich des socialen Unterschiedes so scharf bewußt war, ja denselben in ihrer Auffassung wohl noch vergrößerte, dagegen über ihr Aeußeres vollkommen im Unklaren schien.

„Er hätte sich Ihrer doch annehmen müssen," entgegnete sie ausweichend.

„Ja... sehen Sie, das ist's..." flüsterte die Blümel.

„Ihnen will ich's gestehen, er hat nicht das Geringste für mich oder das Kind gethan. Einmal, ich war damals in großer Noth — der Franzi war noch klein, mein Vater mir schwach und elend nach einer Operation von der Klinik in's Haus zurückgebracht — da schrieb ich ihm und bat nur um so viel, daß das Kind nicht Hunger leiden müsse.... Es kam keine Antwort." —

„Der Elende! murmelte Malvine „der Elende!"

„Fremde Menschen erbarmten sich meiner, fuhr die Bucklige fort. „Der Arzt und Apotheker creditirten auf Nimmerwiederabzahlen, die Hausfrau schickte, so lange die schlimmste Zeit dauerte, dem Franzi das Essen. Aber, daß Er mich in meiner äußersten Noth kalt zurückgestoßen, Er, den ich so geliebt, daß ich den Staub seiner Fußsohlen geküßt hätte, das kann ich ihm in meiner Sterbestunde nicht vergessen. Sogar das Beten hat er mir vergiftet!" schluchzte sie laut auf. „Ich kann kein Vaterunser mehr beten.... Über die Stelle: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben" komm' ich nicht hinweg. Ich kann nicht, kann nicht! Das Wort müßte zum Fluch werden auf meinen Lippen, denn er ist mein Schuldiger vor dem großen Gott! Ja das ist er! und ich kann ihm nicht vergeben!"

Malvine stand erschüttert. Ihre Theilnahme für die Unglückliche wuchs, da sie die Gewalt und Kraft einer echten Leidenschaft in ihr entdeckte. Sie konnte nicht sprechen, aber die Blümel empfand ihre Sympathie, sie fühlte sich verstanden.

„Unser Herrgott verzeih' mir meine sündigen Gedanken," sagte sie ruhiger, ihre Thränen trocknend, „aber seit mir das Herz so in der Brust verkehrt ist, kann ich überhaupt nur schwer beten und das Vaterunser am wenigsten. Finden Sie nicht auch, liebe Dame — es ist mir jetzt erst so recht deutlich geworden — das Vaterunser, an das wir von

Kindheit an so gewöhnt sind, ist eigentlich kein so schönes Gebet, als sie uns in der Schule glauben machen. Da ist z. B. die vorletzte Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Wo ist der Vater, der sein Kind in Versuchung führt? Und ich meine deshalb, es ist vielleicht nicht wahr, daß uns eben dieses Gebet gerade von unserem Heiland überliefert ist?

„O liebe Therese“, sagte Fräulein Malvine ihr die Hand reichend, „solches Grübeln macht uns nicht ruhiger und glücklicher. Sie haben ja das beste Heilmittel gegen alle Bitterkeit und allen Haß in Ihrer Mutterliebe. Verharren Sie getrost in Ihrem naiven Glauben, daß, wo ein Kind ist, auch eine Art Gottessegen sei. Das ist auch etwas wie Frömmigkeit, denn es versöhnt. Der liebe Gott nimmt ja mit der Frömmigkeit vorlieb, die wir ihm darzubringen vermögen.

„Der Franzi kann recht leicht noch einmal die Stütze Ihrer alten Tage werden, und was seine Erziehung anbelangt, da lassen Sie sich den Kummer nicht über den Kopf wachsen. Vielleicht finden sich Mittel und Wege, ich will ernstlich darüber nachdenken.... Wann kommen Sie mit dem Kleide zu mir?“

„Donnerstag Abends“ versprach die Blümel.

„Also auf Wiedersehen Donnerstag!“ nickte Fräulein Malvine; und es dünkte die Blümel, wie die trostvolle Verheißung einer gütigen Macht, als sich ihr das schöne Antlitz mit dem herzgewinnenden Ausdruck reinster Seelengüte noch einmal freundlich zuneigte.

II.

Ein vornehmes, in sanft abgetönte, weich einschmeichelnde Farben gebettetes Interieur. Schwere, dunkle, alte Möbel, lebensgroße Porträts und hohe Spiegel in matten Rahmen; mit Ausnahme einiger Zierlichkeiten aus feinstem Altwiener Porzellan, fast alles in großen Dimensionen, in ernsten Linien und Formen.

Es ist die alte, gediegene Pracht eines durch Jahrhunderte im Wohlstande und verfeinerten Geschmacke emporgekommenen Patrizierhauses. Da ist nichts, was von gestern angeschafft ist und noch nach dem Händler oder Tapezierer riecht.

Die Bilder und Kupferstiche an den Wänden sind mit künstlerischem Feingefühl ausgewählt und tragen neben den Namen italienischer Meister die besten der alten Wiener Schule. Alt ist auch die

Bauart dieses im Mittelpunkte der Stadt befindlichen Hauses; denn im Gegensatze zu den einzelnen kleinen Appartements, in welche jetzt selbst die größten modernen Wohnungen zerhackt sind, öffnet sich dem Besucher die Aussicht auf eine aneinandergereihte Flucht von großen, hochgewölbten Zimmern, in denen die reiche Sammlung prächtiger Bilder in verschwenderischer Laune, doch nicht ohne ein gewisses System, und eine sichere, beherrschte Uebereinstimmung mit der übrigen Einrichtung der Gemächer vertheilt ist. Es gibt kaum einen Zweig der bildenden Kunst, von der Antike bis zu unseren modernen deutschen Malern, der hier nicht theils in trefflich gewählten Originalen, theils in vorzüglichen Reproductionen vertreten gewesen wäre. Hie und da war eines besonders werthvollen Bildchens oder einer meisterhaften Statuette halber ein Möbel bei Seite oder gegen die Mitte des Zimmers gerückt, um einem bestimmten Kunstwerke mit liebevoller Sorgfalt die richtige Beleuchtung zu verschaffen.

Man sah, dies war die Wohnung eines Liebhabers, dem das Sammeln ausgezeichneter Bilder und plastischer Arbeiten Lebensangelegenheit gewesen war.

Doch wirkte das Ganze nicht als eine todte, nebeneinander gereihte Galerie, sondern mit dem lebendigen Reize einer originellen Privatwohnung, der von der Thürschwelle bis in's letzte Winkelchen, der Stempel eines einheitlichen, eigensinnigen, selbstbewußten Geschmackes aufgedrückt war.

Der Mann, der einen Theil seines Lebens mit dem Anhäufen und Ordnen dieser Kunstschätze zugebracht, war Wilhelm von Planegg, Malvinen's verstorbener Vater. Aus einer reichen Großhändlerfamilie stammend, die ihre Verbindungen fast über die ganze Erde erstreckte, war er in seiner Jugend viel gereist. Dann als Siechthum und Gebrechlichkeit seinen Vater zu der angestrengten Thätigkeit, die die Führung eines großen weitverzweigten Handelsgeschäftes erfordert, unfähig machten, hatte er selbst das Steuer ergriffen, bis er wenige Jahre nach dem Tode des alten Herrn sich ganz vom Geschäfte zurückzog, um nur seinen künstlerischen Neigungen zu leben.

Etwas von dieser Passion hatte sich auf Malvine, die Tochter aus einer spätgeschlossenen, und nach kurzer Dauer durch das Hinscheiden der jungen Gattin wieder zerstörten Ehe, übertragen.

Sie zeichnete und malte schon als halberwachsenes Mädchen mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit und verstand es, kleine, plastische Vorstellungen ihrer Erfindung auf's Artigste mit der freien Hand in Brot und Wachs zu bilden. Ehe indessen all' diese dilettirenden Spielereien zu ernsten Studien reifen konnten, ward sie auch der Leitung des Vaters durch seinen plötzlichen Tod verlustig; dann kam ihre erste Verlobung und der darauffolgende Bruch, der seinen Schatten auf ihr junges Leben warf.

Liebenswürdig, schön und reich war sie heiß begehrt worden, und hatte selbst schwärmerisch geliebt, aber das innerste Bedürfniß ihres echten Frauenherzens blieb selbst in der Leidenschaft verehrendes Hinaufschauen.

Es gibt Menschen, die, wenn sie vor Durst verschmachten sollten, aus keiner trüben Quelle, aus keinem unreinen Gefäße trinken können. Ihr war eine solche Natur geworden, der es versagt bleiben mußte, sich bedingungslos hinzugeben, und so vermochte eine kleine Unwahrhaftigkeit, eine Schwächlichkeit des Charakters, die sich ihr durch das Verhalten ihres Verlobten im Frauenkreise offenbarte, den Bruch herbeizuführen. Ihre Liebe, nachdem sie aus dem kühlen, lebenspendenden Boden des Vertrauens gerissen war, ging in einem langsam schleppenden Todeskampfe zu Grunde.

Farblos und öde war ihr Leben jahrelang dahingeschlichen. Sie hatte all' die Zeit über die dunkle, uneingestandene Empfindung, daß die Liebe noch einmal in ihr Leben treten werde, aber ihre Ansprüche waren unendlich verfeinerte, vergeistigte, schwer zu befriedigende, wenn auch deshalb nicht minder dringende, leidenschaftliche, naturnothwendige. Sie war Eine, die darben konnte, oder aber die vornehmsten Seltenheiten, die reizendsten Gewürze, den edelsten, echtesten Liebeswein an ihrer Freudentafel genießen wollte. Solche Schwierigkeit in der Wahl trägt indessen nicht dazu bei, „das Neigen von Herzen zu Herzen" zu erleichtern. Wer sich den höchsten Gefühlsluxus, die feinsten Arome der Passion, Seelenfreundschaft und geistige Uebereinstimmung fordert, geräth gewiß leichter in Gefahr zu verhungern, als der Niedrigbegnügsame.

Malvine wagte damals einen schwachen energielosen Versuch, ihrem Leben durch ihr Talent Inhalt zu geben. Kurz nachdem sie ihre Verlobung gelöst, reiste sie mit einer Gesellschafterin nach Italien, an's

Meer, endlich in's Land der Pharaonen, wohin sie eine mächtige, phantastische Jugendsehnsucht zog.

Ihr Skizzenbuch indessen brachte sie ebenso jungfräulich rein zurück, als sie es mitgenommen. Es ist Irrthum oder Schönfärberei zu behaupten, daß erst aus einem großen Schmerze der echte Künstler geboren werde. Schmerz im Gegentheile lähmt temporär die großen und vernichtet die kleinen Talente. Keine Pflanze gedeiht ohne Sonne, höchstens kümmerliche, saft- und kraftlose Kellergewächse. Sonne, die Allmutter, braucht der gewaltigste Baum wie das niedrigste Gräslein, und Freude die Allmutter, das menschliche Herz, und jene Werke des Genies, die aus dem Herzen sprossen: die künstlerischen. Die erste, hochaufschäumende Lebensfreude, der erste, kecke selbstbewußte Lebensmuth war gebrochen in Malvinen. Sie verstand wohl noch künstlerisch zu sehen, aber zu gestalten, nach dem gestalten zu ringen, dazu fehlte es ihr an Lust und Selbstvertrauen.

Wie sie so dasitzt in dem alterthümlichen sammtenen Lehnstuhle, und die gelbrothen Flammen des Kaminfeuers sanftleuchtende Reflexe aus dem zarten Farbenhintergrunde der orientalischen Gewebe locken, die den Boden, Sitze und Kissen bedecken, während draußen ein bitterkalter Nordost durch die winterlichen Straßen braust, geht ihr Leben an ihr vorüber, aber fast schattenhaft und farblos. Alles, was darin schwer oder peinlich war, so ferne, ferne, daß es nicht mehr wahr erscheint.

Nein, kein vermessenes Kunststreben, kein ängstliches Ringen mehr, vielleicht nach einer Stufe der Mittelmäßigkeit! Nur Liebe, Liebe! dies köstlichste Arom des Daseins athmen! Ihr Herz hatte eine fröhliche Urständ gefeiert, sie war wiedergeboren in einer neuen Neigung und nun meinte sie, diesmal erst sei's die rechte Liebe.

Das Weib war nie allein in der Welt, darin liegt ein Mysterium, die Andeutung eines Naturgesetzes; und sie betete an, sie beugte sich unbewußt, in allen ihren Nerven vibrirte, in allen ihren Adern pulste es, in ihrem schönen Kopfe malte es lachende Bilder, heitere holde Scenen des Beisammenseins, der innigen Zusammengehörigkeit mit dem Geliebten, das große Geheimniß!

Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück in den schwellenden Stuhl. Köstlich war's so dazusitzen, auf ein Glück wartend, das ihr ganz nah, ganz sicher und doch verschleiert, wie das weiche duftige Blau ferner Berge winkte.

Denn sie wartete. Seit der Zeiger der großen Uhr am Pfeiler sich der achten Stunde näherte, wartete sie. Und jetzt ganz pünktlich, wie sich's gebührte, noch vor dem Glockenschlage, hörte sie draußen die Thüre gehen, die Stimme des alten Dieners und die seine, und nun kam er raschen, elastischen Schrittes näher, sein Säbel klirrte nur ganz wenig, ganz gedämpft auf dem dicken, schweren Teppiche.

Da sie nicht aufstand, ihm nicht entgegenging, ging er immer schneller durch die letzten Zimmer bis rückwärts an ihren Stuhl und lehnte sich, ihre Hand ergreifend, ein wenig über ihre Schulter. Diese weiße, weiche Rechte, an der ein einziger, diamantblitzender Reif glänzte, zitterte ein ganz klein wenig in der seinen und als er ihren Wangen so nahe, seine Lippen darauf drückte, duldete sie es mit bräutlichem Lächeln.

Er war ein selten vornehm aussehender, schöner Mann in der Uniform des X.schen Cavallerieregimentes. Sein feiner Anstand, die Sicherheit der Manieren trugen noch dazu bei, diese körperlichen Vorzüge in's günstigste Licht zu setzen.

Sie glaubte ihn zu lieben um der aufrechten Geradheit seines Charakters, um des köstlichen, ihr etwas schwerflüssiges Blut und Naturell, wie Champagner anregenden Humors willen. Sie wußte nicht, daß ihr, gerade ihr, der Zug nach der Schönheit so natürlich war, wie das Athmen. Sie machte keinen Cultus daraus, aber ihr ganzes Wesen, jede ihrer Anforderungen stand unter dem Gesetze der ästhetischen und ethischen Schönheit. Daß diese Hand in Hand gehen mußten, fühlte sie nur dunkel aber heftig, und war mit ihrem Innersten ganz blind diesem Glauben unterworfen. Ihrer eigenen Wohlgestalt freute sie sich jetzt erst recht aus dem tiefsten, da sie fühlte, sie mache sie seiner würdig.

Als sie sich jetzt erhob, um an seinem Arme nach dem Speisezimmer zu gehen, wo ein mit blinkenden Geräthen gedeckter Tisch ihrer harrte, schritten zwei königliche, wie aus einer besseren Zeit übergebliebene Gestalten nebeneinander her, fürstlich in Anmuth des Ganges, wie der stolzen, vollendeten Formen. Ihr weites, flatterndes Hauskleid streifte ein Blättchen weißen Papiers vom Schreibtische, das mit einigen Reihen von Zahlen bedeckt war. Er hob es auf und besah es lächelnd.

„Rechnungen? Zahlen?“ fragte er, „doch nicht Ihre Hand?“

Sie vergrub das erröthende Gesicht in die duftenden Theerosen, die er ihr bei der Begrüßung in die Hand gedrückt. „O bitte lassen Sie das . . .,“ sagte sie fast ängstlich verlegen.

„Sie machen mich neugierig, ganz unverschämt neugierig,“ scherzte er.

Plötzlich lachte sie hell auf. „Nein, Sie sollen es wissen, auch dies Liebster, Bester,“ sagte sie in überquellendem Gefühl. „Ja, ich habe gerechnet, erstens: wie viel wir für eine anständige Haushaltung brauchen und dann —“ und sie erzählte ihm mit fliegenden Worten, daß sie den warmen Wunsch hege, den künstlerisch begabten Sohn einer armen Witwe — aus Zartgefühl machte sie die Blümel zur Witwe — ausbilden zu lassen. „Da wollte ich eben,“ sie war reizend in ihrer feinfühligen Verlegenheit, dem vermögenslosen Bräutigame gegenüber, der ihr nichts zu Füßen legen konnte als sein Porteepee, „da wollte ich mich doch überzeugen, ob ich dies eigentlich noch darf, und ob die beiden Enden noch ganz reichen werden.“

Sein eben noch freudestrahlendes Gesicht verdunkelte sich auffallend. „Ja, das hat man mir gesagt,“ entschlüpfte es ihm.

„Was hat man Ihnen gesagt?“ fragte sie rasch, mit großem Aufschlage der dunkelblauen Augen.

Er verwirrte sich ein wenig. Konnte er aussprechen, daß ihre fürstliche Wohlthätigkeit ihm als eine gefährliche Extravaganz ihres Charakters geschildert worden, und daß sie nach seinem Ermessen sich viel zu viel um Fremde kümmere? Er holte tief Athem, stieß einen eigenthümlichen Ton zwischen den Zähnen heraus, wie ein gewandter Schauspieler, der eine Lücke seines Gedächtnisses verdecken will; „daß Sie ein Engel sind,“ flüsterte er dann galant, „aber ich prävenire Sie, ich werde eifersüchtig sein auf Jeden, mit dem Sie sich beschäftigen und wäre es auch nur ein Bettler!“

Bei Tische ward der Sache nicht weiter gedacht. Der Rittmeister hatte ein paar Hofanekdoten gebracht, dann bewegte sich die Unterhaltung um's Theater und das kommende Künstlerfest, dem sie aus einer Loge zusehen wollten. Als artiger Bräutigam fragte er nach Malvinens Toilette, eine Angelegenheit, für die er stets großes Interesse an den Tag legte. Ja, sie würde wohl erscheinen können, heute noch, oder

spätestens morgen werde das für diese Gelegenheit bestimmte Kleid geliefert werden.

Er zündete sich eine Cigarre an und ließ sich schon so recht hausväterlich bequem von der Gesellschafterin das Rauchtischchen und Feuer reichen, bot seiner Braut zum so und sovielten Male ein Cigarettchen und streckte — hätte sich beinahe behaglich gestreckt, wenn seine Eigenschaft als Bräutigam dies zugelassen hätte. Da kam der Diener mit einer geflüsterten Meldung ans Ohr der Hausfrau.

„Am Ende noch Besuch?“ fragte der Officier mißmuthig.

„Nein. Nur die Schneiderin“, erwiederte Malvine aufspringend. „Seid unterdessen hübsch artig, ich bin gleich wieder da,“ und sie schlüpfte lachend ins Nebenzimmer, wo das Stubenmädchen eben Fräulein Therese Blümel einführte.

Diese, sie trug heute einen großen Hut mit kühnem Federaufputz, fühlte sich offenbar gedrückt durch die ernste vornehme Pracht der ihr neuen Umgebung. Sie begann zwar damit, Malvinens Hand zu küssen, schien aber im Uebrigen für diesmal ihre redselige Vertraulichkeit ganz zu Hause gelassen zu haben. Etwas wie eine Art Lampenfieber spielte durch die Muskeln ihrer großen, gelben Hände, während sie sich anschickte, das Packet aufzumachen, das die kostbare Toilette enthielt. Wieder fiel es Malvinen auf, wie sehr häßlich die Bucklige war. Es gibt Verwachsene, deren Gebrechen man vergißt, über dem Anblicke ihres guten und klugen Gesichtes. Die Blümel zählte nicht dazu, diejenigen Augenblicke abgerechnet, wo sie von ihrem Söhnchen sprach.

Trotzdem regte sich ein herzliches Erbarmen in Malvinen, da sie die Nervosität der kleinen Schneiderin beobachtete und sie nahm sich vor, recht freundlich und nachsichtig zu sein, wenn das Kleid auch nur halbwegs paßte.

Endlich hatte die Blümel verschiedene Hüllen entfernt und entfaltete ihr Meisterwerk. Da war erst der Rock — das Stubenmädchen warf ihn über — die Blümel hätte dazu eines Schemels bedurft. In weiten glatten Falten floß er an den schlanken Hüften hernieder, die schönen Formen ruhig wiedergebend; dann kam der Leib, die Haften, Knöpfe ... Herrin und Zofe tauschten einen befriedigten, vielsagenden Blick aus — Alles ganz tadellos. Die Aufgabe des Schneiders ist zwar bei sehr ebenmäßigen Gestalten bedeutend erleichtert, diesmal aber hatte sich die Bekleidungskünstlerin auch nicht durch den kleinsten Fehler, auch nicht

durch das Titelchen eines Fehlers, an der Vollendung der Natur versündigt. Die Taille saß genau da, wo sie sitzen sollte, nicht eine Linie höher oder tiefer, der Stoff schmiegte sich ohne zu pressen der graciös herabfallenden und doch nicht zu schmachtenden Schulternlinie an. Es war ein Vergnügen zu sehen, wie nirgends die natürliche Harmonie gestört, sondern durch einen glücklichen Wurf fast noch erhöht schien. Und dazu kam die vorzügliche Wirkung der Farben. Wie sich das Licht in dem köstlichen, dunklen Grün des Sammtes in schimmernden Wellen brach und schmeichelnde Reflexe über Malvinens tizianischen Teint gleiten ließ! Wie das glänzte, hob und malerisch spielte, wie das blasse Rosa des Einsatzes vergeblich wetteiferte mit der Pfirsichröthe ihrer Wangen, aber das milchige Weiß des herrlich modellirten Halses und des runden Kinn's mit zartem Roth überhauchte.

Die Blümel wiederholte fortwährend: „Wunderbar! Es ist wunderbar wie das Kleid sitzt!“ und stand dabei mit andächtig gefalteten Händen, es war zweifelhaft, ob in Bewunderung des eigenen Kunstwerkes, oder in dem geheimen Dankgebete, daß es so vollbracht sei.

„Ich bin sehr zufrieden, Fräulein Blümel, sehr zufrieden!“ sagte Malvine fröhlich. Sie reckte und streckte den geschmeidigen Leib noch ein wenig, beguckte mit Hilfe eines Handspiegels die tadellosen Linien des Rückens und der Taille und fand, daß alles gut sei, und sie selten reizender ausgesehen habe. Ja sie war schön, sie durfte sich's ohne Ueberhebung, mit herzlichem Behagen gestehen! Und nun lief sie mit der ungezierten, fröhlichen Unbefangenheit eines Kindes nach der Thüre des Nebenzimmers, öffnete diese und rief hinein: „Alfred! Alfred! Kommen Sie schnell, wenn Sie mich in meiner neuen Toilette sehen wollen!“

Er warf die Cigarre weg und folgte ihrem Rufe. „Reizend! Ganz reizend!“ versicherte er, sich ein wenig gegen die schöne Braut vorneigend. Da — mit einem Male ging eine Veränderung über sein Gesicht. Seltsam starr und fremd schien es in der vornehmen Regelmäßigkeit seiner Linien zu versteinern, das verbindliche Lächeln auf seinen schönen, tiefgeschweiften Lippen verwandelte sich in eine gezwungene Grimasse. Zerstreut sah er über Malvinen weg in die leere Luft.

„Nun wie ist's? Ihnen scheint's nicht eben sehr zu gefallen?“ bemerkte das Fräulein lächelnd, aber doch enttäuscht, mit der Miene eines Kindes, dem man ein ersehntes Vergnügen versagt.

„Um Gotteswillen . . . .!“ hörte sie in diesem Augenblicke das Stubenmädchen hinter sich sagen. Sie wandte sich erschreckt um. Die Blümel schwankte, mit einer ungeschickten, hilflosen Bewegung der herannahenden Ohnmacht griff sie nach einem in ihrer Nähe stehenden Tischchen und sank von der Zofe unterstützt in einen Fauteuil. Ihr Gesicht war verzerrt, die Lippen blauweiß und offen, wie die einer Todten.

„Ihr ist übel, rasch etwas Wein und Wasser,“ befahl Malvine, und sie bemühte sich um die Blümel. Doch die Ohnmacht währte nur ein paar Secunden. Mit einer gewaltigen Willensanstrengung raffte sich die Verwachsene empor. „Wer war der Herr?“ stammelte sie heiser, Malvine mit durchdringendem Blicke ansehend. „Ihr Gemahl?“

„Nein. Mein Bräutigam,“ versetzte die junge Dame ohne zu zögern.

Ein Zucken gieng über das finstere Gesicht der Buckligen. Sie rang nach Athem.

Da plötzlich — es war kein bestimmter Verdacht, keine Combination — die Clairvoyance war es, die in entscheidenden Momenten des Lebens, wo alle Instincte des Naturmenschen in uns thätig sind, Abgründe beleuchtet, an denen unser Verstand und unsere sittliche Wohlerzogenheit, so lange wir uns in normalem Zustande befinden, mit verbundenen Augen vorübergeht. „Kennen Sie ihn?“ flüsterte Malvine. Es war wie eine fremde Stimme, die aus ihr fragte.

Die Blümel warf den Kopf zurück, ein verzweifeltes Lachen verzerrte ihre unschönen Züge. „Ob ich ihn kenne? Ob ich ihn kenne? In der Hölle oder im Himmel hätte ich ihn wiedererkannt! Es ist der Vater meines Franzi.“

„Nein!“ rief Malvine laut, voll Seelenangst, voll Verachtung. Sie schüttelte den Kopf, ihre blauen Augen erschienen fast schwarz in diesem Momente zorniger Entrüstung. Es konnte nicht sein. Dies Geschöpf mußte verrückt sein. Ja . . . verrückt das war es . . . Hatte sie nicht oft gehört, daß Verwachsene manchmal von krankhaft verliebtem Naturell seien? Dies Alles mußte eine hysterische Einbildung der Unglückseligen sein. Dieses gnomenhafte, wie von der Unterwelt ausgespieene Mißgeschöpf und Er! Aber warum diese Angst in ihr, diese zitternde Ungewißheit? War sie denn selbst von Sinnen? Nur einen Blick in sein treues, ehrliches Auge, in seine edlen Züge und Alles war gut. Sie

wandte sich, wie von der Berührung einer Aussätzigen, von der Blümel und flog nach dem Speisezimmer. Es war leer, nur der Diener deckte mit langsamer Gemächlichkeit den Tisch ab. Da lag noch die schwach rauchende Cigarre auf dem Tischchen, wie er sie weggelegt.

„Der Herr Rittmeister?“

„Ich weiß nicht gnädiges Fräulein.“

Mit bebenden Knien durcheilte sie alle Zimmer der weitläufigen Wohnung bis in den Vorsaal. Sein Mantel hieng nicht mehr auf dem Kleiderhälter. Sie blickte verstört um sich, zu fragen wagte sie nicht mehr.

„Der Herr Rittmeister haben nicht länger stören wollen“, meldete das Hausmädchen, „er läßt sich empfehlen und wird morgen Vormittag wieder seine Aufwartung machen.“

Jetzt ging Fräulein Malvine langsamen, schleppenden Schrittes in den Salon zurück, wo sie die Zofe, die eine Platte mit einem Glas Wein und Wasser gebracht hatte, um die Blümel beschäftigt fand.

„Mir ist besser, ich danke, ich kann nichts nehmen,“ hörte sie die Blümel sagen.

Mit einer Handbewegung entfernte Malvine das Mädchen. Sie wartete, bis sich die Thür hinter demselben geschlossen hatte.

„Ihnen ist wohler, Fräulein Therese, nicht wahr?“ sprach sie dann sanft zu der Buckligen. „Und jetzt sagen Sie mir, bitte ... Das, was Sie vorhin behauptet, war ein Irrthum, eine Sinnestäuschuug Ihrerseits, dergleichen kommt ja vor . . . Sie haben sich in der letzten Zeit überarbeitet, vielleicht schlaflose Nächte durchgemacht, da waren Ihre Nerven dann in krankhaftem Zustande, nicht wahr?“

Sie stand vor der Leidenden und ihr milder Blick fiel auf sie, wie eine Beschwörung. Die Blümel sah sehr wohl, wie die schöne, vornehme Dame, die Finger der verschlungenen Hände in geheimer, fieberhafter Aufregung ineinanderkrallte, sie hörte sehr wohl den Ton klopfender Herzensangst unter der erkünstelten Ruhe. Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Wenn Sie ihn kennen, so nennen Sie seinen Namen.“

Keine Antwort.

„Ich fordere Wahrheit!“ sagte Malvine jetzt hochfahrend und gebieterisch.

„Die bin ich Ihnen nicht schuldig,“ versetzte die Blümel nicht ohne Würde und sie erhob sich von ihrem Sitze.

„Ich bitte Sie darum,“ stammelte Malvine stockend, mit Ueberwindung.

„Alfred von Witting“, sagte die Blümel leise und zögernd.

Es war sein Name. „Es ist gut. Ich danke Ihnen,“ sprach Fräulein von Planegg jetzt ruhig. Ihre schlanke Gestalt richtete sich noch höher und gerader und etwas steif auf. Ihr Blick war leer, ausdruckslos.

Das war keine von der Sorte, die in Ohnmacht fallen, auch nicht von der Sorte, die ein großes Leid in schnellbereiten, wilden Thränen austoben.

Die Blümel verneigte sich und verließ noch schwankenden unsicheren Schrittes das Gemach.

Malvine sah ihr nach, ohne sich zu regen. Eine dunkle beklemmende Erinnerung an den Widerwillen, den sie beim ersten Anblicke der Buckligen empfunden, stieg in ihr auf. Dies Gefühl, das sie wie mit Geisterhand noch von der Schwelle dieses Weibes zurückhielt, warum hatte sie es niedergekämpft und war doch eingetreten? Ihr ganzes Innere hatte sich aufgelehnt im Vorgefühle dieser Stunde, jetzt wußte sie es, aber sie hatte in thörichter Verblendung diese warnenden Stimmen gewaltsam zum Schweigen gebracht. Warum, warum war sie nicht umgekehrt? Dies Entsetzliche wäre ihr erspart geblieben . . . Es hätte nicht müssen sein . . . So wirbelten unklare, wahnsinnige Gedanken und Vorstellungen durch ihren schmerzenden Kopf. Welcher Dämon hatte sie in die Nähe dieses Weibes getrieben? Wenn sie es nicht gewußt, nie erfahren hätte? . . . Nein, dann wäre sie noch schlimmer, noch rettungsloser in die Irre gegangen. Jetzt hatte sie Wahrheit, aber diese Wahrheit war bitter wie der Tod. Nein, es gab keine Wahrheit! Die Natur selbst war eine grausame Betrügerin in ihren Werken. Warum ihm dieses ruhige, tiefe Auge, diese Stirn, diese ehrliche, tief aus der breiten Brust kommende Stimme?

Alles Schein, äffender Schein, Larve, Larve . . . O lieber Gott warst du es denn nicht, der diese Welt gemacht hat?

Und sie, die gemeint hatte, für ihn kaum schön und gut genug zu sein! Sie lachte. Es klang schrill und schneidend durch das stille Gemach.

Bei dem Mißklange ihres eigenen Lachens kam erst Leben in ihre Gestalt.

Sie bewegte sich vorwärts. In mechanischer Ordnungsliebe hob sie das am Boden liegende Hauskleid auf, ehe sie nach ihrem Schreibtische schritt. Sie hatte noch das schöne, neue Kleid an, in dem sie ihm zu gefallen gehofft, das Kleid, welches die erste Veranlassung ihres Unglücks war. Die Seide knisterte bei jeder ihrer Bewegungen, der Sammt schillerte und glänzte noch ebenso unter dem schmeichelnden Lichte des Kronleuchters, wie vorher, da er ein glückliches Herz, eine froh sich hebende Brust umhüllt hatte. Ihr war's, als lägen nicht Minuten, sondern eine Ewigkeit dazwischen.

Ein unsinniges Verlangen dies Alles von sich zu reißen, sich auf den Boden zu werfen und laut zu weinen, überkam sie, aber sie bezwang es. Sie setzte sich in dem rauschenden, schimmernden Gewande an den Schreibtisch und nahm ein Blatt Papier vor. Sie mußte ihm schreiben, er würde sonst am Ende wiederkommen, dem mußte sie vorbeugen. Was aber sollte sie ihm sagen? Ihm — diesem Menschen?

Lange starrte sie auf das leere Blatt, dann faltete sie es zusammen ohne ein Wort darauf zu setzen, erhob sich und streifte den schmalen, diamantenblitzenden Ring vom Finger. Wie leicht glitt er von ihrer eiskalten Hand! Sie schob ihn in das Couvert, schloß und versah es mit der Adresse, dann klingelte sie, ohne einen Augenblick zu zögern.

„Dem Herrn Rittmeister, noch heute," gebot sie dem eintretenden Diener. Als dies gethan war, saß sie lange vor ihrem Schreibtische, einsam, stumm und thränenlos in der tiefen Stille der Nacht.

Das Leben hatte ihr seine scheußliche Thierfratze gezeigt, und sie verhüllte ihr Haupt davor in Ekel und verzweifelter Scham. Wie eine kalte, mörderische Riesenschlange quoll verachtender Ekel in ihr empor, und erstickte Alles, was in ihr an weichen, weiblichen Regungen, an stiller, träumender Liebessehnsucht gekeimt. Alles war besudelt und vernichtet: die klaren, schlichten Bilder einer begnügten Häuslichkeit, wie die hohen, regenbogenfarbenen Glücks- und Zukunfsträume, einer überirdischen Fata morgana, die immer fern, fern, aber anscheinend doch erreichbar, in abendrothen Phantasiehimmeln gewinkt und gelockt hatte; versunken und vernichtet.

Vor ihr lag in Koth und Unflath eine entzauberte, entgötterte Welt in gährender, zuckender, kranker Nacktheit.

O lieber sterben, sterben und vergehen, als einer solchen Welt und ihren Forderungen sich ergeben!

III.

Sterben! Sterben! Vergehen! Wie viel Millionen Herzen schreien es in verzweifelten Momenten zum Himmel hinauf. Aber das Schicksal, gewissermaßen neidisch, behält sich diesen abgekürzten, concentrirten Leidensproceß nur für die äußersten Fälle vor.

„Du bist mir zu klein, Deine Schmerzen zu gering, und Du zu stark und gesund, Deine Schultern darf ich noch weiterbeladen, eh' sie brechen, und Du leidest zwar schwer und qualvoll, aber Du gehörst nun einmal nicht zu meinen Lieblingen, und so bleibe denn Dein Ausgleich, bis an's äußerste Ende der Möglichkeit, aufgeschoben — ich will einmal thun, als hätte ich dich vergessen" — so scheint es höhnisch dem Einen und dem Anderen zuzurufen, und wir leben weiter. Schlimme Wunden heilen, wir freuen uns am Ende unserer Heilung und preisen „die wohlthätige Natur". Nur hie und da in einsamen Stunden oder auf lichten Bergeshöhen, wo die Sehnsucht nach Glück wie eine ungetilgte Forderung der Naturnothwendigkeit wieder mächtig in uns aufersteht, packt uns mitunter das Bewußtsein, daß wir als Krüppel durchs Leben gehen, denen die wichtigsten Organe, die der Freude und des Daseinsmuthes, aus dem Inneren gerissen sind. So lebte Malvine weiter, wie Millionen Andere. Ihre Existenz, die der einzelnen, anspruchslos gewordenen Frau, ist ihr nicht zur Freude und nicht sehr zur Last, da die Mittel der Linderung und Täuschung, die der Reichthum den Unbefriedigten in die Hand gibt, ihr zu Gebote stehen. Doch da sind Andere, ein nicht allzuseltener Fall bei Unverheirateten, für die ihr Dasein zum Segen und zur Vorsehung geworden. Am meisten wohl für Therese Blümel. Malvine hat ihr die Mittel vorgestreckt, um ein eigenes Geschäft zu gründen. Sie ist jetzt Inhaberin eines der ersten Modesalons der Stadt.

Daß sie während dieser Zeit sich in eine Französin verwandelt, und ihr Name in das wohlklingendere „Madame Thérèse Fleury" verändert, in goldenen Riesenlettern, auf einer glänzenden Tafel, von ebenfalls kolossalen Dimensionen, an einem der schönsten Häuser der Ringstraße, prangt, ist das Einzige, was an ihrem Emporkommen nicht Fräulein von Planegg's Verdienst ist. Die Blümel hat wohl

wacker gearbeitet, aber ohne die wiederholte großmüthige Hilfe, die ihr zu Theil geworden, hätte sie sich nimmermehr von der einfachen Arbeiterin, die im Schweiße ihres Angesichtes um das tägliche Brot kämpfen mußte, zur Selbstständigkeit emporgeschwungen. Jetzt präsidirt sie in tadellosem, schwarzem Seidenkleide, das breite, absonderliche Haupt von einer hochmodernen Frisur und schwarzen Spitzencoiffure gekrönt, in ihrem „Atelier".

Vornehme Damen antichambriren in ihrem Salon, wenn sie sich zu nicht endenwollenden Berathungen mit irgend einer in ihrer zweiten Jugend befindlichen Bühnenkünstlerin zurückgezogen hat. Die Blümel — pardon — Madame Thérèse Fleury, liebt es, sich als eine durch eigene Kraft Emporgekommene hinzustellen. Niemand weiß, was Fräulein von Planegg für sie gethan hat. Keine Dame ihrer vornehmen Clientel — denn Madame Fleury hat längst keine Kundschaft mehr, — ahnt, daß die eigenartigen Compositionen zu diesen Toiletten, in den originellsten, feinsinnigsten Farbenzusammenstellungen, die aus ihrem Atelier hervorgehen, von der Hand einer Dame herrühren, die den höheren Ständen angehört.

Als die Blümel nach dem Tode ihres Vaters, auf Fräulein von Planegg's Kosten, ein Halbjahr in Paris zugebracht, da hatte sie angeblich die ersten dieser reizenden, kleinen Aquarellbildchen, auf denen eine glückliche Erfindungsgabe den leichtesten, natürlichsten Schnitt mit künstlerischer Einfachheit und Farben-Harmonie zu verbinden wußte, von dort mitgebracht. In Wahrheit waren sie Malvinen's Arbeit, und immer ab und zu zauberten ihre unsichtbaren Feenhände ein solches Blättchen in Madame Fleury's Atelier.

Ein derartiges Modell, das gewöhnlich in kühner, künstlerischer Freiheit von der herrschenden Mode abwich oder dieselbe doch in maßvoller Weise milderte, ward nur für ganz besonders Bevorzugte ausgeführt und meist fürstlich bezahlt.

„Meine Damen," sagte Madame Fleury zu ihren Clientinnen, „zu anderen Geschäften gehört Sitzfleisch und das Einmaleins, aber zum richtigen Kleidermachen „Schenie"! „Ich weiß manche gefeierte beauté, die nur von ihrer Schneiderin créirt ward, und tausend Damen, die nur deshalb für hübsch gelten, weil ihr Confectionär zu cachiren versteht. Aber ich schweige, schweige . . . ." Die Blümel konnte es, trotz Malvinen's eindringlicher Warnung nun einmal nicht lassen,

mit übelangebrachten Fremdwörtern herumzuwerfen. So hatte sie sich unter anderen, das Wort „cachiren" construirt, und schmückte ihre Reden mit Vorliebe mit demselben. Man lachte über sie, denn ihre eigene Mißgestalt war eine so ausgesprochene, daſs hier die Kunst völligen „cachirens" versagte, aber man bezahlte ihr enorme Preise, denn — sie war in der Mode. Von der Fleury gekleidet zu werden, fing an, zum guten Ton zu gehören.

Da sie auch das Talent besaß, fremde Kräfte richtig, ja mitunter rücksichtslos auszunützen, stellte sich noch vor Ablauf des ersten Decenniums ein gewisser Wohlstand ein, der sie in die Lage versetzte, das Capital ihrer Gönnerin zurückzuzahlen. Die Blümel liebt nur zwei Menschen auf dieser Erde. Sie liebt und bewundert mit abgöttischer, äffischer Zärtlichkeit ihren „Franzi", der für sie der Inbegriff aller Schönheit und „Schenialität" ist, aber sie liebte und verehrte auch Fräulein Malvine, ihre Wohlthäterin.

Vor einigen Jahren, als sie sich ein nettes Landhaus an der Südbahn gebaut hatte, war nach seiner Vollendung ihr erster Gang zu Fräulein von Planegg. Sie versicherte, da ihr Geschäft sie doch meist in der Stadt festhielt, habe sie eigentlich nur um der mise-en-scène des Hauses Fleury halber die Villa gebaut; die wirkliche Eigenthümerin oder doch Nutznießerin müsse Fräulein Malvine sein, der sie ein für allemal den ersten Stock als Sommerwohnung einräume.

Malvine war gerührt und erfreut über die dankbare Gesinnung der Blümel, aber sie findet jedes Jahr einen anderen Vorwand, um von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu müssen. Bald thut ihr die Luft des Hochgebirges noth, bald muß sie einer kränklichen Freundin zu liebe in ein berühmtes Bad reisen u. s. w.

Denn — Fräulein Malvine liebt die Blümel nicht. Was sie veranlaßt hatte ihr die Hand zu bieten, war Mitleid, es war die seltsame Verschlingung ihres Schicksals. Wo Andere sich abgestoßen, zurückgezogen hätten, da mußte sie aus einem innersten Bedürfniß ihrer Natur versuchen zu retten und zu heben. Sympathie jedoch hatte mit diesem völlig selbstlosen Wohlthätigkeitstriebe nichts zu thun. Süßer und beglückender ist ihr, was sie für den Knaben gesorgt. Da war eine junge Kraft, die gestützt, ein knospenhaftes, hoffnungsvolles Entfalten des Talents, das zu fördern war. Malvine hatte Franzi's Ausbildung an der Akademie bezahlt, ihr verdankte er die Mittel zu einem längeren

Aufenthalte in Italien. Die Blümel deprecirte zwar, aber Malvine bestand darauf, dies Alles auf sich zu nehmen. Es sei nun einmal ihre Liebhaberei, ganz wolle sie die Kosten dieser Ausbildung bestreiten. Einen Menschen in eine künstlerische Laufbahn zu drängen sei ein gar großes Wagniß, eine schwere Verantwortung. Die äußeren Consequenzen wenigstens wolle sie daher tragen.

Und sie hatte die Freude zu erleben, daß ihr Segen sichtbare Früchte trug, daß er nicht, wie so oft Unterstützung und Förderung hilfreicher Freunde, einem halben Talente zum Fluche ausschlug. Franzi's erste Arbeiten schon trugen den Stempel eigenartiger Erfindungsgabe. Er sah mit seinen eigenen Augen, malte in seiner eigenen Weise.

Es waren noch keine Meisterwerke, die unter seinen Händen entstanden, aber eigenartige Blüthen eines frischen, ursprünglichen, vielleicht etwas südlich angehauchten Talents. Schon, daß er nicht tastete, nicht ängstlich suchte oder von anderen üppigeren Tafeln naschte, bot gute Gewähr für seine Zukunft. In Wien und München fanden seine Bilder freundliche Aufnahme. Eines Tages kam eine Kiste und ein Brief von Franzi an Malvine.

Die Kiste enthielt dasjenige Bild, das er bis jetzt nach eigener, strenger Selbstprüfung, wie nach dem Urtheile der Kritik, für sein gelungenstes halten durfte.

In schlichten, warmen Worten bat er: sie, der er es verdanke, wenn er jemals, so etwas wie ein Küustler werden dürfe, möge dies bescheidene Resultat seiner Thätigkeit empfangen wie Einer, dem der kleinste Theil einer unauslöschlichen Schuld abgetragen wird. „Es ist Ihr Eigenthum," schrieb er, „denn durch Ihren Schutz, Ihre werkthätige Liebe und moralische Förderung ist mein kleines Talent zum Lichte emporgediehen." Als Malvine diesen Brief las, kam sie zum ersten Male seit Jahren in tiefe Bewegung.

„Werkthätige Liebe" sagte der junge Mensch . . . . Ja — da war etwas, worüber sie sich eigentlich nie Rechenschaft abgelegt. Eine verborgene, verschämte Stelle ihres kühlen, altjungferlich reinen Innern; den Jungen hatte sie herzlich gerne. Damals schon, als der Kleine voll Erbarmen den siechen Ahn gewartet, hatte er ihr gefallen. Doch niemals hatte sie dem Kinde ein Zeichen wärmerer Zärtlichkeit geschenkt. Niemals hatte sie sein frisches Gesichtchen mit ihren Lippen

berührt; sie war immer die, für diese Leute „große Dame“ geblieben, die ihre Wohlthaten aus einer gewissen Entfernung und von einer gewissen Höhe herab übt. Ja selbst an der Freude, die sie bereitet, wenn es galt, dem Knaben einen Wunsch zu erfüllen, hatte sie nicht unmittelbar theilgenommen. Dennoch war es weder Taktlosigkeit, noch Ungeschicklichkeit gewesen, die dem jungen Manne die Feder geführt, als er das Wort, „Liebe“ gebrauchte. Mit dem untrüglichen Instincte der Jugend hatte er herausgefühlt, daß die gütige Macht, die über seinem Leben gewaltet, aus einer warmen, natürlichen Quelle floß.

„Ein aufblühendes Talent und ein dankbares Menschenherz... Das ist etwas... es ist sogar viel für dein Leben“, sagte sich Malvine, während sie den Brief zusammenfaltete, und mit feuchtem Auge auf der sonnendurchglühten, italienischen Landschaft des begabten Kunstjüngers verweilte. „Ja, es war eine Schicksalsmacht, die mich über deine Schwelle trieb, Therese Blümel; ein Schritt aus dem hellen, farbenglänzenden, aber verworrenen Zauberlabyrinthe der Illusion, in die starre, kalte, reale Welt, wo jede Existenz hartnäckig und feindlich ihren Zoll breit Boden vertheidigend steht, und doch in einem Zusammenhange, in wunderbar verschlungener Wechselwirkung, die Alle unlösbar miteinander verbindet, untrennbar, unentwirrbar... es war ein Schicksalsschritt — aber die mich führten, waren doch gute Gewalten.“





Tusculanische Tage.

Eine Elegie aus dem Süden

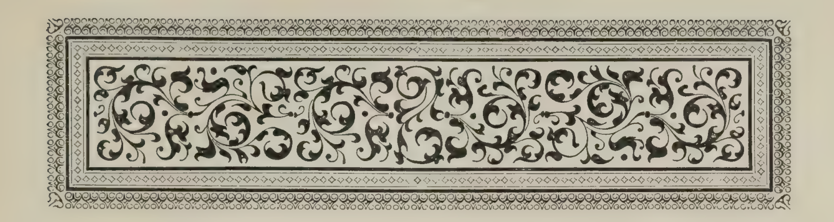
von

Stephan Milow.

Ach, wie eilen die Tage! Im lebendurchflutheten Mai war's,
   Als ich geflüchtet hieher nach dem ersehnten Asyl,
Welches, am Hange des Bergs, umrauscht von Palmen und Lorbeer,
   Herrliche Blicke gewährt in das gesegnete Land.
Damals nickten von Baum und Strauch noch duftende Blüthen,
   Da mit dem ersten Grün kaum sich die Runde geschmückt,
Und es erschollen um mich die hundert entzündeten Rufe
   All des werdenden Seins, welches gedrängt an das Licht.
Frösche und Unken im Wasser und buntes Gevögel im Laube
   Kündeten Liebe und Lust, kündeten laut es mir an,
Daß die erschaffende Kraft in den Wesen sich rege gewaltig,
   Und wie Genesung ging's lind durch die eigene Brust.
Dann ward's stiller um mich, die Rufe der Ferne verstummten,
   Wie sich zunächst mir im Kreis selten gemeldet ein Laut.
Selbst der Sperlinge bräutlich Gejauchz auf dem Firste des Daches,
   Ernstem Familiensinn war es gewichen gar bald.
Stimme um Stimme entschlief, die sommerlich glühende Sonne
   Dämpfte den Sturm in der Welt, aber verklärte sie auch.
Traumhaft webender Schein, das Auge in Dich zu versenken,
   Da du die Weiten erfüllst, welch ein beseligend Schau'n!
Doch nun schien auch das Schönste erschöpft, vom erklommenen Gipfel
   Neigte das Leben sich sacht, war es auch immer noch reich.
Goldene Früchte gediehn, vollschwellend, zur köstlichen Reife,
   Bis den erquickenden Saft auch noch die Traube mir bot.

Weh, es ist die letzte! Und neben der lockenden Beere
Schimmert das Laub schon fahl, während es zittert im Wind.
Ja, der Herbst ist da; bald geht's in der Runde ans Sterben,
Eins nach dem Anderen sinkt, mählich verödet das Land.
Aber es blieben in all dem Wechsel die Menschengestalten,
Welchen das Schöne um mich doch nur als Rahmen gedient.
Seh' ich sie nicht dort unten, die hohe Erscheinung der Schloßfrau,
Wie sie im weißen Gewand leuchtend die Wiese durchwallt?
Ihr als Verkünder voraus in bedächtig gemessenem Tacte
Trippelt der schneeige Spitz, welcher so treu an ihr hängt.
Neben der Mutter jedoch, leichtfüssig, in reizendem Umriß,
Leise das Köpfchen gesenkt, schreitet die Tochter dahin.
Und nun folgt noch den Lieben behende der treffliche Hausherr,
Um mit ihnen vereint recht sich des Morgens zu freu'n. —
Abends ein anderes Bild! Großmütterchen naht sich im Rollstuhl,
Apollinischen Haupts tritt auch der Sohn aus dem Haus.
Alle gesellen sich jetzt zu trautem Gespräch auf dem Kiesplatz,
Und manch schallender Laut tönt wohl herauf bis zu mir.
Aber wie schöpf' ich's erst aus, wenn Aug' in Auge ich selber
Weile mit ihnen, indeß freundlich ihr Wort mir erklingt!
Ja, wie viel die Natur uns beut als Labe des Innern,
Höchste Beglückung und Trost spendet allein nur der Mensch. —
Ach, wie lange noch währt's? Bald scheid' ich und dies auch versinkt mir,
Nur die Erinnerung läßt nimmer den theuern Besitz.
Wenn mich der Winter umdämmert, entsend' ich hieher die Gedanken,
Während mir wehmuthsvoll zittert das sehnende Herz.





Ein Kaiser-Trinkspruch.

Von

Fritz Pichler.

Im kühlen, säulenreichen Saale
Saß Kaiser Claudius beim Mahle
Und hob in seiner Diener Chor
Den vollen Becher hoch empor:
  Der goldne Trank, er gleicht dem Reiche,
  Der Dank für jeden Dienst der gleiche;
  Der beste, der mir selber fließt,
  Er ist's, der euer Amt versüßt.

Wohl weiß ich, daß den Völkern allen
Nicht Roms Gesetze gleich gefallen,
Daß Nordens Frost und Südens Glut
Nicht meine Saaten finden gut,
  Der West sich wünscht, es wär' ihm Frieden,
  Der Ost, ihm wäre Krieg beschieden.
  Eins frommt den Ländern weit und breit,
  Das übt vereint: Gerechtigkeit.

Wer reicher einst, als er gekommen,
Vom Schicksal wird hinweggenommen,
Wer voller seinen Sack gewann,
Als auf der Flur der Ackersmann,
  Dem wünsch' ich, daß an Goldes Stelle,
  Krystallklar nicht, nicht silberhelle,
  Als seines Amtes rechter Lohn
  Der Becher sei aus rothem Thon.

Sie schwenkten hoch die edle Schale.
Nur Einer gieng verstört vom Mahle,
Der gestern stahl beim Abschiedskuß
Den Becher, Titus Vinius.
    Noch dient' er waghaft mehren Kaisern,
    Bis nach verdorrten Lorbeerreisern
    Bei Galba's Mord zum letzten Schlaf
    Das Eisen ihm die Kehle traf.





Ein Gedenkblatt für Hans Makart.

(Zum zehnten Todestage: 3. October 1894.)

Von

C. v. Vincenti.

Wien besaß einen Künstler aus Genieland, ein Renaissance-kind. Es verhätschelte ihn, bejubelte ihn, verlor ihn, unterschätzte ihn und vergaß ihn. Er hieß Hans Makart. Wie im Traume war er unter den Wienern gewandelt, die durchaus keine Träumer sind. Aber sie sind Musiker nicht mit dem Ohre allein, sondern auch mit dem Auge. So berauschten sie sich an Makarts Farbenmusik, bis man ihnen einen Katzenjammer einredete. Ernüchtert, wurden sie unwirsch, undankbar wie nüchterne Leute und hatten nicht übel Lust, den vergötterten Farbenzauberer unter die Decorateure zu verweisen, weil ihm bisweilen Beine zu kurz und Arme zu lang gerathen waren! . . .

Da kam der Tod und tippte den Farbenpoeten leise an: „Komm', Du Träumer!"

Es war am 3. October 1884. Seitdem sind zehn Jahre dahin und ich mag es dem sonst so mild-schönen Wiener Herbste nicht vergessen, daß er uns den lieben Träumer Hans genommen.

Als wär's heute, so lebhaft ist mir noch jener umflorte, stille Herbsttag vor der Seele. Trübes Licht fällt durch den hohen Fensterbogen. Unter dem Baldachin liegt der Meister im Sarge. Statt des magischen

Pinsels halten die Hände das schwarze Kreuz; auf seiner Brust duftet ein Veilchenstrauß und das leichtgesenkte Haupt ist so ruhig, daß man ordentlich begreift, wie all' die Leute in leisem Gange den Katafalk umkreisen. Weckt ihn nicht auf, er schläft eine Festnacht aus! . . .

Ich sitze still abseits. Dort lehnt sein letztes Bild: „Der Frühling" . . . Aus der lenz- und liebesberauschten Landschaft leuchtet ein blondes Weib, das dem durstigen Ritter den Quelltrunk reicht; blüthenschwer neigt sich das Geäst über die Nymphe und ihren amorinenhaften Hofstaat. Hier stehen die Lünettenbilder für das Treppenhaus des Kunstmuseums: Raffael, Michelangelo, Tizian, Rubens, Holbein schauen aus ihrem Goldgrunde in die Todtenkapelle Makarts herein und die großen Namen klingen mir unbewußt über die Lippen.

Vor zwei großen Architekturbildern bleibe ich sinnend stehen. Es war ja sein Ideal gewesen: der bildenden Künste Vereinigung in Einem Künstler — Renaissance.

Er liebte die Baukunst als Schwesterkunst. In seinen letzten Jahren war diese Liebe stärker geworden. Er hatte eine gothische Gruftkapelle entworfen, welche Maler und Architekten entzückte. Hier zauberte er nun einen Renaissance-Palast aus seiner Traumwelt vor Augen, eine ganz berauschende Architekturmalerei. Das blinkt und funkelt und doch ist Alles am richtigen Platze. Auf dem Scheitel der hochschlanken Kuppel schwingt sich ein Genienreigen, eine Krone aus köstlichen Frauenleibern; ein Urthurm von blühender Phantastik schießt riesenlilienhaft in die Lüfte; zwischen polychromen Säulenstellungen verdämmern Wandgemälde und Sculpturen, das Ganze ist ein Märchen aus Marmor, Lasur, Gold und Farben, als hätten es Allah-ed-dins Geister auf ihren Fittichen herangetragen . . .

Draußen am Gitter drängen Schaaren. Sie Alle wollen dem theuren Meister noch einmal ins stille Angesicht blicken.

Nicht Makart's Leben will ich wieder aufrollen, nur zum heutigen Anlaß zurückblicken auf sein halbvergessenes Werk, seine von Schönheitskeimen durchschwärmte Kunst, die unser Kunstleben in Wien so mannigfach befruchtet hat.

Vor der Zeit, die ihm beschieden, hatte er sich verzehrt; er starb an den Umarmungen seiner Kunst. Mit glühender Hast, fast todesahnend, von Gebilde zu Gebilde eilend, hat er sich die Gestalten und Bilder, die ihn heimsuchten, von der Seele heruntergemalt. Erst wenn

sie auf die Leinwand gebannt waren, ließen sie ihn los, aber es kamen immer neue und neue, bis sein karger Leib zusammenbrach.

Fünfzehn Jahre seines Lebens — sein Großschaffen — gehörten Wien. Sein erster Erfolg fällt Anfangs des Wiener Aufschwungs-Bacchanales, welches im 1873er Kataklysma versank. Mit den „Amoretten“, die alsbald im gräflich Palffy'schen Schlosse Königshaiden Unterschlupf gefunden, gab Makart, ein neuer Mann von der Palette, eine neue Note; die ihn erkannten, sagten einfach: „Ein Maler!“ Man hatte sich ja erst seit Piloty wieder an das Malen gewöhnt. Aber die „Amoretten“ flatterten nur bis an die Tempelthür des Ruhmes, erst die „sieben Todsünden“, die wenige Wochen später der Eröffnungs-Ausstellung des Wiener Künstlerhauses einverleibt wurden, brachen hinein.

Eine kritische Windsbraut ging über den Frühling dieses Ruhmes, aber sie vermochte die Blüthen nicht herabzufegen. Ein bedeutender Maler sagte: „Es ist doch traurig, wenn Einem so augenfällig bewiesen wird, daß man nur ein gewöhnlicher Mensch ist.“ Ein Zweiter meinte: „Ja, dieser Mensch ist ein Genie, aber seine Bilder taugen nichts, sie sind aus hunderttausend Fehlern zusammengesetzt.“ Und ein Dritter rief: „Die Münchener haben Recht, die Bilder sind unanständig,“ worauf ein Vierter lachte: „Freilich, anständig sind nun einmal die Todsünden nicht.“

In Wahrheit, dies Makart-Debut war eine Verwegenheit. Man durfte verblüfft sein, daß ein junger Maler von achtundzwanzig Jahren die allmächtigen Menschenlaster mit ihren aberwitzigen Bethörungen, hohnlachenden Triumphen, stumpfen Sättigungen so genial unbekümmert darzustellen wagte.

Ja, das war es eben, der Maler malte, was er malen mußte. Wien behielt die Bilder nicht, aber den Meister. Kaiserliche Huld gab ihm das Gartenschlößchen neben dem Gußhause und den Pavillon dazu, wo sich der stille Hans, um den es plötzlich so laut geworden war, ein Künstlerheim schuf, das auf der Welt nicht seinesgleichen haben sollte.

Wie viele Stunden habe ich dort verträumt! Fast in keinem Raume der Welt ist mir so schönheitsrauschig zu Muthe geworden, wie bisweilen bei Makart. Im Winter, wenn draußen Flocken wirbelten, blühte hier ein ewiger Kunstfrühling.

Noch sehe ich dort das entzückende Blond-Quintett vor mir, welches der Meister die „fünf Sinne“ benannte. Er hatte am selben Tage die Letzte der Fünf vollendet. Ich saß ganz allein in dem verzauberten Raume, im Kunstboudoir oben, wo die Frauen so gerne kramten. Das Fahllicht des ersterbenden Wintertages war mählig hereingeschlichen, und es kam mir vor, als sollten die leibesschönen Gestalten aus der Leinwand heraussteigen, so unheimlich lebenstäuschend leuchteten sie durch die Dämmerung: Die Honigblonde, wie sie begehrlich nach den Granatäpfeln langt, die Henna-Rothblonde, Goldgeschürzte, wie sie in den flüsternden Schilf hineinhorcht, die Aschblonde, wie sie mit genußsüchtigem Näschen an der Rose nascht, die Goldblonde mit dem Handspiegel und die Dunkelblonde mit dem Buben auf der Schulter . . . . .

So oft ich an dem grauen Bretterpförtlein vorübergehe, welches in den Vorgarten des ehemaligen Makart-Ateliers führt, wo heute die Damenmalschule Payer's ihre Staffeleien aufgestellt hat, muß ich an jene stille Stunde gespenstischen Farbenzaubers denken, die mir unvergeßlicher geblieben als manche Festnacht in der Gußhausstraße.

Was war und schuf Makart für Wien? Am heutigen Gedächtnißtage mag die Frage hie und da wieder auftauchen, denn seit der Prachtschrein des neuen Kunstmuseums aufgethan, aus welchem die Lunettenbilder des großen Coloristen hervorleuchten, haben sich ja viele Herzen dem Halbvergessenen wieder zugewendet.

Makart war ein belebendes, befeuerndes, in die Kreise künstlerischen Empfindens und Schaffens fortreißendes Element. Sein Einfluß ging weit über den Künstler hinaus, welcher ihm in Wien recht eigentlich das höhere Bürgerrecht in der Gesellschaft verdankt, er erstreckte sich auf die besitzenden Kreise und blieb von da bis ins Volksherz fortwirkend. An der Wiener Geschmacksreform, an der Wiederbelebung des Bedürfnisses nach Schönem im Alltagsleben gebührt Makart ein nicht zu unterschätzender Antheil — weit über das „Makartbouquet“ hinaus. Das Atelier in der Gußhausstraße bildete den Mittelpunkt einer unaufhörlichen, nicht nur künstlerischen, sondern auch socialen Anregung. Wiener Frauenherrlichkeit fand dort künstlerischen und gesellschaftlichen Cult: Kunsthof und Minnehof in Einem. Man dichtete nicht in Versen, sondern in Farben zu der Frauen Preis und es gab blutstolze Modelle. Ein Künstlerleben auf Goldgrund!

Ein Jahrzehnt Wiener Renaissance! Wo ist heute in Wien ein solcher Mittelpunkt? Vorbei!

Raschlebig und von kurzem Gedächtniß sind wir, aber den Festzug zu Kaisers Silberhochzeit hat doch Keiner vergessen. Er war das Monumentalwerk Makarts, eine gewaltige, lebendige Freske, worin der Meister seinen Renaissancetraum in Fleisch und Blut umsetzen, in voller Pracht ausleben konnte. Welcher Jubel, als der kleine bleiche Mann im schwarzen Rubenswamms, der Schöpfer, der Wiedererwecker dieser maximilianeischen Pracht, wie ein siegreicher Feldherr der Kunst, von seinem Künstlerstab umgeben daherzog und bescheiden den Hut lüftete. Vorbei!

Reich, überreich ist Makarts Lebenswerk, aber Wien hat, die Bildnisse ausgenommen, nur wenig davon behalten. Im wahren Sinne des Wortes war Makart kein Bildnißmaler, obwohl er auch als solcher gesegnete Tage hatte. Er schuf für Wien das künstlerisch-decorative Porträt, insbesondere das weibliche. Denn stellen wir das kraftvolle Brustbild Edmund Zichys in ungarischer Gala, die coloristisch so unbeschreiblich reizende Porträtskizze des Grafen Hans Wilczek (in gestreiftem Puffencostüm) und die an die großen Spanier gemahnenden Bildnisse der Hohenlohe'schen Prinzen bei Seite, dann bleiben an Bedeutendem fast nur Frauenporträts.

Er war ein malender Frauenlob. Es gab denn auch eine Zeit in Wien, wo alle Frauen, die durch Reiz, Stellung und Besitz Macht besaßen, von ihm gemalt sein wollten. Man wendete sich nicht an den Ähnlichkeitsmaler, man verlangte nicht das Individuelle, man wollte makartisch geschaut und gemalt sein. Wußte doch alle Welt, daß ein leidliches Bildniß unter seinen wunderbaren Händen ein Bild ohnegleichen wurde, dessen Reiz so unerfaßbar als unwiderstehlich schien. Soweit Schönheit des Weibes Seele, war Makart ein Seelenmaler der Frauen. Übrigens auch darüber hinaus. Wer erinnert sich nicht an „Judith", die mit dem Holoferneshaupte aus dem Zelte tritt? Auch sie ist ein Porträt. Wer hätte in diese unheimlich aufleuchtenden, entsetzlich starrenden Augen geblickt, diesen Schmerzenszug um den Mund gesehen und nicht das moralische Elend dieses Weibes begriffen? Selten ist ein Seelenmaler beredter gewesen, als hier Makart, der Schönheitsmaler. Ich möchte diese „Judith" nicht in meinem Zimmer haben, ihre Augen, diese tödtlich fascinirenden Augen würden mich rasend machen.

Jede Frau bekam bei Makart auf ihrem Bildnisse so viel oder so wenig, als sie brauchte, als sie vertragen konnte. Seine Phantasie war so unerschöpflich in bildnißhaften Hilfsmitteln, so erfinderisch in entzückenden Effecten, so verblüffend in malerischen Wendungen, daß seine weiblichen Bildnisse auch bei nur beiläufiger Ähnlichkeit allemal ein ungewöhnliches Interesse erweckten, die gemalte Person ihrer Umgebung und ihren Freunden gewissermaßen neu erschien und doch dieselbe. Warum er bisweilen dieses oder jenes Gesicht mit Vorliebe vornahm? Wer wußte dies? Er selber vielleicht nicht immer. Vielleicht reizte ihn irgend ein Zug, den sonst niemand beachtete, vielleicht entsprach auch dieses oder jenes Antlitz einem typischen Gebilde, mit dem er sich gerade herumträumte.

Sieghaft schreitet das Weib durch Leben und Werk des Meisters. Nicht im Bildniß allein, sondern auch in den großen Compositionen. Niemand, selbst aus der engsten Makartgemeinde hat je abgeleugnet, daß diese als Historienbilder dem kritischen Verstande selten Stand zu halten vermögen, dem Auge jedoch die höchste ästhetische Befriedigung geschaffen haben. Fast alle gingen in die Fremde. Die „sieben Todsünden“ sind in Florenz, „Catarina Cornaro“ in der Berliner Nationalgalerie, der „Einzug Carls V.“ in der Hamburger Kunsthalle, „Kleopatras Nilfahrt“ in der Stuttgarter Galerie, „Dianens Jagd“ in Amerika, die „Abundantien“ und den „Sommer“ haben Berliner Kunsthändler angekauft, die Najaden und Jagdscenen aus dem ehemaligen Palais Helfert sind in Rußland, das „Gretchen“ ist nach London gegangen. Das kunsthistorische Museum besitzt eines der schwächsten Bilder Makarts, die aufgebahrte „Julia“, die heute gänzlich nachgedunkelt ist. Zwei Kleopatra-Bilder hat glücklicherweise der bekannte Kunstfreund Baron Leitenberger gerettet; sonst sind Dumba, Miethke, Auspitz u. s. w. im Besitze von Makartbildern.

Der Verlust der großen Bilder für Wien könnte leicht die nachmalende Feder reizen. Allerdings sind die meisten auf dem Reproductionswege so allbekannt worden, so daß man nur eine Note aus der Farbensymphonie des „Einzugs Carls V.“, der Kleopatra-Bilder, der „Catarina Cornaro“, des „Bacchantenzuges“ anzuschlagen hätte, um sofort das Ganze volltönig wieder vor das Auge des Lesers zu zaubern. Ich möchte mich indeß nachmalend auf eine Composition beschränken, die in den letzten Jahren des Meisters entstanden, nicht allein

coloristisch, sondern auch durch Linien- und Lichtführung eigenthümlich, gewissermaßen eine neue Entwicklungsphase anzudeuten schien, welche auszuleben Makart freilich nicht mehr vergönnt war. Es hätte ihm wohl auch an Kraft gefehlt, denn ist auch in dem großen „Sommer"-Bilde, von dem ich sprechen will, noch keine Ermattung ersichtlich, so sind doch Anzeichen einer solchen in dem darauffolgenden, halbvollendet gebliebenen „Frühling" deutlich wahrzunehmen.

Im „Sommer" führt uns der Künstler in eine Marmorhalle, vorn nach einem Gartenbassin offen. Rechts verschließt ein dunkelblauer Plüschvorhang den Zugang nach den Innengemächern, links ist sonniger Ausblick auf die Anlagen. Rankenwerk umwuchert die reichsculptirte Architektur; der Stein, in der Lichtspiegelung wie -Aufsaugung mit dem Pinsel förmlich herausgemeißelt, wirkt nicht so stillebenhaft wie bei Siemiradzki, aber malerisch ungleich freier. In diesem Raume, dessen Mitte in vollem Sonnenlichte badet, sehen wir zwei Frauengruppen: eine schachspielende und eine eben dem Bade entstiegene. Beide sind durch eine schlanke Schöne im Bademantel, welche sich dem Schachtische nähert, miteinander verbunden. Die Schachdamen sind brocatstrotzende Renaissance-Gestalten, coloristisch blendend behandelt und auch genügend individuell, um die Originale erkennen zu lassen. Sie geben sich, bereits erfrischt, jener edlen geistigen Beschäftigung hin, welche — man denke an die Meister Paolo Boi und Ruy Lopez — zur Renaissance in Italien und Spanien berühmte Pflegestätten gefunden hatte. In dem Contraste, welchen die Gefährtinnen, deren feuchtweißer Leib mit dem sonnigdurchleuchteten Fleische noch aus allen Poren Badeluft athmet, zu der in's Schachspiel vertieften Gruppe bilden, liegt der Gehalt des Bildes.

Unter den Badenden ist ein blutjunges Mädchen, das vorn am Rande des Marmorbeckens in der Stellung jener Venus kauert, welche durch ihre Rückansicht unsterblich geworden ist; eine andere Schöne entsteigt eben dem Wasser, einen amorinenhaften Bengel meisternd, der gerne noch drinnen strampeln möchte, eine Dritte streift ihr spitzenbesetztes Hemd über den Kopf und eine Vierte, die Hauptperson, dehnt auf einem Prunklager die schmeidigen Glieder. Ein heißpurpurner Vorhang mit überwallender Faltenpracht dient ihrem warmtönigen Leibe als Folie und Rahmen. Aus dem Purpurgrunde leuchtet die rothgoldene Haarkrone des schönen, die Nachwonne des Bades genie-

ßenden Weibes; Tauben schnäbeln auf dem Marmorsims, der Pfau wendet sein Köpfchen naschhaft nach dieser Fülle von Reizen und die ausgestreckte, schlank abgebogene Hand der Schönen hascht nach weißen Sommerfaltern, die sich im Sonnenlichte tummeln . . . .

Tritt bei den großen Compositionen Makarts vor Allem die Erscheinungswirkung in ihr Recht, so besitzen die Mittelwerke, die kleineren Bilder, bisweilen einen ganz entzückenden Stimmungsreiz. So die „Siesta am Mediceerhofe", welche aus der aufgelösten Bühlmayer-Gallerie, ich weiß nicht wohin, gegangen; so die „Fünf Sinne" (heute noch bei Miethke), so jenes blonde Weib mit tiefen, ruhigen Augen aus dem Tageszeiten-Cyclus (früher bei Oetzelt), das, mit ausgebreiteten Armen in sonnenschwüler Aetherglorie schwebend, den „Mittag" versinnbildlicht, so das „Liebesgeheimniß", die „Zwei Schwestern" und Andere. Die künstlerische Ausbeute der Makart'schen Orientfahrt hingegen vermochte die Erwartungen des Orientkenners nicht voll zu befriedigen. Weniges reicht über das Studienblatt hinaus und das Großbild „Niljagd" mit seinen hyperschlanken Figuren bringt es zu keiner bedeutenden Wirkung.

Gewiß, Makart hätte, schon ein berühmter Maler, noch Manches nachzulernen gehabt, aber eine so phänomenale Erscheinung in der Kunstwelt läßt sich eben nicht mit dem akademischen Maßstabe messen. Wir haben denn auch in ihm zwar keinen neuen Rubens, aber einen großen Künstler verloren, welcher, plötzlich in unsere Mitte versetzt, wenn auch manchen Irrthümern und Reizungen unseres Kunstklimas verfallen, der Hauptsache nach als eine glänzendste Verkörperung der Wiener Renaissance betrachtet werden muß. Andere Losung ist heute ausgegeben, andere Sterne gehen auf, Makart's Gestirn konnte am Kunsthimmel eine Zeitlang verschleiert werden, erlöschen aber wird es nimmermehr. Seine Palette, sein blinkendes Wappenschild, ist für uns nicht zerbrochen, es wird ein Wiener Wahrzeichen bleiben für immerdar. Großer, lieber, herzguter Meister, nach jenen ewigen Fernen, wohin, wie der Glaube tröstet, Wünsche und Gebete reichen, rufen wir Dir zu: „Wir glauben an Dich!"



Magyarische Volksdichtungen.

Uebertragen

von

Adolf Handmann.

I. Lieder.

1.

Fliege, Schwälbchen, fliege,
Grüß' mein holdes Schätzchen,
Bitt' bei ihr im Hause
Um ein kleines Plätzchen!

Ohne Lob, schön ist sie,
Gleich dem Morgensterne;
Schreitet, wie ein Engel
Aus der Himmelsferne.

Frag' ich sie: wie heißest,
Wo nur wohnst Du Süße?
Winkt mit beiden Augen
Sie mir stille Grüße.

Engel! Deinen Namen
Sollt' mit Goldbuchstaben
In ein Demanttäflein
Reich an Kunst man graben!

Sollt' in einem Kästchen
Von Rubin ihn halten,
Ihm zu Ehren eig'nen
Feiertag einschalten!

Dich muß ich erlangen,
Dich muß ich erwerben —
Oder ferne scheidend,
Will um Dich ich sterben!

2.

Landabwärts sich die Theiß ergießt,
Und nimmer dann zurück sie fließt;
Mein Schatz gab einen Kuß mir heut' —
Nehm' er zurück ihn, wenn's ihn reut!

Ein Wetter zieht vom Westen an,
Mein Liebster kommt vom Pußtenplan;
Er lüftet seinen Hut von fern,
Will sich bei mir schön machen gern.

Ei, lüft' vor mir nicht Deinen Hut,
Daß ich ganz Dein bin, weißt Du gut.
Nicht kauft' ich Dich nach Feilscherbrauch,
Ich pflückte Dich vom Rosenstrauch!

3.

Auf dem Sims spielt Sonnenschein —
Bald weiht uns der Pfarrer ein,
Und für alle Lebenszeit
Bleibt dann unser Bund gefeit.

Wird mein Liebster Hauswirth sein,
Füllt sich Scheune, Stall und Schrein
Mit Getreide, Rind und Gut,
Und das Herz mit frohem Muth.

Abend sitzen wir vor's Thor,
Er dann pfeift ein Lied uns vor,
Und ich wieg' den Buben ein —
Gott! wie wird das herrlich sein.

4.

Mutter, liebe Mutter, Du erzogst mich gut!
Noch, da ich als Knäblein Dir im Arm geruht,
Sagtest Du, ich würd' noch ein Soldat fürwahr,
Ja wohl gar ein schmucker, ung'rischer Husar!

Hei, wie schön die Regimentsmusik erschallt,
Wie ihr helles Klingen nah' und ferne hallt!
Kommet, Bursche! leisten wir den Kriegereid,
Wählen wir das schmucke Reichshusarenkleid!

5.

Im Böhmerwald, da traf uns harte Kampfesnoth,
Von vieler Ungarn Blut ward seine Erde roth;
Der helle Tag selbst nahm auf sich ein Trauerkleid,
So sehr war er erfüllt ob ihrem Tod mit Leid.

Vom Rosenstrauche weht hinwelkend Blatt um Blatt,
Die Armen ließen dort ihr Leben todesmatt.
Wer wohl geleitet sie zur Friedhofsflur hinaus?
Wer schreibt die Namen auch auf ihren Kreuzen aus?

Ein einzig Grab umschließt sie fünf und sechs im Bund,
Und keine Inschrift thut der Helden Namen kund;
Ein nacktes Holzkreuz nur dort zum Gedächtniß steht —
Wohl weinen, weinen muß, wer dran vorübergeht!

6.

Sieh' was raucht von ferne in der Eb'ne dort?
Hei, das ist der Eltern trauter Wohnungsort!
Weit bin ich gewandert, lebt' in Lust und Braus,
Doch mein Herz, es flüstert: besser ist's zu Haus!

Schwälbchen zieht im Spätherbst in die Ferne weit,
Stets doch kehrt es wieder in der Lenzeszeit;
Schwebt ob Gärten, Wald und Eb'ne ein und aus.
Ueberall doch zwitschert's: besser ist's zu Haus!

Freien Muthes zieht ins Lager der Husar,
Sieht viel Land und Leute über Tag und Jahr,
Pflücket manchen Liebes-, manchen Ruhmesstrauß,
Doch sein Herz, es seufzet: besser ist's zu Haus!

II. Liederromanzen.

1.

Vögleins Lockung.

„Komm, komm herein, mein Vöglein,
So wunderlieb zu schauen!
Ein Häuschen ganz aus Silber,
Sieh, ließ ich Dir erbauen.
Das Häuschen ist aus Silber,
Die Thür aus Goldmetalle,
Die Thür aus Goldmetalle,
Das Tröglein aus Krystalle."

„„Nicht bin daran gewöhnt ich,
Im Gitterhaus zu wohnen,
Ich bin gewöhnt alleinzig,
Im grünen Wald zu thronen,
Im grünen Wald zu thronen,
Von Zweig zu Zweig zu schweben,
Von würz'gem Fichtensamen,
Von hellem Thau zu leben.""

2.

Bursch und Maid.

„Nirgends gibt's so eine Tscharda, wie vor Gran,
Nirgends solch ein herzig's Mädchen, wie in Ban:
Zuckerweiß der Schurz aus Leine,
Scharlachroth der Schuh, der kleine,
Steht so wohl ihm an!"

„„Nirgends giebt's so eine Tscharda, wie vor Gran,
Nirgends gibt's solch schmucken Burschen, wie in Ban:
Kurz das Haar, das blonde, feine,
Bandgeschmückt der Hut, der kleine,
Steht so wohl ihm an!""

3.

Der Reiter und sein Roß.

„Kein Körnchen Hafer, noch ein Stämmchen Heu!
Muß Dich nun tödten, Rößlein, lieb und treu.
Dein Fell verkauf' ich einem Handelsmann,
Nicht brauch' ich mich um dich zu sorgen dann."

„„Was hättest Du für Nutzen von dem Geld,
Wenn Du nicht reiten kannst durch Thal und Feld?
Mein lieber Gastherr, schlag' mich nimmer todt,
Von Gerstenstroh auch werd' ich satt zur Noth.""

„Mein Rößlein, mußt nicht gar so traurig sein,
Noch sollst Du kriegen Hafer, frisch und fein:
Trag' mich zur Liebsten ohne Widerspruch,
Dann gibt sie Hafer Dir aus seid'nem Tuch."

4.

Soldatenlied.

„Regen gießet auf die Stoppelerde:
Komm, mein Röslein, steig' zu mir zu Pferde!"
„„Schatz, nicht kann zu Dir hinauf ich steigen,
Will Dein Rößlein nicht den Hals herneigen."" —

Naſs vom Regen sind noch alle Pfade,
Bleiches Dirnlein wäscht am Oltgestade,*
Klagt dabei der Mutter schmerzbeklommen,
Daß man seinen Schatz zum Heer genommen.

„Tochter! wisch' die Thränen ab, die hellen,
Sind im Dorf für Dich noch g'nug Gesellen."
„„Sind noch, Mutter, gern doch hab' ich keinen,
Muß mein ganzes Leben hier verweinen!""

* Olt = Nebenfluß der Donau, im Süden Siebenbürgens entspringend.

5.

Der Roßdieb.

„Hei, wie viele Städt' und Dörfer schritt ich ab,
Hei, wie viele leere Ställe es da gab!
Nirgends fand ein Rößlein ich von hübschem Wuchs,
D'rum dem Feldpanduren stahl ich seinen Fuchs."

„Herr Pandur! ich bitt' Euch, hört ein redlich Wort:
Schießt nur nicht mein Rößlein unterm Leib mir fort!'
„„Sieh' mal, nennt der Betyár*) blos sein Leben sein,
Nicht um dies doch bangt ihm, nur um's Roß allein!""

„Herr Pandur, ich stehe ganz Euch zu Befehl,
Diesmal nur, ich bitt' Euch, seht mir nach den Fehl,
Und solch' einen Goldfuchs stehl' ich Euch zur Hand,
Wie nie seines Gleichen sah das Unterland!"

6.

Der Betyár*.

Zugebunden sind die Aermel meines Szür **,
Freund, nicht ahnst Du, was darin ich mit mir führ':
In dem einen Zunder, Stahl und Feuerstein,
In dem andern blanken Hundertguldenschein.

Wenn die öde Haide mich erfüllt mit Graus,
Greif' ich meinen Szür auf, geh' ins Schenkenhaus,
Schaff' der Wirthin oder ihrem Töchterlein,
Daß sie ihrem treuen Zecher bringen Wein.

Und da sagen meine Neider sonder Fug:
Der kann freilich zechen, weil er stahl genug!
Stahl ich auch, so litt dafür ich früh und spat —
Nachsag' mir kein Wörtchen selbst das Comitat!

* Betyár (sprich: bä-tjahr, mit Betonung der ersten Silbe) = Vagabund, Strauchdieb.
** Bauernmantel aus filzartigem Wollstoff mit Ärmeln und langem, breitem Kragen.

III. Balladen und Verwandtes.

1.

Stefan Fogarasi.*

Stefan Fogarasi steht am Fenster sinnend,
Ihm zur Seite sitzet seine schöne Schwester.
„Meine schöne Schwester, hast Du schon vernommen:
Daß ins Türkenreich ich Dich als Braut verdungen,
Dort als Braut verdungen Dich dem Türkenkaiser?“
„„Lieber Bruder, Niemand brachte mir die Nachricht . . .
Gebe Gott mir lieber munt're Abendmahlzeit,
Nach der muntern Mahlzeit leichte Leibeskrankheit,
Und beim Morgenschimmer dann ein mild Verscheiden!““
Und den Wunsch gewährte Gott ihr gnadenwillig,
Gab ihr, wie sie wollte, munt're Abendmahlzeit,
Nach der muntern Mahlzeit leichte Leibeskrankheit
Und beim Morgenschimmer dann ein mild Verscheiden.

D'rauf am dritten Tage kam der Türkenkaiser:
„Wo ist mein vielliebes, mir verlobtes Mädchen?“
„„In den Blumengarten ging es Blumen bauen.““
Gleich da in den Garten ging der Türkenkaiser.
Aber weh! Die Blumen waren welk allalle,
Und nicht nah und ferne fand er seine Festbraut;
'Rück ins Haus da wallte, wie er kam, den Weg er:
„Wo ist mein vielliebes, mir verlobtes Mädchen?“
„„Wohl im Maidgemache wechselt sein Gewand es.““
Schnell zum Maidgemach da schritt der Türkenkaiser,
Aber ach! Die Mädchen trugen alle Trauer,
Und sein liebes Bräutchen lag dort auf der Bahre.

„Folge, folg' mir aus doch, Schwager Fogarasi,
Folg' mir aus das liebe, mir verlobte Mädchen!
Will ihm meißeln lassen weißmarmornen Steinsarg,
Laß' in Bakatschin ihn füllen bis zum Boden,
Laß' auch ganz umgeben ihn mit gold'nen Nägeln,
Laß' auch sechzig Söldner Trauer steh'n am Sarge.“
„„Nein, ich geb' sie nimmer, großer Türkenkaiser!
Selbst laß' ich ihr meißeln einen Sarg aus Marmor,

* Sprich: fo=ga=ra=schi (alle vier Silben kurz, beide a getrübt).

Auch in Bakatschin ihn füllen bis zum Boden,
Und auch sechzig Söldner Trauer steh'n am Sarge,
Schlaf' den ew'gen Schlummer sie bei ihren Eltern,
Hier bei ihren Eltern in der Heimaterde!"" *

2.

Bethlen's Schwester.

Sárosi ** und Bethlen *** saßen
Traut beim Abendtisch und aßen,
Aßen, tranken froh im Bunde,
Sprachen traulich Stund' um Stunde.
Sprach da Sárosi die Worte:
„Hört ein Wort am rechten Orte!
Eurer Schwester müßt Ihr sagen,
Soll des Nachts sich nimmer wagen
In den Stall zu meinem Knechte:
Früchte bringt das schier nur schlechte,
Heimlich treibt sie mit ihm Liebe,
Stört im Schlaf mein Pferd, das liebe!"

„„Hört Ihr, nichts steht felsenfester
Als die Tugend meiner Schwester!""

„Nun, so will mit Faust und Eisen
Ihre Tugend ich erweisen!"
Hört da sacht den Riegel fallen,
Hohen Schuhes Tritt erschallen,
Lange Seidenhülle rauschen,
Leis zwei Losungsworte tauschen.
Und sogleich da aus der Halle
Ging er hin zum Pferdestalle,

* Vorliegende Ballade ist eines der ältesten Producte des ungarischen Volksgenius, und zwar stammt dieselbe noch aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, daher sie einen werthvollen ethnologischen Beitrag für jene Epoche bildet. „Doch nicht nur vom historischen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkt ist diese Ballade werthvoll. Die stille Entsagung des Mädchens, das weiß, daß ihr Bruder sie nicht zu retten vermag und eben deshalb aus Zartsinn ihn hiezu auch nicht nöthigt; ihr Seufzer zu Gott, den sie um eine leichte Krankheit und einen sanften Tod bittet; die schmerzliche Erregung des Sultans, der seine Erwählte todt findet und sie fortführen lassen will, um sie je glänzender zu bestatten; der Widerstand des Bruders, der bisher — wie es scheint, nur aus Zwang — nachgab, jetzt aber eher zu sterben bereit ist, als daß er seine Schwester von Fremden in fremder Erde begraben ließe: all' dies sind sehr charakteristische und poetische Momente. Und wie einfach und sicher kommt dies Alles zur Geltung!...." Paul Gyulai in: Magyar népköltési gyujtemény = Sammlung magyarischer Volksdichtungen, III. Band, Seite 423. — Man beachte die in der Übersetzung angewandten Stabreime.

** Sprich: schâh-ro-schi.

*** Sprich: bäth-län.

Fährt den Knecht an rauher Worte:
„Oeffne jäh des Stalles Pforte!“
„„Herr, kann öffnen nicht die Flügel,
Frei ja ist Dein Roß vom Zügel:
Oeffne ich, wird's jäh entspringen,
Nimmer wär's dann einzubringen!““

Grimm da stemmt er an den Rücken,
Daß die Thüre lag in Stücken:
Stund dort Anna Bethlen bebend!
Und sein Schwert zum Stoß jäh hebend,
Schlitzt' er ihr die Seidenhülle,
Daß ihr floß das Blut in Fülle . . .

Und erfüllt von Schreck und Grause,
Wankte Anna da nach Hause,
Gieng zu Bett mit Schmerz und Sorgen.
Kam die Schwäg'rin hin am Morgen:
„Anna, was ist Dir geschehen?!“
„„Schwäg'rin, hast Du das gesehen?!
Bin des Nachts ins Gärtlein 'gangen,
Blieb am Rosenstrauch dort hangen,
Riß mir ein die Seidenhülle,
Floß da gleich mein Blut in Fülle.
Schwimm' in Blut nun bis zur Zehe,
Und mir selbst ist sterbensweh!““

„Hörst Du, Anna Bethlen! stelle,
Stell' Dich vor die Hausthürschwelle,
Bitt' dort Gott, daß er verzeihe
Deiner Sünden lange Reihe!“

„„Schwäg'rin, thu' mir nur das Eine!
Wasche mich im Wermuthweine,
Hüll' in Leine mich, in weiche,
Send' nach Klausenburg die Leiche,
Daß an mir ein Jeder sehe,
Wie es armer Waise gehe!““



Eine kleine philosophische Rundschau.

Von

Anton Ganser.

Einige Jahre sind schon verflossen, seitdem wir unserer Gepflogenheit, in diesen Blättern über die Philosophie unserer Tage Bericht zu erstatten, untreu geworden sind. — In diesem Zeitraume sind indessen auch keine hervorragenderen Werke erschienen, welche uns etwa anregen konnten, zur Feder zu greifen; nur ein Werk müssen wir hier ausnehmen: Die „Atomistik des Willens“ von Robert Hamerling. Es ist dies ein zweibändiges Werk, welches verdient, sowohl von dem Philosophen von Fach, als auch von dem gebildeten Laien gewürdigt zu werden. Der Titel desselben sagt eigentlich schon, was Hamerling sagen wollte, nämlich, daß er das Weltprincip denkt, bestehend aus Willensatomen. Wenn Schopenhauer, dessen Hauptwerk bekanntermaßen betitelt ist: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, den Willen als Weltprincip aufstellte, so zerlegt Robert Hamerling diesen „Willen“ in Atome und meint, aus diesen sei die Welterscheinung zu erklären.

Wir wollen hier in diesen Blättern in eine umfassende Kritik des bedeutenden Werkes Hamerling's nicht eingehen, weil der Raum, der uns hier zu Gebote steht, uns dies kaum erlauben würde. Und so wollen wir uns denn darauf beschränken, einen Gedanken und eine Meinung Hamerling's hervorzuheben, welche wir, abgesehen von einer wissenschaftlichen Kritik des bedeutenden Werkes, als besonders mittheilenswerth betrachten.

Es ist ein Gedanke, den wir schon vor vielen Jahren in diesen Blättern und zwar in dem, im Jahrbuche der Dioskuren 1878 erschienenen Aufsatze: „Was sollen und können wir glauben?" zum Ausdrucke brachten; ein Gedanke, der also mit unseren eigenen Anschauungen in voller Harmonie steht. Es ist der Gedanke, daß mit dem Sein selbst schon ein Gut verbunden sei. Hamerling sagt in seinem Werke, Capitel „Optimismus und Pessimismus" wörtlich: „Schopenhauer und Hartmann haben es ziemlich leicht gehabt, weitläufig nachzuweisen, daß der unerfreulichen Dinge in der Welt und im Leben weit mehr seien, als der erfreulichen, und glaubten damit auch den Beweis geliefert zu haben, daß die Lust des Daseins von der Unlust desselben bei weitem überwogen werde. Indem aber diese Philosophen immer nur die äußerlich veranlaßte Lust und das äußerlich veranlaßte Leid des Lebens gegen einander abwogen, übersahen sie Eines, und zwar das Wichtigste und Entscheidendste. Sie übersahen, daß Sein und Leben an und für sich, ganz abgesehen von der äußerlichen Gestaltung desselben, als ein Gut und eine Lust empfunden wird." — Kurz darauf heißt es: „Das reine Seins- und Lebensgefühl des normalen Menschen (sowie jedes lebenden Wesens überhaupt) ist also keineswegs ein indifferentes, welches erst von außen einen Lustinhalt bekäme, sondern manifestirt sich als natürliches, mehr oder weniger bewußtes Lustgefühl schon durch den Schauder alles Lebendigen vor dem Tode, vor der Vernichtung."

Wir nun haben in der oben citirten Abhandlung „Was sollen und können wir glauben?" sowohl, als auch in später erschienenen Abhandlungen einerseits auf den Undank des Geschöpfes gegen den Schöpfer hingewiesen, insoferne, als die wenigsten Menschen das Sein und die mit ihm verknüpfte positive Lustempfindung in bewußter Weise zu würdigen geneigt sind, und anderseits wiesen wir darauf hin, daß in dem realen Sein (d. h. mit dem Dasein in der Erscheinungswelt) und in dem mit ihm verknüpften Empfinden vom Sein auch der zureichende Grund des Seins, d. h. (also auch das Dasein eines Seienden) enthalten ist und enthalten sein muß.

Sowohl unsere, als Hamerling's Anschauung ist richtig. Denn nur dann, wenn mit dem Sein überhaupt ein Gewinn verknüpft ist, hat es einen erkennbaren Sinn, daß es überhaupt ein Seiendes und ein reales Sein des Seienden gibt.

Daß wir — Menschen — aber befähigt und vollberechtigt sind, uns ein Urtheil über das eigene Dasein und über das Seiende selbst, aus dem unser eigenes Dasein entsprungen ist, zu bilden, wurde von uns wiederholt logisch bewiesen. Wir können nichts anderes sein, als dasjenige, aus dem die ganze übrige Erscheinungswelt entstanden ist und immer wieder entsteht, und diejenigen, welche mit eiserner Consequenz festhalten und festhalten wollen, daß man vielleicht aus physikalischen und chemischen Kräften oder Stoffen *mehr* des Wissenswerthen herausexperimentiren könnte, als wir in unserer Empfindung und in unserem Bewußtsein von uns und von den Dingen überhaupt *wirklich* finden, können wir eines Besseren nicht belehren; sie schaffen indessen mitunter in mancherlei Art Nützliches — die *Wahrheit* werden sie auf diese Art und Weise nicht herausfinden, volle Erkenntniß *nie* erreichen.

Wir haben dem Gedanken, daß ein wirklich Seiendes, bliebe es immer einsam und selbstgenügsam (*außerweltlich gedacht*) nur unselig sein könnte, so, daß ein außerweltlich Seiendes oder Seinkönnendes *ohne* Weltschöpfung (ohne die Schöpfung der Vielheit und *ohne* Entwicklung zu *realen* Daseinsformen), ein innerer Widerspruch sein würde, weil ungeachtet aller Vollkommenheit des Principes selbst, *das Sein* desselben nur ein schmerzliches sein könnte, vielfach Ausdruck verliehen und sagten: „*Aus dem Schmerze entspringt die Sehnsucht, aus der Sehnsucht die Liebe, aus der Liebe — das Leben!*"

Der *wahre* Gedanke also, daß das Seinkönnende im *Sein* wirklich eine Befriedigung findet, ja, daß das Seinkönnende wirklich nur ein solches *ist* (sich also selbst setzt), weil mit dem wirklichen Sein ein *Gut* verknüpft ist, findet auch bei Hamerling seinen Ausdruck, was wir hier mittheilen und besonders hervorheben wollten.

In der That ist dieser Gedanke und diese Erkenntniß die einzig mögliche Grundlage einer *wirklichen transcendentalen Logik*, d. h. einer Lehre, welche *nicht* nur lehrt, daß es Kräfte und Materien gibt, sondern welche auch lehrt, *warum* es solche gibt, und *was sie in Wahrheit bedeuten*.

Verschiedene äußerst wichtige Probleme philosophischer Forschung werden in Hamerling's interessantem Werke berührt, geistreich besprochen

und behandelt; die Lösung manches philosophischen Knotens gelingt aber auch Hamerling nicht vollständig. Die Fragen (Capitel: „Unendlichkeit und Endlichkeit", „Einheit und Vielheit"): wie kommt das Unendliche zum Endlichen?, oder, wie kommt die Einheit zur Vielheit? — bleiben ziemlich ungelöst. Hamerling sagt da wörtlich: „Die Spaltung der ewigen Einheit in die Atome ist nicht als Vorgang zu begreifen, der in die Zeit fällt, überhaupt nicht ein Vorgang, der sich mit angemessenen Worten klar machen ließe. Wir haben keine Worte dafür, nur Bilder und Gleichnisse. Die ewige Einheit theilt sich und theilt sich nicht, vervielfacht sich und vervielfacht sich nicht, ist Eins und Vieles und im Vielen selbst das ewig Eine zugleich. Nahe zu bringen ist die Sache nur dem, der sie in lebendiger Anschauung ergreift oder dessen Gemüth sie in ihrer religiösen Form mit mystischer Begeisterung erfüllt."

„Ein Vorgang, den man nicht als in eine bestimmte Zeit fallend sich denken kann, ist von Ewigkeit her, und ich hege in der That die Ueberzeugung, daß mit dem Sein auch seine Wirklichkeit von Ewigkeit her gewesen, daß der Zerfall der Einheit in eine Vielheit, welche die Einheit nicht aufhebt, sondern von ihr durchdrungen bleibt, von Ewigkeit her bestanden habe, und dass der Wechsel der Bildung von Weltkörpern aus der Weltätheratommasse (mit allen Entwicklungen des Lebens bis ins Kleinste) und der Wiederauflösung eben dieser Systeme in ihre indifferenten Urelemente und Urkräfte nie begonnen hat, aber auch nie aufhören wird, die unendliche Zeit und den unendlichen Raum zu erfüllen."

Diese Anschauungen Hamerlings muß man als richtige bezeichnen — ob man aber diesen Dingen nicht doch noch näher kommen kann? — Auch ohne Mystik?

Nun, in einigen noch vor dem Hamerling'schen Werke von uns erschienenen Schriften* haben wir den Versuch gewagt, die Sache, um die es sich hier handelt, denkenwollenden Menschen noch näher zu bringen. Wir können hier den Inhalt dieser Schriften, welche einen

* Diese Schriften sind im Laufe mehrerer Jahre bei Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung in Graz, erschienen, und ihre Titel lauten:

„Die Entstehung der Bewegung."
„Das Ende der Bewegung."
„Alles reale Sein entsteht als Act eines intelligenten Wollens."
„Die Freiheit und das Uebel."
„Schule und Staat."
„Der reine Gottesbegriff."

Band füllen würden, selbstverständlich nicht wörtlich wiederholen, sondern nur auf diese unsere Abhandlungen hinweisen. Doch aber wollen wir auch hier dem geneigten Leser in Kürze unsere Anschauung, welche wahrscheinlich die richtige, also reine Wahrheit sein wird, mittheilen.

Es sind hauptsächlich zwei Punkte, welche ins schwerste Gewicht fallen, und — wenn man einer richtigen Anschauung über das Wesen des Weltprincipes wirklich nahe kommen will — vollste Würdigung erheischen. Der eine besteht erstens in der Einsicht, daß ein real sein sollendes Weltprincip zwei Attribute besitzen müsse, von denen das eine wirkliche Kraft, nämlich ein gegensätzliches Streben sein muß, welches eben dadurch, dass es gegensätzlich auf einen X=Punkt sich bezieht, sich zu berühren, sich eventuell zu durchdringen, sich etwa auch zu überwinden vermag, und zweitens in der weiteren Einsicht, daß das andere Attribut eine innere, selbst nie irgend eine Form bildende, also rein intensive Fähigkeit sein muß, und zwar die Fähigkeit, vorzustellen. Ist das erste Attribut das Realwerden-Könnende, so ist das zweite Attribut die intensive, rein geistige Vorstellung des Seinkönnenden von sich selbst.

Dieses Attribut theilt sich wieder in ein Vorstellungsvermögen (Imagination) und in ein Erkenntnißvermögen, welches in verschiedene Verstandesfähigkeiten ausästet, im Vereine mit der Empfindung des Seienden von sich selbst (also mit der sich auch immer mehr und mehr entwickelnden Vorstellung von sich selbst) aber die Vernunft ist. Es ist das rein Geistige, welches immer nur ein Vermögen, eine Fähigkeit ist, und, da es nie selbst zu irgend einer realen Form wird, auch nie inductiv darstellbar oder auch nur nachweisbar sein kann.

Das sich selbst setzende (von nichts Anderem abhängige) Seinkönnende wird dadurch, daß es — als Gegensatz auf einen X=Punkt tendirend — sich berührt (oder durchdringt), sich selbst gegenständlich, indem es im Subjectpunkte (in jenem Punkte, bei dem es sich berührt), die Vorstellung von sich selbst besitzt.

Wir müssen uns das wirkliche Atom als jenen inneren Gegensatz denken, der im Berührungs- oder Schneidungspunkte die Vorstellung (wenn auch noch so dunkler Art) von sich selbst besitzt.

Diese und nur diese Anschauung von dem Weltprincipe als dem Realsein-Könnenden entspricht allein einem wirklichen Weltatome, aus dem sich Dinge entwickeln können.

Es ist dies der eine Punkt, von dem wir oben sprachen. Der andere betrifft nun die weitere Einsicht, daß in einem unendlichen, eigentlich noch raum- und zeitlosen All (bestehend aus einer unendlich großen Anzahl von solchen wirklichen [einfachen] Atompunkten), noch irgendwo ein Punkt vorhanden sein muß, wo eine Vorstellung eintritt, welche den Anlaß bietet zur Umwandlung der einfachen Potenzen (der Willens- oder Atompunkte) in reale Daseinsformen. Eben die logisch nothwendige Annahme einer irgendwo vorhandenen — wir möchten sagen — Gesammtvorstellung höherer Art aller Willens- oder Atompotenzen (einfacher Natur oder Wesenheit) zwingt uns zur Hypostasirung des persönlichen Schöpfers; denn schon die Wirkungsart des einfachen Willensatoms ist eine gewissermaßen persönliche. Wir sagen „persönliche“, deßhalb, weil nur durch den Umstand, daß gegensätzliche Strebungen auf die intensive Vorstellung zu tendiren vermögen, auf die Vorstellung des Seienden von sich selbst, die Wahrnehmung und die Empfindung entstehen (oder überhaupt vorhanden sein) können, diese aber das eigentliche Kriterion einer Realität überhaupt sind. Empfinden kann immer nur ein „Ich“, respective jenes Seiende, welches vermöge seiner logisch nothwendigen Fähigkeiten sich auf sich selbst zu beziehen vermag.

Auch das Urweltatom, insoferne aus ihm die Entwicklung beginnt, müssen wir uns als ein beinahe unendlich kleines, wenn auch einfaches Individuum vorstellen oder denken, denn nur aus einem solchen kann durch Versetzung, Vertheilung, Anhäufung kleinster Potenzen eine Entwicklung überhaupt und insbesonders auch eine Steigerung der Grundfähigkeiten in den sich fort entwickelnden Daseinserscheinungen gedacht und verstanden werden.

Wir laden den geneigten Leser ein, die vorstehenden Stellen wiederholt zu lesen: sie enthalten einfach die volle Wahrheit, die richtige Einsicht über das Weltprincip und seine Wirkungsart.

Wir haben in unseren vorher erwähnten, in Graz erschienenen Schriften und Abhandlungen näher dargethan, was die „Kräfte“ sind, wie „Stoffe“ entstehen (aus den einfachen Atompotenzen), ferner, daß die Vorstellungen von Raum und Zeit nur der sich als Ich denkende Wille fassen kann und wie er dies kann, wie Steigerung der Empfindung und der Fähigkeiten möglich wird 2c. 2c. — wir können hier nicht in die Beschreibungen des Werdens und Vergehens genau eingehen,

möchten aber den Leser um Eines bitten, nämlich, sich selbst nicht etwa immer durch die Thatsache des Vorhandenseins gar vieler und gar mancherlei Kräfte und Materien beirren zu lassen im reinen Denken. Alle diese tausenderlei Erscheinungen physischer, chemischer und überhaupt materieller Natur — sie sind alle in letzter Instanz nichts als Seinspotenzen, einfache Dinge, in denen aber immer und überall die Grundbedingungen des Seienden und des Seins in irgend einer Form, in irgend einem Grade, selbst vorhanden sind. So mannigfaltig die Welt auch zu sein scheint — ihr Kern ist immer und überall derselbe: das Weltprincip! Ein Weltprincip, welches sich zwar zu theilen vermag, immer aber doch die innere Einheit bleibt.

Dieses ist ein Einheitliches, ein Ewiges. Es bewegt sich aber immer zwischen zwei Zuständen, deren außerweltliches Sein uns unzugänglich ist. Die unendliche Vielheit der einfachen Weltatome ist der eine Zustand des Seienden; die innere logische Einheit des Seienden ist der andere. Zwischen diesen beiden, inductiv nie nachweisbaren Zuständen des Logisch-Seienden bewegen sich Welten in unendlicher Zahl; Bewegung selbst aber ist Leben, in ihrer inneren Wesenheit die Thätigkeit des Ewig-Einen.

Soweit reichen unsere möglichen Erkenntnisse und sie reichen aus zur Liebe, zum Sein und zum Schöpfer. Von ihm geht alles Sein und Werden aus, zu ihm kehrt alles Gewordene zurück.

Das volle Bewußtsein, die volle Empfindung der Thatsache des Lebens kann uns vollen Trost gewähren in allen Lagen des innerweltlichen Daseins, es kann uns auch Trost gewähren über die Zukunft und etwa darüber, daß wir weder die Wege, die wir wandeln, noch daß wir das Band, welches uns immer mit dem Schöpfer selbst verknüpft, vollkommen genau kennen.

Derjenige, der wahr zu empfinden vermag, empfindet sich als Theil, aber als Theil eines Ganzen und auch Ewigen. Scheint der Mensch auch kaum ein Atom des Ewigen zu sein — er ist es doch, und das wirklich Seiende ist ewiges Licht, ewiges Leben. Wir schließen mit den Worten:

Der Mensch,

Vom Schatten ist er ein Traum. Naht ihm aber ein Lichtstrahl,
Gottgesendet, so ist der Tag ihm hell, lieblich das Leben.

Pindar.



Reisebilder.

Von

Alfred Friedmann.

Nordcapfahrt.

Wir kommen her aus Niflheim,
Der Unterwelt im Norden;
Wie wunderschön ist doch das Heim,
Das uns im Süd geworden.

Wir schifften um so manchen Fjord
Mit wunderlichem Namen.
Umpfiffen hat uns West und Nord,
Daß, heil, wir sprachen „Amen“.

Die „Mira“ war ein stattlich Schiff,
Doch kam sie bös ins Rollen!
Wir sah'n den Fels, wir sah'n das Riff
Des Lecks, hätt' Ran es wollen!

Doch Ran, die Aegir'sgattin trug
Auf Schultern, alabastern,
Uns dennoch sanft und treu genug
Vorüber an Dreimastern,

Dreimaster, Panzerschiff und Boot,
Bewehrt mit nur drei Segeln,
Sa'hn wir im Früh- und Abendroth —
Salut ward nach den Regeln.

Wir standen an der Wallfischbay,
Da roch es schlimm nach Thrane!
Die Möve zog mit heis'rem Schrei
Auf ihrem Flügelkahne!

Wir haben sie mit rothem Lachs
Wie Brombeern leicht zu haben,
Gefüttert nah der Erdenax',
Wo man uns bald begraben!

Denn Woge rechts und Woge links
Am Nordcap schlug den Bug uns,
Doch dank dem wackern Captain gings
Gut aus! Die Schaumkron' trug uns!

Die Mittnachtssonne sah'n wir auch
Am fahlen Horizonte,
Eine Seele schien's unterm Todeshauch,
Die nicht leben, nicht sterben konnte!

Wie schön ist's, eine fremde Stadt
Beim Wiederblick zu sehen!
Wir wurden nimmer Drontheims satt
Und Tromsös Wimpelwehen!

Im Norden Großstadt, Hammerfest,
Mit Deinen rothen Dächern,
Bei uns wärst Du ein Fischernest,
Wir grüßten Dich mit Bechern!

Wie liegst Du, eine nord'sche Maid,
An Deiner Bucht, o Molde!
Vorschnell verschwören will kein Eid
Dein Wiederseh'n, Du Holde!

Wie steigst Du, Bergen, wunderbar
Empor an Fels und Hügel;
Klettrer, zu Dir, wär' ich ein Aar
Erhüb' ich oft die Flügel.

Die staub'gen Glieder tauchten wir
In manche Wunderwelle,
Nordland, nach Jahren brauchten wir
Gleich wunderthät'ge Stelle!

Doch gibts vielleicht kein Wiederschau'n;
Nicht, weil wir Muth nicht haben,
Nein, weil vielleicht in Hela's Grau'n
Sie uns versargt, begraben!

Nun, sei's wie's sei; ob ich an Nacht
Hel's, Baldur's Licht muſs glauben:
Was ich zu eigen mir gemacht,
Das kann kein Gott mir rauben!

Und was ich wie mit Runenschrift
In Ewigkeit gegraben:
Nicht Freundeslob, nicht Feindesgift
Kann etwas ihm anhaben!

Verborgen an des Nordcaps Stein
Hab' ich mich eingetragen,
Die Götter wissen's wo, allein,
Sie können's allein zerschlagen!

Im Süden aber, unbekannt,
Will ich die Last ertragen,
Und still verscheiden, ungenannt,
Nach mir beschiednen Tagen!

Was einst geschaut, lebt heiter fort
In nornenheil'gen Tagen,
Bis sie am letzten Reiseort
Zur Ruhe mich getragen.

Am Mälarsee.

Übern Mälarsee der Dampfer flog —
Drei Mägdelein baden am Ufer;
Ach, weißer und weiter die Furche zog,
Die Mägdelein störte kein Rufer.

Sie schmiegten die Leiber, schneeig und weiß,
In die ölglatten schimmernden Wellen;
Mir aber ward schwüler, mir aber ward heiß —
Flieg, Möve, den Gruß zu bestellen!

Die Blonde frag', ob sie Schwanweiß genannt,
Mit mir am Lande will leben;
Die Braune, die ich als Allwiß erkannt,
Ob sie Herz und Leib mir will geben?

Und die Rote, die dritte, geheißen Älrun,
Die möcht' ich am liebsten umfassen,
Und wollt' sie mir nur ein Liebes thun,
Gern würd' ich die andern zwei lassen.

Doch am Ufer liegt kein Schwanenkleid,
Den badenden Elfen zu rauben,
Walküren nicht sinds zu meinem Leid,
Erscheinend wie flatternde Tauben!

* * *

Schon fern liegt der Ort, da ich Elfen doch
In dem Mälar sah neckisch sich winden,
Ein Dampfband verbindet der Hütte mich noch,
Und auch dieses will eben verschwinden!





Aus Paris.

Von

Josephine Freiin v. Knorr.

1.

Collection Spitzer.*

O welcher Glanz, o welcher Schimmer!
Im Roth des Sammts die Waffen glüh'n,
Als würde noch beim Festgeflimmer
Des jungen Ritters Helmgold sprüh'n.

Als käme aus des Meisters Schmiede
Des Schlosses wunderbare Zier;
Wie zum Turnier, zum Minneliede,
So freudenvoll ist alles hier!

Die gelben Schüsseln Gubbio's glänzen
In ihrem Perlenmutterstrahl;
Als gält' es noch ihn zu kredenzen,
Prangt Benvenuto's Prachtpokal.

Hier liegt kein Rost, der Flor der Zeiten
Wird wie von Rosenhauch erhellt
Und durch die sonn'gen Säle schreiten
Die Herr'n und Frau'n der großen Welt.

---

* Diese berühmte Sammlung wurde 1893 veräußert.

Im „Musée de Cluny“.

O könnten reden die Tapeten
Und könnte sprechen das Geräth,
Zu denen, die den Raum betreten,
Zu uns, den Nachgebor'nen spät!

Ich möchte huldigend mich neigen
Vor ihr, der Dame „au licorne“,
Mich anzuschließen ihrem Reigen
Und streicheln ihres Thieres Horn.

Ich möchte seh'n Marquisen schweben
Auf dieses Teppichs Blumenflur,
Den Takt zu holden Weisen geben
Den kleinen Schuh der Pompadour.

Ob auch die Farben rings verglühten,
Lebendig blieb der Dinge Geist,
Als sei, ihr Eigenthum zu hüten,
Von Unsichtbaren es umkreist.





Märchen.

Von

Henrica G . . . . .

Die kleine Schwalbe und der Wetterhahn.

Es stand einmal ein schönes Landhaus, abseits von der großen Heerstraße, in einem lieblichen Thale. In den warmen Sommermonaten und selbst noch im Herbste war dort Leben genug, aber dann zog Alles fort zur Stadt, Gesinde und Herrschaft, Pferde und Hunde. Das Geflügel wurde verzehrt und die Tauben im Taubenschlag den Bauernkindern der Umgegend geschenkt. Dann war Alles todtenstill und der neugierige Wetterhahn auf dem Thürmchen drehte sich umsonst stöhnend um und um; er konnte im Lauf der Zeit die Tage zählen, wo er ein menschliches Gesicht gesehen oder eine halbwegs annehmbare Ansprache gehabt hatte. Ja, es kamen aber noch schlimmere Zeiten für ihn: er rostete ein und entdeckte mit Entsetzen, daß er sich nicht mehr drehen konnte. Die langen öden Wintermonate waren fürchterlich! — Da, in den allerersten Frühlingstagen, hörte er plötzlich ein Zwitschern, und eine junge Schwalbe flog um ihn herum.

Sie habe sich von ihrer Schaar getrennt, erzählte sie ihm, und suche nun eine Unterkunft, die nächste Dachlucke scheine ihr ganz geeignet. Daß der Wetterhahn selig war über diesen Besuch, kann man sich denken; er sprach ihr eifrig zu, doch ja hier ihr Nest zu bauen. Sie that es auch. Das kleine mitleidige Herz hatte schon im ersten Augenblicke dem Einsamen entgegengeschlagen. — So waren denn Beide einander bald sehr gut, und der Wetterhahn vergaß seine trübseligen Gedanken, wenn ihm die Schwalbe von ihren Reisen und von Allem, was auf der Welt hinter seinem Rücken geschah, vorplauderte.

Und sie — ja sie hielt ihren Wetterhahn für — Gott weiß wie — standhaft und treu. Schaute er sie doch immer gleich zärtlich an und wendete den Blick nicht von ihr; ja, manchmal seufzte er sogar, das klang wie Musik. Aber ihr Glück sollte nicht lange dauern. Die Leute kamen wieder das Haus zu bewohnen, unten im Hühnerhof wurde es lebhaft, und eines Tages kam ein Mann mit Zange und Pinsel, der drehte und zerrte an dem Wetterhahn und schmierte ihn endlich tüchtig ein. Da geschah etwas, das der armen Schwalbe einen Stich in's Herz gab. Blitzschnell hatte sich der Wetterhahn gedreht und nun schaute er hinab in den Hof, zu dem Taubenschlag, wo die Täubchen so freundlich girrten. So ging's nun Tag für Tag. Er blickte immer wieder hinunter zu den schönen Tauben. Und schön und vornehm sahen sie freilich aus in ihren lichten Federkrausen, deren sanfte Farben in der Sonne schillerten. Kehrte er sich dann manchmal um, und die kleine Schwalbe freute sich eines freundlichen Blickes, so horchte er dabei doch nur auf das, was ihm die Täubchen da unten von Liebe und anderen schönen Dingen vorgirrten.

Aber der Herbst kam wieder und der Wetterhahn hörte mit Staunen an einem schönen Septembermorgen eine Stimme hoch über ihm, die sang:

„Siehst Du nicht die Blätter fallen,
Herbstlich gelb, vom Eichenbaum?
Hörst Du nicht die Vögel wallen
Nach des Südens Wonnetraum?
Klingt da nicht in Deinem Herzen
Etwas, wie von Wiedersehn?
Konnten meiner Sehnsucht Schmerzen
Ganz an Dir vorübergehn?"

Aber die kleine Schwalbe, der das Lied galt, antwortete nicht — sie blickte unverwandt auf den Wetterhahn: „Ich soll fort," sagte sie, „ich soll fort! Hast Du's gehört? Einer, der mich liebt, ist gekommen mich zu holen." Den Wetterhahn packte aber plötzlich ein unsäglicher Schrecken vor den langen einsamen Wintertagen, die er sich nicht mehr ohne die kleine Schwalbe gedacht. „Du willst mich verlassen?" sagte er in seinem sanftesten Ton. „Wir sollen nicht mehr Freude und Leid theilen, wie wir es bisher gethan?"

Und die Schwalbe jauchzte auf: „Nein, nein, wenn Du es willst, soll es immer so sein; ich bleibe bei Dir!“

Aus der Ferne kam es klagend noch einmal:

„Klingt da nicht in Deinem Herzen
Etwas, wie von Wiedersehn?
Konnten meiner Sehnsucht Schmerzen
Ganz an Dir vorübergehn?“

Aber umsonst. Und wirklich die beiden folgenden Tage war der Wetterhahn noch ganz gerührt und erfreut über ihr Bleiben. Am dritten Tage kamen die Tauben zu Besuch auf das Dach, und am vierten Tage mußte der Wetterhahn doch hinunter schauen, um zu wissen, wie ihnen der Ausflug bekommen. So gings nun wieder Tag um Tag, und wenn die kleine Schwalbe ja einmal einen leisen Vorwurf wagte, wurde er verdrießlich.

Es wurde kalt und kälter. Die Leute im Hause sagten, der erste Schnee werde bald kommen. Eines Abends kehrten sie Alle wieder zur Stadt zurück, und auch die schönen Täubchen kamen fort — sehnsüchtig, hoffnungsvoll, sah die kleine Schwalbe nach dem Wetterhahn. Nun mußte er sich doch wieder zu ihr wenden: aber nein! Der Treulose schaute noch den Tauben nach, so lange er konnte. Traurig senkte sie das Köpfchen, und der kalte Nordwind pfiff über das Dach dahin, und die ersten Flocken fielen.

Am nächsten Morgen kam dem Wetterhahn die kleine Trösterin wieder in den Sinn — ja es war ein wohlthuendes Gefühl, nicht so ganz verlassen zu sein. Er blickte nach dem Nest — aber dort regte und rührte sich nichts. — Die kleine Schwalbe war todt. Der erste Frost — . . . . .

Vom Vergessen.

Es war einmal eine junge Maid, und die hatte ihr Herz an Einen gehängt, aber der Eine liebte das Mädchen nicht mehr — vielleicht hatte er's nie gethan. Sie wußte es selbst nicht recht. Die Menschen aber, statt Mitleid mit ihr zu haben, lachten und gaben ihr den guten Rath, den Liebsten zu vergessen. Da ging sie in den Wald und klagte den Bäumen ihr Leid. Die aber wiegten bedächtig die Wipfel und rauschten: „Die Menschen werden schon Recht haben —

Du sollst ihn vergessen — aber das geht nicht so leicht.“ Und der Kukuk rief, und sie fragte den Kukuk: „Sag' mir, wie viel Jahre muß ich warten, bis ich ihn vergesse?“ Und der Kukuk rief und rief und rief, und sie hätte danach wohl hundert Jahre leben müssen bis zum Vergessen. Sie war aber dem Kukuksrufe gefolgt und einen Bach entlang gewandert, der ihr durch den Wald entgegensprang. Plötzlich hörte sie ein Glöckchen klingen, und siehe da — sie war am Ursprung des Baches bei der Klause eines frommen Bruders Einsiedel angelangt. So sagte sie denn: „Frommer Vater, mein Morgen- und Abendgebet hab' ich vergessen und all' meine Pflichten versäumt, weil ich bei Tag und bei Nacht nur an Einen gedacht! Der aber denkt nicht mehr an mich, und so ist mein Unglück beschlossen, wenn Du mir kein Mittel weißt, ihn zu vergessen.“ Der Einsiedler bedeutete ihr, er wisse wohl ein Mittel, das ihr unfehlbar und augenblicklich helfen würde, aber sie müsse die Kraft haben, es anzuwenden. Und er holte aus seiner Behausung ein kleines Gefäß wie ein Fingerhut, aus klarem Krystall, füllte es an der Quelle und reichte es ihr: „Leere dies bis zum Grunde,“ sagte er, „dann wirst Du ihn vergessen haben, den Du liebst, und was Du um ihn gelitten hast, wird dahin sein wie eine Schneeflocke im Sonnenschein; und alles Glück, alle Freude, die Dir andere Menschen bereitet haben mögen, wird Dir nun wie verklärt vor Augen treten. Trinkst Du aber nicht, was ich Dir gab — so kann ich Dir nicht helfen, so kann Dir Niemand auf Erden helfen, und Du mußt weiter durch's Leben wandern, ohne Deinen Kummer zu vergessen.“

Schweigend stand sie, hielt das kostbare Gefäß in ihrer Hand und regte sich nicht — nur ein paar große Thränen rollten langsam über ihre Wangen herab in's Moos zu ihren Füßen und blitzten dort im Schein der Abendsonne. — Schweigend reichte sie dann dem Einsiedler seine Gabe und ging gesenkten Hauptes fort, den Weg, den sie gekommen. Der fromme Mann blickte ihr nach, nickte und sagte traurig: „So dacht' ich mir's gleich!“

Aber dort wo ihre Thränen das Moos berührt hatten, blühten die schönsten Vergißmeinnicht von der Welt. Vielleicht hat der sie gepflückt und auf den Hut gesteckt, um den das Mädchen geweint.



Gedichte

von

Alfred Grafen Wickenburg.

Am stillen Weiher.

Hier am Weiher schilfumschlossen
Und umringt vom dichten Wald,
Für ein Wild, das wundgeschossen,
Ist's der rechte Aufenthalt.

Hier erschweigt der Hauch der Winde
Und die Fluth in ihrem Ruh'n
Regt sich nur, wenn Hirsch und Hinde
Einen tiefen Zug draus thun.

Graue Felsen niederblicken,
Wo das stille Wasser klart
Und die greisen Fichten nicken
Mit dem langen Flechtenbart.

Stämme stecken tief im Moose,
Die kein Frühling mehr belaubt
Und die welke Wasserrose
Neigt schon tief ihr schweres Haupt.

Nichts will hier die Ruhe stören,
Als der Specht, der leise klopft
Und die Stille läßt es hören,
Wenn das Harz vom Baume tropft.

Alles rings versinkt in Schlummer
Und mir fällt das Auge zu —
Wundes Herz mit Deinem Kummer,
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' auch Du!

Moderleuchten.

In Waldesmoosen
Seh'n wir bei Nacht
Ein Glüh'n und Glosen,
Wie Gold im Schacht.

Wie lockt's den Späher
Und blinkt so stolz
Und sieht er's näher,
Ist's morsches Holz.

Auch in mein dunkel
Umflortes Sein
Fällt solch Gefunkel
Noch oft herein.

Folg' ich dem Schimmer
Bethörten Blicks,
Ist's nur Geflimmer
Vermorschten Glück's.

Klarheit.

Wie schau'n heut' alle Gipfel her
So klar im weiten Bogen,
Wie ist vom grünen Wipfelmeer
Heut' aller Dunst verflogen!

Das macht, der Herbst ist eingerückt
Und will das Laub verfärben —
Die Klarheit, die mein Aug' entzückt,
Verkündet auch ein Sterben.

Drum seh' ich Alles klar und wahr
Und nah' im weiten Runde —
Vielleicht wird's auch in mir so klar
In meiner Sterbestunde.





Gedichte

von

Martin Greif.

Besuch im Gebirge.

Gipfel, die in Wolken ragen,
Bäche, die zur Tiefe jagen,
Und verwachsen mit den Wänden,
Wälder, die in Wildniß enden.
Näher, wo die Almen locken,
Ruhelose Herdenglocken —
Zieh' ich, liebes Alpenthal,
Wiederum in dir einmal?

Weben der Bergwelt.

Alpenwände steigen auf
Mit beschneitem Gipfel,
Nur im Klettern reicht hinauf,
Dunkler Föhren Wipfel.

Tiefer vom Geklüft hervor
Geht ein Bach zu Falle
Und erfüllt das Alpenthor
Mit lebend'gem Schalle.

Oben Stille immerdar,
Unten ewig Rauschen:
Bergesweben, wunderbar,
Dürft ich stets dir lauschen!

Der Bergsee.

I.

Hinter bergumschlung'nem Hügel,
Ohne Regung ruht der See,
Manchmal nur aus seinem Spiegel
Schnellt ein Fischlein in die Höh'.

Tannen und behang'ne Fichten,
Nah' entstiegen dort dem Moos,
Sammt dem Firnenschnee, dem lichten,
Spiegeln sich in seinem Schooß.

II.

Zwischen Felsen eingeschlossen
Liegt der Bergsee blank ergossen,
Merklich kaum im weiten Kreise
Regt er sich, wie athmend leise.

Von dem Hange blum'ger Wiesen
Bis zum Zug gethürmter Riesen,
Spiegeln Nähe sich und Ferne, —
Nachts durchzittern ihn die Sterne.

Die Bergföhre.

Sehet die Muthige,
Wie sie verkümmert
Kriecht an der Bergwand,
Sie, die geschaffen,
Gipfelnd zu steh'n.

Eh' sie erstarkt noch,
Schlagen ihr Schauer
Eisiger Flocken
In das noch schwache
Junge Gezweig'.

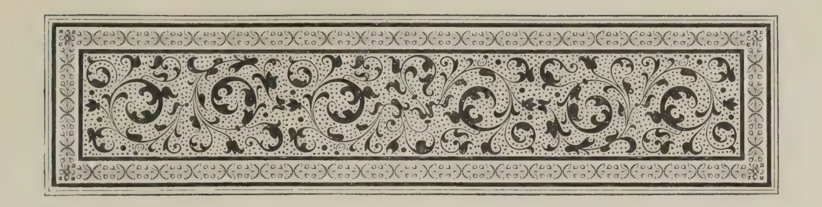
Auch da es Frühling
Wurde und Sommer,
Kehrte noch immer
Ihr der Lawine
Drohender Sturz.

Jahr um Jahr so
Hat sie die langen
Stürmenden Winter,
Ohne zu zagen,
Schauernd durchlebt.

Mählig wohl beuget
Selbst sich die zähe
Standhafte Heldin
Vor den Gewalten
Ihres Geschicks.

Aber den Firnen
Nimmer gefügig,
Trotzt sie als letzter
Grünender Zeuge
Eisigem Tod.





Erinnerungen

von

Johanna Wohl.

(Aus dem Ungarischen von Antonie v. Töply.)

Am Laudachsee.

Ich will es nicht versuchen, die Gegend zu beschreiben, dazu gehört ein mächtigerer Pinsel; ein Pinsel kühn wie die zum Himmel strebenden Bergesriesen, weich und schmiegsam, wie der trügerischen Seen sanfte, anziehende, liebliche Fläche. Anastasius Grün, der Poeta laureatus der Alpenwelt, wußte es, wie diese schäumenden Gebirgsbäche, diese rauschenden, dunklen Tannenwälder, aus denen sich die kahlen Häupter der Berge erheben, auf ihren zerklüfteten Gipfel den braunen, kronenartigen Horst des Aares tragend, zu behandeln seien. Ja, Adler bedarf es hier, Adler des Geistes, auf deren Fittichen die Phantasie emporgetragen wird, dahin kein menschlicher Fuß gelangen kann; der Sonne näher, in die gebirgige, felsige Heimat der Alpenrose, wo die Luft reiner, freier, grüner die Tanne, weißer der Gischt der Wasserfälle, der Himmel, der sich im Kelche des blauen Genzians spiegelt, klarer, tiefer blau ist als bei uns!

Ich gebe mich zufrieden damit, so gut als möglich die romantischen Begebenheiten in wildromantischer Gegend, die ich mit erlebte, wiederzugeben, und werde hochbefriedigt sein, wenn meine Feder die

verschiedenartigen Eindrücke ebenso lebhaft zu schildern vermag, als dieselben sich unauslöschlich in die Tiefe meiner Seele eingruben.

An einem wolkenlosen, klaren Morgen fuhr ich mit einer Gesellschaft über den Gmundener See, auf dem prächtigen Kahn der berühmten Frau Neptun; diese, so benannt nach ihrem Boote, ist eine der sichersten unter den Ruderern, ihr Boot eines der beliebtesten und so berühmt, wie bei uns etwa der „Kohinoor". Der Traunstein erglühte noch im Scheine der aufgehenden Sonne, ihm zur Seite erheben sich die grünen Halden der Himmelreichwiese und des Grünberges, während vor uns das Höllengebirge, ferner das liebliche Traunkirchen und die gleich einer Camée aus Smaragd sich darbietende kleine Insel Ort, mit ihren weißen Kirchen, das bezaubernd schöne malerische Bild vervollständigen. In der Tiefe des See's scheinen sich die Gebirge und Felsen fortzusetzen, so daß man manchmal in Schluchten hinabsieht. Am jenseitigen Ufer stiegen wir aus, um zu Fuße in die Nähe des Katzensteines zu gelangen, an dessen grünendem Abhange, gleich einem „Meerauge" in einer Höhe von 1800 Fuß der kleine Laudachsee liegt. Der Weg führt durch Schluchten und Thäler, an brausenden Bächen, dann wieder an blumenreichen Wiesen vorüber; an einzelnen Punkten eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Gmundener See, den Traunstein, Sonnstein und sonstige Berge.

Ein interessantes, weißhaariges englisches Fräulein, deren Züge und Gestalt noch immer die Spuren einstiger ungewöhnlicher Schönheit trugen, war auch von der Partie und wollte durch ihre häufigen Ausrufe, wie „beautful" und „indeed splendid", gleichsam bezeugen, daſs sie ihrem Bädeker Glauben schenke, und thatsächlich schön finde, was schön ist.

Trotz aller dieser vorbereitenden Schönheiten der Gegend, konnte ich einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, als wir nach dreistündigem Marsche zu der Laudachalm kamen, und der kleine Laudachsee vor unseren geblendeten Augen erschien.

Am tannbewachsenen Fuße des wildromantischen, abenteuerlich geformten Katzensteines, der an mancher Stelle steil abstürzt, an anderen wieder vielfach gezackt ist, breitet sich der smaragdgrüne, kleine See aus, welchen im Halbkreise des Traunsteins riesige kahle Arme, und der oben erwähnte Katzenstein einschließen. Der ganze See ist höchstens so groß, als jener des Stadtwäldchens in Budapest, aber

welche Farbe, Klarheit und Form, welcher Rahmen und welch' eine Vegetation umgibt denselben! Auf der Wiese, in der Richtung der Alm, überraschte uns der Anblick eines Friedhofes, welcher inmitten dieser blühenden Natur einen ergreifenden Eindruck machte.

Näher kommend sahen wir aber, daß es nur Baumleichen waren, Baumstrünke, welche um so geisterhafter aus der grünen Umgebung hervorleuchteten, je schärfer die höhersteigende Augustsonne mit blendendem Glanze den Unterschied zwischen Todtem und Lebendem erscheinen ließ.

Als wir auf die Alm kamen, labten wir uns mit Milch, frischer Butter und Schwarzbrot, und unterhielten uns mit der hübschen Sennerin, welche sehr beschäftigt war, da sie die Arbeiter für den kommenden Tag zur „Heumahd" erwartete.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, machten wir uns auf, um Cyclamen und Himbeeren zu suchen, welche in der Umgebung des Sees überall röthlich hervorleuchteten. Das englische Fräulein hielt sehr interessante botanische Vorträge, welche sie bei Entdeckung jeder neuen Pflanze mit unversiegbarer Beredsamkeit fortsetzte. Dann lagerten wir uns im Grase, der Alm gegenüber und ergötzten uns, den Rücken den Bergen zugewendet, an dem ruhigen, idyllischen Bilde. Ein solches mag wohl Beethoven vor sich gesehen haben, als er seine Pastoral-Symphonie schuf. Das obligate Gebrülle der Kühe, das Meckern der Ziegen und sonstige Staffage und Begleitung fehlte auch nicht. — Da plötzlich zitterte der ungewöhnlich lange ausgehaltene Ton eines Jagdhornes durch die Luft. Ueberrascht sahen wir umher; neue Klänge folgten, auf welche nun schon das wachgerufene Echo antwortete. Kaum war der letzte Ton, gleich einem Seufzer verklungen, als aus dem Dickicht des Waldes, auf dem Wege zur Alm eine aus vier Gliedern bestehende Gesellschaft trat. Drei Männer und eine Frau, deren weiße Hutbänder im Winde flatterten, doch verrieth der grüne Rock und das rothe Leibchen sofort die Bewohnerin der Umgebung. Nachdem sie auf der Alm angekommen waren, setzte der eine der Männer, der seinem Anzuge nach zu urtheilen, ein Priester war, sein Spiel auf dem Instrumente fort, dessen Klänge das Echo treu und rein wiedergab.

Dadurch ward unsere Neugierde schon wachgerufen, als aber das Mädchen sich neben ihn stellte, eine schlanke Gestalt von mittlerer

Größe, und eine Scala zu singen begann, welche, nachdem sie sich zur größten Höhe und Stärke ihrer Stimme erhoben hatte, in dem zartesten Pianissimo erstarb, da sprangen wir alle von unseren Plätzen auf, selbst der phlegmatische Oberst blieb nicht zurück. Wer kann das sein? Welch' eine klangvolle, reine, mächtige Stimme! Eilen wir zur Alm zurück, es dürfte ohnehin schon an der Zeit sein, mit der Zubereitung des Rostbratens und der anderen mitgebrachten Speisen zu beginnen.

Uns der Alm nähernd, gewahrten wir zur Seite des Weges eine interessante Gruppe, ein junges Mädchen stützte die eine Hand auf die Schulter eines braunbärtigen, hübschen Mannes, während die andere Hand ein alter Herr in der seinigen hielt. Hinter dieser Gruppe stand ein Priester, dessen Züge wir nicht unterscheiden konnten. Als wir an ihnen vorbeikamen, wendeten sich alle vier infolge des Geräusches unserer Schritte um, zuerst fiel mir der Priester auf. Die dunklen, brennenden Augen in dem jugendlichen blassen Gesichte erschreckten mich beinahe. Welch' ein Antlitz war dies! Und welch' eine elastische schöne Gestalt! In den durchgeistigten Zügen prägte sich die ganze Leidensgeschichte von Kampf, Leidenschaft und Entsagung aus.

Der Oberst erkannte sofort, wer und was die Gesellschaft sei, indem er mir zur Seite trat, flüsterte er in sarkastischem Tone, „das ist ein alter Schullehrer der Umgebung mit seiner Tochter; der Priester ist der Caplan des Ortes, von dem jungen Manne aber wüßte ich nicht zu sagen, ob er der Bräutigam oder Bruder des Mädchens sei. Thatsache scheint mir jedoch, daß der Caplan und das Mädchen in einander verliebt sind".

„Sie suchen überall Romane," antwortete ich, indeß schien der Gesichtsausdruck des Caplans, als er sich uns zuwandte, die Ansicht des Obersten zu bestätigen.

Das Mädchen setzte sich auf eine Bank, dem See zugewendet, und ließ ihre Hände, welche von seltener Schönheit waren, verschlungen im Schoße ruhen. Der junge Mann blätterte in einem grünen Skizzenbuche, das er aus der Tasche gezogen hatte, während der alte Mann und der Priester im Gespräche sich in der Flur der Almhütte niederließen, woselbst wir schon einen Tisch occupirt hatten, während der andere mit Milchgläsern und Brot bedeckt war.

Der Oberst ließ sich sofort in ein Gespräch mit den beiden Fremden ein, aus deren Dialect entnahm ich, dass sie Bewohner der

nächsten Umgebung waren, und es erwies sich auch, daß der Oberst richtig geurtheilt hatte, denn der Alte war seit zweiunddreißig Jahren Schulmeister in einem Dorfe des Salzkammergutes; der brünette junge Mann, sein Sohn, ein Landschaftsmaler, der vor Kurzem aus München nach Hause gekommen war; das Mädchen, seine Tochter, unter neun Kindern das jüngste, etwas kränklich, und, wie er mit gerührter Stimme hinzufügte, „das Nesthockerl", und „dies der Herr Caplan des Dorfes, ein ungewöhnlich guter Musiker und prächtiger Sänger", setzte der Alte hinzu, den jungen Mann gleichsam vorstellend, welcher dem Gespräche geringe Aufmerksamkeit schenkte, sondern in Gedanken versunken, nach dem See blickte, der in seiner ruhigen Schönheit vor ihm lag.

Die Engländerin hatte sofort ihr Sketschbook hervorgesucht, sich auf einem Steine zurechtgesetzt und mit der Skizzirung des sich ihr darbietenden Bildes begonnen; während die Gemahlin des Obersten, lachend und pikant wie immer, die Ärmel aufstreifte und zum Kochen sah. Ich, die ich der Gesellschaft eine Zwiebelsuppe zu bereiten versprochen hatte, und auf der Alm weder Zwiebel noch Eier bekommen konnte, setzte mich voll Verdruß zu den Herren; um doch etwas zu sagen, frug ich den Caplan, ob sich nicht eine Sage oder besondere Geschichte an den lieblich schönen See knüpfe.

„Ja wohl," sagte der Angeredete, den meine Frage aus tiefem Sinnen zu rütteln schien; „ja, und zwar eine Geschichte," der junge Mann erröthete leicht, um gleich darauf noch bläſſer zu erscheinen, „eine Geschichte, die soeben auch meine Gedanken beschäftigte."

„Oh, bitte, erzählen Sie dieselbe" — bat ich.

— „Erzählen sie dem Fräulein nichts, sie fürchtet sich vor Gespenstern, außerdem sind Feuilletons . . . ."

— „Diese Geschichte gehört zu den Bergen und zu dem See, wie der Duft und die Farbe zur Blume", setzte der Caplan mit unstäten Blicken fort, ohne die Zwischenrede des Obersten zu beachten, „es ist eine einfache und traurige Geschichte, wie alles, alles hier einfach und traurig ist, die rauhen Berge, die dunklen Nadelwälder, die bodenlosen, trügerischen Seen."

Während der Priester sprach, kam das junge Mädchen langsam näher und stützte sich auf die Lehne der Bank, hinter dem Rücken ihres Vaters, unbewußt richteten sich die Blicke des jungen Mannes auf das

in sanfter Röthe erglühende Antlitz, dessen braunes glänzendes Augenpaar mit schlecht verhohlener Leidenschaft an den stolzen, bleichen Zügen des Erzählers hingen.

„Hier auf der Alm“, begann der Priester, „wohnte eine Sennerin, ein einfaches, unschuldiges Kind, schön wie die Sonne und gut wie deren Wärme. Sie hatte auch einen Geliebten, den Senner von der Meieralm, ein braver, aber leidenschaftlicher Bursche, der wegen seiner Eifersucht in der ganzen Umgebung berühmt war. Es wagte sich auch kein anderer Bursche auf die Laudachalm, außer er hatte dringende Geschäfte daselbst, denn sie wußten, daß der „rauhe Mathes“, wie er seiner Wildheit wegen genannt wurde, es nicht gerne sah, wenn man sein Liebchen besuche. Dies war jedoch dem jungen Caplan in der Grünau unbekannt,“ hier bebte die Stimme des jungen Mannes ein wenig, „und er begann trotz seines Schwures zu fühlen, daß er auch nur ein Mensch sei, und daß das Dogma nicht im Stande sei, das Herz und in dem Herzen die Empfindung zu tödten. Der Grünauer Caplan ging oft zur Laudachalm hinauf, ruderte auf dem grünen See, und wenn es ihm gelang, „Schön Roserl“ zu überreden, nahm er sie mit. „Schön Roserl“ war treu, aber welche Frau kann ganz widerstehen, wenn sie sieht, daß sie aufrichtig, heiß, wahnsinnig, zum Sterben geliebt wird? So auch „Schön Roserl“, welche sich nicht nur im Kahne wiegen ließ, den der Caplan leitete, sondern auch durch seine Worte, und eines Tages, als vielleicht der Gipfel des Traunsteins prächtiger glühte, und der See da unten in noch tiefere Schatten gehüllt war, warf der Caplan das Ruder weg, und schloß „Schön Roserl“ in die Arme. Doch kaum hatte er sie umschlungen, kaum hatten seine Lippen das Antlitz des bestürzten Mädchens berührt, als ein heiserer, wie von einem Wahnsinnigen ausgestoßener Schrei ertönte, darauf ein Geräusch, als ob ein schwerer Körper in das Wasser fiele. Indeß wurde der See immer dunkler, die Schatten stets tiefer; das Mädchen trachtete sich den Armen des Priesters zu entwinden, als eine kräftige Hand den leichten Kahn erfaßte und denselben mit einem furchtbaren Fluche umkippte. Darauf folgte ein entsetzlicher Kampf dort unten in den schäumenden Wogen, der plötzlich entfesselte Sturm warf die Ringenden zeitweise an die Oberfläche, und die dunklen Geister der Berge konnten mitansehen, wie der Caplan sich bemühte, das junge Mädchen zu erfassen, um es zu retten. Aber sein Bemühen

wurde stets vereitelt, die starken Arme des „Rauhen Mathes" stießen ihn zurück, sobald er sich der schwimmenden lichten Gestalt näherte, bis endlich der haarsträubende Kampf mit dem Verschwinden der Kämpfenden in der bodenlosen Tiefe sein Ende fand. — Das ist die Sage vom Laudachsee."

Der junge Mann erhob sich und sah bewegungslos hinab in die Tiefe; die Wangen des Mädchens färbten sich durch die Erregung noch höher, während wir anderen still und schweigsam auf die Gegend blickten.

Auf uns alle hatte es einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, fast unangenehmen Eindruck gemacht, daß gerade ein Priester diese traurige Geschichte erzählte, ein Mensch, der dem Anscheine nach selbst schwer gegen seine Leidenschaft ankämpfte, und inmitten des traurigen unlösbaren Conflictes stand, der oft zwischen Pflicht und der Neigung des Herzens besteht.

Die muntere Erscheinung des Obersten machte die Befangenheit schwinden, die sich unser bemächtigt hatte, indem er die Gesellschaft aufforderte, ihre Taschenmesser hervorzusuchen, da Gabel und Messer auf der Alm kaum zu finden sein dürften, und der in Milch gekochte, dampfende Rostbraten schon auf dem Tische stehe, ebenso die Milchsuppe, diese aßen wir in Ermanglung von Tellern, gemeinsam aus einer Schüssel, zum großen Ergötzen der geistreichen Engländerin.

Zu Ende der Mahlzeit verschwanden der Caplan und das Mädchen unauffällig, und einige Minuten später unterbrach ein herrlicher Gesang unsere Unterhaltung, die sich noch immer um die traurige Sage des See's drehte. — Erstaunt sahen wir umher, und erblickten in der Mitte des grünen See's den kleinen rothen Kahn, in demselben ruderte der Caplan stehend, während das Mädchen und ihr Bruder die beiden Endsitze eingenommen hatten.

Niemals noch sah ich ein malerischeres, lieblicheres, durch seine Harmonie fesselnderes Bild! Im Hintergrunde des Katzensteins ein rissiger, steiler, drohender First, überfluthet vom goldigen Lichte der Sonne, welche auch über den See einen glitzernden Streifen goß, während der mächtige Traunstein, der an seinen unteren Theilen mit dunklen Nadelwaldungen bedeckt ist, auf den übrigen Theil einen geheimnißvollen, nebelartigen Schleier breitete. — Der grüne See in der magischen Beleuchtung, das rauschende Blätterwerk und Tannen-

dickicht, welche den Rahmen des See's bildeten, auf dem zitternden Spiegel des lautlosen Wassers, der kleine Kahn mit den drei malerischen Gestalten, die herrlichen ineinander verschmelzenden Stimmen, die jetzt erschollen und Schubert's Wanderer vortrugen, und zwar mit meisterhaftem Ausdrucke und tief empfundener Leidenschaft, bildete ein so ergreifendes Ganzes, dem ich nicht zu widerstehen vermochte — Thränen stiegen mir in die Augen, und in der Tiefe meiner Seele erwachte ein Gefühl der Andacht, wie ich es lebhafter selbst in der Kirche nicht empfunden hatte. Das Mädchen hatte einen selten schönen Sopran, dessen Wirkung ein zeitweiliges Vibriren der Stimme noch erhöhte. Manchmal ging sie in ein Tremolo über, aber dies klang, als ob die Macht der Gefühle sie überwältige, die Stimme schwankte, die zu hoch gespannte Saite erzitterte. Der prächtige, volle und mächtige Bariton des Caplans verschmolz liebevoll mit der Stimme des Mädchens, während der tiefe Baß des Malers für sich, aber mit vortheilhafter Ruhe den Gesang begleitete.

Die Klänge erstarben, tiefe Stille trat ein, da ertönte noch einmal die Stimme des Caplans, verzweiflungsvoll, leidenschaftlich:

„Dort, wo Du nicht bist, dort ist das Glück."

Die Gesellschaft war hingerissen, man überhäufte den alten Schulmeister mit Complimenten und Lobreden; der arme Alte begann sofort mit bereitwilliger Redseligkeit zu erzählen, daß der Caplan ein ausgezeichneter Musiker sei, der Sohn wohlhabender, vornehmer Eltern, der sich die Noten kistenweise bringen lasse; seine arme Tochter sollte eigentlich gar nicht singen, da die Aerzte sagten, Lunge und Herz sei angegriffen, darum habe sie eine so engelgleiche Stimme, weil sie nicht mehr lange auf Erden wandeln werde. Sie pflegen in der Kirche miteinander zu singen, deshalb seien ihre Stimmen so gut zusammengeschult.

Ich horchte kaum auf den Redestrom, nur so viel begriff ich, daß sich vor mir ein Drama der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung abspiele.

Die Engländerin veranlaßte nun die Almreserl zum Singen, und der muntere, unnachahmliche Jodler machte auf mich einen beinahe unangenehmen Eindruck, er stand in so grellem Gegensatze mit den traurigen Bildern, die meine Seele erfüllten. Doch konnte ich mich

eines Lächelns nicht erwehren, als die Reserl folgendes „Almliedl" sang:

„S' giebt falsche Haar',
S' giebt falsche Zähn',
Aber a' falsch's Grüble im Bäckle
Hat noch niemand geseh'n!"

Still setzte ich mich in die Nähe des Ufers und betrachtete den Kahn und die langsam rudernde Gestalt — den blassen Caplan.

Der Maler hatte den Kahn verlassen, der stetig dem dunkleren Theil des See's zusteuerte und sich in dem Schattenschleier barg.

Der junge Maler näherte sich mir, gerade in dem Augenblicke, als die Engländerin mir ihre unvollendete Skizze zeigte, nicht ohne Absicht sagte ich:

„Wie schade, daß Sie dieselbe nicht beenden konnten, ich hätte Ihnen dieselbe entwendet, um ein Andenken zu haben."

„Wenn Fräulein so gütig sein wollten, eine Skizze anzunehmen," unterbrach der hinzutretende Maler, „so will ich sofort das schöne Bild," dabei zeigte er auf den See, „in seinen Umrissen aufnehmen, obwohl meine Zeit kurz bemessen ist, und ich nur unvollkommen im Stande sein werde, die Landschaft auf dem Papiere darzustellen, so dürfte die Zeichnung doch treu genug ausfallen, um ein Andenken an den heutigen Tag zu bieten." Seine Stimme wurde immer leiser, und er beugte sich, um eine welke Cyclame aufzuheben, die meinem Bouquet entfallen war. Dann setzte er sich ruhig mir zur Seite und begann zu zeichnen, die Cyclame aber gab er mir nicht zurück.

Ich suchte den Kahn, doch war er verschunden, ich konnte auf dem ungetrübten Spiegel des See's keine Spur von demselben entdecken. Eben wollte ich mich mit einer Frage an den Maler wenden, als plötzlich ein Lied ertönte, welches ich überall eher zu hören erwartet hätte, als hier in der primitiven Natur von den Lippen so einfacher Leute. Auch der Kahn erschien wieder, halb von der Sonne beleuchtet, halb in Schatten gehüllt, die Insassen desselben standen aber jetzt nebeneinander, Hand in Hand, während die Sonnenstrahlen auf ihren belebten Zügen spielten, und von ihren Lippen mit tiefer Innigkeit vorgetragen, Edmund Michalovics' herrliches Lied ertönte:

„Gestorben war ich vor Liebeswonne,
Begraben lag ich in ihren Armen,
Erwecket ward ich von ihren Küssen,
Den Himmel sah ich in ihren Augen!“

Das ungekünstelte, einfache, herzergreifende Lied klang so süß, warm, beseeligend aus den Kehlen der beiden begeisterten Sänger, daß es mir schien, als hätten sie alles Irdische vergessen, den Schwur, alle Schranken, das geistliche Kleid und die Vorurtheile, um sich nur eines zu entsinnen, des ewig waltenden Genius im Weltall, des unbeschränkten Rechtes des Herzens, nämlich der Liebe, welche heiligt, erhebt und wenn sie wahr, tief und innig ist — befreit, beseeligt.

Gefesselt, wie in dem Banne eines Zaubers stand ich dort; gleich Seufzern mit unbeschreiblicher Schwermuth im Ausdrucke waren die letzten Töne verklungen, als der Oberst mit der Bemerkung auf mich zutrat, daß es Zeit wäre, aufzubrechen, um vor Einbruch der Dunkelheit in das Thal zu gelangen.

Eilig nahmen wir unsere Hüte; der Maler überreichte mir mit tiefer und eleganter Verbeugung die gut gelungene Skizze, und mit einem letzten Blicke auf den grünen See, auf dem sich der Kahn mit den beiden Liebenden näherte, drückten wir dem alten Schulmeister und seinem Sohne die Hände und schieden tief bewegt vom Laudachsee, der meinen Anschauungen nach nun zwei Geschichten hat.

Tassa. *

Unter meine zahlreichen Eigenthümlichkeiten und Fehler zähle ich auch jene eines mit Neugierde gepaarten Interesses für meine Mitmenschen im allgemeinen. Begegne ich auf der Straße einem anziehenden, auffallend betrübten oder heiteren Gesichte, sofort erwacht diese Neugierde, und nicht einmal geschah es, daß ich, zum Trotze aller Regeln der Etiquette, im Gehen innehielt und der einen und anderen Person nachsah, die meinen Blick auf sich gelenkt, meine Aufmerksamkeit erweckt hatte. Ich liebe es, die Menschen wie die Bücher zu durchblättern, flüchtig zu durchsehen; und wie die Biene im

* Tassa, eine russische Abkürzung für Natalie.

Fluge den Blüthenstaub sammelt, rasch einen Glanzpunkt ihres Charakters, eine individuelle Eigenthümlichkeit zu erspähen. Doch wird diese meine Neigung durch mein Naturell nicht unterstützt, denn trotz aller Neugierde und des großen Interesses, ist es mir nicht gegeben, leicht nähere Bekanntschaft zu schließen, wenn deren Zustandekommen von mir abhängt, und so kommt es, daß ich an vielen Büchern — pardon, wollte sagen Menschen — vorübergehe, ohne daß ich den Muth zum Blättern fände. Sehnsüchtig betrachte ich den schönen Einband, bemühe mich, den Inhalt zu errathen, und bleibe dabei stehen.

Während der ersten Tage meines Aufenthaltes in Gmunden fesselten zwei hochgewachsene, in tiefe Trauer gehüllte Damen meine Aufmerksamkeit, späterhin trafen wir uns zwei-, dreimal des Tages, wir sahen uns fest in die Augen, aber von keiner Seite wurde ein Schritt zur Annäherung unternommen. Die eine derselben von königlicher, hoher Gestalt, hatte so classisch schöne Züge, war aber so bleich, daß sie unwillkürlich jeden Vorübergehenden zur Bewunderung zwang, dabei aber den Eindruck einer von ihrem Piedestal herabgestiegenen Statue machte.

Ihr braunes Haar war einfach, nach griechischer Art zurückgekämmt, und ließ die herrliche Stirne in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen, den Mund umspielte ein eigenthümlich anziehender kindlicher Zug, der auf den starren, gleichsam steinernen Ausdruck der großen blauen Augen und der beinahe abstoßenden Düsterheit der ganzen Erscheinung in etwas mildernd einwirkte. Die ganze Gestalt, deren Bewegungen ruhig, harmonisch waren, umschlossen schwarze Gewänder und der vom Hute abfallende Kreppschleier umschwebte sie gleich einer dunklen Wolke. Ich hörte sie niemals ein längeres Gespräch führen, obwohl wir uns täglich im Speisesaale des Hotel Bellevue trafen, manchmal wandte sie sich an ihre Begleiterin und wechselte mit derselben einzelne Worte in französischer Sprache, apathisch, müde klang die Stimme, doch so metallisch und tief, daß mir unwillkürlich einfiel, welch schöne Altstimme sie haben müsse, und wie schön ihr Gesang wäre, wenn sie — auch ein Herz hätte. Aber das war eben die Frage, ob sie wohl eines habe? Oder vielleicht hatte sie eines gehabt, und es war im Busen erstarrt in Folge eines großen Schmerzes, welcher ihr ganzes Seelenleben zerstörte, nichts zurücklassend, als eine Marmorstatue über einem Grabhügel.

Auf meine Nachfragen erhielt ich die Auskunft, daß sie eine russische Gräfin wäre, deren Gemahl, ein englischer Lord, vor einigen Jahren in der Schweiz gestorben sei. Die andere Dame aber, welche mit der Gräfin ein wenig Ähnlichkeit hatte, sei ihre jüngere Milchschwester und Gesellschafterin. Dies war alles, was ich über das Schicksal der beiden Fremden in Erfahrung bringen konnte.

Mehrere behaupteten, daß die beiden Frauen manchmal Abends bei Mondenschein in ein Boot stiegen, und ganz allein auf den See hinausruderten, einmal wollte man die Gräfin singen gehört haben, und zwar sollte sie einen herrlichen Sopran besitzen, wie einer der Touristen behauptete, daraus ersah ich aber, daß das Ganze Dichtung sei, denn, wer in solch tiefem Tone spricht, kann unmöglich eine Sopranstimme haben.

So verstrich Tag um Tag. Es schien, als ob es zwischen uns einen seelischen Verband, einen magnetischen Rapport gäbe, vermöge dessen wir uns unter den Tausenden von Curgästen Gmundens immer mit den beiden interessanten russischen Frauen trafen, wenn ich irgend einen größeren Ausflug unternahm. Bei der Dichtelmühle auf der Ebenseer Kunststraße, am Kalvarienberge u. s. w., überall kamen wir zusammen und freuten uns gegenseitig sichtlich darüber, obwohl wir nie ein Wort wechselten.

Ich hatte die räthselhafte Sphinxgestalt so lieb gewonnen, mich so an dieselbe gewöhnt, daß ich keine volle innere Befriedigung empfand, wenn ich sie irgendwo nicht antraf, als fehlte mir gleichsam etwas zu meinem vollkommenen Wohlbefinden.

An einem trüben Morgen machten wir uns auf, ich und meine liebe Bekannte aus England, Miß Angela, um den Traunfall zu sehen; wir warteten das schöne Wetter gar nicht ab, da wir befürchteten, daß die in Folge der starken Regengüsse angeschwollene Wasserfluth sinken möchte, wodurch der Anblick, nach dem ich mich lange sehnte, an Schönheit verlöre. Miß Angela nahm ihr unvermeidliches Sketschbook und den Feldsessel, ich aber wappnete mich mit der besten Laune, dachte an meine liebsten Freunde, an den trauten häuslichen Kreis, um der Anziehungskraft des Wassers nicht zum Opfer zu fallen, welches auf mich einen beinahe unwiderstehlichen Einfluß ausübt.

Unser Wagen rollte auf der nur zu sehr civilisirten, ungewöhnlich gut gepflegten Straße dahin und dies, in welch' einer Gegend!

Als hielte ich ein ungeheures Kaleidoskop in Händen, in so rascher Abwechslung boten sich immer schönere, immer herrlichere Bilder dar. Gleich im Beginne leuchtet von der Anhöhe durch den dunklen Wald die Villa Rettenbacher, Besitz der königlich hannoveranischen Familie. Dem Fuße des Berges entlang rauscht die bald wildschäumende, bald sanft schmeichelnde, aber immer in tausendfachem Grün spielende krystallhelle Traun dahin, schlängelt sich, braust und läuft durch das Theresienthal, in welchem die zahlreichen Gebäude der großen Baumwollspinnerei eine kleine Colonie bilden.

Wie die einzelnen Perlen des Rosenkranzes durch die Finger, glitt durch anderthalb Stunden Bild um Bild an uns vorüber. Das der Traun entlang ziehende Gebirge ist bald kahl, bald wildromantisch mit ungeheueren Waldungen bedeckt. Hie und da wird das Thal so enge, daß man am Endpunkte angelangt zu sein meint; doch eine scharfe Wendung und den Blicken bietet sich eine ruhige, eine der idyllischesten Gegenden dar. Herrlich grüne Wiesen, Moosteppiche, in denen keine Fußspur zu sehen ist, liebliche Bergabhänge umkost von lispelnden, klaren Wellen, die sich leise von Stein zu Stein fortwinden; während aus der Ferne die schneeigen Häupter der in die Wolken reichenden Bergriesen herüberwinken. Inmitten dieser Umgebung liegen die hübschen, netten Dörfer Oberweis, Laakirchen, Eichberg, Steirermühl mit der großen Papierfabrik, und endlich: Traunfall. Schon aus großer Entfernung hört man ein stärkeres Rauschen, welches in dem Maße zunimmt, als wir die schmalen Stufen vom Hügel herabsteigen, doch ist vom Wasserfall noch nichts zu sehen. Es zeigen sich nur die Dächer der verschiedenartigsten Holzbuden, Schuppen, eine Mühle und das Gasthaus, aus dem sofort der dienstbeflissene Wirth tritt. Da wir uns aber nach Erquickung für die Seele sehnten, so beachteten wir den guten Mann gar nicht, sondern gingen weiter, den Brückenweg aufwärts, bis wir den längs der Berglehne sich hinziehenden Steig erreichten. Ein prächtiger Anblick bot sich unseren Blicken. Wie beinahe nach der ganzen Länge des Traunthales, bildet auch hier das Flußbett die Breite des Thales, und das Wasser, welches sich durch dunkle Felssprünge zwängt, fällt rauschend in das tieferliegende Becken, an dessen moosbedecktem Gesteine es mit solcher Farbenpracht zerstiebt, daß das Auge davon geblendet wird, während die ganze Umgebung ein feiner, kühler Staubregen erfüllt.

Mutter Natur hatte bisher die Sonne hinter einem Wolkenschleier verborgen gehalten, um, gleich einem geschickten Regisseur, deren strahlende Erscheinung im geeigneten Augenblicke um so wirksamer zu gestalten, und jetzt, da wir ergriffen von den sich uns darbietenden Schönheiten dastanden, brach sie plötzlich hervor und streute tausend Regenbogen über den prächtigen Wasserschwall. Wir stiegen weiter aufwärts. Die Traun bildet hier eigentlich mehrere Fälle von stets zunehmender Schönheit, derjenige, an welchen wir nun gelangten, machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck. Steile, hohe, malerisch gruppirte Felsen verzweigen sich auf die abenteuerlichste Art; hie und da liegen zur Vervollständigung des phantastischen Bildes moosbedeckte Baumstämme, an welchen die mächtigen weißen und grünen Fluthen und die zahlreichen Wasserspiele in abwechslungsvollen, bunten Bögen vorüberrauschen.

Miß Angela, die schon die Niagarafälle gesehen hatte, ergötzte sich lächelnd an dem, was mich, die ich noch nie Schöneres sah, zu Thränen rührte. Aber Miß Angela fand und genoß das Schöne, obzwar sie bereits Schöneres gesehen hatte, verringerte nicht den Eindruck durch Vergleiche, denn, sagte sie, der Kolibri ist in seiner Art eben so prächtig, wie der schönste Arras, obwohl er winzig klein ist.

Nun war noch der dritte Theil übrig, die Krone des Wasserfalles, Miß Angela hielt mir scherzend die Augen zu, und führte mich so auf dem schmalen, krummen Pfade, damit der Anblick mich auf einmal, in seiner ganzen Vollkommenheit überrasche.

„Now!“ rief sie, und aufblickend, schrie ich beinahe laut auf. Gleich einer gewölbten Mauer stürzte das Wasser in zwei Farben, theils dunkelgrün, theils weiß wie fließendes Glas herab, und auf dem hölzernen Stege, der zu dem Häuschen führte, welches über dem Falle errichtet war, stand — eine hohe, schwarze Gestalt, mit marmorbleichem Gesichte, die Augen weit geöffnet, und diese sahen sehnsüchtig, zärtlich, zugleich aber auch schaudernd in den brausenden, schäumenden Gischt. — Sie stand da mit krampfhaft verschränkten Händen, und hinter ihr eine andere Frauengestalt, wie zu ihrem Schutze mit weit ausgebreiteten Armen, sie angstvoll betrachtend.

Es waren meine beiden russischen Fremden.

Was alles auf dem blassen Gesichte zu lesen stand, das konnte man nur mitempfinden, tiefbedauernd mitempfinden, aber nicht nieder-

schreiben. Da erblickte uns die Gesellschaftsdame und, als wären wir alte Bekannte, rief sie uns um Hilfe an, verzweiflungsvoll die Arme gegen Himmel erhebend. Wir näherten uns leise, als die Gräfin plötzlich rücklings niedersank. Wir waren schon ganz nahe, ein Sprung und wir konnten die Ohnmächtige mit den Armen stützen, worauf wir sie in das Bretterhäuschen trugen. Der Führer wurde sofort in das Gasthaus gesandt, um einige Kopfkissen zu holen, ich wollte die Bewußtlose mit Wasser besprengen, die Gesellschafterin zog aber rasch meine Hände zurück. „Das ist nicht erlaubt," sagte sie in französischer Sprache, „dies widerfährt ihr häufig nach großer Gemüthserregung — nun wird sie zwei, drei Stunden so liegen, nichts hörend, nichts sehend, und es ist weder gestattet, noch auch möglich, sie zum Leben zurückzurufen."

Es ist wohl selbstverständlich, dass wir die unglückliche Frau nicht hier, über dem Wasser, allein mit dem armen Mädchen zurücklassen konnten, welches ihre Seelenstärke sichtlich verließ, denn Thränen traten ihr in die Augen und sie brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Instinctiv, als ahnte sie die Theilnahme, welche ich für sie empfand, neigte sie den Kopf auf meine Schulter und weinte, weinte lange, während ich mich bemühte, sie, soweit es mir möglich war, zu trösten.

„Hätten Sie Tassa früher gekannt!" schluchzte sie, und ihre Stimme nahm einen unbeschreiblich weichen Ausdruck an, als sie den Namen Tassa aussprach. „Wenn Sie wüßten, wie gräßlich es ist, sie so sehen zu müssen, sie, die dazu geboren war, um zu herrschen und glücklich zu sein."

„Was war es, das diese schreckliche Krankheit verursachte?" fragte ich theilnehmend.

„Was?! Wenn ich es erzählte, würden Sie es nicht glauben, denn Sie werden solche Schlechtigkeit bei Menschen nicht voraussetzen! Aber ich will es doch erzählen, es wird mir wohl thun, nach vielen Jahren, die Geschichte dieses besonderen Lebenslaufes, unter dessen Schicksalsschlägen wir beide gebrochen sind, Tassa und ich, wieder zu erzählen. Es ist auch keine Indiscretion dabei, denn Tassa steht seit langem allein in der Welt."

Und dort im kleinen Holzhäuschen, im Getöse des Wasserfalles, setzte sich das schöne russische Mädchen zu Füßen ihrer Herrin, Miß

Angela und ich ließen uns ihr zur Seite nieder und mit melodisch klingender Stimme begann sie ihre Erzählung.

„Graf W . . . off, Tassa's Vater, war einer jener verschwenderischen, ausschweifenden russischen Edelleute, unter deren Händen die Schätze eines Krösus selbst verschwinden, sich in größtes Elend verwandeln. Mit vierundzwanzig Jahren war der Graf schön und so arm wie eine Kirchenmaus. Da entschloß er sich zu einem Schritte, den ihm die Verzweiflung eingab, er, der stolze Aristokrat heiratete ein ältliches bürgerliches Mädchen, die nach dem Tode ihres geizigen Vaters einige Millionen zu erwarten hatte. Dieses arme reiche Mädchen war eine nahe Verwandte meiner Mutter, und als sie nach dreijährigem Märtyrerthum, nach Tassa's Geburt starb, verfügte sie am Todtenbette, daß die eben geborene Waise meiner Mutter zur Pflege übergeben würde. Und so geschah es auch.

Ich war damals zwei Monate alt, und meine Mutter nahm das Kind ihrer unglücklichen Verwandten nicht nur an, sondern wurde ihm in des Wortes voller Bedeutung Mutter, denn wir nährten uns gemeinsam an dem einfachsten, edelsten und besten Herzen. Tassa's Vater genoß indessen das Leben in vollen Zügen, heiratete die schöne Tochter eines Barons, die sich einige Zeit der Gunst des Kaisers erfreut hatte, doch, nachdem auch sie bald gestorben war, begab sich der Graf in das Ausland, besuchte berühmte Bäder und spielte, spielte so lange, bis er wieder gänzlich verarmte. Rouge et noir war, wie ich glaube, des Grafen einzige Neigung, und diese begleitete ihn bis an das Grab. Während dieser Zeit wurden Tassa und ich in einem berühmten russischen Kloster erzogen. Meine theuere Mutter hatten wir in unserem zehnten Lebensjahre verloren, und so blieben wir gegenseitig auf uns angewiesen. Wir liebten Niemand in der Welt, weil uns eben nie ein Mensch näher getreten war. Wir lebten so vollkommen für einander, daß auch im Kloster keine unserer Mitschülerinnen unsere Herzen gewinnen konnte, wir standen mit allen auf gutem Fuße, aber ein festeres Freundschaftsband verknüpfte uns mit keiner. So verging Jahr um Jahr, Tassa erwuchs zu einer idealen Schönheit, und ihre Stimme, welche schon in der Kindheit die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkte, bildete sich wunderbar aus, dieselbe war so tief und biegsam, klang so hell und Tassa sang mit so tiefer Empfindung, daß die Klosterkapelle stets überfüllt war, wenn es bekannt

wurde, daß Gräfin W . . . off während der Messe ein Solo singen werde.

Jahre hindurch hörten wir nichts von dem Grafen, denn die Kosten unserer Erziehung wurden durch ein kleines Capital gedeckt, welches auf Tassa's Name lautend, so angelegt wurde, daß es dem Grafen unerreichbar war. Doch drang der Ruf von der Schönheit und der herrlichen Stimme seiner Tochter zu seinen Ohren. Eines schönen Morgens erschien er, und war so entzückt von der bezaubernden Erscheinung seines Kindes, daß er ihr Anfangs, Gott verzeihe es mir, beinahe den Hof machte.

Er führte uns sofort nach St. Petersburg, und führte seine Tochter bei Hofe ein, wo sie natürlich die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hatte.

Eine Schaar von Bewunderern und Bewerbern umgab alsbald Tassa, wo immer sie sich zeigte, der Graf aber begann seine Tochter zu überreden, sich zu verheiraten. Noch heute ist es mir ein Räthsel, woher der Graf das Geld nahm, um die Kosten unserer luxuriösen und vornehmen Lebensweise zu decken. Tassa hatte ihrem Vater ein für allemal erklärt, sie werde nicht ohne Liebe heiraten. „Dann werde Opernsängerin," antwortete ihr der Vater, „ich bin der kostspieligen Rolle eines Mentor müde." Wir verstanden ihn sofort. Er sah in Tassa nur das Werkzeug, dazu berufen, seine gesellschaftliche Stellung zu heben, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu verbessern. — Da wurde der Graf krank, die Aerzte sandten ihn über den Winter nach Nizza, und uns nahm er natürlich mit. Nicht so krank, um das Bett hüten zu müssen, ging er seine eigenen Wege, und wir wieder, uns selbst überlassen, richteten unsere Lebensweise nach Gutdünken ein. Wir theilten unsere Tage zwischen dem Meere und der Musik. Tassa hat schon in ihren Kinderjahren eine verhängnißvolle Vorliebe für das Wasser, und auch jetzt ist sie im Stande, ganze Tage in einem kleinen Boote auf dem Wasser zuzubringen. Waren wir nicht auf der See, so konnte sie an derselben ihre Zeit verträumen. Stundenlang ergötzte sie sich an den Schönheiten des Meeres; still saß sie dort auf ihrem Feldstuhle und sah dem Spiele der Wellen zu, zeitweilig ihr Entzücken in einem choralähnlichen Gesange offenbarend. Wie schön war es zuzuhören, wenn die herrlichen Töne über den Wasserspiegel zitterten und die metallvollen Klänge die Einsamkeit belebten. — Indeß, wenn es

das Wetter erlaubte, fuhr sie am liebsten im Boote; bei einer dieser Partien wäre uns beinahe ein Unglück zugestoßen, wenn sich nicht zufällig ein junger Engländer, welcher uns schon lange mit Aufmerksamkeit gefolgt war, in der Nähe befunden hätte und uns zu Hilfe geeilt wäre. So lernte Tassa ihr Geschick kennen, am Wasser, durch's Wasser, das in ihrem Leben eine verhängnißvolle Rolle spielte. Der junge Engländer war auffallend schön, ein würdiger Sohn des blonden Albion, doch war Lord Edwards H. nicht nur schön und reich, sondern überdies ungemein einnehmend und geistvoll. Doch wozu lange erklären, was ohnehin ganz natürlich ist, die beiden jungen Leute verliebten sich sterblich in einander. — O, die herrlichen Morgenstunden am Meere! die glücklichen, wonnigen Tage; ach, jene liederreichen, dufterfüllten Abende auf den von Rosen umrankten Marmorstufen der Villa d'Asti!"

Nachdem sie diese Erinnerungen ausgesprochen, schwieg sie tief bewegt und unwillkürlich fielen mir Dantes unsterbliche Worte ein: „Nessun maggiore dolor che ricordarsi del tempo felice, nella miseria".*

„Der Graf empfing mit Vergnügen den reichen Bewerber, verzögerte aber, aus mir unbekannten Gründen, die Verlautbarung der Verlobung, doch erfreuten sich die Liebenden eines so wolkenlosen Glückes, daß diese Verzögerung nicht im Stande war, ihre Ruhe zu stören.

Während Tassa ihre glücklichsten Stunden verlebte, trat ihr Vater in immer intimere Beziehungen zu einem antipathischen, rohen, aber sehr reichen Grundbesitzer Klein-Rußlands, bei dem der nur äußere Anstrich von Erziehung um so auffälliger ward, als er, nach häufigerem Beisammensein, nicht im Stande war, die strengen Regeln der besseren Umgangsform zu beachten, jeden Augenblick in Derbheiten ausartete und die Larve eines Gentleman vorzulegen vergaß. Es war ein häßlicher, nachlässig gekleideter Mann, dessen Geldstolz den Menschen als solchen erst nach der ersten Million gelten ließ. Aber — mit Entsetzen bemerkte ich es — Tassa schien ihm sehr zu gefallen, und es bedrückte mich eine unerklärliche Angst, eine böse Ahnung, vermehrt durch das sich in vollkommener Sicherheit, im Vollbewußtsein seines Glückes lebende Paar."

* Es gibt keinen größeren Schmerz, als sich im Elende glücklicher Zeiten zu erinnern.

Das Mädchen schauderte zusammen und setzte nach kurzer Pause ihre Erzählung fort. „Noch jetzt ist mir der Morgen lebhaft in Erinnerung, an welchem der Graf mit wirrem Haare und unordentlich gekleidet, in Tassas Zimmer taumelte, und dort gerade zu den Füßen seiner Tochter zusammenbrach. Was mag wohl damals in dem Herzen des alten Mannes vor sich gegangen sein, vielleicht war es der erste, einzige Augenblick, in dem er fühlte, daß er Vater sei, der einzige, in dem er sein schönes, reines, edles Opfer bedauerte. Er umschloß die Knie seines Kindes und schluchzte lange in dieser Stellung. — Tassas Antlitz wurde todtenbleich, eine innere Stimme mag ihr zugeflüstert haben, daß sie an einem Wendepunkte ihres Lebens stehe.

Nachdem sich der alte Mann aufgerichtet hatte, sagte er Tassa, daß sie niemals die Gattin Lord Edwards werden könne, sondern K., jenen reichen Grundbesitzer, heiraten müsse. Den nun folgenden Auftritt kann ich nicht beschreiben, was alles geschah und gesprochen wurde, wie viele Thränen flossen, welch eines Ausbruches der Verzweiflung ich Augenzeuge war, davon will ich schweigen. Das Wesentliche war, daß Graf W . . . off seine Tochter im Kartenspiele verloren hatte und Baron K. eine solch ungeheuere Summe schuldete, daſs in Bezug der Schätzung ihres Werthes — hier lächelte das Mädchen bitter — die arme Tassa sich nicht beklagen konnte, sie war um hohen Preis verschachert worden.

Der Vater dictirte seiner Tochter den Absagebrief an Lord Edwards. — Mein Gott! Hätten Sie das Mädchen damals gesehen. So lange ich lebe, vergesse ich den überirdischen Schimmer nicht, welcher damals auf ihrem Antlitze leuchtete. Nur auf den Gesichtern fanatischer Märtyrer kann solch ein geisterhafter Schein wahrnehmbar sein. — Tassa beherrschte scheinbar der Gedanke, daß sie an ihren Vater eine Schuld abzahle, Leben um Leben gab. — Noch am selben Tage wurde die Verlobung feierlichst bekannt gegeben . . . Die nun folgenden Begebenheiten sind mir in ihren Details unbekannt und auch Tassa erfuhr dieselben niemals, jedenfalls hatte Lord Edwards begriffen, daß nicht das Mädchen, sondern dessen Vater als Verfasser des Briefes zu betrachten sei, doch war ihm der Vater seiner Geliebten heilig, er konnte sich also nur an den Nebenbuhler halten, den er wahrscheinlich auch gefordert hatte; aber genug an dem, am vierten Tage kam statt Baron K. ein Brief, und zwar ein sehr höflicher Brief, in

welchem der Baron die Schuld des Grafen als getilgt erklärte, und auf Tassa's Hand unter der Bedingung verzichtete, daß sie die Gattin Lord Edwards werde, da er, Baron K., sein Glück nicht auf Kosten desjenigen Tassa's machen wolle. Der Graf zerbrach sich vergeblich den Kopf, um das Räthsel zu lösen, K. war abgereist und sein zukünftiger Schwiegersohn beobachtete ein vollkommenes Schweigen darüber, was blieb ihm also übrig, als seine Einwilligung zu dem schönen Bunde zu geben. Nach Empfang der nothwendigen Dispensen wurde die Hochzeit in aller Stille begangen, worauf das junge Paar, welches so große Hindernisse überwunden hatte, nach Italien abreiste, nicht ohne mir vorher, nach Ablauf von zwei Monaten ein Rendezvous in der Schweiz zu bestimmen, wo sie das ganze Jahr zu verbringen gedachten.

Der Herbst nahte heran und ich verlebte die zwei Monate bei einer bekannten Familie in Nizza, dann reiste ich in die Schweiz, und war wieder mit derjenigen vereint, die meines Lebens einziger Zweck, meine Stütze, meine einzige Liebe war, denn Sie müssen wissen, daſs ich außer Tassa niemals Jemand geliebt habe. In meinem Herzen gab es keinen Raum für ein anderes Gefühl, so ganz wurde es von einer unbegrenzten Anhänglichkeit und Liebe zu Tassa erfüllt. Dieselbe hatte sich oft scherzend darüber geäußert und behauptet, ich sei in sie verliebt. Ist wohl möglich. Ich hatte meine Empfindungen niemals analysirt, ich war in ihrer Gewalt.

Sie können sich vorstellen, welch schöne, glückliche, unvergeßliche Zeiten nun folgten. Wenn je eine Frau geliebt, verehrt wurde, so war es Tassa! — Manchmal scheint es mir, als ob für ein ganzes Menschenleben kein größeres Ausmaß an Glück bestimmt sei, als Tassa in diesem einen Jahre genoß, und daß sie auch so zu den Auserwählten Gottes gehöre. Als sich der Jahrestag der Trauung näherte, wurde beschlossen, das Fest an dem Wasserfalle bei Schaffhausen zu begehen. Da noch keines von uns den Rheinfall gesehen hatte, so begrüßten wir freudig den Vorschlag Lord Edwards."

Das Mädchen verstummte, stand auf, glättete die Haare der Schlafenden, breitete sorgfältig den Plaid über sie aus, setzte sich dann wieder und sprach mit unterdrückter Stimme weiter:

„Wir reisten langsam, in aller Bequemlichkeit die tausendfachen Schönheiten der Gegend bewundernd. Nie sah ich Lord Edwards liebevoller als während der letzten Zeit. Oft, wenn ich zufällig in

Tassa's Zimmer trat, wo sie von der Reise ermüdet auf dem Lager ruhig eingeschlummert war, fand ich Lord Edwards vor der Schlafenden stehend, in ihren Anblick versunken, während über sein blasses, edles Antlitz Thränen rieselten. Es fiel mir auf, daß er schlecht aussah, doch dachte ich, es sei die Folge der Besorgnisse um seine Gattin, deren Gesundheitszustand allerdings nicht der beste war, doch hatte das Unwohlsein einen natürlichen Grund, und das glückliche Paar sah mit süßem Hoffen der schönen Zukunft entgegen.

Die Feier des kleinen Festes war schön, Lord Edwards war zärtlicher und verliebter denn je — nur in einem Punkte konnten sie sich nicht einigen, er wollte nämlich unter dem Wasserfalle durchgehen, und Tassa ließ es nicht zu. Der Führer versicherte zwar, daß viele das kleine Wagniß unternähmen, und daß wirklich keine Gefahr dabei sei, aber Tassa hielt mit liebevoller Aengstlichkeit den Arm ihres Gatten mit dem ihrigen fest. Es geschah das erstemal, daß Lord Edwards nicht nachgab. Die Herbstsonne strahlte mit vollem Glanze auf die schäumenden Wogen nieder, und ließ dieselben im tausendfachen Regenbogen erglänzen, als Lord Edwards mit dem Führer unter dem Falle verschwand. Minute um Minute verstrich, der Führer kehrte zurück — Lord Edwards sahen wir nicht wieder! . . . .

Der Führer sagte später unter einem Eide aus, daß der Lord sich absichtlich, mit Entschlossenheit unter den Wasserfall gestürzt habe, eine Aussage, der wir keinen Glauben beimaßen, da wir dachten, daß er sich auf diese Art rechtfertigen wolle."

„Tassa", setzte das Mädchen fort, „kam Wochen hindurch nicht zum Bewußtsein, als sie genas, schickten sie die Ärzte nach Italien, sie erholte sich nur sehr langsam. Mit der Zeit, da ihre körperlichen Kräfte zunahmen und sie sich wieder für ihre Angelegenheiten zu interessiren aegann, bat sie mich eines Tages, ihr die Briefe zu geben, die während ihrer Krankheit eingelaufen waren. Es war in Venedig, sie saß auf einer Terrasse, die sich gegen das Meer öffnete, ich übergab ihr das ganze Bündel Briefe, unter denen besonders einer durch seine Größe auffiel, er machte den Eindruck, als enthielte er irgend ein Document, derselbe war einige Tage nach dem Unglücksfalle in Schaffhausen eingetroffen.

Ich wurde für einige Minuten durch Geschäfte abberufen, und ließ Tassa allein, zurückkehrend fand ich sie ohnmächtig auf dem Boden

hingestreckt. In ihren krampfhaft geschlossenen Händen hielt sie den oberwähnten Brief. Ich las denselben, sobald ich Zeit fand. — Es war ein Vertrag, ein gräßlicher Vertrag, versehen mit den Unterschriften Lord Edwards und Baron K.'s, laut welchem nach Art amerikanischer Duelle, derjenige, welcher die schwarze Kugel ziehen würde, Tassa wohl zur Gattin nehmen konnte, doch war er verpflichtet, am Jahrestage der Hochzeit zu sterben.

Mit richtigem Zartgefühl hatte Lord Edwards diesen Ausflug zum Wasserfall am geeignetsten gehalten, die That zu vollziehen, denn er dachte so am leichtesten seiner Frau glauben zu machen, daß sein Tod die Folge eines bösen Zufalles sei. Aber jener Dämon, Baron K., begnügte sich nicht mit einem Opfer, und rächte sich schrecklich, als er den Vertrag an Tassa schickte, denn aus jener Ohnmacht erwachte sie ganz verändert, sie ward nicht gerade wahnsinnig, aber schwermüthig, sie duldet Niemand um sich, außer mir, spricht wenig, sang nie wieder, und für das Wasser hat sie eine so krankhafte, fanatische Vorliebe, daß sie von Ort zu Ort pilgert, wo es Wasserfälle, schäumende Bäche, Seen und Flüsse gibt. Als sehe sie in jeder Welle die Züge des Geliebten, versenkt sie sich in den Anblick des Wassers; und ich folge wie ein Schatten der armen verdammten Seele und schaudernd fühle und ahne ich, daß einmal auch ihr das Wasser zum Grabe werden würde. Tassa ist jetzt fünfundzwanzig Jahre und seit vier Jahren Witwe. — Können Sie sich unser Leben vorstellen?

„Und Graf W . . . off? frug ich.

„Starb vor zwei Jahren in Monaco, ob auf natürliche Weise, oder in Folge Selbstmordes, konnten wir nicht erfahren."

„Und bekümmert sich die Familie Lord Edwards nicht um die Witwe?"

„Sie bezieht eine Jahresrente, das ist alles, da das Vermögen auf Lord Edwards Bruder überging."

Tief bewegt schloß ich das arme Mädchen in die Arme, dessen ganzes Leben nur eine lange Kette von Aufopferungen war.

Da bewegte sich die Gräfin, ihre Gefährtin warf uns einen bittenden Blick zu, damit wir uns entfernen möchten.

„Sie würde erschrecken, wenn sie Fremde sehen würde", flüsterte mir das Mädchen in das Ohr, obwohl sie sich zu ihnen hingezogen fühlt und sie liebt. Aber jetzt fürchte ich für sie neue Eindrücke."

Ich küßte nochmals das liebe Mädchen, worauf wir uns entfernten.

Miß Angela hatte ihr Sketschbook gänzlich vergessen, und keine von uns sprach ein Wort ehe wir nach Hause kamen.

Als wir an meinem Hausthore vom Wagen stiegen, sahen wir uns an, und Miß Angela sagte ernst, vielleicht mit Bezug auf ihr eigenes Leben: „Sie liebte und ward glücklich, ihr Geschick hat sich erfüllt, bedauern wir sie nicht.“





Aus J. L. Runebergs

„Fähnrich Stahl und seine Kriegsgeschichten“.

Dem Schwedischen nacherzählt

von

Gottfried v. Leinburg.

I.

Wilhelm v. Schwerin.

Und Oberstlieutenant von Traube stand
In Sorgen schwer:
„Da müßte ein richtiger Höllenbrand,
Kein Zitt'rer, her! —
Schon rückt mir das feindliche Heer heran,
Wohl dreimal stärker als wir rückt's an;
Und ich soll mich schlagen und opfern
Im Nothfall den letzten Mann.

Und hätt' ich bei meinen Kanonen noch
Einen Veteran,
Einen Mann, der Blut im Gefecht schon roch,
Eine Landsturmfahn!
Doch es ist ein Jüngling, ein Graf Schwerin,
Ein sechzehnjähriger Benjamin! —
Was hilft mir ein solches Herrchen
Bei'm Sturme der Batterie'n?“

Er ritt mit Angst zu ihm hin und bot
Ihm die Hand zum Gruß:
„Ihr wißt, daß ich mich um Leben und Tod
Jetzt schlagen muß;
Gewiß ist der Tod, wenn Ihr schlecht besteht,
Doch nicht der Kranz, wenn Ihr vorwärts geht;
Nur zwischen Leben und Sterben
Jetzt habt Ihr die Wahl, wie Ihr seht.“

„Ihr bleibt da so ruhig im Schlachtsturm steh'n!
So ein Rohr, das schwankt! —
Doch habt Ihr mir solchen noch nie geseh'n,
So, daß mir bangt.
Jetzt bedenkt Euch einmal, Herr Graf! — Dann sagt,
Ob wirklich so kühn Ihr und unverzagt,
Daß Euer blühendes Leben
Im blutigen Reigen Ihr wagt?“

„Herr Oberstlieutenant! Mit Schwert und Hand,
Im Silberhaar
Noch bringt Ihr König und Vaterland
Euer Leben dar;
Mir lacht das Leben im Morgenlicht,
Ich sah das zwanzigste Jahr noch nicht: —
Ich will doch seh'n, wer mir's wehrt jetzt,
Es zu weihen der heiligsten Pflicht!“

Da blickte der Greis den Jüngling an
Mit Lust und Stolz:
„Ihr schießt wie ein Meister, junger Mann,
Ihr schießt durch's Holz! —
Kein schwankendes Schilfrohr nenn' ich Euch mehr,
Euch führte mir Gott als Helfer hieher!
Denn der Muth, nicht die Armkraft
Bleibt schließlich die sicherste Wehr.“

Schon kämpfte der Jüngling in Schlachtsturms Weh'n
Seinen ersten Kampf.
Schon wichen die Seinen, ihn sah man stehn
In Qualm und Dampf.
Kühn stand er und fest im Kanonengespei,
Lud selbst sein Geschütz und schoß für Drei;
Heimschickt' er mit blut'gen Köpfen
Einen Schwarm von Kosaken dabei.

Jetzt ruhte der Kampf und sturmschritts sprang,
Er hin mit Groll,
Und schrie und mahnte, daß rings mit Klang
Sein Ruf erscholl.
Hei, war das mit einmal ein andres Bild!
Rings jauchzte von Neuem der Kampfschrei wild,
Und der Tod mit bleichem Gesichte
Schritt abermals schrecklich durch's Thalgefild.

Und Traube mit Stolz und mit Vaterglück
Sah zu von fern:
„Das nenn' ich in Wahrheit ein Meisterstück
Von dem schmächt'gen Herrn.
Nie hätt' ich's geglaubt, und Knall und Fall
Jetzt steht er am Thore der Ruhmeshall:
Ich sehe den prächtigen Knaben,
Weiß Gott, noch als Feldmarschall."

Doch der Tag war zu Ende, mit ihm die Schlacht;
Da brachte Schwerin
Glückstrahlend zurück bei sinkender Nacht
Seine Batterie'n.
Und wie er nun kam zur Redoute herein,
Da grüßte das Heer ihn mit Vivatschrei'n,
Und gerührt in offene Arme
Schloß Traube den wack'ren Wardein.

Der Heldenjüngling! Sein Ruhm flog auf
Zu Sonnenhöh'n.
Wie stolz begann er den muth'gen Lauf,
Wie hoffnungsschön!
Ach, daß er so frühe schon sterben muß!
O wehe, daß noch vor Mondenschluß
Die trauernden Kriegskameraden
Das Geleit ihm geben zum letzten Gruß!

Einen Feiertag, einen Strahlenblick
Des Ruhms, jedoch
Gewährte das grimmige Kriegsgeschick
Dem Tapf'ren noch,
Bevor den Busen so unerschreckt,
So jugendlich voll noch und unbefleckt,
Der Tod mit mähenden Händen
Auf's blutige Lager gestreckt.

Es war an dem Tag von Orawais,
Jenem Unglückstag,
Wo unser Kriegsheer im Lorbeerreis
Dem Geschick erlag.
Da strahlte am hellsten des Jünglings Muth,
Da spie sein Geschütz, da zielt' er so gut,
Da dampfte das Erz der Kanone,
Bespritzt mit strömendem Blut.

Da sah man ihn sinken erschöpft dahin,
Doch noch zugekehrt
Den Feinden mit ruhigem Reckensinn
Zum Kampf das Schwert;
Dann sprang er empor, dann sprang er voran,
Durch die starrenden Lanzen brach er sich Bahn,
Erreichte umjauchzt die Seinen —
Und lag als Held auf dem Plan.

So schloß er mit Glanz seinen Mövenflug
Ueber's Thatenmeer —
Mit sechzehn Jahren, jedoch genug
Für Ruhm und Ehr!
Ach, wer den Reden der Herrn gelauscht,
Die selbst von Kränzen des Ruhms umrauscht,
Der weiß es, mit diesem Jüngling
Hätt' Jeder mit Freuden getauscht.

Nur sechzehnmal lachte des Lenzes Blau
Dem edeln Schwerin,
Doch trauerten Greise in Locken grau
Mit Schmerz um ihn;
Doch standen um seine Bahre gereiht
Die edelsten Kämpen zum letzten Geleit —
Kein Mann in dem Heer, der dem Helden
Nicht eine Thräne geweiht.

Keine Klage, kein rührender Grabsermon
Erklang dabei,
Daß der Held so frühe gegangen schon
Im Blüthenmai. —
Doch Vegesack pries seine Jünglingsschaft,
Ein zweiter Gen'ral seine Manneskraft,
Und herab von Traubes Auge —
Quoll seltener Traubensaft.

II.

Die Braut vom Einödhof.

Vom Gold des Sonnenuntergangs noch zitterten die Wälder,
Und rosig sanft umwob der Glanz des Abends rings die Felder.
Vom Schweiß des Tages müd und matt ein Trupp von Burschen kam,
Nach Tageslast und Tagesmüh'n nach Haus den Weg er nahm.

Fürwahr nach Last und Müh'n, wovor es Manchem möchte bangen,
Denn todt lag eine Feindesschaar und eine war gefangen.
Sie zogen in den Kampf hinaus beim frühen Morgenschein,
Doch Dämm'rung schon und Nacht brach bei der Wiederkehr herein.

Und öde nächst dem Erntefeld, wo sie die Schlacht geschlagen,
Und trauervoll am Heerweg lag ein Hof in jenen Tagen;
Und eine finn'sche Jungfrau sah, indem ihr Busen flog,
Wie friedlich zog vorbei die Schaar, und friedlich weiter zog.

Ihr Blick war der des Suchenden: — wer weiß, woran sie dachte?
Ihr Angesicht war röther als das Abendroth es machte,
So stumm und sprachlos lauschte sie, so voll von Angst und Gram,
Daß jeden Pulsschlag unruhvoll im Herzen sie vernahm.

Jedoch vorüber schritt der Trupp; sie sah ihn ohne Klage,
Sah jedem Krieger ins Gesicht mit einer stummen Frage;
Ach, einer Frage, ängstlich scheu, doch hoffnungsvoll dabei,
Und heimlicher als heimlichste Gedankenmelodei.

Doch als der Zug vorüber war des Trupps nun allzumal,
Da zuckte sie zusammen wild vor tiefer inn'rer Qual;
Doch blieb sie stumm, begrub ihr Haupt bloß in der schnee'gen Hand,
Und Thränen netzten perlengleich der Lilienwangen Brand.

Da kam die Mutter: „Hör', mein Kind! Du brauchst noch nicht zu weinen,
Bald werden Dir die Tage hell des Glückes wieder scheinen.
Er, den Du da mit Schmerz gesucht, und nicht mehr wiederfandst,
Er ist nicht todt, er denkt des Tags, wo Du den Kranz ihm wandst.

Ich rieth's ihm an, doch blindlings nicht und dumm Gefahr zu laufen,
Ich sagt' es ihm ins Ohr, als weg er zog mit seinem Haufen.
Aus Zwang bloß zog er mit hinaus, aus Kampflust wahrlich nicht,
Er that noch nicht auf Haus und Hof, auf Dich noch nicht Verzicht!"

Erschrocken sah das Mägdlein auf aus schmerzlichen Gedanken,
Man sah's, wie seine Hoffnungen in Nacht und Nebel sanken.
Sie blickte nach dem Feld der Schlacht hinunter an den Strand.
Und eilte stumm und sprachlos hin, bis sie dem Blick entschwand.

Und schon vom tiefen Blau begann die Nacht herabzuthauen,
Und kohlschwarz lagen ringsumher Gebirg und Wald und Auen.
„Mein Gott, wo bleibt sie? — Tochter, komm doch! Noch blüht Dir das Glück,
Vor morgen noch ist wiederum dein Bräutigam zurück."

Und langsam kam die Tochter jetzt, und stumm des Wegs gegangen,
Die Augen waren thränenleer und thränenleer die Wangen;
Jedoch die Hand, zum Gruß gereicht, war kalt wie Nachts der Wind,
Und bleicher war das Angesicht als Nachts die Nebel sind.

„Laßt graben mir mein Grab anjetzt! Laßt Kranz und Bahrtuch holen!
Vom Wahlplatz hat sich schimpflich weg mein Bräutigam gestohlen.
Er hat an sich und mich gedacht, o wie bin ich betrübt!
Verrath hat er am finn'schen Heer, am finn'schen Volk geübt.

Als Jene kamen, er nicht mit, da durft' ich um ihn klagen,
Da glaubt' ich noch, er läg' als Held, als Mann im Feld erschlagen.
Mein Schmerz war groß, doch war er süß — ich hätt' ihn still beklagt,
Beklagt mit achtzig Jahren noch, und grau und hochbetagt!

Wohl hab' ich ihn mit Schmerz gesucht, ihn meines Glückes Lüge!
Doch Keiner der Erschlagnen trug die mir so theuren Züge.
Jetzt will ich nichts mehr von der Welt des Truges und der Noth —
Er lag bei jenen Todten nicht, d'rum wünsch' ich mir den Tod."





Das Kind in der Weltliteratur.

Eine Studie

von

Ferdinand Groß.

In diesen Zeilen soll ein Bild davon gegeben werden, wie die dichtende Kunst sich zu dem Kinde verhält. Machen wir den Versuch, in diesem Sinne eine Rück- und Rundschau zu halten, so fällt uns vor Allem auf, daß nicht zu jeder Epoche das Kind in gleicher Weise aufgefaßt wurde. Um diese Thatsache zu illustriren, braucht man nur daran zu gemahnen, daß es in Frankreich eine Zeit gab, in welcher die Kinder weder in der Poesie, noch in der Wirklichkeit eine hervorragende Rolle spielten. Es war die Zeit, aus welcher Talleyrand berichtet, daß er kaum eine Nacht unter demselben Dache mit seiner Mutter und seinem Vater geschlafen. Die Sprößlinge galten als eine Art Ballast, mit dem man fertig zu werden trachtete, so bequem es eben möglich war. Allerdings auch in Epochen, in welchen das Kind seine Herrschergewalt eingebüßt hatte, flüchteten immer diejenigen, welche den Zauber kindlichen Wesens nicht missen wollten, in irgend einen Winkel künstlerischer Hervorbringung, wo jener Zauber ein Heim gefunden. Während Watteau der leichtlebigen, graziösen Eleganz seiner Tage Farben lieh, malte Simeon Chardin die Freuden des häuslichen Herdes, und er wendete alle Feinheit seines Pinsels daran, die Mutter festzuhalten, welche ihr Kind

kämmt oder es das Mittagsgebet hersagen läßt. Immer und über alle Irrthümer hinweg siegt die heilige Dreifaltigkeit: Vater, Mutter, Kind. Man darf behaupten, daß Rousseau durch seinen „Emil" die Kinder in Frankreich wieder in Mode brachte. Geboren wurden nach wie vor Kinder, aber man beachtete sie nicht viel. Man ließ sie erziehen wie Puppen, die Liebe hatte damit nichts zu thun, die Poeten hüteten sich wohl, sie zu verherrlichen. Uebrigens nahm auch in der Antike das Kind keinen breiten Platz in der Literatur ein. Aus alter Zeit, um zwei Jahrtausende zurück, tönt feierlich ein Wort zu uns herüber, innig, ergreifend in seiner Einfachheit, das Wort des Lehrers vom See Genezareth: „Lasset die Kleinen zu mir kommen." So viel Liebe in so anspruchslose Form zu kleiden — kein Späterer hat es vermocht!

Uns Deutschen liegt begreiflicherweise am nächsten die Frage, wie unsere zwei ersten Classiker sich zu den Kindern verhielten. Goethe behauptet auch hier den Vorrang. In seiner großen, sachfälligen Weise feiert er das Kind, ohne es zu fälschen, er bewährt sich eben den Großen wie den Kleinen gegenüber als der Meister der höchsten Wahrheit. Entzückend in wohlabgewogener Realistik klingt es, was Werther aus dem Heim Lottens berichtet, die Schilderung, wie Lotte ihren sechs Geschwistern schwarzes Brot schneidet, wie in dem Danke eines jeden ein Charakter sich deutlich ausspricht, und wie der liebenswürdige Zwischenfall dann schließt: „Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thür hinauskam und sagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand! Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ungeachtet seines kleinen Rotznäschens herzlich zu küssen" . . . Ergreift es uns tief, zu erfahren, wie der tragisch veranlagte, für das Unglück geborene Jüngling von des Kinderwesens unergründlicher Macht überwältigt wird, so wirkt es auf uns wie ein erfrischender Lufthauch, Goethe dieses Wesen in so gesunder, markiger, schlichter und liebenswürdiger Weise verkünden zu hören. Wir vernehmen die Stimme des Meisters in derselben Tonlage, wenn wir hinhorchen, während sein Götz mit dem Knaben Karl, dem reizend vorwitzigen Jungen, plaudert. Es ist das eine der dichterischen Aeußerungen, die jedem Deutschen geläufig sind, aber trotzdem citirt werden müssen, wenn charakteristische Beispiele gegeben werden

sollen ... Bekanntlich will Karl dem ritterlichen Vater durchaus sagen, was er gelernt hat und schwätzt von Dorf und Schloß Jaxthausen, als wäre nicht sein Vater der leibhafte Besitzer, und verräth in Einem Athem das Küchengeheimniß, daß die Mutter Lammsbraten mit weißen Rüben koche. „Weißt Du's auch, Herr Küchenmeister?" — „Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten." — „Kannst Du sie nicht roh essen?" — „Schmeckt so besser ...."

Bei Schiller sind die Kindergestalten mehr von Reflexion getragen, nicht so aus dem Vollen und Ganzen genommen. Ich schweige von der kleinen Infantin Clara Eugenia, welche im „Don Carlos" auftritt; sie kommt ebenso wenig in Betracht, wie die Kinder in Grillparzer's „Medea", welche nichts anderes zu thun haben, als sich vor ihrer Mutter zu fürchten. Verhältnißmäßig am naivsten hält Schiller, dem ja im Allgemeinen die Naivetät mangelt, den altklugen Bauernjungen in „Wallensteins Lager". Meist baut er das Kind philosophisch auf. So in dem „Das Kind in der Wiege" betitelten Distichon:

„Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt."

In dem Gedichte „Der spielende Knabe" ermuntert er das Kind, sich's wohl sein zu lassen in der Mutter Schoß, denn nur zu rasch werde die Zeit der Sorglosigkeit vorüber sein. Er kann nicht umhin, seinen angeborenen Neigungen entsprechend, weiter auszuholen, aus dem Besonderen hinauszutauchen ins Allgemeine:

„Spiele, liebliche Unschuld, noch ist Arkadien um Dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üpp'ge Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck;
Spiele. Bald wird die Arbeit kommen, die hag're, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth."

In Walter Tell ist Schiller glücklicher als sonst bei dem Versuche, eine Kindergestalt auf die Scene zu bringen. Aber ans Rhetorische streift trotzdem die Ausdrucksweise des Kindes:

„Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes."

Bei Heinrich Heine klopfen wir vergebens an. Das einzige Mal, wo er anhebt: „Mein Kind, wir waren Kinder“, dient ihm diese Apostrophe nur als Vorwand, um zu einer seiner bitteren Schluß-pointen überzugehen. Er hat keine Kinder gehabt und, wie es scheint, keine geliebt. Das ist aber eine Ausnahme, denn im Großen und Ganzen kann sich die deutsche Poesie nicht genug darin thun, das Kind von allen erdenklichen Seiten zu betrachten, und gerne verkündet sie in vollsten Klängen die Freude am Kinde, eine Freude, wie sie typisch Theodor Storm ausgesprochen hat. Er betrachtet seine zwei Jungen und singt:

„Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.“

Für viele unserer Poeten liegt die Versuchung nahe, die Kinder in Zusammenhang zu bringen mit der Religion, ihren Tröstungen und Satzungen. Paul Gerhard, der evangelische Sänger, und der Holländer Jost van der Vondel wetteifern miteinander, das durch den Tod verklärte Kind in frommen Lauten zu behandeln. Oft gelingt es einem Dichter, religiös empfindend das Kind darzustellen, ohne deshalb in augenverdrehende Frömmelei zu verfallen. Ein schönes Gedicht des Ungarn Johann Aranyi: „Bete, Kind“ führt sprechend den Poeten vor, der für sich allerdings die Ursprünglichkeit des Glaubens verloren hat, seinem Knaben jedoch empfiehlt, betend die Hände zu falten. Er sagt dem Sohne:

„Wenn Du einst das ganze Elend siehst,
Dem die Ehrlichkeit verfallen ist,
Wenn sich seitwärts Tugend und Vernunft
Drücken vor der dummen, bösen Zunft:
Leg' den Glauben, eh' dich Neid verblende,
Auf die Waage, und sie steigt gelind,
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind.“

Losgelöst von allen religiösen Banden erscheint das Kind bei der überwiegenden Menge von Dichtern, welche sich der Menschenknospe freuen, ohne den Glauben mit ins Spiel zu ziehen.

Ludwig Uhland rettet sich aus der Bedrängniß, die ihn umkettet, zu eines Kindes Unschuld; er sieht frohgemuth in die Welt, aber wenn ein Schatten heraufzieht, flüchtet er zum Glauben:

„Du kamst, du gingst mit leichter Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur,
Aus Gotteshand in Gotteshand."

An diese Probe darf man wohl die sinnigen Verse August Silbersteins anschließen:

„Wenn ein Kindlein faltet fromm die Hände
Und die Mutter lehrt ihm ein Gebet,
Durch die Schöpfung, bis zum fernsten Ende,
Ein gar heilig süßes Schauern geht!

Denn die Liebe zieht zur ew'gen Liebe,
Und das Heil, es waltet Nacht und Tag —
Ob erfüllt, versagt das Flehen bliebe,
Herz, sei still, wer weiß, was frommen mag!"

Was für ein köstlich erfreuendes Ding ein Kind sei, preist J. G. Seidl, der niederösterreichische Dialectdichter, indem er behauptet, Zwillinge müsse man doppelt so gern willkommen heißen, wie ein Einzelnes. Eine Frau schickt einer anderen Kinderwäsche, ein Häubchen und ein Röckchen, zum Geschenk, und schreibt dazu:

„Drum nimm! Und gab' da Himmel
Gar Zwoa, — schier sollt ma's glaub'n! —
So gib dem Oan'n halt's Rockerl,
'n Andan aber d'Haub'n."

Robert Hamerling neckt ein Frauenzimmerchen: „Und somit ein Uebel zwar, aber noch ein kleines", allein trotz der Neckerei hat er sein Behagen daran:

„Springst mit silberhellem Gruß
Du herein zur Thüre,
Ist's, als ob ein Sonnenblitz
Durch die Stube führe."

Als ein Dichter, der köstliche Episoden aus dem Kinderleben zu erhaschen weiß, documentirt Friedrich Hebbel sich in: „Der Kirschenstrauß“. Das Kind, „blond und fein, ein Lockenköpfchen, das kaum vier der Jahre hat“ — ist für die Mutter Eier holen gegangen. Diese trägt es nun behutsam. Die Krämerin hat ihm Kirschen geschenkt. Es möchte davon naschen, aber — welches Dilemma! — wenn es die Hand zum Munde führt, läßt es die Eier fallen, und diese zerbrechen. Nun bückt es sich, spitzt die Lippen — aber damit geräth die Kleine erst recht ins Unglück, eine Katastrophe würde erfolgen, wenn die Erschrockene nicht wie festgebannt stehen bliebe:

„Denn die Eier wollen gleiten,
Und sie hält sie nur noch fest,
Weil sie beide unwillkürlich
Gegen Leib und Brust gepreßt.
Lange wird es zwar nicht dauern;
Bellt der erste kleine Hund,
Fährt sie noch einmal zusammen,
Und sie rollen auf den Grund.
Doch da springt, den Küchenlöffel
In der mehlbestaubten Hand,
Ihr die Mutter rasch entgegen,
Und das Schicksal ist gebannt.“

Hebbel läßt uns tiefen Blick thun in seine kinderfreundliche Seele, wenn wir ihn vernehmen:

„Kinder sind Räthsel von Gott und schwerer als alle zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.“

In dem Epos „Mutter und Kind“ schildert Hebbel ergreifend, was das Kind den Eltern bedeute. Ein reicher kinderloser Kaufherr in Hamburg macht einen armen Knecht und eine Magd zum Ehepaar und schenkt ihnen Grund und Boden, mit der Bedingung, ihr Erstgeborenes müßten sie ihm überlassen, er werde es adoptiren, um einen Erben zu haben. Sobald das Erstgeborene da ist, können Vater und Mutter sich nicht von ihm trennen, ja die Mutter stiehlt sozusagen ihr Kind und will dafür allen Besitz lassen und in die Arbeit zurückkehren. Zur Zeit verzichtet der Kaufherr auf seine Rechte, und der jungen Mutter bleibt der heftigste Schmerz erspart.

Unter den Kindern herrscht eine erschreckend große Sterblichkeit. Darum ist's begreiflich, daß wir immer fürchten, das Kind, das uns entzückt, könne uns in der nächsten Stunde entrissen werden. Oder soll das nicht Furcht, sondern Wunsch, ja Hoffnung sein? Ist's nicht besser, das Kind wird von der Erde genommen, ehe es deren Pein und Qual kennen lernt, ehe es irgend eine Enttäuschung erfahren hat? Nikolaus Lenau geht so weit, für ein ihm theueres Kind geradezu den Tod zu erbitten. Die Kleine schläft; durch den Schleier des Schlafes lächelt sie wie die Rose still durch das Abendgedüfte. Der Dichter betet zum Schlafe:

„Wiege sie sanft, und lege Deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier
Uns kein Lächeln mehr schimmert.

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer."

Lenau, der melancholische Deutsch-Ungar, legt die ganze Schwermuth seiner Individualität in das Kinderwesen hinein. „Kinderwuchs und Abendschatten" erinnern ihn als weltschmerzlich bewegten Wanderer daran, „wie sich ihm die Sonne neige".

Justinus Kerner schließt sich denen an, welche in frühem Tode einen Schutz vor des Lebens Ungemach finden. Doch mischt sich bei ihm in diese Auffassung einer der üblichen geisterseherischen Züge ein:

„Ich blick' Dir nach mit Sehnen,
Du Blüthe! fortgeweht,
Doch fließen keine Thränen,
Weil es Dir wohlergeht."

Friedrich Rückert tritt uns mit einem ganzen Cyklus von „Kindertodtenliedern" entgegen. Er lobsingt das Schicksal der frühzeitig Abberufenen, aber keineswegs aus pessimistischer Weltanschauung:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern Dir gesungen,
Nun haben Dich in Schlaf gesungen Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist Du hier eingeschlafen;
Fahr' wohl! Im Sturme sind wir noch, Du bist im Hafen."

In einem so auffallenden scheinbaren Gegensatze Kindheit und Tod zu einander stehen, muß doch jeden Denkenden der Anfang an das Ende gemahnen. Holbein vergißt auf seinem „Todtentanze" nicht das Kind, das da klagt:

„O weh, liebe Mutter mein,
Ein schwarzer Mann zieht mich dahin!
Wie magst Du mich so verlassen?
Soll ich tanzen und kann noch nicht gehen?"

Psychologisch muß es von hohem Interesse sein, zu beobachten, wie das Kind davon berührt wird, wenn es den Tod zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. In einem ergreifenden Gedichte: „Am ersten Sarge" schildert Wilhelm Jensen diese große Begegnung. Er läßt einen Knaben erzählen, wie eines Tages „in schwüler Julizeit" der Mitschüler zu seiner Rechten gefehlt habe. Der Lehrer theilt zum Schlusse der Stunde mit: Heinrich Wolf sei Nachts vorher gestorben, wer ihn sehen wolle, der müsse noch heute kommen; die Eltern lassen es sagen. Die Knaben verstehen nicht recht:

„Todt war er — todt — was war's? Sie wußten's kaum,
Doch lag es seltsam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum erstenmal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen."

Zu den Dichtern, welche den Kindern das frühe Sterben als eine Art von Glück gönnen, gehört auch Lessing. Der „Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb", setzte er die Grabschrift:

„Hier liegt, die Beate heißen sollte
Und lieber sein als heißen wollte."

Nachdem sein Kind gestorben, gibt er ihm zerrissenen Herzens Recht, daß es von dieser Welt nichts wissen wollte. Am 3. Jänner 1778 schreibt er an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur zu kurz. Und ich verlor ihn so ungern,

diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? —" Und zwei Tage später an Karl Lessing: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie war entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon?"

Durch die Weltliteratur geht ein tiefes Mitleid mit der menschlichen Creatur. In allen Tonarten erklingt das düstere Lied, daß der Tod besser sei als das Leben; gepriesen wird, wer schon als Kind abberufen worden. Aus dem Alterthum, das sonst dem Kinde nur eine geringe Stellung im Gedichte einräumt, tönen über die Jahrtausende hinweg Stimmen zu uns herüber, welche frühen Kintertod preisen. In „Oedipos auf Kolonos" läßt der Chor sich vernehmen:

„Nicht geboren zu sein, o Mensch,
Ist das höchste, das größte Wort;
Doch, wofern Du das Licht erblickst,
Acht' als Bestes, dahinzugehen
Wieder, von wannen Du kamst, im Flugschritt."

Nach demselben Ziele weisen die Worte des Euripides:

„Um Neugeborne müßte man lautklagend sich
Versammeln, die so großem Weh' entgegengeh'n;
Gestorb'ne aber, welche von den Leiden ruh'n,
Glückwünschend und frohlockend hingeleiten."

Einem antiken Volke wird nachgesagt, daß es über jede Geburt weinte, über jeden Sterbefall frohlockte. Wir Modernen drücken die

Trauer über den Verlust eines Astes an unserem Baum in anderer Form aus. Eduard v. Bauernfeld ist unser Dolmetsch:

„Ein Kind, so hold, so rein, voll Gottesgnade!
Du wirst dereinst ein Mensch wie wir; 's ist jammerschade!"

Franz Grillparzer schreitet in ähnlichem Geleise mit der Miene des Tragikers einher. Er läßt einen Engel an das Lager eines süß schlummernden Kindes treten:

„Er überschaut im Geiste den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur steht, welcher die Blume zerknickt;
Rauschen hört er des Unglücks seelenmordende Pfeile,
Wider die Unschuld und Recht nur ein zerbrechliches Schild;
Thränend sieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerschlagend die Brust, welche jetzt athmend sich hebt.
Banges Mitleid erfaßt die Seele des himmlischen Boten,
Fragend sieht er empor, und der Allmächtige nickt.
Da umfängt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen,
Spricht: „Sei glücklich, o Kind!" — und — der Kleine war todt!"

Hans Hopfen widmet „Peregretta's Kind" die Grabschrift:

„Dein Leben war ein einziger Mutterkuß,
Ein kurz Erwachen aus den ernsten Träumen.
Nun schläfst Du weiter unter diesen Bäumen
Und weißt es nicht, wie bitter weinen muß,
Wer eine lange, bange Lebensnacht
Schlaflos bis an ihr letztes End' verwacht."

Josef v. Eichendorff widmet seinem todten Kinde zehn Gedichte. In einzelnen derselben bringt er seinen Schmerz wahrhaft ergreifend vor; so zum Beispiel, wenn er klagt:

„Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus.
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.
Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür.
Du hätt'st Dich nur verirret,
Und kämst nun müd' zu mir."

Dem Romantiker löst sich der Schmerz in einen Glaubens-accord auf:

„Und Jahre nah'n und geh'n,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiederseh'n."

Er baut auf Gott; ist er durchgekommen, so werden sie es wohl auch; das Schicksal lade Niemandem mehr auf, als er tragen könne:

Keinem gibt man mehr die Wind' im Schlauch,
Seit Ulyß ihn nicht in Acht genommen."

Das Kind ist noch ganz Zukunft, noch ganz Geheimniß. Es erfüllt uns darum leicht mit einer respectvollen Scheu.

Friedrich Marx findet in der Kinderstube ein Heiligthum. Graf Adolf Friedrich Schack („Der kleine Franz") gedenkt des wißbegierigen siebenjährigen Knaben, der gestern noch arglos spielte und nun, nachdem er plötzlich gestorben, vielleicht mehr von den ewigen Mysterien weiß als die Erwachsenen, die zurückgeblieben sind.

Vertieft die Poesie sich nicht in reflective Betrachtung, so stimmt sie gern Wiegen- und Schlummerlieder an. Béranger mit seiner jovial-spießbürgerlichen Phantasie („La nourrice") läßt die Amme sich die Zukunft ausmalen, wie der weibliche Säugling einmal einen Sohn haben, ihre Tochter aber die Amme dieses Sohnes sein werde:

„Dieu bénit ta famille:
Ma fille allaitera
Le fils qu'il t'enverra."

Paul Heyse („Die Kinderfrau") hebt den Schleier von dem Herzen der Alten, welche ehedem eifersüchtig die kleine Margarethe nicht einmal deren eigener Mutter gegönnt hat, jetzt aber damit ein-verstanden ist, daß die erwachsene Margarethe einem fremden Manne angehöre:

„Sie ist ihm gar nicht feindgesinnt,
Sie gönnt Dich ihm und lächelt schlau.
Wiegte sie gern ein neues Kind,
Die kluge alte Kinderfrau?"

Albert Träger läßt in ein „Wiegenlied“ die leise Wehmuth über die irdische Vergänglichkeit einfließen:

„Schließe, mein Kind,
Schließe die Aeuglein zu,
Leise und lind
Sing' ich Dich ein zur Ruh.
Mütterlein wacht,
Schlafe, mein Kind, schlaf' ein —
Manch' bange Nacht
Werd' ich nicht bei Dir sein.
Wenn Du dann weinst,
Denke zum Troste mein,
Die Dich dereinst
Sang in den Schlummer ein.“

Unter dem Titel „Tod und Trost“ widmet Adolf Wilbrandt seinem dahingegangenen Franz eine tiefempfundene Nachrede, und in der Geburt eines zweiten Kindes sucht und findet er die Linderung seines herben Vaterschmerzes. Er schlägt rührende Töne an:

„ . . . Die Knospe sprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind war nur Dein Name.
Mit off'nen Augen trankest Du das Licht;
Mit warmen Händchen tapptest Du ins Leben,
Das rings in hoher Welle Dich umfloß:
Mit rührend holden Gliedern, schön gebildet,
Ein Denkmal uns'res Bundes lagst Du da,
Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben.“

Neues Leben bietet Ersatz für das entschwundene: Der Dichter läßt den kleinen Robert der Mutter einen Blumenstrauß überreichen und dazu einen Gruß in Versen, in dem es unter Anderem heißt:

„ . . . Nachblühender Flieder.
Geschmückt mit Blumen sank Dein Glück ins Grab.
Geschmückt mit Blumen kommt das Glück Dir wieder.“

Wird das Kind nicht vorzeitig dahingerafft, so drängt sich dem elterlichen Herzen der Wunsch auf, es möge weniger Herbes erfahren als die Eltern, es möge vor arger Enttäuschung geschützt bleiben.

Friedrich Bodenstedt („An mein Söhnchen") erwacht in seinem Kinde zu neuem Leben, er dünkt sich in ihm verjüngt und gibt ihm auf den Weg den Reisesegen mit:

„O möge Gott in Gnaden Dich bewahren
Vor allem Weh' und Leid, das ich erfahren:
Er segne Dich, mein Kind, mit beiden Händen!
Was mir versagt ward — mög' er Dir gewähren,
Was in mir trübe war — in Dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in Dir vollenden."

Friedrich Rückert hat das Begehr, dem Knaben möge das Dasein leichter werden, als es ihm gewesen:

„Jeden kleinen, großen
Stein in dieser Fluth,
D'ran ich mich gestoßen
Selber bis auf's Blut,
Möcht' ich aus dem Weg Dir, junge Brut,
Räumen, eh' Du selbst gebrauchst die Flossen."

Auf Rückert muß man sich übrigens beziehen, sobald man irgend eine der vielen Seiten des Capitels vom „Kinde in der Weltliteratur" in Betracht zieht. Natürlich macht er das Verhältniß der Eltern zum Kinde auch zum Gegenstande seiner Gesänge. Man müßte ihn unablässig citiren, läge nicht die Gefahr nahe, daß es den Hörer ermüdet, einer und derselben Stimme zu oft sein Ohr zu leihen. Ich lasse, um solcher Monotonie auszuweichen, Adelbert von Chamisso das Wort, der in „Frauenliebe und -Leben" die Freude wiederspiegelt, welche schon das zu erwartende Kind dem Hause bereitet:

„Bleib' an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur Dich drücken mag.
Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;

Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus Dein Bildniß
Mir entgegen lacht."

Oskar v. Redwitz („Ein Hausbuch") gibt dem Vater Worte, der einen Sohn erwartet, und dem ein Töchterlein bescheert wird:

„Ein Kind, doch ist's ein Mädchen nur!"
Wie dumm und roh die Leute schwätzen!
Als sei die süße Creatur
Als Mägdlein minder hoch zu schätzen!
Und doch, wie lieblich ist sein Bau,
Braun Haar und dazu Veilchenaugen!
Ach, wird das meiner liebsten Frau
So recht zum Herzenslabsal taugen!"

Aber ein Junge wäre dem Vater trotz alledem lieber gewesen:

„Und doch — was schießt mir durch den Kopf?
Ha, Satan, wolle weg dich heben!
Was hast, gottlos armsel'ger Tropf,
Du mir für Spottgift eingegeben?
Doch nie ein Ohr vernehmen soll's,
Am letzten in der Wochenstube:
Ha, wärest du nochmal so stolz,
Wär's Mägdlein stramm ein zarter Bube."

Giuseppe Giusti, unter Italiens neueren Dichtern der Besten einer, zeigt die Mutter, die mit zärtlicher Geberde an dem kleinen Bette sitzt. Sie nimmt sich vor, dem Sohn untadelig reinen Sinn einzuflößen. Der Herr möge ihm Glück und Segen gewähren, doch sollte der Sohn Leiden erfahren durch ein fremdes Wesen, dann halte er sich gegenwärtig, daß Niemand ihn so liebe wie die Mutter:

„Einsam und tiefverstummt in tausend Schmerzen
Wirst du zur Mutter flieh'n in deinem Harme,
Dich bergen ihr im Arme
Und ruh'n an diesem wandellosen Herzen!"

In Naturlauten, welche uns mit unwiderstehlicher Gewalt packen, singt Ada Christen das Weh der Mutter, welche das Leben des Kindes entweichen sieht:

„Es preßt mir Kopf und Herz zusammen,
Die Luft, sie flimmert blutigroth —
Stirb nicht! Mit Dir stirbt Alles, Alles —
Mein letzter Halt wär' mit Dir todt."

Nicht die feinste Frauenseele kann liebevoller zu einer neuen Generation sprechen als Franz Dingelstedt, der sonst so kaustische, zu seinen Enkeln. Diese wurden in Triest erzogen; der Großvater fürchtete, sie könnten dort ihr Bischen Deutsch verlernen, und so verlangte er, „Tante Susi" solle ihnen ein deutsches Märchenbuch vorlesen. Er hofft (die Verse wurden vor dem großen deutsch-französischen Krieg geschrieben), die Kinder werden Deutschland auf stolzer Höhe erblicken — („Wir Alten sahen, unbeglückt — Das heilige Reich zerstückt, zerdrückt"), und er stellt sich vor, wie ihre deutsche Abstammung ihnen ein erhöhtes Selbstbewußtsein verleiht:

„Dann ruft Ihr hoch und wohlgemuth,
In uns auch fließt das deutsche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.
Alljährlich sprecht Ihr's als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.
Sie kehrt sich still abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . Vaterland!"

Hat Dingelstedt in der Rolle des Großvaters nur flüchtig gastirt, so predigt Victor Hugo in einem dickleibigen Bande „L'art, d'être grand-père", ein für französische Anschauung durchaus charakteristischer Buchtitel. Nicht eine natürliche Mission, sondern eine mit Bewußtsein auszuübende Kunst dünkt Hugo das Großvaterthum . . . Seinem literarischen Charakter entsprechend, verfällt Hugo unaufhörlich in Phrasen, in Großsprecherei, in Maulheldenthum. Er glaubt, den Zauber des Kindes am schlagendsten zu erweisen, wenn er anführt,

daß dieser Zauber sogar ihn, den Mächtigen, den Sieggewohnten, überwältigt habe. Aber er findet auch reizende, oft geradezu überraschende Wendungen. So zum Beispiel, wenn er beschreibt, wie seine Enkelin Jeanne die ersten Sprechversuche macht und Gott „als ein guter, alter Großvater“ entzückt zuhört; wenn er erzählt, Jeanne habe von ihm den Mond verlangt, doch zum Glücke sei Gott so klug, sich vor den Großvätern geschützt zu haben, sonst würden diese ihm die Gestirne wegnehmen u. s. w.

Weil schon von einem französischen Dichter die Rede ist, verweise ich auch gleich auf Alphonse Daudet, der in seinem Erstlingswerke, den „Amoureuses“, die kleinen Kinder besingt, die so leicht entschwinden, weil sie vor den Sternen und den Blumen — malheur à nous! — die Flügel voraus haben, mit denen sie die Welt rasch wieder verlassen können. „Ihr seid jedem Hause, was die Blumen dem Rasen, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohr ist“:

„Vous êtes à toute maison
Ce que la fleure est au gazon,
Ce qu' au ciel est l'étoile blanche,
Ce qu' un peu d'eau
Est au roseau
Qui penche.“

Aehnliche Klänge, gemischt aus Lust an dem Kinde und wehmüthiger Erwägung des Lebenskampfes, ziehen sich durch die meisten hiehergehörigen Aeußerungen der deutschen Poeten. Rudolf v. Gottschall findet, daß diese Mischung ein packendes Symbol sei. Er sieht eine Schaar Knaben bei drohendem Ungewitter harmlos spielen:

„Doch mir ist aufs Herz gefallen,
Was Euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über Allen
Wie ein schweres Wetter hängt.“

Stefan Milow entsetzt sich darüber, daß das Kind schon den Fluch der Armuth zu ahnen beginne. Er will es trösten:

„Entwölke Dich! Du darfst Dich reicher achten
Als all' die Andern, deren Glück nur Schein,
Die heiß mit allen ihren Schätzen schmachten:
Du bist ein Kind — der Himmel ist noch Dein!“

Der Wanderer, der schon vorangeschritten den Pfad der Ueberwindung dieser Welt, schöpft für das Kind wohl die Zuversicht, es werde solche Ueberwindung auch wacker zu Stande bringen. Alfred Meißner wird bitter, da er das Kind des Armen auf seinem dürftigen Bette von Stroh erblickt. Er endet mit der Frage: „Schafft Gott die Schönheit für die Sünde? Schafft er das Leben für den Tod?" — In dem Gedichte: „Des Kindes Weinen im Schlafe" meint Moriz Hartmann, daß der Schmerz da eine Art von Probe abhalte:

„Wie Harfen ist jedwedes Herz besaitet,
Es ist der Schmerz, deß Hand darüber gleitet,
Der noch bis jetzt den Preis im Lied errang:
In dieser Stund' ist er, trotz Nachtgebeten,
Zu präludiren, an das Bett getreten,
Versuchend seiner künft'gen Harfe Klang."

Wo viel Schatten, ist auch viel Licht. Gibt die Kindheit den Dichtern Anlaß zu schmerzlichen Aeußerungen, so liefert sie anderseits Stoff genug, um den freien Humor walten zu lassen. Ich sehe hier von den Anthologien ab, in welchen angebliche „Kinderworte" zu Hunderten gesammelt werden, denn sie tragen zumeist den Stempel des handwerksmäßig Gemachten. Im Reflex der Dichtung stellen kindliche Einfälle sich mit der Wirksamkeit des der innersten Menschennatur Abgelauschten dar. Vielleicht noch nie ist die urthümliche Kraft der Kindesnaivetät so drastisch wiedergegeben worden, wie in Andersens Märchen: „Des Kaisers neue Kleider". Zwei Betrüger haben dem Kaiser ein angebliches Prachtgewand gewebt, das für dumme Menschen unsichtbar sei. Und nun zieht er in diesem Gewande, das heißt: im Hemde, durch die Straßen, und da Niemand, auch nicht der Kaiser, als dumm gelten mag, thut alle Welt, als bewundere sie das Prachtgewand . . . „Aber er hat ja nichts an!" sagt endlich ein kleines Kind. „Hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater; und der Eine zischelt dem Andern zu, was das Kind gesagt hat. „Aber er hat ja gar nichts an!" ruft zuletzt das ganze Volk . . . .

Carmen Sylva, die Rumänenkönigin, belustigt uns unter dem Titel: „Aus dem Ei gekrochen" mit einer Mädchenidee. Das kleine Mädchen will durchaus Mutter werden. Es wünscht sich zwölf Buben, und Mädchen „ganze Heerden". Im Geiste geht sie mit ihren Knaben

spazieren, das Jüngste trägt sie auf dem Arm und gibt ihm zu trinken. Die Verwirklichung der Träume scheint ihr freilich ein wenig in die Weite gerückt:

„Wie meine Mutter bin ich bald,
Die hat auch viele Kinder;
Ach! wär' ich doch wie sie so alt,
Dann hätt' ich sie geschwinder."

In neuester Zeit hat ein junger Schriftsteller, Julian Weiß, mit den „Memoiren eines Wickelkindes" einen lustigen Beitrag zu der Literatur geliefert, welche ich hier im Auge habe. Er bewegt sich im Kreise der amerikanischen Humoristen, die das Unwahrscheinlichste mit unerschütterlichem Ernst vortragen. Den Säugling Robert, den „Helden" seines Buches, läßt er sogar dichten. An Else richtet Robert das Bekenntniß:

„Ich sah Dich einmal und nicht wieder,
Doch unvergeßlich ist Dein Wesen,
Ich dichte Dir zehntausend Lieder . . .
Du Glückliche! — Du kannst nicht lesen!"

Von demselben Autor stammt:

Des Säuglings Klage.

„Wer nie den Thee mit Thränen trank
Und nie in kummervollen Tagen
In seine Wiege weinend sank,
Der kennt sie nicht, die Säuglings-Plagen.
Man legt ihn in die Wiege dort
Und läßt den Menschen — Säugling werden;
Dann schickt man seine Amme fort . . .
So lernt man hungern hier auf Erden."

Neben dem Heiteren liegt im Kinderleben der düstere Ernst. Suchen wir den letzteren, so tritt uns das verwaiste Kind entgegen. In Boz-Dickens hat es einen meisterlichen Schilderer gefunden. Der große englische Schilderer verstand es, in den Rahmen seines Romanes: „Oliver Twist" ein von schwerem Schicksale beladenes Kinderdasein einzufügen. Niemand wird an der Hand dieses Seelenmalers ohne

tiefe Ergriffenheit die Erlebnisse des im Armenarbeitshause zur Welt gekommenen Knaben verfolgen, der im zartesten Alter die tiefsten Bitternisse durchkosten muß, wie eine willenlose Sache hin- und hergeworfen wird, mißhandelt, beleidigt, verleumdet, gedemüthigt wird, in die Gesellschaft von Verbrechern geräth, welche ihn für ihr schreckliches Handwerk erziehen wollen, nur durch wundersame Fügungen — welche von der reichen Phantasie des Autors ersonnen und combinirt wurden — unter günstigen und geklärten Verhältnissen in das Mannesalter tritt und dann mit freudiger Ruhe auf die vielfach verschlungenen Wege zurückblicken kann, die er frühzeitig durchschritt. Nichts Ergreifenderes läßt sich denken, als das Verhältniß Olivers zu dem krank dahinsiechenden Kirchspielkinde Dick — dem letzten Wesen, das Oliver sieht, ehe er, von Verzweiflung getrieben, dem Leichenbesorger Sowerberry entflieht, um nach London zu wandern — und das ihm auf Olivers Trost, er werde wohl noch gesund und glücklich werden, in frühreifer Resignation die Antwort gibt: „Ich hoffe es, wenn ich einmal todt bin, aber nicht früher. Ich fühle, daß der Doctor Recht hat, Oliver, denn ich träume immer von dem Himmel, von Engeln und von freundlichen Gesichtern, die ich nie sehe, wenn ich wach bin."

In diesen beiden Kleinen verkörpert sich die Tragödie einer Kindheit ohne leitende und schützende Liebe — der Blume vergleichbar, auf welche kein Tropfen Thau niederfällt — und damit ist eines der schmerzlichsten Capitel berührt, welche das Thema vom „Kinde in der Weltliteratur" aufzuweisen hat.

Keine Waise, aber mit dem Fluche behaftet, der Sohn einer leichtsinnigen Frau mit einem „Vogelgehirn" zu sein, erweckt Jack, der Held von Alphonse Daudets gleichnamigem Roman, unsere tiefste schmerzliche Theilnahme. Der französische Dichter schritt in den Fußtapfen Boz-Dickens', als er in „Jack" — er selbst nennt sein Werk ein „Buch des Mitleids, des Zornes und der Ironie" — das unglückliche Kind im Kampfe mit dem Schicksale zeigte. Jack — mit „k", wie seine Mutter hervorhebt — ist der Sohn einer Pariser Lebedame, die sich Ida de Barancy nennt, aber wahrscheinlich nie so geheißen hat. Die Tragödie dieses Kinderlebens beginnt an dem Tage, da — während die Mutter sich irgend einer rauschenden Vergnügung hingibt — der Kutscher und das übrige Gesinde beschließen, Jack im Gymnase

Moronval erziehen zu lassen. In diesem zweifelhaften Institut taucht als Gegenstück zu Jack der kleine Sohn des Königs von Dahomey auf; nachdem für den Prinzen eine Zeit lang kein Schulgeld bezahlt worden, behält Herr Moronval ihn nur als Aushängeschild, aber die kleine schwarze Hoheit muß den Boden fegen und die niedrigsten Dienstleistungen verrichten, bis sie, von Heimweh übermannt, entfliehen will, zurückgebracht wird, erkrankt und sich von einem Quacksalber zu Tode muß curiren lassen. In Jacks Leben folgt eine ergreifende Episode der anderen. Nachdem seine Mutter sich lange nicht um ihn gekümmert, macht er sich auf und wandert Stunden und Stunden hindurch zu Fuß nach dem Landsitze, wo Mama sich mit Herrn d'Argenton, dem gewesenen Literaturprofessor im Institut Moronval, niedergelassen hat. Mit elf Jahren kommt er in die Gewerkschaft zu Indre; sein Quasi-Stiefvater d'Argenton hat es so beschlossen und Mama mit dem Vogelgehirn denkt nicht weiter nach, ob das das Richtige sei. Er verroht geistig und siecht körperlich hin. Als Arbeiter kommt er einmal in den Verdacht, gestohlen zu haben, wird aber als unschuldig erkannt — zum Aerger d'Argentons, der sich schon vorbereitet hatte, ihm eine salbungsvolle Strafpredigt zu halten. Jack wird Schiffsheizer, lernt als solcher Branntwein trinken, wird verkrüppelt bei Gelegenheit eines Schiffbruches, kehrt heim und wird Redactionsdiener bei der „Revue des races futures", welche d'Argenton mit dem Betrage von zehntausend Francs gegründet, die Ida von Jacks muthmaßlichem Vater erhalten. Zum Schlusse seines jungen Lebens, da er eine Beschäftigung gefunden, sucht seine Mutter, die von d'Argenton ruinirt worden, bei ihm Zuflucht, geht ihm aber eines Tages wieder zu d'Argenton durch. Jacks Gesundheit hält endlich all' den Bitternissen und Aufregungen, die über ihn hereingestürmt, nicht Stand, und so sieht er dem Tode entgegen. Die Mutter weilt nicht an seinem Sterbebette, und da bricht es klagend aus ihm hervor: „Was mein Leben Trauriges enthielt, kam nur von ihr; mein Herz ist eine einzige Wunde in Folge der Schläge, welche sie ihm versetzt hat. Sie hat mich getödtet, aber sie will mich nicht sterben sehen . . ." Die Weltliteratur hat wenig Bücher aufzuweisen, in welchen ein Kinderschicksal so herzbewegend dargestellt wird wie in „Jack". Es sind kleine Züge darin, welche beredter wirken als die ausführlichsten Darlegungen und Beschreibungen. Unser Auge bleibt nicht trocken, wenn wir lesen, daß Jack, der in der ersten Kind-

heit sinnlos verwöhnte Cocottensohn, in der Gewerkschaft der „Azteke“ genannt wird, weil er ein so kleiner und schwächlicher Junge ist, und daß „Madame Ida de Barancy“ — offenbar im Auftrage des wackeren d'Argenton — ihm Vorwürfe macht, warum er sich nicht besser zum Arbeiter qualificire — wahrscheinlich, schreibt sie ihm, achte er nicht hinlänglich auf seine Gesundheit und trage bei kühlem Wetter nicht das Foulardhemd, das sie ihm mitgegeben. In einer Anwandlung von falscher Mutterliebe drückt sie ihr Erstaunen darüber aus, daß er, nach seinen Mittheilungen, sein englisches Costume nicht anlege . . .

Eine andere, aber auch ungemein packende Art von Kinder-Charakterstudie gibt Marie v. Ebner-Eschenbach in ihrem Roman: „Das Gemeindekind“. Ihre starke Gestaltungskraft bewährt sich an Pawel Holub, dem Kinde eines Mörders, einem unter der Hefe des Volkes aufwachsenden Wildling, in welchem ein unbeugsamer, zügelloser Trotz lange Zeit jede in ihm schlummernde gute Regung niederhält, einem Jungen, der lieber jeden Verdacht auf sich ladet, als daß er im gegebenen Moment ein versöhnendes Wort spräche. Wie in diesem verwilderten Gemüthe die Liebe zu seiner Schwester erblüht, wie der störische, verkommene Junge sozusagen widerwillig nach einem Menschenherzen sucht, an das er sich lehnen, dem er sein Leid klagen kann — das Alles ist meisterlich ausgeführt. Aus dem Kinde wird auf dem Entwicklungsgange zum Jüngling und zum Manne ein braver geläuterter Mensch — was uns aber hier interessirt, das ist nur das eigenartige, manchmal in seiner Herbheit und Ungeschminktheit geradezu unheimliche Bild, welches Marie v. Ebner mit sicherem Pinsel auf die Leinwand wirft.

Unter den Dichtern und Schriftstellern aller Nationen haben sich immer auch welche versucht gefühlt, dem Kinderleben nur das witzig und heiter Episodische zu entnehmen. Dieses Genre ist in Frankreich besonders stark gepflegt worden; speciell der Zeichner und Schriftsteller, der Caricaturist mit Stift und Feder, Gavarni (er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Guillaume Sulpice Chevalier) war nach dieser Richtung unablässig thätig. Er erfand den in der ganzen Welt populär gewordenen Gattungsnamen „Enfants terribles“ für die Kinder, welche all das sagen, was sie nicht sagen sollen — nach dem Muster des Knaben, der einen Gast mit den Worten empfängt: „Sind Sie der lange, trockene Mensch, der immer gerade zur Essenszeit

kommt? Papa ist nicht zu Hause . . ." Bedauern wir den alten Herrn, der dem Enfant terrible verspricht: „Mein Engel, ich habe Dir Bonbons mitgebracht und wenn ich weggehe, werde ich Dir sie geben," und darauf die Antwort hören muß: „Gib mir die Bonbons sogleich und geh' dann fort." Gavarni verleiht dem Manne eine bestürzte Physiognomie, dem ein Knabe versichert: „Es ist wahr, Du hast Augen wie die Laternen Deines Cabriolets, Clémence hat Recht" . . . Bei Tische, während ein Gast zugegen ist und das Huhn servirt wird, erkundigt sich der kleine Schreckensmensch: „Mama, ist dieses Gericht das crepirte Thier, von dem Du heute Früh sagtest, für ihn sei es gut genug?" . . . Ein Genosse dieses Knaben interpellirt einen Besucher: „Ist's wahr, Herr v. Aiby, daß Du jeden Pfennig viertheilst? Wie macht man denn das?"

Papa, Mama und Bébé unternehmen eine Promenade. „Mama," meldet Bébé, „da ist der Herr aus dem Luxembourggarten vorübergegangen . . . . Du weißt . . . . von dem Du sagtest, er sei ein guter Freund von Papa . . . . Er hat nicht gegrüßt . . . . So ein Grobian!" — Papa hört zum Glücke nicht, wie Bébé, während man sich zum Speisen begibt, Mama bittet: „Ich war sehr brav — aber nicht wahr, nach dem Essen gehen wir zu unserem guten Freunde?" Mama gebietet ihm mit erhobenem Finger Schweigen.

Wir ahnen eine ganze Complication von Herzensbeziehungen, wenn das Söhnchen sich zum Vater äußert: „Du weißt nicht, Papa? Dieser dumme Moriz hat Mama zu Thränen gebracht — was bekümmert es ihn, daß Du Herrn von Albert zum Speisen einladest?" . . . . Auf unser Combinationsvermögen verläßt sich Gavarni auch, wenn er einem Enfant terrible die Worte in den Mund legt: „Mama schrieb an Herrn Prosper. Papa sah den Brief — der gerieth in schrecklichen Zorn, weil der Brief einen Fehler enthielt." So oft sich Anlaß dazu bietet, bekommt hinwieder Mama erbauliche Dinge über ihren Eheherrn zu hören — das ist die Kehrseite der Medaille.

Bei Gavarni, wie bei Gustave Droz, dessen mit dem Kinde in anmuthigster Weise kokettirendes Buch „Monsieur, Madame et Bébé" in mindestens hundert Auflagen verbreitet ist, vergällt der frivole Beigeschmack uns die reine Freude an diesen Darbietungen aus dem Leben der Kleinen.

Droz sieht es als seine Hauptaufgabe an, die Eltern in ihrem Verhältnisse zum Kinde zu zeigen. Nach seiner Darstellung wären die

Väter in ihre Kinder viel verliebter als die Mütter — es ist da ein Stück Autorenstolz mit im Spiele. Und da seine Feder diejenige eines Mannes ist und dennoch für die Intimitäten der Kinderstube die feinsten Töne findet, müssen wir wohl glauben, daß die Väter es in der Vergötterung ihrer Sprößlinge den Müttern gleichthun. Den Zauber der Kinderwäsche verkündet er mit unbestreitbarer Virtuosität. Er läßt uns in die Seele des Vaters schauen, der in Bébé mit unbegreiflich scharfsichtigem Auge die Keime zu den bewundernswerthesten Eigenschaften entdeckt. Das Kind hat den Wunsch, Mann zu werden, es träumt von der ersten Hose. Der Vater sehnt dieses Wahrzeichen herbei, die Mutter fürchtet es. Wir sind Zeugen, wie das kleine Menschenexemplar sprechen lernt, und wir lauschen dieser Sprache, die sich zumeist des Infinitivs bedient; wir werden belehrt, daß das Kind genug leiste, wenn es passiv sich lieben läßt. Wir bekommen Bébés Miniaturschuhe zu sehen. Wir lernen, daß die Elternliebe in den prosaischesten Episoden Kundgebungen von entzückendster Poesie erblickt. — Papa spielt mit dem Kinde, als wäre er selbst eines. Bébé will General werden, und es beharrt bei diesem Projecte, selbst wenn es sich widerwillig schneuzen läßt. Als Vater und Kind einmal im Walde von heftigem Regen überrascht werden, steckt Papa das fünfjährige Bébé in seinen Ueberrock — man fühlt sich versucht, dieses Genrebildchen mit dem Stifte nachzuzeichnen. Als Probe von Droz' Manier möchte ich ein paar Zeilen aus dem Capitel „Petite botte“ wiedergeben. Papa erinnert sich daran, wie er jeden Abend dem Kleinen die Strümpfchen auszog: „Ich sagte: Eins — Zwei .... Und er, in seinem großen Nachthemde, die Arme versteckt in den Aermeln, die ihm zu lang waren, erwartenden leuchtenden Auges, bereit, in ein helles Lachen auszubrechen, das entscheidende „Drei“. Endlich, nach tausend kleinen Neckereien, welche seine Ungeduld erweckten und mir erlaubten, ihm fünf oder sechs Küsse zu rauben, sagte ich: „Drei!“ Der Strumpf flog weit weg. Das war dann eine tolle Freude. Er lehnte sich über meinen Arm und streckte die Beine in die Luft.“

„Arme Väter, die nicht verstehen, so oft als möglich Väter zu sein, sich auf dem Teppich zu wälzen, Pferd zu spielen, den Wolf vorzustellen, das Kind zu entkleiden, das Bellen des Hundes und das Brüllen des Löwen nachzuahmen, zu beißen, ohne zu verletzen, und sich hinter Lehnstühlen so zu verstecken, daß das Kind sie sehen kann.“

Machen wir noch einen Augenblick Halt bei dem französischen Schriftthum, um die wirklich schönen Verse aus Emile Augier's „Gabrielle“ anzuführen:

„Nous n'existons vraiment que par ces petits êtres
Qui dans tout votre coeur s'établissent en maîtres,
Qui prennent votre vie et ne s'en doutent pas
Et n'ont qu'à vivre heureux pour n'être point ingrats.“

Kinderworte festzuhalten, ist für den Dichter, den Schriftsteller etwas Verlockendes. Sogar Victor Hugo hat sich nicht versagt, drollige Einfälle von Kindern zu fixiren. Im Thiergarten imponirt ein Miniaturmensch seinen Altersgenossen mit der wissenschaftlichen Erklärung: „Les lions, c'est des loups“, und vom Elephanten wird verkündet: „Er hat Hörner im Mund.“

In dieser Rundschau darf aus dem weiten Kreise dichterischen, literarischen Schaffens auch das Kind fin de siècle nicht unerwähnt bleiben. Die vielschreibende Französin Gyp (Vicomtesse de Mirabeau-Martel) ist seine Schöpferin. Sie nennt es „Bob“ und führt es als einen altklugen, frühreifen Jungen vor, als eine modernste Spielart des „Enfant terrible“. Bob ist nicht naiv, er spricht Alles mit Bewußtheit, er beurtheilt Welt und Menschen wie ein Alter, und wenn er sich mit Aufgaben befaßt, die seinen Jahren entsprechen, so will er, daß man ihm dafür Dank wisse als für einen Act besonderer Herablassung. Sein Erzieher hält ihm einen Vortrag aus der römischen Geschichte. „Wie wäre es, Herr Abbé,“ sagt er, „wenn wir heute die alten Römer bei Seite ließen und ein wenig von den letzten Wahlen sprächen?“ Dabei meidet er das reine Französisch und gefällt sich in einem Pariser Patois, das selbst dem verhärtetsten Boulevard-Flaneur Aeußerungen des hellen Entzückens ablocken muß.

Blicken wir — statt weitere Beispiele aus internationalen Lesefrüchten mitzutheilen — auf das zurück, was hier wiedergegeben, charakterisirt oder angedeutet wurde (von einer Vollständigkeit kann bei diesem Versuche ohnehin nicht die Rede sein), so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die deutsche Literatur in unserem Capitel sich glänzend behauptet, wie überall da, wo Gefühl, Gemüth, Empfindung die Feder zu führen haben. Der Dichter mag das Kind voller begreifen als jeder Andere, denn er muß allezeit selbst ein Stück Kind bleiben —

von diesem soll er die Ursprünglichkeit, vom reifen Alter die Weisheit besitzen. Unter allen Nationen hat Niemand besser als der Deutsche das Kind verstanden — es scheint, daß uns jene Mischung von Naivetät und Geisteshoheit als nationales Erbe gegeben ist — und unter den Deutschen hinwieder ist es Goethe, dem wir die Palme reichen. Was zu Ehren des Kindes auch gesungen und gesagt wurde, Nichts reicht an den Zauber von Werther's Versicherung heran, daß er sich nicht enthalten konnte, Lottens jüngstes Brüderchen „ungeachtet seines kleinen Rotznäschens“ zu küssen.





Gedichte

von

Carl Grafen Coronini.

Wald und Sturm.

Sie war so schön wie nichts auf dieser Erde,
Von unschuldvoller Jugend hold gekrönt,
Mit vollstem Liebreiz war in der Geberde
Bewegung hold mit sanfter Ruh' versöhnt.

So schritt sie einst mit ahnungslosen Blicken
Dem Walde zu; — es lockte sie sein Grün,
Es lockte sie, mit lieblichem Entzücken
Sein Fächeln, Keimen, Sproßen, Blüh'n.

Und wie sie sanft des Waldes Saum betreten,
Da hielt er lauschend seinen Athem an.
Oh, könnte er für diesen Engel beten,
Er hätte es — der dunkle Wald, gethan.

Halt! rief er zu dem Laub, du sollst nicht rauschen,
Weich' aus, Gestrüpp', mit Dornen spitz und kraus,
O, laßt mich ihren Odem still belauschen!
Vielleicht ruht sie in meinem Schatten aus.

Dann schüttelt er ihr Blüthen zu den Füßen
Und hüllt sie ein in harz'gen Kieferduft,
Läßt dort und da das Laubdach sich erschließen,
Damit sie schau' des Himmels blaue Luft.

Der Sturmwind aber hoch vom Berge oben,
Der sah sie sinnend wandeln in den Wald,
Da schoß er wild mit fürchterlichem Toben
Die Höh' hinunter neidisch, ohne Halt.

Und heulend ras't er in des Waldes Stämmen,
Und kämpft mit ihm, als wollt' er ihn verweh'n,
Da gibt's ein Ringen, Stöhnen, Peitschen, Stemmen,
Erliegen hier und dorten Aufersteh'n.

Wo zornerfüllt des Sturmes Woge zittert,
Webt sich zum Siegeskranz der Eiche Laub,
Wenngleich so mancher Baum zerschellt, zersplittert,
Im Todesächzen hinsank in den Staub.

Doch ruhig wird es zwischen beiden Riesen;
Der Herr des Kampfes bleibt der grüne Wald,
Der Sturmwind fährt hinauf die Bergeswiesen,
Gedämpfter Stimme — bis sie ganz verhallt.

Sie aber sah das Spiel ganz unbeklommen,
Sie ahnte nicht, daß ihr das Streiten galt;
Und ohne Hehl, so wie sie war gekommen,
So ging sie ruhig heimwärts aus dem Wald. —

Gallorchio.

Eine wahre Begebenheit.

Nach Bastia's weitem Hafen
Auf der wunderschönen Insel,
Die des besten Malers Pinsel
Höhnisch könnte Lügen strafen,
Schritten emsige Lucchesen
Mit der Arbeit kargem Lohne,
Den sie kaum in jener Zone
Mühevoll, im Schweiß erlesen. —

Als sie so des Weges gingen,
Jeder an die Heimath dachte
Und ihr Herz vor Freuden lachte,
Ihren Sold nach Haus zu bringen,
Wie ein Blitz, wenn's ringsum heiter,
Tönt ein — „Halt!“ in ihren Ohren:
„Ohne Gnad' seid Ihr verloren,
Macht Ihr einen Schritt noch weiter!
Kennt Gallocchio Ihr, den Räuber?
Niemand nennt ihn ohne Bangen;
Euer Geld ist mein Verlangen,
Gebt's, und rettet Eure Leiber!“
Wie die Wort' er ausgestoßen,
War er schrecklich anzuschauen,
Nur mit innerlichem Grauen
Sah'n auf ihn die Leidsgenossen.
Furchtbar blitzten seine Blicke,
Furchtbar blitzten seine Waffen,
Keine Hilfe war zu schaffen,
Als Ergebung in's Geschicke!
„Ach, wir sind ja gern erbötig
Alles, Alles Euch zu geben,
Lasset uns nur unser Leben,
Und den Schiffslohn der uns nöthig
Nach Livorno's Sandgestade,
Uns're Heimath zu erreichen!
Lasset, lasset Euch erweichen,
Habt Erbarmen, übet Gnade!“ —
„Nein, mein Handwerk ist nicht Handeln,
Alles Geld müßt Ihr mir geben,
Und dann möget mit dem Leben
Ihr den Weg zur Heimath wandeln!“
Zitternd lieferten die Habe
Sie in seine gier'gen Hände,
Denn sie sahen schon ihr Ende,
Sah'n sich vor dem offnen Grabe! —
Traurig wanderten sie weiter,
Ihre Lage überdenkend
Und den Blick zur Erde senkend,
Denn vor ihnen lag's nicht heiter.
Und schon standen sie im Schatten
Eines dunklen Eichenhaines,
Wo der Glanz des Sonnenscheines
Kaum erreicht die grünen Matten.

Hier ein Bißchen zu verweilen
Hatten endlich sie beschlossen,
Um dann bettelnd, unverdrossen
Ihrem Ziele zuzueilen.
Sieh, wie dort die Zweige wanken!
Wie ein Geist kam es entgegen
Aus dem Dickicht, ganz verwegen
Ueberwindend Dorn und Ranken,
Und es spricht: „Gallocchio stehet
Leibhaft hier vor Euch, Ihr Männer,
Und, seid Ihr des Landes Kenner,
Wißt Ihr, wie es jenen gehet,
Die ihm kecklich widerstreben,
D'rum gebt her, was Ihr besitzet,
Noch bevor die Büchse blitzet
Und Ihr eingebüßt das Leben.“ —
Waffenstarr bis an die Zähne
Stand er da; des Aug's Gefunkel,
Wie die Tollkirsch blau und dunkel,
Und das Haar, des Löwen Mähne;
Wie aus Marmelstein gehauen
Strotzten die gewalt'gen Glieder,
Und die Hüften fielen nieder,
Wie die Bildner Götter bauen,
Ja, vergleichbar dem Alcides
Ragte er, ein Bild der Stärke,
Ein Modell antiker Werke,
Ein Object des griech'schen Liedes.
„Wie?“ rief einer der Lucchesen,
„Ihr Gallocchio? — Keine Stunde
Ist's noch her, daß er, im Bunde
Mit der Hölle, hier gewesen!
Alles hat er uns geraubet
Bis auf's arme, nackte Leben,
Daß uns noch die Glieder beben;
Untersucht, wenn Ihr's nicht glaubet.“
„Ha! des elenden Halunken;
Meinen Namen so mißbrauchen!
Warte, bald wirst du verhauchen
Deinen letzten Lebensfunken!
Er ist bloß des Meisters Affe,
Dieser Popanz ohne Ehre!
Freut Euch Leute, denn ich schwöre,
Daß ich euch Vergeltung schaffe.

Kommt und zeiget mir die Fährte,
Wo der Wolf Euch angefallen;
Ich entreiße seinen Krallen
Was er frech von Euch begehrte."
Hui! Da sprangen die Bedrängten
Freudig auf von ihrer Stätte,
So daß gleichsam um die Wette
Dank und Thränen sich vermengten.
Frischweg eilten sie behende,
Ihren Retter in der Mitte,
Mit der Hoffnung kühnem Schritte
Hin zum buschigen Gelände,
Wo der Schelm sich hielt verborgen
Mit der frisch geraubten Habe;
Ahnungslos, doch nah' dem Grabe,
Dacht' er nicht an heut' und morgen.
Auf die Erde hingestrecket
Wo sich Zweig' an Zweige schmiegen,
Fanden sie ihn schlummernd liegen,
Von des Waldes Laub bedecket. —
„Auf! Betrüger" rief der Meister,
„Auf, Du jämmerliche Fratze!
Jetzt bist Du in meiner Tatze,
Ausgeburt der Lügengeister!"
Gegen seine Stirn', die bleiche,
War Gallocchio's Rohr gerichtet.
„Unser Streit ist bald geschlichtet,
Rühr' Dich, und Du bist zur Leiche!
Alles, was in Deinen Händen,
Sei nun dieser armen Leute.
Weißt Du nicht, daß solche Beute,
Unser Handwerk kann nur schänden?"
„Nein, nur was er uns genommen!"
Riefen flehend die Lucchesen,
„Nur was eigen uns gewesen,
Fremdes Gut wird uns nicht frommen."
„Alles; hier hab' ich zu sprechen,
In den Wäldern bin ich König,
Nur das Eure wär' zu wenig!
Eure Qual auch muß ich rächen!" —
Still befolgt der Doppelgänger
Des Gallocchio dessen Willen.
„Dein Gebot will ich erfüllen,
Und ich widersteh' nicht länger."

„Nein, Du kannst nur mit dem Leben,
Was Du an mir that'st, begleichen,
Mache schnell des Kreuzes Zeichen,
Eh' die Geister Dir entschweben . . . .“
Krach! Schon ist der Schuß gefallen,
Die Lucchesen beten leise — —
Adler ziehen ihre Kreise
Und es zuckt in ihren Krallen.





Beim Waldhüttenbauer.

Von

Robert Benz.

Durch den Wald, der sich zum Steinerkogel hinaufzieht, gingen ein kleiner, bloßfüßiger Knabe und sein einige Fingerbreiten größeres Schwesterlein. Treuherzige Augen sahen aus dem hübschen Gesichtchen des Bauernbübleins, auf dessen Köpfchen ein alter, verwitterter, offenbar für einen Erwachsenen bestimmter Hut ruhte und dem kleinen Wesen ein Aussehen verlieh, als hätte einer der Schwämme des Waldes Füßchen bekommen und wandelte zum Steinerkogel hinan. Das einige Jahre ältere Schwesterlein hatte ein blaues Röcklein, wie die Bäuerinnen in jenen Gegenden tragen, während die hellblonden Locken, die wirr um ihren Kopf spielten, die Stelle des Hutes ersetzen mußten. Aus dem hellblonden Lockengewirre sah ein blasses Gesichtchen mit dunkeln Augen heraus. Dieses seltsame Zusammentreffen von blondem Haar und schwarzen, blitzenden Augen, das einfache Kleidlein und der ernstkluge Gesichtsausdruck verliehen ihr etwas Fremdartiges.

Es waren die närrischen Kinder vom Waldhüttenbauer, wie die Leute im Dorfe erzählten. Während die kleinen Buben der Dorfbauern mit kleinen Wäglein fuhren oder auf der Haide Rößlein spielten, die Mädchen Blümlein pflückten und Kränzlein für den Himmelvater am rothen Dorfkreuz wanden, gingen der kleine zehnjährige Michel und seine zwölfjährige Schwester Trud miteinander durch die Wälder, träumten von fremden Ländern, von denen ihnen ihre alte Mutter vorerzählt hatte, redeten von Thieren, die im Walde hausen sollten, die aber noch niemand zu Gesichte bekommen. Es hieß, der alte Waldhüttenbauer

sei von jeher ein Narr gewesen und seine Kinder seien auf dem besten Wege, dasselbe zu werden. Die Mutter aber war einst eine gebildete, viel gereiste Frau, und niemand wußte, wie sie zur einfachen Waldhüttenbäuerin geworden war.

Als die zwei Kleinen so dahin wandelten und altklug besprachen, wer es auf der Welt am besten habe, zwitscherten Vöglein auf den Zweigen, summten Flieglein vorbei und ein kleiner Schmetterling, der sich in den schattigen Wald verirrt haben mußte, schwebte von einem Waldblümlein zum andern.

„Ich möchte ein Schmetterling auf bunter Wiese sein,“ sagte der kleine Michel.

„Und ich eine Schwalbe,“ fügte Trud bei.

Sie setzten sich auf den weichen Moosteppich und träumten in ihrer wunderlichen Weise weiter.

Nach einer Weile gingen sie vorwärts und kamen an ein kleines Bächlein, an dem ein Pfad führte. Glitzernde Steinchen sahen aus dem Wässerlein, das silberhell dahinrieselte. Nachdem sie kurze Zeit weitergewandert waren, standen sie am Ursprung des Bächleins, das aus dunkelm Fels hervorquoll. Ein Stein lag daneben, Trud setzte sich darauf, während der kleine Michel zur Quelle trat, seinen großen Hut abnahm, mit Wasser füllte und trank. Trud hatte einen Augenblick auf eine blaue Blüthe geschaut, die vom Felsen niederhing. — Als sie wieder zur Quelle sah, war der Bruder nicht mehr da. Ein kleiner Schmetterling entfaltete seine Flügel und suchte sich vom Boden zu heben. Nun schlürfte auch Trud aus dem großen Hute, der noch am Boden lag, und drehte sich dann rasch um, den Bruder zu suchen. Da sie sich ansah, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daſs sie schwarze und weiße Federn und lange, dünne Schwingen hatte. Aus Entzücken schüttelte sie ihr Gefieder — ihr sehnlichster Wunsch war in Erfüllung gegangen: sie war zur Schwalbe geworden. Der zarte Schmetterling hob und senkte nun langsam seine schönen gelben Flügel und benetzte seinen Mund mit einigen Tropfen der silberhellen Quelle. Ein köstliches Gefühl schwellte seine kleine Brust, denn es war der Zauberbrunnen der Lust und Liebe gewesen, aus dem er geschlürft hatte. Im Walde schien es ihm nun zu düster, Sehnsucht trieb ihn hinaus auf die sonnigeren Wiesen.

Er erhob sich vom Boden und schwebte zwischen den Bäumen durch dorthin, wo die Sonne durchs Gezweig lugte. Als er in der Höhe

der Baumwipfel schwebte, überkam ihn ein eigenartiges Gefühl — er dachte daran, wie hoch er über dem festen Boden sich befinde; die großen Wipfel schienen ihn schier erstechen zu wollen. Er eilte daher, was er konnte, bis er müde am Waldrand ankam, wo Wiesen und Felder sich im Winde schaukelten. Matt sank er auf eine Glockenblume nieder und zog Honig aus ihrem Kelche. Köstlich erfrischend mundete ihm dies süße Naß, und freudig hob und senkte er die dünnen Flügel. Die Glockenblume aber neigte liebestrunken ihr Köpfchen nieder. Als die Sonne wieder aus den Wolken trat, erglänzte sein zarter Körper von tausend Goldschuppen, und stolz wähnte sich das kleine Wesen das schönste, beneidetste Geschöpf zu sein. Als er von der Glockenblume wegflog, um weiter hinein in die Wiese zu wandern, nickte ihm die blaue Glocke einen sehnsüchtigen Abschiedsgruß zu. Er flatterte nun von Halm zu Halm, von Blüthe zu Blüthe, flüsterte einer Nelke süße Worte ins Ohr, begrüßte eine hohe, rothblühende Distel, dann flog er über ein Feld mit wogenden Ähren, die sich demüthig vor dem schönen Falter beugten. Jenseits des Kornfeldes war wieder eine große Wiese. Hunderte von bunten Schmetterlingsbrüdern sah er sich des Lebens freuen und in diesem Garten der Natur lustwandeln. Da gab es weiße Schmetterlinge, perlmutterglänzende, schwarz- und blauschillernde Falter, dann wieder solche mit röthlichen Flügeln und weißen Augen darauf. Ein Meer von Blüthen wogte unter diesen erlauchten Herren in bunten Gewändern.

Da es Abend wurde und die Sonnenkugel hinter die Berge sank, setzte sich der kleine Falter müde auf ein großes grünes Blatt und schlief ein. Was er Tags über auf dieser schönen Welt genossen hatte, ging nun im Traume an ihm vorüber. Während er süß schlummerte und die müden Glieder ausruhte, durchlebte er eine Welt, fast schöner als die des Tags über erschaute.

Als der erste Strahl der Morgensonne ihn aus dem Schlafe küßte, waren Blätter, Halme, Blumen mit Thautropfen übersäet und spielten die Farben des Regenbogens. Er nippte an einer Thauperle Erfrischung und regte seine feinen Schwingen, streckte seine zarten Fühler aus und athmete die köstliche Morgenluft ein. Dann kroch er über Blatt und Stengel. Nach einer kurzen Weile schickte er sich zur Morgenwanderung an und schwebte anfangs bedächtig, nach und nach immer rascher und heiterer in die sonnige Wiese hinein. Lustig hörte er die

Sense schwingen und ergötzte sich an den frohen Gesichtern der mähenden Knechte — dann sog er den Duft des jungen Heues ein, das am Boden lag. So ging es fort — ein Lustwandeln in Feld und Flur. Ein Heckenröslein lächelte ihm zu, und er grüßte mit freundlichem Schwingen der Flügel. Dann kam er an einen schmalen Weg. Lustige Kinder tummelten sich, und ein frischer, rothbackiger Junge warf seinen Hut nach ihm, um ihn zu fangen. Der Falter setzte sich, als wollte er sich fangen lassen — kaum aber ließ der Knabe den Hut fallen, so flog auch unser Schmetterling auf und lachte den Jungen aus, der umsonst nach ihm gejagt hatte. Er flog dann auf einen Baum, so daß die Kinder ihn nicht mehr erreichen konnten. Dann kam er zu einem weißen Blüthenkelche, in dessen Fanghaaren ein kleines Flieglein sich verfangen hatte. Der Schmetterling lächelte und taumelte weiter in seiner Lebenslust.

Indessen hatte die Schwalbe einen Schnabel voll aus dem Zauberbrunnen geschöpft. Dann war sie zwischen den Bäumen durch in die blaue Luft gehuscht. Immer höher trugen sie ihre Schwingen, bis sie ganz klein unter sich das Dorf, die Wälder und den Steinerkogel erkannte. Dann ließ sie sich gegen das Dorf nieder, kreiste längere Zeit um den schlanken Dorfthurm und setzte sich auf das alte Dach eines Dorfhauses. Grünes Moos hatte sich an den grauen Schindeln angesetzt. Als ein Mücklein geflogen kam, öffnete die Schwalbe den Schnabel und verschluckte es. Es mußte ihr köstlich munden, denn man hörte ein heiteres „Tschipit, tschipit!" vom Dache herab. Nach einer Weile hörte sie den heiseren Pfiff eines Thurmfalken und drückte sich in eine Mauernische — wiederholt zog sie die langen Schwingen enger an sich, als würde Angst das zarte Wesen schütteln. Als die Gefahr vorüber war, segelte sie wieder durch die Lüfte. Dann hielt sie die Flügel ruhig ausgebreitet und sank, mit dem Köpflein voraus, auf ein Feld nieder, holte ein Würmchen und trug es im Schnabel haltend auf das Dach des Waldhüttenbauers. Dann huschte sie auf eine Wiese hinaus und setzte sich auf einen großen Heuschober, in dessen Schatten eine Schnitterin und ein Schnitter mit gebräunten, lustigen Gesichtern sich unterhielten. Die Schwalbe belauschte die beiden Verliebten, rief ein lustiges „Tschipit, tschipit!" und flog davon. Ein andermal huschte sie durch einen Hausgang in eine rauchgeschwärzte Küche, in der schöne Mädchen das Mittagmahl bereiteten. Geschäftig schnell strich sie längs

der Decke hin und im Nu war sie wieder fort. Wenn dann dunkle Wolken gegen das Dorf hin sich zusammenballten, da flatterten unsere Schwalbe und einige Dutzend ihrer Colleginnen eine Spanne über der Dorfstraße hin, als hätten sie noch vor anbrechendem Regen etwas zu suchen, und wenn dann die schweren Regentropfen niederfielen und der Donner rollte, so hielt sich unsere Schwalbe in einer Mauerritze fest, so daß es schien, als klebte sie an der Wand. So lebte die Schwalbe den Sommer über und wußte alles, ja das Kleinste, was im Dorfe sich ereignete, denn sie guckte in jedes Fenster, in jede Scheune, und flog wohl auch gelegentlich hinein, wenn sie ihre Neugierde nicht ruhen ließ. Die Bauern sahen sie gerne, denn sie glaubten, daß es Glück bedeute, wenn sie sie durch ihre Häuser huschen sahen.

Täglich kam die Schwalbe zum Fenster des Waldhüttenbauers und schaute in die Stube, in der das Weib des Waldhüttenbauers krank darniederlag. Sie war schon immer kränklich gewesen, als aber ihre beiden Kinder eines Tages im Walde sich verirrt haben mußten und nicht mehr heimgekommen waren, war sie schwer erkrankt und geistig gestört. Mit kindlichem Lächeln sah sie ans Fenster, wenn die Schwalbe hineinguckte und ein freundliches „Tschipit, tschipit!“ hereinrief.

Eines Tages war der närrische Bauer in der Stube und sah, wie seines Weibes Gesicht sich verklärt hatte und deren Augen zum Fenster gerichtet waren. Da er zum Fenster schaute und die Schwalbe erblickte, ärgerte er sich, er ergriff einen Hammer und schleuderte ihn in seinem Wahnsinn nach dem zarten Vogel. Der aber flog fort und kam nie wieder. Als der Bauer ihm nach in den Wald sah, erblickte er auch einen Falter, der aus dem vor dem Häuschen gelegenen Gärtchen hinausflog in den Wald, als fürchtete er sich. Der Bauer wurde darob noch zorniger. Der ruhige Wald schien ihm ein Hohn zu dem Lärm und Kampfe, der in seinem wirren Gehirne tobte. Seit der Zeit wurde es noch einsamer ums Waldhäuschen. Schwalbe und Falter mußten ihren Geschwistern draußen erzählt haben, was ihnen geschehen sei, denn man hörte keinen Vogel mehr. Kein Käfer, keine Mücke mehr summte ums Haus, kein Falter verlor sich in diese traurige Stätte.

Als der Herbst herankam, die Tage kürzer wurden, da schienen die Schwalben sich zur Abreise bereit zu machen. Zuerst flogen sie einzeln noch zu jedem Haus und jeder Hütte und riefen zum Abschiede

ein freundliches „Tschipit, tschipit!“ hinein, dann kreisten sie höher in einzelnen Schwärmen. Es schienen sich die Fähnlein zu sammeln, bis alle in einem großen Rudel um die Spitze des Kirchthurmes schwebten; die letzte Heerschau schien vollendet zu sein. Die Bauern saßen eines Abends vor ihren Häusern und schauten hinauf zu den kleinen Luftschiffern. — Am Morgen war das bekannte „Tschipit, tschipit!“ verstummt. Die Schwalben waren fort.

Sie flogen nun Tag und Nacht. Unter sich sahen sie Hügel und Bergketten mit lustigen Ortschaften und freundlichen Thürmchen, dann sahen sie lachende Seen mit Schiffen besäet. An den Ufern hörten sie lustige Gesänge, erblickten flatternde Fahnen, dann sahen sie Burgen auf stolzer Höh'. Dann breiteten sich unter ihnen dunkle Wälder aus, ein Meer von Wipfeln schaute stumm zu ihnen hinauf. Als die Sonne sich niedersenkte, sahen sie die Thäler wie dunkle Ackerfurchen, die Bergketten wie gemalte Streifen unter sich. Dann kam der Mond herauf und schien auf ein Meer von Steintrümmern, die regellos auf die Alpenkämme geschleudert schienen. Vereinzelte Bäume standen blatt- und nadellos da, ihr Holz faulte — sie waren die letzten Reste ihres Geschlechtes, vereinzelte Zeugen der einstmaligen Waldvegetation der Alpenregion. Wie aber der Morgen dämmerte, glühten kühne Felszinnen im ersten Morgenroth, lachten prächtige Matten mit Tausenden bunter Blümlein. Doch bald hatte die fliegende Schaar das Hochgebirge hinter sich, Höhenzüge und Thäler senkten sich allmählich, Weingelände zogen sich hin, die ersten Boten südlicher Vegetation, Kastanienbäume und Maulbeerbäume, tauchten auf. Weite Ebenen mit fruchtbaren Feldern, von großen Flüssen und Straßen durchzogen, breiteten sich aus. Wenn es dunkel geworden, erkannte sie nur hin und wieder Häuflein lichter Punkte — es waren einzelne Ortschaften und Städte.

Als sie sich endlich auf die Erde niederließen, um sich auszuruhen und Würmchen und Insecten zu sich zu nehmen, waren sie auf einem Felskamm, der schroff zum Meere abfiel. Schäumend brachen sich die Wogen an der Brandung, Möven flogen auf und nieder. Gegen Osten war die Küste flach. Im Sande lagen ein paar dürftig bekleidete Jungen von dunkler Gesichtsfarbe, dunkelm Aug' und Haar und prächtiger Gestalt. Sie schienen von ihrer Arbeit auszuruhen, denn ihre Netze lagen seitwärts im Sande ausgebreitet, während Körbe mit Fischen

das Resultat des morgendlichen Fischzuges zeigten. Die Schwalben saßen ziemlich nahe beieinander, bewegten sich wenig. Sie schienen müde zu sein und sahen ängstlich um sich. Am nächsten Tage zog die Schaar übers weite, weite Meer. Schiffe tauchten hin und wieder tief unter ihnen auf und verschwanden wieder; eine blau schillernde Ebene dehnte sich unter ihnen. Hin und wieder zogen Wolkenballen an sie heran, und sie flogen tiefer. Sobald sie sich aber wieder im freien Ätherblau befanden, erhoben sie sich wieder höher über die Wasserfläche.

Nach mehrtägiger Wanderung erschien am Ende des Meeres ein schmaler Streifen, der immer größer wurde, bis man Berge erkannte, die zusehends höher wurden. Endlich erreichte die kleine Schaar das Land. Palmen hiengen über das Ufer, eine üppige südliche Pflanzenwelt wucherte die Küste entlang. Eine südlich heiße Sonne brannte aus einem ruhigen, dunkelblauen Himmel hernieder und ließ die rothen Früchte auf den Bäumen, die hellen Blüthen auf den Sträuchern noch lebhafter erscheinen. Bunt gefärbte Vögel spielten im Blattwerk, riesige Eidechsen schlüpften auf dem Boden hin, glänzend geschuppte Schlangen wanden sich um Stämme und Stengel.

Am Bergabhange lag eine Stadt mit glänzenden Kuppeln und langen, dünnen Thürmchen und prächtigen Gärten. Dunkel gefärbte Männer in bunten Gewändern, mit dem Turban auf dem Haupte, ernsten Augen und blendend weißen Zähnen gingen herum.

Die Schwalben flogen durch die fensterlosen Gassen, huschten über die Dächer und durch die Höfe mit maurischem Zierath in die köstlichen Gemächer und belauschten vermummte Frauengestalten. Dann zogen sie dorthin, wo die Berge sanft anstiegen. Gegen Westen dehnte sich die öde, staubig sandige Wüste aus.

Sie sahen unter sich wilde Reiter auf grünem Hochplateau dahinsausen. Auf einmal hörte unsere Schwalbe einen Schuß und fühlte einen Stich durchs Herz — sie war vom Schusse eines jener rohen Reiter getroffen, der aus Uebermuth auf die wandernde Vogelkarawane geschossen hatte. Sie sah noch Blut aus ihrem Schnabel und über ihre sammtig weiße Brust träufeln — und stürzte nieder.

Als sie aber am Boden auffiel — schaute sie sich bestürzt um, denn — sie war keine Schwalbe mehr — sie war wieder die Trud und befand sich in der engen Stube beim Waldhüttenbauer.

Sie konnte es kaum fassen. War dies alles nur Traum gewesen? War sie denn bei Sinnen, als sie alle die Eindrücke der weiten Reise empfand? —

Aehnlich war es dem Schmetterling ergangen. Er hatte eine Nacht auf einem großen Blatte verbracht. Regen war unabläßig niedergeströmt und hatte sich auf die kleinen Schuppen seines zarten Flügels gehängt, ein Frösteln ging durch den kleinen Körper. Als aber der Morgen anbrach, stürzte der arme Schmetterling todt zu Boden und — er konnte es kaum glauben — er war wieder der kleine Michel in der Waldhütte.

Er schaute sich unabläßig an. Wo waren seine bunten Flügel, wo seine glänzenden Schuppen hingekommen? —

So waren die beiden Kinder des Waldhüttenbauers, seit sie sich einmal im Walde verirrt und die Nacht über im Freien zugebracht hatten, vollständig närrisch geworden.

Wenn sie auch einen Tag verständig und einfach wie andere Kinder lebten, so waren sie ein andermal wieder wirr, erzählten, wie sie als Schwalbe, er als Schmetterling durch Wald und Flur und in fremde Gegenden flogen. Die kranke Mutter war vor Schmerz gestorben, als sie den Zustand ihrer Kinder erkannte. Man hatte sie auf dem Dorffriedhofe begraben und ein einfaches schwarzes Kreuz, auf dem ein blutender Heiland hieng, über ihr Grab gepflanzt.

Der alte närrische Bauer zürnte jedesmal, wenn ihm die Kinder in ihren lichten Augenblicken von den Wanderungen erzählten, die sie in ihrem wirren Geiste unternahmen. Eines Tages griff er wieder aus Zorn zum Hammer und drohte sie zu erschlagen, wenn sie nicht vernünftig würden. Da erschraken die Kinder und verfielen wieder in den Wahn. Der Bauer sah sie noch hinauslaufen in den Wald. Die Kinder aber sahen sich wieder in Schwalbe und Schmetterling verwandelt und flogen fort — weit weg. Indessen grämte sich der alte Bauer, daß er seine Kinder verjagt hatte, und erschlug sich selbst in seinem Schmerze mit dem Hammer.

Der Schmetterling aber umflatterte das Grab der Waldhüttenbäuerin, während die kleine Schwalbe zum Crucifix flog, mit ihrem Schnäblein die Wunden des Heilands küßte und „Tschipit, tschipit!“ rief, damit es die schlafende Mutter höre.

Viele Jahre nach dem Tode des närrischen Waldhüttenbauers kamen Trud und Michel nach langen, weiten Irrfahrten wieder in die Heimat zurück und zogen in die Waldhütte.

Es lebte nun das wirre Geschwisterpaar mitsammen in dieser Waldeinsamkeit. Trud machte sich im Hause zu thun, kochte und strickte, während Michel Holz hackte oder die Zicklein auf die Weide führte und dann oft tagelang sich im Freien herumtrieb.

Wenn er dann zu Hause der Schwester von den Blümlein erzählte, die er liebte — empfand Trud furchtbare Eifersucht, umklammerte ihn mit den Armen und wollte ihn nicht fort lassen, als wäre er ihr Liebstes.

Die Leute vom Dorfe kamen nur hin und wieder nachschauen, ob sie etwas brauchten, und brachten ihnen Nahrungsmittel. Man nannte sie im Dorfe nur „das närrische Geschwisterpaar.“ So vergiengen Jahre um Jahre.

* * *

Bevor ich zum Schlusse komme, will ich zunächst erzählen, wie ich zu dieser sonderbaren Geschichte kam.

Als ich vor Jahren eine Wanderung auf den Steinerkogel unternahm, führte mich der Weg bei der „Waldhütten“ vorbei. Da es heiß gewesen und ich raschen Schrittes hinangestiegen war, blieb ich, als ich des einsamen Häuschens im Walde ansichtig wurde, stehen, um etwas Athem zu schöpfen. Es war ein Häuslein wie so viele in der Gegend: im Erdgeschoß gemauert, darüber aus Holz, mit einem großen, schwerfälligen Dache, das sich mit einem zu großen, bis in die Stirne sinkenden Hute vergleichen ließ. Als ich so da stand, den Hut in der Hand, den Schweiß mir von der Stirne wischend, bemerkte ich einen Flachskopf bei der Hausthüre. Da ich näher trat, nickte derselbe freundlich. Es war ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, mittelgroß und von schmächtigem Wuchse. Aus dem blassen Gesichte stachen zwei rabenschwarze, funkelnde Augen, die zusammen mit dem Flachshaare ihm ein eigenthümlich fremdartiges Aussehen verliehen. Ich habe seitdem derart dunkle, blitzende Augen bei Blondköpfen nie mehr getroffen.

Mich interessirte das merkwürdige Geschöpf, und ich setzte mich auf die Bank vor dem Häuslein und lud das Mädchen ein, sich neben mir niederzulassen. Ohne sich zu wehren, folgte sie meiner Einladung. Ich erfuhr nun aus dem Gespräche, welches sich darauf entspann, daß

sie mit ihrem Bruder allein das Haus bewohne. Ich wunderte mich etwas darüber. Als sie mir aber erzählte, daß sie als Schwalbe die Welt durchwandert habe, kannte meine Verwunderung keine Grenzen — ich schaute sie an. Sie ließ sich aber nicht stören und erzählte ruhig weiter von ihren Wanderungen nach dem Süden. Ich erkannte, daß ich es mit einem geisteskranken Geschöpfe zu thun habe. Obwohl mich die merkwürdigen Visionen des Mädchens lebhaft interessirten, empfand ich doch ein ängstliches Gefühl neben diesem närrischen Wesen. Ich wußte, daß man solche Leute in ihrer irren Meinung belassen müsse, und ging daher auf ihre Erzählungen ein, als schienen sie mir vollkommen natürlich.

Nach einer halben Stunde grüßte ich das Mädchen und stieg weiter den Berg hinan, mich in Gedanken fortwährend mit dem blonden, kranken Geschöpfe beschäftigend.

Als ich Abends im Dorfwirthshause saß, erzählte man mir die ganze Geschichte der Waldhütte und seiner Bewohner, wie ihr sie früher gehört habt. Während ich das größte Mitleid mit den armen irren Geschöpfen empfand, glaubten die Bauern, es hause der Teufel in der Waldhütte und halte die Geschwister gefangen. Darum möge man ja nichts mit ihnen anfangen, damit man nicht auch in seine Klauen falle.

Als ich ein Jahr später wieder ins Dorf kam, erkundigte ich mich natürlich gleich um die Insassen der Waldhütte. Zu meinem größten Leidwesen erzählte man mir, daß der wirre Flachskopf und sein Bruder gestorben seien. Der Michel sei eines Tages im Walde todt aufgefunden worden, nachdem er mehrere Tage und Nächte, wahrscheinlich in seinem Wahne als Schmetterling, herumgeirrt sei, ohne etwas zu sich genommen zu haben. Die blonde Trud sei bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders aufs Dach gestiegen, um als Schwalbe fortzufliegen, hiebei vom Dache herabgesprungen und todt geblieben. Die Waldhütte aber habe eines Abends ein Unbekannter angezündet, um den Teufel auszutreiben. Als man am Morgen hinaufkam, fand man nur mehr rauchende Trümmer.

Die Quelle, die am Abhange des Steinerkogels entspringt, heißt noch heute der Zauberbrunnen, wenngleich seitdem Niemand mehr, der daraus trank, die zauberhafte Wirkung verspürte, wie die Kinder des Waldhüttenbauers.



Gedichte

von

Ernst Rauscher.

Leuchtkäfer.

Wenn längst die Augen zugemacht
Die Blumen schlummertrunken,
Schwärmst Du in lauer Sommernacht
Herum, beschwingter Funken.

Ein glüh'nder Punkt im dunklen Raum
Irrt rastlos Deine Leuchte
Hinab, hinauf durch Busch und Baum,
Durch's Gras, das thauesfeuchte.

Was magst Du nur, lieb Käferlein,
Du winzig Wandelsterndchen,
So emsig suchen aus und ein
Mit Deinem Blendlaterndchen?

Willst eben — denk' ich mir — Dein Licht
Nicht unter'n Scheffel stellen,
Kannst Du damit auch lange nicht
Die Finsterniß erhellen.

Vermagst Du doch bei seinem Schein
Dein Liebchen zu entdecken,
Das schon sehnsüchtig wartet Dein
Am Fuß der Rosenhecken!

Doch wie Dein Licht auch munter spricht
In grünlich gold'nem Schimmer —
Sobald der neue Morgen glüht,
Ist's ausgelöscht für immer.

Du aber mach' Dir nichts daraus,
Und still entsagen lerne:
Es kommt ein Tag — da löschen aus
Sogar die ew'gen Sterne!

Die Antwort der Natur.

Und wolltest Du Natur verklagen,
Daß sie auf Deine Zweifelfragen
Nicht Antwort gibt, so könnte sie Dir sagen:
„Ich bin nicht stumm; nur Du bist taub. Was willst?
Kann ich noch mehr thun? Sprech' ich nicht zu Dir
Vernehmlich durch den Mund der Auserwählten,
Der großen Genien, die ich der Menschheit
Von Zeit zu Zeit erwecke, daß sie ihr
Die ew'ge Wahrheit mögen offenbaren?
(Ein Plato, Socrates und Christus, Goethe . . .)
Organe sind sie meines Geist's, Vermittler,
Und Träger meiner eigenen Gedanken!
Was nur als dumpfe Ahnung in Dir lebt,
Als klare Ueberzeugung war es wirksam
In ihrer Seele, und — die sie verkündigt —
Des Guten, Wahren, Schönen frohe Botschaft
Ward ihnen von mir selber aufgetragen,
So gib auch Du ihr Ohr und Herz zu eigen,
Und tadle thöricht länger nicht mein Schweigen!

Die Welt.

Traurige Welt fürwahr! in der, wenn Dich Arges getroffen,
Gelten als Trost schon muß, daß Dich nicht Aergeres traf.

Stolz und Eitelkeit.

Stolz und Eitelkeit sind in Einem Wesen vereint nie!
Hast Du zu ersterem Grund, brauchst Du die letztere nicht.

Abkühlung.

Die Menschen können nichts dauernd fühlen:
Kaum hat sie die Sonne der Kunst erwärmt,
Kaum haben sie einen Augenblick
Für Schönes geschwärmt,
So eilen sie wieder die Gluth zu kühlen
Im Wasser der Kritik!





Gedichte

von

Helene Migerka.

Unsere Todten.

Nicht trauernd möcht' ich jener Todten denken,
Die sie am Ende ihrer Erdentage
Zum ew'gen Frieden in die Gruft versenken.

Es störe ihre Ruhe keine Klage!
Doch wehe denen, die im vollen Leben
Schon Todte sind, ob warm das Herz auch schlage!

Die sind es, die von And'rer Leid umgeben,
Das eig'ne Wohl nur stets im Sinne haben,
Die keines Nächsten Glück zu fördern streben

Die sind es, die die heiligste der Gaben,
Vom Himmel uns geschenkt, die Kraft, zu lieben,
In ihrem Herzen halten tief begraben.

Die sind es, die von Menschenhaß getrieben,
In stumpfem Gleichmuth rings die Welt vergessen,
Vergessen, daß sie selber Menschen blieben.

Die sind es, die man lehrte messen
Nach inn'rem Werthe nicht — nach dem Besitze,
Die Glauben und Vertrauen nie besessen.

Und jene sind's, die in des Kampfes Hitze,
Mit sich zufrieden, antheilslos verharren,
Bleibt nur das eig'ne Heim verschont vom Blitze.

Sie mögen wohl im Leben besser fahren,
Und leichter Macht und Anseh'n sich erringen;
Auch Ruhm und Glück sich leeren Herzen paaren.

Doch mag das Leben ihnen Güter bringen,
Des Herzens Friede wird sie nie umwehen,
Der Liebe Weckruf ihnen nie erklingen,
Denn sie sind Todte, die nicht auferstehen!

Jung Erich.

Moderne Ballade.

Jung Erich, jung Erich
Ein schöner Knab' fürwahr,
Sitzt in der Schule Jahr für Jahr
Zu seiner Lehrer Qual.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Nach Scherz und Lust er sieht,
Die ernste Arbeit gern er flieht,
Kein Stand ist seine Wahl.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Er ist ja schön und reich,
Begeht er toll auch Streich auf Streich,
Er wird schon klug einmal.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Er stürzt sich in die Welt
Der Freudentaumel fest ihn hält
So manchen Carneval.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich
Er geht zum Militär,
Bald hat er Herz und Beutel leer
Hat Schulden colossal.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Vorbei die Lebenslust,
Jung Erich schießt sich in die Brust,
Das Leben dünkt ihm schaal.
Jung Erich!

Junge Ehe.

Er zog mit dem Salonrock
Die feinen Formen aus
Und zeigt als urgewöhnlich
Sich in dem neuen Haus.

Sie zog mit ihrem Schlafrock
Die alten Launen an
Und zeigt in scharfen Worten
Gewachsen sich dem Mann.

Doch sind sie sehr vernünftig
Und finden sich darin,
Denn vor der Welt zu glänzen,
Das ist nach Beider Sinn.

Sie geben große Feste,
Am Gelde fehlt es nicht,
Was Wunder denn, daß jeder
Von ihrem Glücke spricht.





Gedichte

von

B. L. Armstrong.

Licht und Schatten.

Zwei dunkle Schatten finden sich
In einem Menschenherzen:
Vergang'nes Leid, das halb nur wich,
Und Ahnung neuer Schmerzen.

Ob ich die Schatten richtig deut'?
Klar weiß ich nur das Eine:
Dies Herz, das so umnachtet heut',
Dies Herz, es ist das meine.

Doch gibt es Schatten ohne Licht?
Mein Herzensgrund ist helle,
Die dunklen Schatten decken nicht
Die eine lichte Stelle!

Thalwärts.

Sinnend zieh' ich, ernst und still,
Ueber sanfte grüne Matten.
Da es Abend werden will.
Länger werden schon die Schatten,
Länger auch der mir gesellt
War am mühsam' heißen Tage,
Und auf meine Seele fällt
Zitternd eine bange Frage.

Mahnend kommt's mir in den Sinn,
Da ich Abends thalwärts gehe,
Ob auch ich gewachsen bin
Wie der Schatten, den ich sehe.

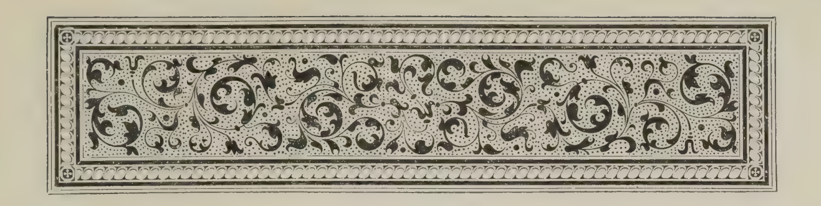
Trost.

Wenn ich durch die Felder schreite,
Froh im hellen Sonnenschein,
Fällt als lieblichstes Geleite
Oft ein Dichterwort mir ein.

Wenn es draußen kalt und dunkel,
Nehm' ich gern ein Buch zur Hand,
Sehe helles Sterngefunkel
Und ein blüh'ndes Frühlingsland.

Wenn mich Nachts der Schlummer meidet,
Und kein Lichtstrahl zu mir dringt,
Löst sich ganz das Herz, das leidet,
Und es dichtet und es singt!





Ein Laienbesuch bei der Rettungs-Gesellschaft in Wien.

Von

Paula Baronin Bülow-Wendhausen.

Vor einigen Monaten äußerte unser sächsischer Vetter, der zum Besuche in Wien weilte, den Wunsch, unsere vortreffliche Rettungsgesellschaft kennen zu lernen, um eventuell die Gründung eines ähnlichen Institutes in Dresden zu befürworten. Mein Mann, ein alter Freund und einstiger Kriegskamerad von Baron Jaromir Mundy, dem allbekannten Organisator und Schriftführer dieser segenbringenden Institution, erkundigte sich daher bei der Centrale am Stubenring, ob dieß thunlich sei und wurde von dem damaligen interimistischen Leiter Dr. . . . . . in liebenswürdigster Weise zu einem Besuche der Anstalt aufgefordert und ihm zugleich die Statuten, der Rechenschaftsbericht rc. zur Verfügung gestellt. — So begab sich an einem der nächsten Tage eine kleine Karawane, bestehend aus wißbegierigen Männlein und Weiblein verschiedensten Alters auf den Weg zur Centrale. Als wir in den Hof einbogen, blieben die Vorübergehenden neugierig stehen, sie dachten wohl an ein Massenaviso eines großen Unglücksfalles, allein unser heiteres Geplauder beruhigte sie bald. Der erste Blick fiel auf den wohlbekannten Ambulanzwagen, dessen rothe Laterne und begleitenden schrillen Pfiff wohl jedes Wiener Kind kennt, und ein gewisses Gefühl der Beruhigung in uns erweckt, daß bei jedwedem Unglücksfalle schnelle Hilfe zur Hand ist.

Ein Freiwilliger stürzte dienstbeflissen herbei, nach unserem Begehren zu fragen und übernahm sogleich freundlichst die Führung in Abwesenheit des Leiters. Was augenblicklich frappirt, das ist die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, mit der alles gehalten ist. Zuerst besahen wir den Stall, der sechs Pferde enthält, das vierte Paar stand angespannt im Hofe, wo Tag und Nacht ein Wagen zur Abfahrt bereit ist. Dann kam die Remise an die Reihe mit den sinnreichst construirten Wägen aller Art, Fourgons, Ambulanzwägen und Landauer zum Transporte Schwerkranker und Reconvalescenten auch auf weitere Strecken. Eine ledergepolsterte chaiselongueartige Tragbahre ermöglicht es, den Patienten über die Stiege zu tragen und ihn mit derselben, ohne seine Lage zu verändern, in den Landauer zu schieben, brückenförmig auf die gegenüberliegenden Sitze, so daß daneben noch zwei Sitze für die Begleitung frei bleiben. Die vortrefflichen Federn des Wagens vermeiden natürlich so viel als möglich jedes Rütteln; dann auswattirte Wägen für Irrsinnige, mit Kautschuk gefütterte, leicht zu reinigende, zum Transporte Seuchenkranker und last et not least der herrliche große Küchenwagen, der so compendios und praktisch eingerichtet ist, daß in seinen appetitlichen Kesseln binnen wenigen Stunden hinreichend Speisung für 1000—2000 Personen bereitet werden kann, was sich schon zum öfteren, besonders zur Zeit der Überschwemmung in Prag zum Heile der Obdachlosen und Hungernden erprobte. Schließlich die Desinfectionsmaschinen, mit welchen verseuchte Räume durch antiseptische Dämpfe gereinigt werden.

Hierauf kamen wir in das Aufnahmszimmer der Station, wo schon unzähligen Verunglückten die erste Hilfe zutheil wurde. Ein niedriges Lager und große Schränke, welche alles Erdenkliche zur Labung und ersten Hilfeleistung enthalten, bilden die einfache Einrichtung. Eine große und eine kleine Ledertasche liegen stets bereit, um nach dem telephonischen oder telegraphischen Rufe keine Zeit zu verlieren, wo Minuten oft kostbar sind. In der ersten Verwirrung wird oft nur „Großer Unglücksfall" oder derlei unbestimmtes Aviso gesendet, wofür die große Tasche bestimmt ist, welche für die verschiedenartigsten Unglücksfälle eingerichtet ist. Sie enthält daher alles Nöthige für Verwundungen, Schienen aller Größe und Formen für Beinbrüche, Jodoform, ja selbst ein ganzes Jodoformhemd für Verbrennungen, ein chirurgisches Besteck zum Kehlkopfschnitt, dem einzigen gestatteten

operativen Eingriff, da sonst Gefahr im Verzuge, ferner ein gebogenes Rohr mit einer kleinen Klappe am Ende zur Extrahirung verschluckter Gegenstände aus dem Schlunde, was unglaublich oft vorkommen soll, und noch gar manches Nützliche, was man in den kurzen Augenblicken nicht erfassen konnte oder dem schwachen Gedächtniß entfällt. Es will einem scheinen, daß für jeden nur erdenklichen Unglücksfall, ja für die verschiedensten Variationen derselben vorgesorgt ist. Die kleinere Ledertasche ist für ein beschränkteres Feld bestimmt, das heißt, wenn doch die Art des Unglücksfalles schon signalisirt ist. Ebenso ist eine größere und kleinere Cassette mit Gegengiften für Vergiftungen vorhanden.

Anschließend an das Aufnahmszimmer befindet sich der Raum, welcher zum Aufenthalte für die Freiwilligen bestimmt ist, wo sie ihre Mahlzeiten halten und auch tagsüber in großen Schränken auf geklappten Betten schlafen.

Nun ging es in den ersten Stock, wo sich die kleine Wohnung des leitenden Arztes befindet, dann die Kanzlei, wo auch ein Buch aufliegt zur Namenseintragung der Besucher und etwaiger Spenden. Ferner ein hübsches Zimmer mit einer auserlesenen kleinen Bibliothek, bestehend aus den Classikern und Büchern wissenschaftlichen Inhaltes zur belehrenden Zerstreuung der jungen Freiwilligen, welche sich in hinreichender Anzahl aus den Tausenden von Medicinern melden und in einem bestimmten Turnus freiwillig ihre 24stündige Dienstpflicht übernehmen. Zuletzt stiegen wir auf den Dachboden, wo ein Raum mit vergitterten Fenstern 28 schöne Brieftauben beherbergt, deren wunderbare Flugkraft und Orientirungsgabe im Dienste der leidenden Menschheit verwerthet wird. Bei größeren Katastrophen, welche ein längeres Ausbleiben der Ambulanzen und etwaige Nachsendung eines zweiten Trains bedingen oder auch um möglichst schnelle Bulletins an die Centrale gelangen zu lassen, werden in einem Käfige einige Brieftauben mitgenommen. An ihren Füßchen befinden sich maskirte und numerirte Ringe; an der Unglücksstätte wird ihnen in kleinen Kapseln die Botschaft umgehängt und schneller als der elektrische Draht befördern sie dieselbe zur Centrale. Sie fliegen direct auf die einzige unvergitterte kleine Dachlucke zu, auf deren Schwelle sie beim Auffliegen ein Metallplättchen berühren, welches einen Taster verdeckt, der alsogleich in den unteren Räumen des Gebäudes durch ein Glockenzeichen die glückliche

Heimkehr signalisirt, damit dem treuen gefiederten Boten die kleine Depesche abgenommen wird.

Mit der Station waren wir fertig; nun ging es einige hundert Schritte weiter zur Cholerabaracke, welche sich nahe dem Ufer des Donaucanales befindet. Ein kleines eingefriedetes Grundstück umschließt das unscheinbare, niedrige Häuschen, welches innen und außen mit Oelfarbe gestrichen, der peinlichsten Reinlichkeit entspricht und Alles enthält, was die moderne Wissenschaft ersonnen, um den gefürchteten Commabacillus zu bekämpfen und thunlichst zu isoliren. Das längliche Gebäude enthält einen Mittelgang mit Badecabinen an den Seiten, ein größerer Raum mit Waschvorrichtungen nimmt die Breitseite ein. Alles ist von Eisen mit Oelanstrich und jeder Gegenstand mit eingebranntem oder bei der Wäsche eingezeichneten P (Patient) gemerkt, während die Gebrauchsgegenstände der Mediciner ein G (Gesund) aufweisen, daher jede Verwechslung unmöglich ist.

Eine zweite Baracke zeigt kleine Schlafräume für die Freiwilligen, Schränke mit completen Gummianzügen, Helme und Masken, alles leicht desinficirbar; vorräthig ist das erdenklich Nützlichste, angefangen von der allerliebsten kleinen tragbaren elektrischen Laterne mit Accumulator, welche sich durch einen Druck entzündet und dem Freiwilligen bei nächtlichen Expeditionen zustatten kommt, Labungsmittel und Medicamenten aller Art bis zu den verschiedensten Frottirapparaten und selbst Palmenblattfächer, um Kühlung zuzuwehen, kurz mit größtem Raffinement ist Alles bedacht. Remise, Aufnahms- und Versammlungszimmer, alles freundlich, praktisch und einfach ausgestattet und mit peinlichster Sauberkeit in Stand erhalten, so zwar, daß nichts der augenblicklichen Benützung im Wege steht. Eine nicht hoch genug anzuschlagende Beruhigung gewährt für die Bewohner der Residenz die Möglichkeit, bei den ersten Anzeichen der bösen Seuche Hilfe, und zwar in rationellster Weise zur Hand zu haben. Das früher rathlose Volk weiß nun, wohin sich wenden; auf der Straße plötzlich Erkrankte werden in die Baracke gebracht und von dort in die Spitäler, oder aus ihren Wohnungen abgeholt, welche alsogleich desinficirt werden, daher in beiden Fällen der Verseuchung möglichst Einhalt geboten wird. In der jetzigen Zeit (wo die Cholera abermals sich unseren Grenzen nähert), ist der interessante Besuch dieser Anstalt auch weiteren Kreisen anzurathen, da er ebenso instructiv als beruhigend wirkt.

Der edle Gedanke, welcher in einer Nacht des Schreckens in Kopf und Herzen dreier ausgezeichneter Männer zum Heile der leidenden Menschheit entstand und anfänglich in den bescheidensten Dimensionen ausgeführt wurde, ist nun zu einem großen mustergiltigen Institute herangebildet, welches fremde Nationen bewundern und nachahmen, da es in seltenster Weise Theorie und Praxis zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen weiß. Gleich dem Senfkörnlein im Evangelium ist es zu einem schattigen Baume gediehen, in dessen segenspendenden Umkreis die Kranken und Elenden sich flüchten.

Möchte er doch fort und fort wachsen und gedeihen, dieser herrliche Baum der Humanität und das große Publicum nicht nur dankend benützen und anerkennen, sondern auch geben in vollem Maße, um seine Existenz zu sichern, und zwar wo möglich nicht nur sporadisch, sondern regelmäßig. Denn noch immer führt die Rettungs-Gesellschaft kein sorgenloses Rentnerleben, sie lebt von der Hand in den Mund und ist doch immer bereit, auch in den Provinzen bei der Gründung von Filialen oder selbstständigen Stationen mitzuwirken.

Wenn man von ihr sagen kann: „Wer schnell hilft, hilft doppelt“, so könnte man auch von den Spendern sagen: „Wer regelmäßig gibt, gibt doppelt und dreifach“, denn nur mit sicheren Einkünften ist zu rechnen und die kleinsten Summen, die leicht entbehrlich sind, alljährlich diesem guten Zwecke gewidmet würden, vereinigt helfen können. Außer den bekannten Wohlthätern sind wohlwollende Sterbende bisweilen so freundlich, mit mehr oder minder großen Legaten mildthätig des Rettungswerkes zu gedenken. Im großen Ganzen bewundern die Lebenden wohl, thun aber nicht viel und doch ist nicht Wien allein, sondern auch die Provinz betheiligt, die ja Tausende ihrer Kinder alljährlich in das große Centrum entsendet. Groß oder klein, hoch oder niedrig, niemand weiß, ob nicht dereinst die Samariteranstalt ihm oder einem theuren Familienmitgliede das Leben retten oder wenigstens die erste Hilfe in gefahrvoller Stunde leisten wird. Darum gebe jeder sein Schärflein und stimme ein in den Wunsch:

„Vivat crescat floreat!“



Gedichte

von

Norbert Hoffmann.

Einsam.

(Aus dem Cyclus „Frauenliebe".)

Waldesrauschen, Waldesweben —
Tausend Stimmen um mich her,
Voll geworden junges Leben,
Baum und Strauch von Früchten schwer.

Tanne, Föhre athmen Wonne,
Farrenkräuter, hoch und schwank,
Triefen unter'm Strom der Sonne,
Buchenzweige flüstern Sang.

Liebe Sonne, scheidest schnelle!
Läß't in Dämm'rung bald mein Thal,
Bleibe, bleibe, gold'ne Welle,
Gieß' in's Herz mir noch den Strahl!

Drüben legen sich die Schatten
In die Schlucht zur Ruh' —
Lerche duckt sich in die Saaten,
Deckt sich stille zu.

War's nicht also, da wir schreiten
Hand in Hand im dichten Hain?
Töne schwirrten, Lichter glitten
Um uns her im grünen Schein. —

Und wir hielten fest die Hände,
Stumm im Gegenblick,
Hofften, ach, daß nie sich wende
Liebender Geschick!

Sieh, und heute grüß' ich einsam
All die Herrlichkeit,
Die wohl nimmer uns gemeinsam
Ihren Frieden beut. —

Blüh' er Dir im Feld der Thaten,
In der großen Welt —
Stille hier im Buchenschatten
Schlag' ich auf mein Zelt.

Bergwanderung.

Die letzten Stufen hinan
Führe mich, Felsenweg;
Ueber breites Geröll,
Ueber moosig Gestein
Klimmt des Wanderers
Ermüdeter Fuß.
Wiese und Wald und die flüsternde Quelle
Ließ er im traulichen
Schatten zurück.

Kühn und gewaltig
Hebet der mächtige Felsberg
Den bleichen Scheitel,
Den unbekränzten,
Hinaus in unendliche Lüfte,
Entbehrt des Gelaubes
Wallende Pracht
Und irdischer Schatten
Tröstende Labung;
Kaum, daß er eilenden Wolken gewähret
Auf seiner Stirne
Flüchtig ihr dunkles
Bildniß zu schauen,
Wenn er nicht, strenger,

Ein Vater und Herrscher,
Um sich die losen Kinder versammelt,
Die Widerstrebenden,
Hierhin und dorthin
Segen und Strafe vertheilend,
Die Wallenden sendet.

Heut' aber thronet
Ob seinem Scheitel
Der Sonne Lächeln;
Die weise Freundin
Breitet ihr schimmerndes Goldnetz darüber,
Macht ihn lächeln mit ihr
Und hilft mit ihm
Dem einsamen Wanderer
Also in Ruhe
Die Größe empfah'n.

Bin ich denn wirklich
Jenen Thälern,
Die freundlich da unten
Am Hügel sich winden,
Entstiegen?
Seh' ich sich thürmen
Mit Mauern, Palästen,
Mit Kuppeln und Zinnen
Die lärmende Stadt?
Wandeln dort unten
Vor strebenden Säulen
Unsterblicher Tempel,
Vor Marmorbildern
Lebende Menschen?
Oder gleich jenen entschwund'nen Geschlechtern,
Die einst mit flammenden Blicken
Sie werden gesehen
In schaffender Hochfluth,
Die Götterwerke,
Wallet gleich Jenen
Ein lautlos Getümmel,
Ein geschäftiges Traumbild
An des Einsamen Aug' nur vorüber?

Und, mir zu Füßen,
Rauschest Du wirklich

Schäumende Welle des Bachs?
Und decket Dein Schatten,
Du dunkle Eiche,
Du immergrüne,
Die trauliche Wohnstatt thätiger Menschen,
Die wollen und wirken,
Die lachen und weinen,
Die leiden und lieben?

Und habe auch ich dort
Unten im Thale
Geliebt und gelitten
Wie sie?

So still ist die Welt!
Nicht raget zur Höhe,
Nicht reicht in die Ferne
Irdischer Laut;
Dahingestreut liegen
Die steinernen Träume
Schaffender Wesen
Der Stille geweiht —
Und um Dein Haupt nur,
Mächtiger Felsberg,
Wallet und woget
Ein brausendes Tönen
Einzig und ewig —
Der Lüfte Gesang.





Minister und Gattin.

Humoreske nach dem Magyarischen des Arpád v. Berzik.

Einzig berechtigte Uebersetzung

von

Dr. Adolph Kohut.

Seit einigen Tagen „kriselt" es in den Zeitungen. Das eine Portefeuille bekommt einen neuen Herrn, denn gegen den bisherigen Minister ist die Empörung groß in der Regierungspartei. Er ist unmöglich geworden.

In den Couloirs des Parlaments debattirt man lebhaft über den Cabinetswechsel und auch im Ministerium herrscht nur die Frage: „Geht er? Und wer wird sein Nachfolger?" Die großen wie die kleinen Ministerialbeamten zerbrechen sich darüber den Kopf.

Im Bureau des Ministerialraths Alfons von Szecsödy bildet die Cabinetskrisis gleichfalls den Gegenstand der Unterhaltung. Dieses Bureau ist eine besondere Specialität; dort bekommt man die besten Cigarren, das beste Silvorium und die neuesten Klatschgeschichten; daher ist es erklärlich, daß jenes Bureau von den Räthen, gewissen Secretären, Concipienten und Hilfsconcipienten, welche den „Tratsch" mit Vorliebe pflegen, mit großem amtlichen Eifer aufgesucht zu werden pflegt.

Regelmäßig zwischen eilf und zwölf Uhr Mittags finden dort die Conventikel statt. In dieser Zeit wird eine Unmasse Cigarren und

Silvorium vertilgt, und man plaudert von ministeriellen und nicht-ministeriellen Angelegenheiten, von der gestrigen Première, von den voraussichtlichen Ernennungen, von den Schnitzern dieses oder jenes Collegen — ein besonders beliebter Stoff — der neuesten sensationellen Ehescheidung, mit kleinen sorgfältig zusammengetragenen Skandalgeschichten verbrämt. Zweifellos ist diese Zeit die angenehmste unter den amtlichen Stunden; weniger angenehm ist sie freilich für jene Parteien, die während des „Tratsches" im Vorzimmer des Herrn Raths warten und von dem Diener mit wichtiger Amtsmiene die Aufklärung erhalten, daß darinnen eine „Conferenz" stattfindet. Jene Partei, welche mit einem feineren Geruchsorgan ausgestattet ist, kann nach jenen Conferenzen im Zimmer des Herrn Ministerialraths einen starken Silvoriumgeruch wahrnehmen, obschon dieses geistige Getränk weder zum Ressort des Herrn Raths noch zu dem des Referenten gehört.

„Wird Csetneki wirklich unser Chef werden?" fragte der Kämmerer-concipient.

„Ich weiß es bestimmt", antwortet ein Sectionsrath, „Ihr wißt, daß ich gute Beziehungen habe und die Personalveränderungen 24 Stunden vorher immer voraussage."

So kam denn Csetneki auf die Tagesordnung und wurde von allen Seiten beleuchtet. Die Einen kannten ihn persönlich, die Anderen hörten schon viel von ihm — aber alle Welt war darin einig, daß er ein „unangenehmer" Mensch war.

„Er ist stolz und flößt keinen Respect ein" — lautet die eine Bemerkung aus dem Munde eines Herrn, der sich gemächlich im Lehnstuhl streckt.

„Ja, wenn das allein wäre, aber er hat eine Marotte, welche für viele unter Euch, an denen man die Vorzeichen des Alters wahrnehmen kann, verhängnisvoll werden kann", warf der Sectionsrath mit dem Behagen des Eingeweihten ein.

„Lázár, das bezieht sich auf Dich", lachte ein Ministerialrath.

„Wieso? Wieso? Wie soll das auf mich gehen?" stammelte das „Lázár" genannte Individuum.

„Hast Du nicht gehört, was soeben von den Vorzeichen des Greisenhaften gesagt wurde?"

„Nun, bei mir ist so was nicht zu verspüren. Ich fühle mich noch sehr jung, besonders im Staatsdienst!" replicirte Lázár, aber er wurde auffallend bleich.

Hört Ihr sein Motto — im Staatsdienst? Lazi ist für den Staat zu allem fähig, er kann sich sogar verjüngen — witzelte der Concipient unter der großen Heiterkeit der älteren und jüngeren Garde der Anwesenden.

Der arme Sectionsrath Lázár Kovács war immer die Zielscheibe der Neckerei seitens der Collegen. Er war noch ein Ueberbleibsel des alten Systems, welcher seinen Dienst noch vor dem Ausgleich begann. Ein Vertreter der furchtsamen, vorsichtigen und pedantischen Bureaukratie, arbeitete er sich mühsam von der untersten Stufenleiter, langsam, ohne Protection, einzig und allein durch bittere, unentwegte Arbeit empor; er vermochte deshalb seine Stellung besser zu schätzen, wie das jetzige Geschlecht, welches entweder unmittelbar aus dem Reichstag zu hohen Aemtern gelangt oder welches, selbst wenn es von unten auf beginnt, durch Protection, Aufdringlichkeit und andere Mittel des Vorwärtskommens so rasch Carrière macht, daß es so einem alten „Beamten" davor schwindelt, zu seiner Zeit — vor den Sechzigerjahren und danach — welche Aussichten hatte ein Beamter? Und wie außerordentlich hat sich seitdem die Bureaukratie des ungarischen Staates entwickelt! Und jetzt — welch' glänzende Laufbahnen! Früher wurden die Beamten grau als Statthalterei-Concipienten, und Diejenigen, welche als Hofkanzleisecretäre pensionirt wurden, konnten sich einer schönen Laufbahn rühmen. Die moderne Generation hat keine Ahnung davon, was Geduld heißt! Ist Jemand vier bis fünf Jahre in seiner Stellung, setzt er schon Himmel und Hölle in Bewegung, um befördert zu werden. In jener alten Schule des Gehorsams, der Geduld und der Disciplin aufgewachsen, fürchtete sich der alte Herr immer, daß man ihn pensioniren oder in „Skart" thun würde. Und doch war er der älteste Sectionsrath, bei der ersten Vacanz mußte er Ministerialrath und Hochwohlgeboren werden — ja, freilich, wenn man die Reihe auch einhalten und nicht aus den Kreisen des Parlaments irgend einen „Einschub" in die Lücke treten lassen würde! . . . . Jedenfalls hat er gute Aussichten. Das wissen die Collegen und deßhalb necken und stacheln sie den Beklagenswerthen. Ja, diese „Neuen" haben vor Niemand Achtung! . . . .

Die ganze Gesellschaft war augenscheinlich entschlossen, mit dem Unglücklichen eine „Hetz" zu treiben.

„In der That, lieber Lázár," sagte der Sectionsrath mit der ernstesten Miene von der Welt, „Csetneki verkehrt viel bei meiner Tante

und er rühmte sich kürzlich beim Thee, daß er nur junge, frische Kräfte gebrauchen könne."

Von allen Seiten bestätigte man diese Behauptung; auch Andere wollten von dieser grausamen Absicht des „kommenden Mannes" gehört haben. . . . .

In diesem Augenblick trat der Bureaudiener herein und meldete, daß Seine Excellenz der Herr Minister den Herrn Sectionsrath zu sich bitte. Der Lästerclub löste sich sofort in Wohlgefallen auf. Mit einem wichtigen Actenbündel und sehr gewichtiger Miene durchschritt jener das Vorzimmer und verkündete den dort wartenden Bittsuchern, daß er zu Seiner Excellenz eilen müsse und daher heute nicht in der Lage sei, sie zu empfangen. Man möchte sich morgen zu ihm bemühen.

„Wird's morgen nicht wieder eine Conferenz geben, Herr Rath?" fragte ein wenig indiscret eine Partei, auf welche die sich entfernenden Conferenzmitglieder mit ihren gerötheten und lächelnden Gesichtern einen verdächtigen Eindruck machten.

„Schwerlich, schwerlich," erwiderte der Herr Rath und schlich rasch davon.

Der Bureaudiener jedoch öffnete das Fenster und lüftete das Zimmer eine halbe Stunde lang — nach der Conferenz.

Es fiel allgemein auf, daſs in den folgenden Tagen der Herr Sectionsrath einer gründlichen Metamorphose sich unterwarf. Im ganzen Ministerium war sie der Gegenstand großer Heiterkeit und ironischen Geflüsters. Der Kämmererconcipient wäre vor Lachen beinahe geplatzt, und seine boshaften Ulkereien wollten kein Ende nehmen.

„Ei, ei, lieber Lázár, Du hast Dich ja förmlich gehäutet; Du bist ja förmlich ein „Gigerl" geworden! Ist das kurze Jacquet Deiner Stellung und Deinem Alter angemessen?

Und Dein alter Cylinder war noch sehr gut, mußtest Du Dir einen moderneren, eleganteren kaufen? Und was das Halstuch betrifft, so würde das selbst ein Hilfsconcipient als zu grell finden."

Aber die Metamorphose in der Toilette war es nicht allein, durch welche Herr Sectionsrath Lázár Kovács auffiel — der ganze Mensch war wie umgetauscht. Es konnte ihm nicht entgehen, daß zu einer jugendlichen Toilette auch ein jugendliches Gesicht gehört, und daß zu einem jugendlichen Antlitz auch jugendliche Bewegungen von Nöthen

sind. Sein graumelirter Schnurrbart wurde über Nacht mit Hilfe einer vortrefflichen Schnurrbart-Wichspomade kohlrabenschwarz; die bleichen Lippen erglänzten auf einmal in Purpurröthe. Hat man erst einen schwarzen Schnurrbart, muss auch der Backenbart einer gründlichen Umgestaltung ins Schwarze unterzogen werden. Doch war das Verfahren des Färbens hier zu umständlich, und so wurde diese Zierde des Mannes dem Rasirmesser des Barbiers anvertraut, wodurch das Gesicht entschieden ein jugendlicheres Aussehen gewann. Nur hätte noch die allbekannte Glatze des Hauptes verschwinden müssen — aber auch da war leicht zu helfen!

Er ärgerte sich schon ohnedies lange über die zugige Beschaffung der Bureauräume, denen er Zahn-, Kopf- und andere rheumatische Schmerzen zu verdanken hatte. Wenn er sich auf diese „Ante-Acten" berufen sollte, würde es ihm gewiß Niemand verübeln, daß er gegen den bösen Zugwind sich durch eine bescheidene Perrücke zu schützen suchte!

Eine solche radicale Umwandlung mußte nicht allein im Ministerium die größte Aufmerksamkeit erwecken, sondern auch zu Hause, bei der gnädigen Frau Rath.

Er fühlte, daß er seiner Gattin eine Aufklärung schuldig sei.

„Du wunderst Dich gewiß, meine Liebe, was aus mir geworden ist? Ja, ja, die Reihe. Wir bekommen halt einen Minister, der jung und energisch ist und der keinen Alten mag. Er sucht jugendliche Arbeitskräfte . . . . . die älteren erwartet das Gespenst der Pensionirung . . . . Verstehst Du, die Pensionirung? Du begreifst doch, welcher Schlag das für uns wäre! . . . . Wie sehr müßten wir uns einschränken. . . . Wir könnten standesgemäß nur in Ofen leben. . . . Und dort willst Du doch nicht wohnen!"

„Gewiß nicht", erwiderte die Gattin Milka, „ich lebte bis jetzt in Pest und will auch hier sterben, nach Ofen zieh ich nicht."

Lázár umarmte seine Frau zärtlich, was schon lange nicht zu seinen häuslichen Gepflogenheiten gehörte.

Donner und Doria! Wir ziehen auch nicht hin! Mit der Pensionirung wird es nicht so schnell gehen!

Dann ging er mit raschen elastischen Schritten auf und ab, spannte seine Brust, warf den Kopf jugendlich zurück und gesticulirend mit beiden Händen rief er aus:

„Wir thun auch alles, damit der Minister uns nicht alt findet. Sieh doch Milchen! Kann Seine Excellenz einen Mann, der so geht, sieht und sich so hält, alt nennen?“

Und auf das Antlitz seiner Gattin einen heißen Kuß drückend — was in dieser alten Haushaltung gleichfalls zu den seltenen Genüssen gehörte — eilte er mit flinken Schritten aus dem Zimmer, die Treppe herab, aus dem Hause, durch die Straßen, und wenn ihn auch die Hurtigkeit ein wenig ermüdete, schritt er doch mit der gleichen jugendlichen Elasticität an den Pförtner vorbei und trat in sein Bureau.

Als der neue Minister sein Amt antrat und der Beamtenkörper unter Leitung des Staatssecretärs ihm seine Aufwartung machte, erwiderte Seine Excellenz auf die Begrüßungsworte des Staatssecretärs, dass er von Jedermann „beharrliche und unermüdliche Hingabe und Arbeitsamkeit“ erwarte. (Allgemeiner Beifall.) Nach seiner Ansprache schritt er die Reihen der höheren Beamten entlang und drückte ihnen die Hände. Der Sectionsrath Lázár Kovács hatte das Gefühl, als ob das scharfe, durchdringende Auge des neuen Ministers jedem gleichsam in den Nieren lesen und dort herausfinden wollte, wieviel Arbeitskraft und beharrliche Regsamkeit in ihm wohne. Unter den älteren, höheren Beamten und Grauköpfen mochte er, Kovács, jedenfalls den lebhaftesten und elastischesten Eindruck hervorgerufen haben. In der That erregte er durch seine gespannte Brust, sein strahlendes Antlitz und das Recken und Strecken seiner Gliedmaßen allgemeinste Aufmerksamkeit und allgemeinste Heiterkeit.

Er war jedenfalls mit dem Eindruck zufrieden und berichtete zu Hause der zweifelnden Gattin mit Begeisterung. Die Frau Rath zweifelte. Sie konnte es nicht glauben, daß sich ein Mann wegen eines Ministers so schmücken werde, der doch keine Frau ist! Doch nahm sie sich vor, vorläufig sich auf's Beobachten zu verlegen. Sie wollte die unschuldigste Miene zu all den Geschichten machen, die er ihr auftischen würde. Nur das neue Modewarengeschäft ihrem Hause gegenüber, welches im Beginn des vorigen Monats, beim Quartalsanfang eröffnet wurde, wollte sie im Auge behalten. Eine sehr hübsche, blonde Witwe ist die Inhaberin desselben. So oft der Herr Sectionsrath sie verließ, blickte dessen Ehehälfte durchs Fenster, um zu sehen, ob dieses Ereigniß im Modewarenmagazin irgendwie beobachtet wurde. Bald mußte sie sich davon überzeugen, nun . . . . nun . . . . wovon? Von allerlei

verdächtigen Sachen! Bald stand die schöne blonde Frau an der Thüre des Geschäftes, als ob sie einen Hut betrachtete oder aufputzte, bald zeigte sie sich zwar nicht im Vordergrund, aber gewiß kokettirte sie vom Hintergrunde aus mit dem Herrn Rath, der auf dem Wege zu seinem Bureau regelmäßig diese Straße durchschritt und beim Modewaren-magazin an der Ecke umbog. Allerdings pflegte er auch früher, als den Laden noch keine gefährliche Schönheit als Modistin, sondern ein harmloser Krämer bewohnte, diesen Weg zu wählen, aber — so philosophirte die Räthin — ein Mann, welcher die nöthige Portion Pflichtgefühl besitzt, muß seine Wegrichtung den Umständen angemessen ändern und den verführerischen Genüssen aus dem Wege gehen.

Frau Milka gehörte zu den Frauen, die ohne Grund eifersüchtig sind. Gott sieht in das Herz des guten Herrn Lázár Kovács — er hat nie Grund zur Eifersucht gegeben! Aber bei seiner Ehehälfte sind dennoch die günstigen Bedingungen zur Aufnahme und Vermehrung der Bacillen der Eifersucht übrig geblieben.

Die Krankheit tobte in ihrer Seele schon mit der Kraft einer Epi-demie — aber zwei Wochen gelang es ihr, sie zu verheimlichen.

Endlich kam sie zum Ausbruch. Der Herr Sectionsrath kam mit neuen Nachrichten aus dem Ministerium; Ruhestandsgerüchte flögen umher — zwei seiner Collegen seien bereits in den Ruhestand getreten — er allein sei gerettet, den er spiele sehr gut den Jugendlichen.

„Es ist genug! Spiele nicht mehr Comödie! Deiner Lügen bin ich nun satt!“ unterbrach ihn seine Frau.

Herr Kovács wurde starr vor Schrecken, denn war auch das Zeit-alter der Zärtlichkeit für ihn vorüber, so hatten auch die heftigen Aus-brüche der Leidenschaft und des Haders aufgehört und seit langer Zeit waren gewisse angenehme und stille freundschaftliche Verhältnisse ein-getreten.

„Was hast Du, Milka?“ fragte er verblüfft.

„Was ich habe? Nun, Du wirst mich nicht mehr zum Besten halten! Seine Excellenz hier, Seine Excellenz dort! Ich kenne diese Excellenz, welche die Alten pensionirt, weil er nur die jungen Arbeitskräfte sucht — jener Minister wohnt dort — dort gegenüber!“

„Wo?“ stotterte der Gatte. Sie ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zum Fenster und wies auf den Laden vis-à-vis.

„Dort!“

„Meine Liebe, ich verstehe Dich nicht!“

„Du wirst mich schon verstehen .... Aber vorläufig verlange ich, daß Du dich zurückverwandelst! Ich bin Deine Gattin und ich will absolut keinen geschniegelten, gebügelten Mann mit falschen Haaren, gewichstem Schnurrbart, gefärbten Augenbrauen haben. Magst Du immerhin Deinen Schnurrbart wichsen, aber Deinen Backenbart mußt Du Dir wieder wachsen lassen. Deine Perrücke werde ich confisciren ... Mag der Minister immerhin sehen, daß Du ein in Ehren grau und im Staatsdienst gebrochener und invalid gewordener Sectionsrath bist!“

Vergebens versuchte dieser alles, um seine Frau zu beruhigen und aufzuklären. Je mehr er Stein und Bein sich verschwor und seine Unschuld betheuerte, desto drohendere Blicke schleuderten ihre funkelnden Augen. Er mußte einsehen, daß er vergebens an den Verstand seiner Ehefrau appellire.

Tags darauf verschwanden das chice Jacquet, die eng anliegenden Beinkleider und der funkelnagelneue Cylinder, und das Stubenmädchen mußte wieder die alte Garderobe hervorsuchen.

Sollte er so vor dem Minister hintreten — was würde dieser sagen? Mit einer Glatze, graumelirtem Schnurrbart, vernachlässigter, ausgedienter Garderobe — während er noch gestern in Gestalt eines gut conservirten, wenn auch nicht mehr jungen, so doch rüstigen Mannes in besten Jahren seinen Vortrag gehalten habe? Jedermann mußte einsehen, daß ein solches Schauspiel das Vertrauen Seiner Excellenz in den Verstand seines Sectionsraths erschüttern würde. Vergebens würde er durch äußere Lebhaftigkeit, stramme Haltung und leichte Bewegungen das sich so breit zeigende Greisenalter verbergen können. Je lebhafter sich der alte Herr geberden würde, desto mehr würde er den Spott herausfordern ... Und nun erst die lieben Herren Collegen! Mit welchen niederträchtigen Randglossen würden sie diese Rückbildung begleiten!

Auf dem halben Wege kehrte er um, ließ sich krank melden und legte sich zu Bette. Er hatte das kalte Fieber vor Wuth.

In der Nacht kam ihm ein rettender Gedanke.

Am anderen Tage eilte er mit ungewohnter Schnelligkeit und in früher Morgenstunde vom Hause weg und bevor er in's Amt ging, begab er sich zum Friseur, kehrte in ein großes Kleidermagazin mit fertiger Garderobe ein, ging zum Parfumeur, wo es Farben und cosmetische

Mittel in Hülle und Fülle gab, und als er zum Herrn Minister gerufen wurde, um dort zu referiren — es war so gegen eilf Uhr — sah der jugendliche Mann mit dem schwarzen Schnurrbart, der eleganten Perrücke und dem gewählten Anzug wie ein schmucker Dandy aus.

Seit jenem Tage wandelte der Herr Sectionsrath in doppelter Gestalt auf Erden. Zu Hause war er eine andere Erscheinung als im Ministerium. Zu Hause zeigt er das Bild eines friedlichen, sich gehen lassenden Spießbürgers, der seine einzige reine und ungetrübte Freude in gutem Essen und in ungestörtem nächtlichen Schlaf findet. Sein Gesicht ist runzelig, seine Haltung schlapp, seine Kleidung veraltet, seine Schritte sind langsam und seine Augen eingefallen.

Doch wenn ein Detectiv den Herrn Rath beobachtete, würde er gewahren, daß Herr Kovács erst um die Ecke biegend zu einem solchen Trottel wird, wenn er sich seiner Wohnung nähert. Ist er dem Gesichtskreis seiner Frau verschwunden, eilt er mit der Leichtigkeit der Jugend in's Ministerium, wo er sich umkleidet. Die Maskerade erleichtert der Umstand, daß er in sein Bureau durch das Hinterhaus auf einer Hintertreppe gelangen kann, ohne von dem Pförtner gesehen zu werden. Seit der letzten Zeit benutzte er ausschließlich diesen Weg.

Lange vermag aber die größte Geschicklichkeit und Schlauheit nicht, ein solches Spiel ohne Unannehmlichkeiten fortzusetzen; und die Collegen, welche mit dem Sectionsrath Nachmittags oder des Abends, wenn er mit der Gattin spazieren zu gehen pflegte, zusammentrafen, nahmen mit einem gewissen Entsetzen wahr, daß zwischen dem Sectionsrath von Vormittag und Demjenigen von Nachmittag eine unüberbrückbare Kluft gähne.

Der Kämmererconcipient sagte ihm es auch direct in's Gesicht.

„Weißt Du, Freundchen, ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so rasch alt werden kann wie Du . . . . allerdings kannst Du auch ebenso schnell wieder Dich verjüngen!“

Herr Lázár Kovács sah sein Spiel verloren. Was war zu thun? Nun, der Minister hält ihn ja nicht mehr für alt und so kann er die Maske der Jugend lüften. Er wird stufenweise altern; mit dem Schnurrbartschmieren wird er zuerst aufhören, dann mit dem Haarfärben, auch den Backenbart wird er sich wachsen lassen — nach und nach — um Seine Excellenz nicht zu sehr zu überraschen. Uebrigens braucht er nur sechs Wochen hindurch das Doppelgängerspiel zu treiben,

dann ist ja sein Schicksal entschieden — er kommt an die Reihe als Ministerialrath, und die höchste Sehnsucht seiner amtlichen Laufbahn ist erfüllt.

Doch, der Mensch denkt, Gott lenkt!

Budapest hat zahlreiche Straßen, und jahrelang können zwei Menschen dort spazieren gehen, ohne sich zu begegnen. Doch es ist eine bewiesene Thatsache, daß, wenn Einer einem bestimmten Anderen entweder in der Hauptstadt oder wo immer auf Gottes Welt aus dem Wege gehen will, er mit diesem unbedingt zusammentreffen wird.

Diesem natürlichen Gesetz verdankt auch unser Sectionsrath den Zusammenstoß zwischen ihm und dem Herrn Minister am 5. Juli d. J., Abends gegen sechs Uhr auf der Waitznergasse vor der Apotheke des heiligen Christoph. Er führte seine Gattin am Arm, als er Seine Excellenz begegnete. Die beiden Männer sahen sich scharf in die Augen, besonders scharf blickte Excellenz den Herrn Sectionsrath an und es schien, als ob es dem Minister Mühe bereitete, seinen Beamten zu erkennen — gegenseitige Begrüßung — dann erkennt der Chef den Rath endlich und sichtliche Verwunderung prägt sich im Antlitze des Ersteren aus. — Letzterer wird schamroth, und die Begegnung hat ein Ende.

Herr Lázár Kovács verbrachte die ganze Nacht schlaflos, ächzte und stöhnte. Die Frau Rath fragte ihn besorgt, was ihm fehle.

Ich habe schreckliche Träume; mich verfolgen Wölfe, und die Zimmerdecke im Bureau droht zusammenzustürzen, erwiderte er.

Aber er sagte nicht die Wahrheit.

Er träumte, er müsse vor dem Minister erscheinen, könne sich aber nicht entschließen, in welcher Gestalt er es thun soll? Er saß fortwährend vor dem Spiegel, bald färbte er seinen Schnurrbart, bald wusch er ihn ab. Der Minister hatte schon zum dritten Male den Bureaudiener nach ihm geschickt . . . .

Und der Traum ging in Erfüllung. Am anderen Tage gerieth er wirklich in die Lage, wovon er die ganze Nacht geträumt hatte. Er konnte sich nicht entschließen, ob er alt oder jung sein solle? In beiden Fällen fürchtete er, lächerlich zu werden. Der Minister hatte ihn auf Mittag 12 Uhr bestellt, damit er über eine schwierige verwickelte Sache ihm einen Vortrag halte. Er hatte im Grunde noch nicht einmal Zeit gefunden, um die neueren Acten zu studiren, und doch war schon

10 Uhr vorüber. Aber kann er was dafür? Muß er nicht zuförderst über eine zweite bedeutsame Frage ins Reine kommen, ob er mit oder ohne Perrücke, in einem Taillen- oder Salonrock referiren solle? Er ging schon durch eine dritte Metamorphose. . . . . Bald griff er zu den Acten, bald stand er vor dem Spiegel, bald nahm ihn das Studium, bald das Färben in Anspruch. Weder das eine noch das andere wollte gelingen — und was das Schlimmste ist, sein Verstand geräth in solche Verwirrung, dass er den ganzen Gegenstand vergißt, auch dasjenige, was er vorhin noch genau wußte.

Es war auch schon 11 Uhr vorüber. . . . . Endlich mußte er sich doch entschließen — so oder so.

Es geschieht.

Der „junge" Lázár Kovács wird den Vortrag halten. Rasch, vor den Spiegel! . . . . beeile dich, färbe rasch Schnurr- und Backenbart, denn er kann dich jeden Augenblick rufen lassen. . . . . Donner und Wetter! Wo ist denn die Perrücke? Wohin mag sie gekommen sein? Mit großer Mühe findet er sie endlich in den — Acten, setzt sie auf und ehe er noch Zeit hat, einen flüchtigen Blick in die Schriften zu werfen, packt er die Acten zusammen und eilt zum Minister, der inzwischen schon einige Male ihn zu sich gebeten.

Seine Excellenz empfängt ihn mit den Worten:

„Sie haben mich lange warten lassen — und ich habe doch so viel zu thun."

„Vergebung Excellenz, aber . . ."

„Nur rasch! Bitte, nehmen Sie Platz." Sie setzten sich, und der Herr Sectionsrath begann mit großer Schnelligkeit den Gegenstand vorzutragen. Während seines Vortrages konnte ihm der seltsame Ausdruck im Antlitz Seiner Excellenz nicht entgehen. Es schien ihm, als ob der Minister nur mühsam ein Lächeln unterdrückte.

Der Herr Rath wurde ein wenig verwirrt. Was mag nur sein Chef heute haben?

Hat er vielleicht die Perrücke schief aufgesetzt?

Der Minister wendet sich von ihm ab — es ist klar, dass er nur so seinen Ernst behalten kann.

Um des Himmels willen, was mag mir fehlen? denkt der unglückselige Referent, der allmählig seine Geistesgegenwart zu verlieren beginnt, ebenso verliert er den Gedankenfaden, stottert, seine Hände

zittern, nervös dreht er die Acten hin und her und hofft, durch deren Hilfe wieder ins rechte Geleis zu kommen.

Er sammelt sich und beginnt wieder seinen Vortrag.

Nun gewahrt er bei Seite einen Spiegel; er blickt hinein und bricht beinahe zusammen. Jetzt weiß er, was der Minister an ihm so lächerlich gefunden — die eine Hälfte seines Schnurrbarts ist grau, die andere schwarz!

In Folge dieser fürchterlichen Entdeckung erstirbt das Wort in seinem Munde. . . . . Er wird plötzlich purpurroth . . . . die Acten entgleiten seinen Händen und fallen auf die Erde.

„Fühlen Sie sich unwohl, Herr Rath?“ sagt der Minister, sich des armen Referenten erbarmend.

„Ich kränkle schon seit gestern,“ stöhnte der Rath.

„Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich in's Bette! Die Acten lassen Sie mir da, ich werde dieselben durchstudiren.“

Ob Herr Lázár Kovács auf eigenen Füßen oder mit der Unterstützung eines Anderen nach Hause kam — er wußte es selbst nicht. Sein Diener begleitete ihn herunter, setzte ihn in einen Wagen und spedirte ihn nach seiner Wohnung.

Die Frau Rath erschrack heftig, als sie ihren Mann mit zerstörtem Antlitz und bleich hereinkommen sah.

„Was fehlt Dir? . . . Gleich in's Bette; ich werde nach dem Arzte senden!“

„Was brauch ich einen Arzt! Ich kann auch ohne ihn in den Ruhestand versetzt werden!“ murmelte er.

Nach und nach erfuhr sie alles. Seine Zunge löste sich und er machte sie für seine bevorstehende Pensionirung verantwortlich. Ihre Eifersucht sei an allem Schuld. Sie möchte doch nach Ofen in die Festung ziehen!

Frau Milka sah jetzt ein, daß sie ihm bitteres Unrecht gethan, daß er sich nicht der Nachbarin, sondern des Ministers wegen stets verjüngt habe. Sie bot ihre ganze Beredsamkeit und Liebe auf, um ihn zu trösten. Wegen einer solchen Kleinigkeit werde man ihn doch nicht pensioniren. . . . .

„Du unglückseliges Weib! Ihr redet in alles hinein und doch versteht ihr nichts! Wärst Du dort gewesen und hättest Du die Worte des Ministers gehört: „Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich in's

Bett!“ würdest Du keine Minute zweifeln. Auch hat er die Schriften bei sich behalten. Er will keine Vorträge von mir. Statt des Ministerialrathes Pensionirung! Gehe und suche Dir eine Wohnung in der Ofener Festung!“

* * *

Tage vergingen und Herr Lázár Kovács war nicht zu bewegen, wieder ins Amt zu gehen. Was sollte er auch dort suchen? Er werde sich dahin begeben, wenn er sich von seinen Collegen verabschieden, seinen Schreibtisch in Ordnung bringen und seine Schreibfächer ausräumen werde — die Pensionirung werde ja doch nicht auf sich warten lassen! Es ist nur die Frage, in welcher Form er sie erhalten werde? Ob man seine langjährigen, treuen Dienste als Staatsbeamter in Betracht ziehen und durch eine kleine Note die Bitterkeit besänftigen, oder aber ihm den schlichten Abschied geben und im Decret nicht einmal seine riesige und erfolgreiche Thätigkeit hervorheben würde? Wer weiß es!

Zwei Wochen vergingen so. Eines „schönen“ Tages — ach es war nicht schön! . . . . Es regnete, was es nur regnen konnte und die Stimmung des Herrn Raths war auch eine düstere. Also an einem düsteren und regnerischen Tage wurde vom Dienstboten der Bureaudiener gemeldet.

Er soll eintreten! ruft Herr Lázár knurrend, wobei er von einem Pensionirungsdecret zwischen den Zähnen murmelt.

So war es auch. Der Diener erschien mit dem Behändigungsbuch und darin konnte man deutlich ein versiegeltes Decret sehen.

Nun, Franz — was bringen Sie uns — fragte die Räthin.

Ein Decret, gnädige Frau, sagte der Diener und reichte ihr das Behändigungsbuch mit der Bitte, der Herr Rath möge durch seine Unterschrift den Empfang bescheinigen.

Herr Lázár Kovács unterschrieb und gebot dem Diener draußen ein wenig zu warten. Er werde ihm ein Trinkgeld hinausschicken — das auch noch für ein Pensionsdecret! — dann betrachtete er einige Zeit sinnend das Document.

„Öffne es doch!“ sagte die Gattin.

„Ich werde es noch zeitig genug öffnen. Ich kenne ohnehin den Inhalt auswendig. Nun, mags geschehen — bitte um eine Scheere!“

Er schnitt es auf, blickte hinein . . . . und wußte nicht, träumte er oder war er munter! Nur so viel konnte er herausbringen, daß er hop! rief.

Frau Milka betrachtete nicht das Decret, sondern brachte zuvorderst ein Glas Wasser ihrem aufgeregten Gatten und erst dann las sie die Urkunde durch.

Aber Lázár, das ist ja keine Versetzung in den Ruhestand, sondern eine Ernennung.

Ja wohl, Ernennung, Beförderung zum Ministerialrath! rief Kovács vom Sofa emporschnellend. Hier hast Du fünf Gulden, gib sie dem Diener!

* * *

Als er zum Minister ging, um sich für seine Ernennung zu bedanken, stellte er sich in seiner ursprünglichen, natürlichen Gestalt vor. Seine Excellenz empfing ihn sehr zuvorkommend und sagte lachend:

„Ich suche nicht im Aussehen die junge Arbeitskraft, sondern in der geistigen Schnellkraft. Der Staat wird von Ihrer Thätigkeit noch lange Nutzen ziehen!“

Daraus ist zu ersehen, daß der Minister alles wußte.

Woher konnte er es wohl erfahren haben? fragte er zu Hause seine Frau. Was meinst Du?

Frau Milka . . . . oder wie sie jetzt heißt, die Frau Ministerialrath, lachte verschlagen und antwortete nur so viel:

„Sei zufrieden, dass wir nicht nach Ofen zu ziehen brauchen!“





Schuster-Idyll.

Von

Fritz Lemmermayer.

Fernab vom Dorf, nicht weit vom grünen Wald,
Wo manches Lied aus Vögleins Kehle schallt,

Stand eine Schloßruine, alt und grau,
Ein letzter Schornstein ragte in das Blau.

Ein Schlänglein Rauches schlug daraus empor,
Das nachbarlich im Tannicht sich verlor.

Mit Staunen sieht's der stille Wandersmann,
Gleich einem Wunder faßt das Bild ihn an.

Wie? War noch Leben in dem morschen Bau?
Hantirte gar am Herde eine Frau?

Zerfallen ist ja längst des Schlosses Welt,
Vor Zeiten war fürtrefflich sie bestellt.

Man bauete das herrschaftliche Haus
Anno eintausend und sechshundert aus.

Ein Wall und Wassergraben ging ums Schloß,
Es thürmte sich ein erst' und zweit' Geschoß;

Und eine Warte schaute in das Rund,
Wo lugend manche schöne Dame stund.

Es fehlte nicht das dunkle Burgverließ,
Wo mancher sich an harten Steinen stieß,

Sich sehnte nach der Sonne hellem Glanz
Und nach der Sterne zaubervollem Tanz.

Es fehlt nicht der Keller mit dem Faß,
Das in sich barg das köstlich gold'ne Naß.

Der große Herd noch in der Küche steht,
Wo schmorend sich der Ochs am Spieß gedreht.

Der Vorrathsgaden war an Schätzen voll,
Denn einst ward hier geschmauset wild und toll.

Im ersten Stock die Kemenate stund,
Hier saß der Frauen wunderholdes Rund.

Die Spindeln schnurrten lustig im Verein
Und Garn und Linnen lag im lichten Schrein.

Die Frauen plauderten an dem Kamin
Mit heiterem und oft getrübtem Sinn;

Weil voll die Zeit von Krieg und andrer Noth,
Im Lande hausete der schwarze Tod.

Doch häufig trieben sie anmuth'gen Scherz,
Um zu vergessen jedes Leid und Schmerz.

Gar frohe Schwänke wurden auserwählt
Und manche alte Märe neu erzählt.

Man sprach von Abenteuer und von Jagd,
Der Männer Rauheit wurde hart beklagt.

Mitunter trat der Sänger in den Kreis
Und sang ein Lied den schönsten Frau'n zum Preis.

Sie saßen da mit gnadenvoller Ruh
Und dankend nickten sie dem Sänger zu.

Zum Lohne gaben oft sie ein Gewand,
Das sie genäht mit ihrer feinen Hand.

Freigebig ward der Fahrende genährt
Mit Speis und Trank, so viel sein Herz begehrt.

Der Burgherr saß im Palas nebenan,
Mit Wams und schweren Stiefeln angethan.

Blank waren Sporn und Schwert und kühn der Muth,
Er war ein wildes und verweg'nes Blut.

Kam er gezogen aus der Männerschlacht,
So zechte er bis in die tiefe Nacht.

Er legte ab den stählernen Küraß,
Um auszuruhn bei einem derben Spaß.

Die Kampfgenossen saßen in der Reih'
Und pflegten manche üpp'ge Narrethei.

Die Faust war stark und lose war das Wort,
Der Weinkrug ging in langer Zeile fort.

Und wenn zum heil'gen Ulrich einer rief,
Der Page, um zu helfen, eilig lief.

Er mußte stützen, sanft besorgt und lang,
Wenn schwankend eines Reitermannes Gang.

Von hohen Wänden schaute streng und mild
Hernieder manches dunkle Ahnenbild.

Die Waffen klirrten mahnend an der Wand,
Wenn das Gelage nie ein Ende fand.

Doch die Kumpanen sangen laut im Chor.
Und priesen ihrer Frauen zarten Flor;

Und als die Sonne leuchtend stieg herauf,
Begann aufs neu' des Kruges froher Lauf.

Das Hifthorn tönte oft am hellen Tag,
Wenn grün und blumenreich der stille Hag.

Die Rüden bellten gierig vor dem Thor
Und aus dem Stalle trat der Zelter vor.

Der Schwarm der Knechte ging geschäftig hin,
Um recht zu thun der Herren strengem Sinn.

Die Falkeniere schwangen sich aufs Pferd,
Ein jeder Reitersmann war wohl bewehrt.

Die Brücke rasselte herunter schnell;
Hollah! zum Weidwerk ritt der Jagdgesell.

Und vorwärts ging's in feuerigem Trab,
Die Frauen nickten liebevoll herab.

Wenn dann der Zug mit Beute heimwärts kam,
Und Ruhe pflag der Ritter lobesam,

Ward Schweigen Pflicht dem ganzen weiten Schloß;
Gewand und Waffen reinigte der Troß.

Nur an dem Herde ging es munter her,
Der arme Küchenjunge keuchte schwer.

Der Braten brutzelte mit süßem Duft,
Es schnoberten die Hunde in die Luft.

Der Sonntag ward mit stiller Festlichkeit
Dem allerhöchsten Herrn dankbar geweiht.

Zur Schloßkapelle rief ein Glöcklein klar,
Der Priester stand am lieblichen Altar.

Er sprach das rechte Evangelium,
Die Hörer lauschten andachtvoll und stumm.

Zu des Altares heil'gem Sacrament
Ein jeder frommen Herzens sich bekennt.

Ein Mann war nicht so klug zu jener Frist,
Als ein moderner edler Jüngling ist.

Wir sind gescheit und schrecklich aufgeklärt,
Von Glaubenskram ist das Gemüth entleert.

Doch jene waren einfältig und dumm
Und glaubten noch an ein Mysterium.

Bedauert seien sie, doch nicht verlacht,
Weil wir es gar so furchtbar weit gebracht.

Genug, der Sonntag war der Tag des Herrn
Und jeder ließ die Arbeit ruhen gern.

Mit Brettspiel kürzte man sich oft die Zeit,
Zu einem Tanz hinwieder auch bereit.

Der Frieden aber war nicht wohl bestellt;
Der Kaiser rief, der Ritter zog ins Feld.

Verwüstet wurde rings das deutsche Land,
Mit Graus und Schrecken wurde man bekannt.

An dreißig Jahre dauerte der Krieg
Und unentschieden blieb zuletzt der Sieg.

Kaum war der grimme Schwede abgethan,
Da rückten dräuend Türkenheere an.

Aufs neue war das Vaterland bedroht,
Das schöne Oesterreich in Angst und Noth.

Und muthig wie der Vater war der Sohn;
Des Feindes Wuth erregte seinen Hohn.

Er griff nach Waffen und ging in die Schlacht;
Der Halbmond ward zerhaut in blut'ger Nacht.

Er hat dem Tode kühn ins Aug' geblickt
Und manchen Türken grimmig heimgeschickt.

Verklungen war der grelle Allahschrei,
Gerettet war der Christenheit Bastei.

Die Völker Oest'rreichs thaten ihre Pflicht;
Wer daran mäkelt, ist ein arger Wicht.

In Wien, der wehdurchwogten Kaiserstadt,
Gewaltig wieder man geschmauset hat.

Auf seinem Schlosse saß der Ritter werth,
Gefürchtet allenthalben und geehrt;

Und strich behaglich sich den feinen Bart,
Den er sich wachsen ließ nach welscher Art.

Dort in dem reichgeschmückten Vätersaal,
Bei weingefülltem, blitzendem Pokal,

Das Haupt gedrückt in weichen Flaumenpfühl,
Erzählte er von Krieg und Kampfgewühl;

Und fand der Hörer Lob mit Wort und Klang
Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang.

Die Frauen eilten dienend ab und zu,
Der Kellermeister kam niemals zur Ruh.

Doch ist der Friede nicht der Erde Brauch;
Ihn stört, will er, der nächste beste Gauch.

Nun, Enkel, rüste dich mit ganzem Fleiß,
Im neuen Türkenkrieg erring' den Preis!

Der ruhmesvolle Prinz Eugenius
Ist euer edler Gen'ralissimus.

Er führt die Schaar zu Untergang und Sieg,
Glorreich beendet ward auch dieser Krieg.

Geheiligt sei der Väter edler Brauch,
Was sie gethan, das thu' der Enkel auch!

Mit stillem Sinnen sei es treu bedacht
In mancher mondessüßen Mitternacht.

Im alten Bette rollt der Strom der Zeit,
Und ob gesegnet, ob vermaledeit,

Es hemmt den Lauf nicht Freude und nicht Schmerz,
Kein hassendes, kein liebevolles Herz.

Der Cerberus vorm Höllenthore bellt,
Die alte Noth klopft klagend an die Welt:

Die Hoffnung sprießt mit ihrem sanften Grün
Und auf den Fluren neue Blumen blühn.

Und die Geschlechter sinken in die Gruft,
Der Rabe schreit in herbsteskühler Luft;

Und neue Menschen treten in die Zeit,
Mit sich und mit der Welt im Widerstreit.

Das Schloß, von dem ich singe, wurde alt
Und wechselte im Wandel die Gestalt.

Die Menschen zogen neue Kleider an,
Manch Hausgeräthe wurde abgethan.

Die Mode grub der span'schen Etikett'
In Tracht und Sitte ein gewaltig Bett.

Man liebte nicht den schweren Männertritt
Und ging im rhythmischen Grandezzaschritt.

Der Bart ward aus dem Angesicht rasirt
Und die Allongeperücke fein frisirt.

Die Dame trug ein faltenreiches Kleid
Und einen Kopfputz, hoch und etwas breit.

Jahrzehnte später hing ein langer Zopf
Dem Mannsvolk lieblich an dem Hinterkopf;

Den Degen trug man zierlich und galant
Und einen Chapeaubas in weißer Hand.

Der Reifrock war der Frauen Lieblingsstück
Und auch der Stelzschuh machte Modeglück;

Manch Schönheitspflästerchen im Angesicht,
Verschmähten sie im Haar den Puder nicht.

Im Rococosaal, hell vom Kerzenschein,
Ging man im Menuetschritt zierlich fein.

Man flüstert Liebesverse von Grécourt
Und wandelt dienstbereit auf Amors Spur.

Im Garten sind beschnitten die Alleen
Und zwischen Taxus Marmorbilder stehn.

In einer Grotte, kühl und artiglich,
Spielt Wasserkunst, ergötzen Faune sich.

Gern geht spaziren hier der Cavalier,
Im Sammtrock und im Seidenstrumpf, mit ihr,

Die er zur Liebsten hoffend sich erkürt
Und die im Herzen eine Regung spürt.

Natürlich muss ihr Name Chloë sein,
Sie seufzt am liebsten bei des Mondes Schein;

Den Fächer hält sie schämig vors Gesicht,
Ein warmer Strahl aus ihren Augen bricht.

Er wirft sein Seidentuch zur Erde hin
Und kniet darauf — verwegen ist sein Sinn.

„O Chloë“, ruft er, „ach, Ihr macht mir Schmerz!“
Der Pfeil des Cupido trifft sie ins Herz. —

Das achtzehnte Jahrhundert rauscht hinab
Und Brauch und Mode finden Gruft und Grab.

Die Völker rüttelten erzürnt am Bau
Des Staats, der morsch geworden, krank und grau.

Gott Kronos rückt den Zeiger seiner Uhr,
Wie Sand verweht des Alten letzte Spur.

Und neu geboren wird ringsum die Welt
Und Alles wähnt aufs beste man bestellt.

Mit griech'schem Kleide war die Frau geziert,
Nach vorne tief hinunter decolletirt.

In netten Kreuzbandschühlein konnt' man sehn
Die kleinen Füße ziervoll trippelnd gehn.

Der Franzmann brach in Oest'reichs Marken ein,
Der Krieg fuhr hin mit grausenvoller Pein.

Und wieder gab mit treuem Opfermuth
Der Mann fürs Vaterland sein Gut und Blut.

Des Krieges Furie flammte feuerroth,
Man betete zu Gott in tiefer Noth.

Bei Aspern ward Napoleon besiegt,
So mancher Helde dort begraben liegt.

Das Schloß, von dem ich sing' und sag' mit Fleiß,
Hat alles das erlebt in Ehr' und Preis.

Als Leopold der Zweite Kaiser war,
Hat er zur Jagd es angekaufet gar.

Denn ausgestorben war nun das Geschlecht,
So hat man mir erzählt mit Fug und Recht,

Das drin gehauset hat mit aller Zucht
In langer Zeiten wechselvoller Flucht.

Doch weil der Kaiser Schlösser viele hat
Und gerne wohnt auch in der Wienerstadt,

So wurde Bärwall — so ist es benannt —
Vergessen bald, vergessen und verkannt.

Als Franz der Erste saß auf Oest'rreichs Thron,
Des vorgenannten erstgebor'ner Sohn,

Der seine Völker hat zu allerletzt
Zum Erben seiner „Liebe" eingesetzt:

Da ward — ich meld' es Euch fürwahr mit Leid —
Zerrissen schon des Schlosses steinern Kleid.

Die Mauer barst, die Zinne stürzte ein,
Noch liegt am Weg gar mancher Quaderstein.

Der stolze Herrensitz Ruine ward;
Ein ganz geringer Theil nur blieb bewahrt

Vor der Zerstörung trauerigem Los:
Nur ein paar Stuben sind's im Erdgeschoß.

Jeglich Geschick im Oesterreicherland,
Der Schloßruine war es wohl bekannt —

Doch seht: ein neues Leben blüht herauf.
Das ist das Schöne in der Zeiten Lauf!

In unsern Jahren, wißt, war es geschehn,
Daß Schuster Thomas diesen Schutt gesehn,

Und auch die Stuben und die Küche gut.
Der faßte sich ein Herz mit frohem Muth.

Das nahe Dorf gefiel dem Manne nicht,
Auf Bärwall war sein Auge nun gericht't.

Geschaffen hätt' er dort von Herzen gern,
Dem alten Kundenkreis nicht allzu fern.

Er ging fürbaß zur hohen Obrigkeit,
Dank seiner trefflichen Beredsamkeit

Erreichte er, was er mit Fleiß begehrt:
Zum Wohnsitz wurde ihm das Schloß gewährt.

Sein Miethsherr war der Herr von Oesterreich —
Wer war an Stolz dem Schuster Thomas gleich?

Es stand der Bau nach allen Seiten frei,
Man schlürfte Waldluft ein als Arzenei

Und schaute weit ins schlanke Thal hinein
Und in der Berge anmuthvolle Reih'n.

Thomas war Witwer, seine Ehe hart,
Denn sein Gespons war von gar zänk'scher Art.

Doch weil's nicht gut ist, daß der Mensch allein,
Weil trauter ist die Einsamkeit zu zwei'n,

Drum kürte er zum zweitenmal ein Weib.
Sie wurden eine Seele und ein Leib,

Gemäß den Worten unsrer heil'gen Schrift.
Aus ihrer Ehe war verpönt das Gift

Des Haders und des Zankes wüste Qual;
Sie lebten friedenseinig allzumal.

Gar oft verschwindet Duft und Sonnenschein
Dort, wo der Mensch erscheint mit seiner Pein.

Der Schuster Thomas aber hatte Glück
Vollkommentlich fürwahr in allem Stück.

Ein Himmelteufel war das junge Weib
Mit Rosenwangen und mit drallem Leib.

Die Augen lachten lustig in die Welt,
Aufs beste war die Wirthschaft stets bestellt.

Geschäftiglich war es in seinem Thun,
Niemalen ließ die Hand im Schoß es ruhn.

Sie waren einsam und sie waren arm,
Doch ferne blieben ihnen Noth und Harm.

Gar heimelich die alte Stube war,
Denn in ihr waltete ein liebend Paar.

Auf rost'gem Nagel hing die Hallebard,
Mit der manch Reiter einst getödtet ward:

Ein Bild aus längst vergang'ner Ritterzeit,
Wo noch der Mann was galt im blut'gen Streit.

Aus Weidgeflecht stand da ein Wiegelein
Mit Pölsterchen und Linnen, weiß und rein.

Darinnen lag ein frisches Zappelkind
Mit Aeuglein hell, so wie die Sterne sind.

Die Mutter nahm das Kindlein wie verzückt,
Ein Dällchen war ins Kissen eingedrückt.

Die Mutter hätschelte die kleine Brut,
Wobei ihr wuchs der Wangen Feuerglut;

Und richtete die Pölster wieder nett
Und legt' ihr schreiend Leben in das Bett;

Und half dem Manne bei der Arbeit auch,
Den schönen Frieden trübte kaum ein Hauch.

Beim Kachelofen in der Zimmereck
War Kater Murrs beschauliches Versteck.

Er dachte nach dort über Zeitlichkeit'
Nicht minder über die Vergänglichkeit.

Ein Jesus hing nach rechter Christenart
An dem Gemäuer, und daneben zart

War anzuschauen uns'rer Frauen Bild,
Es blickte ruhevoll und engelmild.

Am Samstag Abends brannte dort ein Licht;
Aufs schönste war die Stube hergericht't.

Die Arbeit ruhte, manchmal kam Besuch,
Man las wohl auch in einem alten Buch.

Am Sonntag, wenn die helle Glocke rief,
Abwechselnd eines fromm zur Kirche lief.

Am Nachmittage gingen sie selb zwei
Im Wald spaziren, und ihr Kind dabei.

Der Kater hütete indeß das Haus,
Fing hin und wieder eine graue Maus.

Ansonst war Thomas ein gar thät'ger Mann,
Ein solcher, der nicht müßig gehen kann.

Das Kartenspiel ward nicht von ihm gepflegt,
Doch manchmal ihm das Weiblein Karten legt.

Gern fragt man hin und wieder das Geschick,
Thut in die Zukunft einen bangen Blick.

Ein bißchen Aberglauben schadet nie,
Auch liegt in ihm ein Körnlein Poesie.

Thomas war mäßig, war zufrieden schier
Am Abende mit einem Kruge Bier,

Dazu Kartoffeln, die er selbst gebaut —
Das waren Feierstunden, still und traut.

Der Schloßhof, der vor Zeiten wohl bestellt,
War jetzt ein malerisches Trümmerfeld.

Von Moos bedeckt und vielem Unkraut auch,
So diente er zu mancherlei Gebrauch.

Die dicke Sonnenblume ragte auf,
Das Kohlbeet nahm gar einen langen Lauf.

Die Geiße sprangen über Stock und Stein,
Die Hähne krähten, grunzend lief das Schwein.

Das Alles war des wackern Thomas Gut,
Drob er sich freute mit gar stolzem Muth.

Seit langen Jahren ist der Mauer Wand
Mit wuchernd dichtem Epheu überspannt.

Ein Schwalbenpärchen baute sich ein Nest,
Das hing gar traulich in den Ranken fest.

In dieser grünumwachs'nen Burg versteckt,
Dort lebten sie, vom Späher kaum entdeckt:

Der Schuster Thomas, Weib und Kind und Thier,
Ein kleines Paradies auf Erden schier.

Kein trüber Hauch der aufgewühlten Zeit
Drang her in diese stille Einsamkeit.

Hier war vergessen, was die Welt bewegt
Und jede Fiber mächtig uns erregt.

Hier kannte man des Denkens Qualen nicht
Und nicht des Zweifels schweres Bleigewicht.

Was das Gemüth bedroht mit rauher Hand,
Die Sorge war aus diesem Kreis gebannt.

Der Sturm der Zeiten hier gestorben war,
Gebaut war der Zufriedenheit Altar.

Das morsche Bauwerk neue Ehr' gewann
Durch einen schlicht gesinnten Handwerksmann.

Man preist beredt die schöne Gotteswelt —
Der Teufel jedem seine Beine stellt.

Wohl dem, der ihn besiegt mit starker Hand,
Bevor er von sich wirft sein Staubgewand!

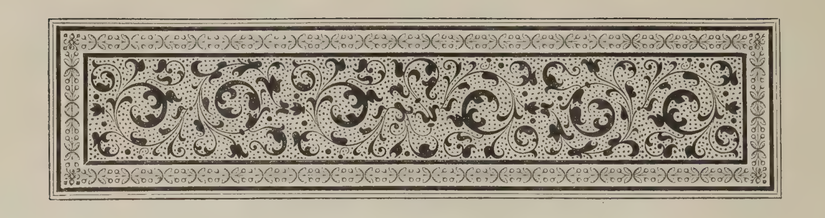
Der Schuster Thomas hat es gut gemacht —
Was ich Euch sag', ist wahr und nicht erdacht.

Die kleine Wirtschaft hab' ich selbst gesehn —
Ruine Bärwall du sollst lang bestehn!

Gar wenig hat gefallen mir so gut.
Zum Glück gehört ein bißchen Lebensmuth:

Der Schuster Thomas hat es mich gelehrt —
Zum Danke sei dies Liedchen ihm bescheert.





Die Stimme der Vernunft.

Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt nach dem Polnischen des A. Tristis

von

Albert Weiß.

I.

Daß sie sich liebten, die Beiden, dabei war nichts Ungewöhnliches.

Denn es ist einmal so der Lauf der Welt, daß junge Leute verschiedenen Geschlechtes sich zu einander hingezogen fühlen.

Daß dem so ist, mag übrigens recht gut sein; sonst würde eines schönen Tages das Menschengeschlecht ganz erlöschen auf Erden, und ohne Menschen kann sich die Welt doch einmal nicht behelfen.

Ich sah sie, diese Liebe, vor meinen Augen entstehen, erglühen und leider auch erlöschen.

Denn nichts hienieden ist beständig. So schwärmerisch liebten sie sich allerdings nicht, wie weiland Romeo und Julia. Niemanden würde ich daher mit der Erzählung dieser Herzensgeschichte behelligen, wenn nicht die Ursachen, welche diese Liebe zur Blüthe und zum Welken brachten, volle Beachtung verdienten.

So wie sie war, will ich sie schildern. Im Städtchen T., meinem damaligen Wohnorte, befindet sich eine öffentliche Kasse. Rendant derselben war zu jener Zeit ein gewisser Herr Klug.

Derselbe war verheirathet und besaß eine niedliche Tochter, Namens Eugenia, eine achtzehnjährige Blondine mit blauen Aeuglein, einem allerliebsten Stumpfnäschen und ganz vortrefflichem — Appetit.

Die lieben Eltern pflegten sie, ihr einzig Kind nach langer kinderloser Ehe, stets auf das Sorgfältigste und Reichlichste, in der Meinung, daß davon allein die Gesundheit abhänge.

Schon an der Mutterbrust wurde sie gestopft mit allerlei Brühe, Suppe, Grütze, Kindermehl und ähnlichen Specialitäten.

Nach dem Entwöhnen aber nahm erst recht das „Nähren" kein Ende, und die Elternsorge um ihr Wohlbefinden wuchs mit jedem Tage, so daß man mit Recht von ihr sagen konnte, sie war ein vortrefflich genährtes Kind.

Was Wunder, wenn sie auch ganz so aussah und ihr gesegneter Appetit in der ganzen Stadt sprichwörtlich wurde.

Bei der Kasse waren außer mehreren Unterbeamten noch zwei Controleure angestellt, die Herren Dürr und Pflaumbaum.

Das musterhafte Dürr'sche Ehepaar beschenkte die Vorsehung mit einem einzigen Sohne, Namens Stephan.

Derselbe war damals vier und zwanzig Jahre alt und von stattlichem Wuchse. Er spielte fertig Zither und war Diätar im Amtsgerichte.

War dies auch gerade keine hohe Stellung, so hatte doch Frau Dürr einen Vetter in der Hauptstadt und dieser war wieder der Vetter irgend eines Raths, mithin auch Aussicht vorhanden, daß Stephan noch einmal Kanzlist werde.

Auch der Kanzleidirector begünstigte diesen, denn er schrieb eben so schön wie schnell, und sein Vater war ein langjähriger und verdienstvoller Beamter.

Die Hoffnung auf Beförderung war also durchaus nicht unbegründet, und da dies die ganze Stadt wußte, fand Stephan überall offenen Credit, als hätte er schon seine Anstellung als Kanzlist in der Tasche.

Das Ehepaar Pflaumbaum war kinderlos. Die Frau war rappeldürr, aber starkknochig, höchst resoluten, aber neidischen und ehrgeizigen Charakters und cholerischen Temperamentes.

Sie erhielt einst mehrere tausend Mark als Mitgift und verwaltete selbst dies Vermögen. Da sie nur wenig Ausgaben hatte, ver-

doppelte sich allmälig ihr Capital und man hielt sie allgemein für sehr wohlhabend.

II.

Diese drei Beamtenfamilien lebten mit einander in bester Eintracht und regem Verkehr.

Man besuchte sich abwechselnd gegenseitig jeden Sonn- und Feiertag und hielt förmliche Gesellschaftsabende, an denen man sich gastlich aufnahm und köstlich unterhielt.

Die Elternpaare spielten an zwei Tischen Karten. Eugenia half in der Küche oder im Zimmer beim Decken, und Stephan wieder half ihr dabei.

Die Bratenschüssel, weil sie zu schwer war, trugen sie gewöhnlich Beide. Da aber Stephan statt der Schüssel meist Eugenia's Händchen ergriff, verursachte er öfters irgend eine Katastrophe, sei es, daß er etwas vergoß, oder zerschlug, oder an die Erde fallen ließ.

Solche kleine Unfälle aber erheiterten nur die Gesellschaft und regten sie zu allerlei Prophezeiungen an. Unerschöpflich darin war der kreuzfidele Herr Pflaumbaum. In der Regel aber sagte er nur: „Auf Polterabend folgt bald Hochzeit!"

Beim Essen bediente Eugenia die Gäste, und Stephan wieder bediente sie. Immer die besten Bissen legte er ihr auf den Teller, füllte stets ihr Glas, reichte ihr dies und das und war unermüdlich in seinen Aufmerksamkeiten.

So kam es bei den jungen Leuten bald so weit, daß sie mit einander — Geheimnisse hatten. War Essig oder Oel aus der Speisekammer zu holen, so sagte Stephan dies heimlich Eugenien. Fehlte einem Herrn zum Thee noch Rum, so flüsterte *sie* es ihm in's Ohr.

Diese Geheimnisse aber fanden endlich dermaßen ihren Beifall, daß sie sich Alles heimlich sagten, daß *er ihr* heimlich den Schinken auf den Teller legte und *sie ihm* ebenso heimlich den Wein einschenkte. Schließlich nahmen die Heimlichkeiten kein Ende. Entweder flüsterten sie mit einander oder sie verständigten sich durch Blinzeln der Augenlider oder allerlei Handbewegungen, deren sich gewöhnliche Leute niemals zu bedienen pflegen.

III.

Als das Dürr'sche Ehepaar merkte, was da vorgehe, berieth es sich gründlich, was zu thun sei. Daß die jungen Leute einander nicht gleichgiltig waren, erschien unzweifelhaft. Es fragte sich nur, ob man es dulden und was daraus werden solle.

„Was denn anders," witzelte Vater Dürr, „als eine Hochzeit? Und nach der Hochzeit wird sich das Pärchen ebenso gut zu helfen wissen, wie wir Alten es einst gethan."

Mutter Dürr sah dies mit ganz anderen Augen an.

„Unser Stephan hat die besten Aussichten für die Zukunft und wird sicher bald Kanzlist.

Er ist, wie Jedermann sieht und sagt, von stattlichem Aeußern und guter Erziehung. Er weiß sich überall zu benehmen und zurecht zu finden, er kann also vielleicht noch Carrière machen.

Mein Vetter in L. hat Einfluß in den höheren Kreisen. Blut ist kein Wasser. Wird Stephan gut empfohlen, so kann er noch einmal Kanzleidirector werden, also höherer Beamter. Das Alles ist möglich und hängt nur von Glück und Umständen ab. Haben nicht auch Andere schon solche Carrière gemacht? Und ist unser Sohn etwa schlechter als sie?"

Wohl oder übel mußte Dürr seiner besseren Hälfte zugeben, daß dem so und nicht anders ist.

„Was aber kann man Vortheilhaftes über Eugenien sagen," fuhr sie fort. „Nicht allzu viel. Das Mädchen ist ja sonst gar nicht übel, aber doch gar zu dick. Jedermann weiß, wie ihr das Essen schmeckt, die Beiden würden ja sein ganzes Gehalt aufessen und behielten keinen Pfennig übrig zur Kleidung."

„Ach! Was heißt: dick!" entgegnete Dürr. „Nicht das ist hübsch, was hübsch ist, sondern was gefällt. Ihm gefällt das Mädchen und damit Basta! Auch ich mochte in der Jugend solch eine „Wohlgenährte" weit lieber! als eine Spindeldürre. Der Junge hat ganz meinen Geschmack!"

„Nicht darum handelt es sich jetzt, was ihm lieber wäre. Das gehört nicht hieher," unterbrach ihn piquirt die Gebieterin. „Wir sprechen von Stephan und nicht von Dir. Uebrigens stelle nur Dich nicht zum Muster auf, denn Du warst in der Jugend ein Leichtfuß.

Klug's haben, wie Du weißt, keinen Pfennig Vermögen und können dem Mädchen also auch nichts mitgeben, außer vielleicht einer ganz bescheidenen Ausstattung: einige Möbel, ein Clavier, etwas Küchengeräth, Weißzeug und Kleidung, das ist Alles."

„Nun, so geben wir Alten ihnen monatlich einen Zuschuß vom Gehalt.

Uebrigens hat auch Klug in L. seine Gönner und kann dort, wenn er nur will, dem Jungen auch forthelfen.

Außerdem ist er immer mein Vorgesetzter, und ich muß ihn politisch behandeln, daß er mir nichts am Zeuge flickt.

Da er an der Leber leidet, nimmt er nächstens drei Monat Urlaub.

Verlobt Stephan sich mit seiner Eugenia, so wird er mich zur Vertretung vorschlagen; habe ich ihn aber erst einmal vertreten, so werde ich später um so leichter befördert. Wird aber nichts aus der Verlobung, so vertritt ihn ohne Weiteres Pflaumbaum; dessen Frau Gemahlin nun, die, wie du weißt, ebenso neidisch als ehrgeizig ist, wird den Mann bald aufstacheln. Sie haben Geld und schmeicheln sich damit ein bei Klug's durch allerlei Aufmerksamkeiten und Geschenke. Wir aber haben das Nachsehen und werden obendrein noch ausgelacht.

Frau Pflaumbaum trägt dann die Nase noch einmal so hoch und Du mußt vor ihr knixen, noch einmal so tief."

Wie eine Päonie so roth wurde Frau Dürr. Denn auch ihr fehlte es weder an Neid noch an Ehrgeiz. Der Pflaumbaum aber gönnte sie am allerwenigsten den Vorrang. Plötzlich wurde sie sanfter und verließ ihren oppositionellen Standpunkt. Nach einigem Nachdenken sprach sie in ruhigem Tone:

„Nach alledem wäre es doch nicht so übel, wenn der Stephan die Eugenia heirathete, Klug's Gönnerschaft und Fürsprache hat doch viel zu bedeuten. Der Mann ist sehr vernünftig und kann gewiß dem Schwiegersohne von Nutzen sein.

Diese Pflaumbaum aber möchte zu gern Frau Rendant werden, die erste Flöte blasen und den ersten Platz auf dem Sopha einnehmen, und ich soll ihr immer zur Linken gehen und zuerst vor ihr knixen wie vor einer großen Dame. Und dabei ist sie so dürr wie eine Spindel und hat eine Hakennase wie ein Papageienschnabel. Meint sie etwa, mit ihren paar Tausenden kann sie sich alle Ehre erkaufen."

Noch lauter hätte sie geschrieen, so neidisch war sie auf die Pflaumbaum, wäre nicht ihr Mann so vernünftig gewesen, ihren Eifer etwas abzukühlen durch die Vorstellung:

„Schon aus Politik müssen wir Frieden halten mit den Pflaumbaum's, denn sie haben überall ihre Freunde und Gönner und die Welt besteht einmal auf Politik.

Verfeinden wir uns mit ihnen, so ziehen wir uns die Abneigung all ihres Anhanges zu.

Wir müssen also vorsichtig verfahren und um Gotteswillen uns nicht merken lassen, daß wir nicht ganz aufrichtig sind.

Die großen Herren sind auch die größten Politiker. Sie können sich so verstellen, daß Keiner weiß, was Einer denkt.

Nehmen wir uns an ihnen Beispiel, und es wird uns wohlergehen."

In Folge dieser Berathung erhielt also Stephan, nachdem ihn die Eltern ins Verhör genommen, die Erlaubniß, den Herzensbund mit seiner Eugenia in aller Form zu schließen.

IV.

So liebten sich also die jungen Leute, und diese Liebe sah ihnen aus den Augen.

Eugenia — aß und schwärmte und seufzte.

Stephan — schrieb im Gericht, sonst that er deßgleichen. Ein Lied „Blauäuglein" schrieb er kalligraphisch ab und suchte in verschiedenen Sammlungen auch ein Lied vom „Stumpfnäschen", konnte es aber nicht finden.

Dies versetzte ihn eine Zeitlang fast in Melancholie, bis er auch diese allmälig abstreifte.

Der gesellschaftliche Verkehr der drei Familien blieb unverändert. Man besuchte und bewirthete sich gegenseitig, sagte sich Artigkeiten und überbot sich in Gunst- und Freundschaftsbezeigungen, aber man beobachtete sich auch ganz genau. Denn die Erfahrung räth, Keinem zu trauen und immer vorsichtig zu sein.

Nur zu bald bemerkten Klug's, daß Stephan, der lange gegen Eugenia nur passiv zärtlich war, jetzt activ und sehr unternehmend vorging. Der sonst so stille junge Mann, der bisher nur hauptsächlich in Heimlichkeiten sich gefiel, wurde plötzlich laut und offenbar romanhaft.

Jedem, der ihn anhören wollte, sprach er von der Tiefe seiner Gefühle, von seiner Treue und seinem männlichen Charakter.

Oft stellte er sich in Position, legte die Hand auf's Herz, blickte Eugenia zärtlich an und fragte sie nach ihren verborgensten Gedanken und Herzensgeheimnissen, indem er für sich das Recht der Controle beanspruchte in Regionen, die sich einfach nicht controliren lassen.

Eugenia aber bewahrte zwar auch in dieser Situation ihr beständiges, ruhiges Phlegma als das Hauptgepräge ihres Charakters. Das erwachte innere Leben des Gerichtsschreibers jedoch übte auch auf sie seinen Einfluß und sie reagirte, wie der Boden der Guitarre auf die Klänge der berührten Saite, auf seine Seufzer und Blicke durch dieselben Gefühlsäußerungen.

V.

Auch das Ehepaar Klug erwog eingehend im hohen Rathe, ob man Stephan als Bewerber um Eugenien annehmen oder auf einen Würdigeren warten solle. Von den vielen Gründen dafür und dagegen siegten endlich die ersteren.

„Der Vetter Rath in der Hauptstadt wäre uns doch eine große Hilfe und unsere Eugenie hat ja nicht einmal einen Brautschatz," sprach die erfahrene Frau. „Bei den schweren Zeiten jetzt heirathen junge Leute überhaupt nicht gern und suchen grundsätzlich nur nach Vermögen."

„Lassen wir das Mädchen keine alte Jungfer werden. Der Stephan ist ein braver, achtbarer Mann. Nehmen wir, was sich uns bietet. Wer immer mäkelt, fährt oft am schlechtesten."

„Allerdings," bestätigte Vater Klug, „besser ein Sperling in der Tasche als eine Taube auf dem Dache! Wer weiß, ob sich etwas Besseres findet. Greifen wir also munter zu.

Eugenia's Frau Pathe hat hohe Bekannte, und wenn sie sich drum bemüht, kann Stephan bald angestellt werden.

Mögen sie sich heirathen, wenn es ihnen so gut scheint."

„Aber, wenn Du auf Urlaub gehst," mahnte die Frau, „schlage nur Dürr als Vertreter vor. Der künftige Schwiegervater unserer Tochter muß doch einmal Rendant werden. Pflaumbaum ist uns nicht verwandt, sondern wildfremd, und man muß immer den Seinigen helfen."

„Hm! Hm!“ überlegte der Rendant „Frau Pflaumbaum wäre im Stande, uns die Augen auszukratzen. Jedenfalls würde sie krank vor Bosheit, dies jähzornige Weib.“

„Was kümmert uns das?“ eiferte die Rendantin, „wirke Jeder für sich und sorge, daß es ihm wohlgehe. Umsonst thut Keiner was. Auch ich wünschte mir so Manches und muß mich begnügen mit dem, was da ist. Nach der brauchen wir doch nicht zu fragen.“

„Was nützt uns alles Reden. Bis zum Urlaub hat's noch lange Zeit. Verrathe Dich nur nicht vor der Pflaumbaum, wie Du darüber denkst, denn das gäbe einen Heidenlärm.

Denken wir jetzt lieber erst an Eugenia's Ausstattung. Zunächst können wir am Kaffee sparen, denn der kostet am meisten.“

„Hör' Du lieber auf, Cigarren zu rauchen und immer zwei Glas Bier Nachmittags zu trinken. Jeder fange bei sich an mit dem Sparen. Dann folg' auch ich Deinem Beispiele und trinke keinen Tropfen Kaffee mehr.“

Gerne wäre sie noch länger bei diesem Thema geblieben. Der würdige Rendant aber wollte davon nichts weiter hören, da ihm dieß zu peinlich war. Denn er trank sein Bier mit Leidenschaft und mochte auch vom Rauchen nicht lassen. Er beabsichtigte also, nach dieser Richtung durchaus nicht nachzugeben.

Er ließ also die Sache auf sich beruhen und verließ eilig das Haus unter dem Vorwande, er habe noch viel zu thun auf dem Bureau.

VI.

Eines schönen Abends — ob im Sommer oder im Winter, das verschweigt unsere Chronik — erklärte Stephan in aller Form Eugenien seine Liebe.

Ob bei diesem feierlichen Acte der Himmel heiter war und ob die Nachtigallen dabei sangen, wer kann es wissen?

Wahrscheinlich aber schien der Mond, denn dieser begünstigt ja von Alters her alle Liebesgeständnisse. Kurzum, Eugenia lauschte tief-bewegt der zärtlichen Anrede des Freiers und flüsterte auch ihm das Alles in's Ohr, was üblich ist bei solcher Gelegenheit.

Jedenfalls wurden sie Beide miteinander einig und bis über die Ohren roth.

War doch schon geraume Zeit verflossen, bevor es zu diesem Geständnisse kam. Denn sie waren Beide ernste Leute, die sich niemals übereilten. Kein Wunder also, daß jetzt diese Geständnisse sie etwas aufregten und ihres gewohnten Gleichmuthes beraubten.

Stephan gerieth förmlich in Eifer und sogar in Entzücken.

Eugenia aber war nur ein wenig verlegen und verwirrt. Sie hielt verschämt ihr Tuch vor die Augen, schielte aber dabei doch nach dem Freier, dessen zärtlicher Gesichtsausdruck und romantische Haltung ihr lebhaftes Interesse erregte.

Natürlich benachrichtigten Beide sofort ihre Eltern von dem glücklichen Ereignisse, und es herrschte darüber allgemeine Aufregung in beiden Beamtenfamilien. Dann folgte das formelle Einverständniß beider Elternpaare und endlich die öffentliche Verlobung mit Ringwechsel, ein kleines Fest, bei dem man, außer verschiedenen Litern Bieres auch einige Flaschen einer saueren Mixtur, vom Händler Mendel stolz als „Ungarwein" bezeichnet und entsprechend theuer abgegeben, auf das Wohl des glücklichen Brautpaares und der nicht minder hocherfreuten Eltern trank.

Dann begab sich Alles zur Ruhe und schlief den Schlaf der Gerechten.

Nur Eugenia träumte zu ihrem Befremden, Stephan sei Kanzlist geworden, habe sich aber verlobt mit — der reichen Apothekerstochter!

VII.

So standen die Dinge, als eines Morgens der Rendant auf dem Bureau laut stöhnend erklärte, die Leber sei ihm so angeschwollen, daß er schon jetzt auf Urlaub gehen müsse.

Pflaumbaum aber nahm ihn sofort beim Arme und führte ihn in die Ecke, wo er in fragte, wen er zu seiner Vertretung vorschlagen werde, Dürr oder ihn.

Der Rendant, als ehrlicher Mann, sagte ihm die reine Wahrheit und meinte, er könne natürlich doch nur Dürr vorschlagen, als den zukünftigen Schwiegervater seiner Tochter.

Anfangs stotterte Pflaumbaum nur verlegen; dann ergoß sich ein Strom von Wehklagen, aus denen hervorging, daß er sich hauptsächlich nur vor seiner Frau fürchte. Achselzuckend gab ihm der Rendant zu verstehen, in diesem Falle könne er ihm nicht helfen.

Nach einigem Nachdenken erst flüsterte Pflaumbaum:

„Herr Rendant! Wir hätten für Fräulein Eugenia eine passendere Partie, und zwar einen älteren Herrn in angesehener Stellung."

„Davon kann doch jetzt keine Rede mehr sein," entgegnete Klug, „nachdem unsere Tochter verlobt ist. Das wissen sie doch, Herr Controleur. Sie waren ja selbst zugegen, damit ist doch Alles vorbei."

„Wieso denn? Tritt nicht noch Mancher vor dem Altare zurück?

Ein entfernter Verwandter meiner Frau, er ist Gerichtsassessor und ein vermögender Mann, hat uns gebeten, seine Bewerbung zu unterstützen. Was meinen sie jetzt, Herr Rendant?"

„Hm! Gerichtsassessor, sagen Sie? Das ist eine hübsche Stellung."

„Einige Tausend hat er zurückgelegt, ist ein guter Wirth, ein durchaus gesetzter, dabei aber noch recht stattlicher Mann. Die Leute überlaufen ihn förmlich mit den reichsten Partien. Er aber fragt nicht nach Geld und will nur Eine, die ihm gefällt. Nächsten Sonntag kommt er zu uns, da werden sie ihn sehen und kennen lernen."

Mit beiden Händen griff der Rendant sich an den Kopf, als habe er die wüthendsten Schmerzen.

„Ein Assessor mit Vermögen, ein gesetzter, stattlicher Mann, das bietet sich nicht alle Tage. Jetzt fragt sich's nur noch, ob Eugenia ihm auch gefallen wird."

„In dieser Richtung seien Sie unbesorgt, Herr Rendant. Meine Frau kennt ganz genau den Geschmack des Assessors und hat schon darüber mit ihm gesprochen. Seien sie überzeugt, daß Alles nach Wunsch geht."

„Aber Stephan hat unser Wort," flüsterte Klug und griff sich wieder in die Haare. „Man kann doch solche Verlobung nicht ohne triftigen Grund aufheben."

„Ein triftiger Grund ist leicht gefunden!" entgegnete Pflaumbaum. „Stephan hat auch keine feste Anstellung. Mithin ist eine Hauptvertragsbedingung nicht erfüllt. Man kann also schon deßhalb zurücktreten. Eugenia kann doch nicht ewig auf seine Anstellung warten.

Jetzt bietet sich ihr eine gute Partie! Greifen wir zu mit beiden Händen, daß sie ihr nicht entgeht!"

Zum dritten Male fuhr sich der Rendant in die Haare, dann drückte er Pflaumbaum die Hand und eilte nach Hause zu seiner Frau. Auch diese schrie laut auf vor Bestürzung, als er ihr Alles erzählte.

Lange beriethen sich die Beiden, kamen aber zu keinem Entschlusse. Das Eine war nicht übel, das Andere aber doch viel besser. Hier gab man sein Wort. Dort konnte man nicht ohne Weiteres Nein sagen, denn man durfte doch dem eigenen Kinde nicht den Weg zum Glücke versperren.

Endlich riefen sie Eugenia herbei, um sie einzuweihen in das Geheimniß und nach ihrer Meinung zu fragen.

Mit weit geöffneten Augen erwiderte sie nur, sie wisse selbst nicht, was besser sei, und überlasse daher die Entscheidung den Eltern.

VIII.

Endlich nahte der Sonntag. Rendants begaben sich mit ihrer Tochter zu Pflaumbaum's. Dürr's waren diesmal nicht dort, statt ihrer aber war der Herr Assessor brieflich geladen und eingetroffen.

Nach gegenseitiger formeller Vorstellung verkündigte laut Frau Pflaumbaum, ihr Herr Vetter beabsichtige sich zu verheirathen und sei gekommen, Fräulein Eugenia kennen zu lernen.

Der Assessor verneigte sich würdevoll vor den Anwesenden und näherte sich sofort Eugenien und knüpfte mit ihr, sie immer aufmerksam betrachtend, ein Gespräch an, anfangs von gleichgiltigen Dingen, dann, schon interessanter, von den wunderbaren Wegen der Vorsehung, und endlich von der Liebe und seinen Heirathsabsichten. Dann erhob er sich und flüsterte Frau Pflaumbaum etwas in das Ohr. Diese lauschte ihm eifrig, wandte sich dann an Rendants und erklärte ihnen, daß Eugenia dem Herrn Assessor gefalle und er entschlossen sei, sie zu heirathen.

Frau Rendant sprach auch etwas von Bestimmung und Vorsehung und fügte hinzu, im Principe habe sie nichts einzuwenden gegen die Verheirathung der Tochter mit einem Manne in so schöner Beamtenstellung. Zuvor aber müsse der Herr Assessor doch ihre Eugenia näher kennen lernen und auch diese sich erst an den ihr so ganz noch fremden Mann gewöhnen. Dann erst könne man sich bestimmt erklären und die Sache zum Austrage bringen.

Seinerseits entgegnete hierauf der Assessor, er hege nicht den leisesten Zweifel, daß ihm das Fräulein gefalle und er sei bereit, sie sofort zu heirathen. Schon längst sei ihm der Junggesellenstand zuwider. Seit zehn Jahren schon suche er eine Frau und könne sie

nicht finden. Fräulein Eugenia aber sei ganz nach seinem Geschmacke, und er bitte sie in aller Form um ihre Hand.

Dabei zog er seinen Ring vom Finger und steckte ihn an ihren Finger.

Die Mutter reichte dann Eugenien ihren Trauring und diese wieder gab ihn dem Assessor. Dies Alles geschah so plötzlich und unerwartet, daß Niemand glauben wollte, es sei die Wirklichkeit. Rendants, Eugenia und sogar Pflaumbaum's saßen regungslos da, wie Bildsäulen und eine Zeitlang herrschte tiefes Schweigen.

IX.

Dieses Schweigen unterbrach endlich Pflaumbaum, welcher den Vertreter der Themis geradeheraus fragte:

„Sie sagten doch, Herr Assessor, seit zehn Jahren suchten sie eine Frau und konnten sie nicht finden; wie ist es da möglich, daß Sie, da Sie kaum Zeit hatten, sich unser Fräulein anzusehen, sich sofort erklärten und mit ihr verlobten? Wir kannten ja allerdings Ihre Absichten, hätten aber nicht im Entferntesten erwartet, daß Sie dieselben so eilig verwirklichen wollten.“

„Ich wundere mich durchaus nicht, meine Herrschaften, daß die Eile, mit der ich mich mit Fräulein Eugenia verlobt, Ihnen auffällt und sogar Sie befremdet. So muß ich Ihnen denn bekennen, daß ich gar oft schon mich bewarb um die Hand junger Damen in den verschiedensten Lebenslagen, armer und reicher, junger und älterer, hübscher und häßlicher. Da ich aber mit der Erklärung und der Verlobung mir immer viel zu lange Zeit ließ, kam ich noch niemals zum Ziele. Daher beschloß ich, das nächste Mal, wenn mir eine Dame gefalle und die Umstände meine Absichten begünstigen, sofort um ihre Hand zu bitten und die Trauung möglichst zu beschleunigen.

So gedenke ich auch diesmal zu verfahren und schon morgen die nöthigen Schritte zu thun für Standesamt und Aufgebot. Die verehrten Eltern, hoffe ich, werden meinen Absichten nicht entgegentreten?“

Rendants erwiderten nicht nur zustimmend, sondern erklärten sich auch völlig einverstanden mit seinen Anschauungen. Dasselbe geschah auch von Seiten Eugenia's.

Dann, wieder zu den Eltern gewandt, fuhr der Assessor fort: „Ich weiß, daß Fräulein Eugenia schon verlobt war mit einem jungen

Manne, dessen Name mir auch bekannt ist. Als Jurist erkläre ich hiemit, daß solche Verlobung rechtlich Niemand bindet oder verpflichtet, sondern nur moralisch.

Fühlen die geehrten Eltern und das liebe Fräulein also nicht die moralische Verpflichtung, ihr gegebenes Versprechen zu halten, so kann sie rechtlich Niemand dazu zwingen.

Wie ich sehe, sind die verehrten Eltern mir zugethan. Meine liebe Braut ist vortrefflich erzogen und fügt sich verständig in die veränderten Verhältnisse. Das ist sehr hübsch von ihr und zeigt von ihrer Herzensgüte.

Von einer moralischen Verpflichtung gegenüber jenem jungen Manne ohne Stellung kann also nicht weiter die Rede sein. Man muß vor Allem vernünftig sein und das thun, was die Umstände erheischen. Wer so verfährt, wird niemals in Widerspruch mit sich selbst und mit Anderen gerathen.

Eugenia wird, so hoffe ich, eine ebenso gute, vernünftige Frau, und ich bin hochbeglückt, daß meine lieben Verwandten und ein glücklicher Zufall mich in den Besitz dieser Perle des weiblichen Geschlechtes gesetzt haben!“

Andächtig lauschten alle Anwesenden diesen Worten des gereiften Mannes und als er geendet, verneigten sie sich noch unter dem angenehmen Eindrucke seiner Beredtsamkeit.

Auch Eugenia blickte ihn aufmerksam an und verglich seine ernsten Züge mit dem jugendlichen Gesichte Stephans, der zwar weit hübscher, aber — ohne Stellung war.

Augenscheinlich fiel dieser Vergleich nur zu Gunsten des Assessors aus. So erringt auch bei gut „erzogenen“ Dämchen gar manchmal die Stimme der Vernunft den Sieg über die Stimme des Herzens.

X.

Nur zu bald merkten natürlich Dürr's, daß es anders geworden zwischen ihnen und Rendants und Pflaumbaum's. Bisher immer so engbefreundet und offenherzig, wurden sie jetzt immer gleichgiltiger und versteckter.

Auch Stephan beklagte sich, daß Eugenia wie umgewandelt sei, so still und so verstimmt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen darüber, was die Veranlassung sei; man kam aber nicht dahinter.

Als Pflaumbaum's sie auch Sonntags nicht wie sonst zu sich einluden, wußten sie, daß es vorbei sei mit dem guten Einvernehmen und Zusammenleben.

Am Montag stand Frau Dürr in Gedanken vertieft am Fenster, als sie die Bertha, Pflaumbaum's Magd, über die Straße eilen sah, wobei sie unter dem Tuch etwas versteckt trug. Es bot sich also die beste Gelegenheit, sichere Nachrichten zu erhalten.

Durch das geöffnete Fenster rief daher Frau Dürr das Mädchen an und fragte es mit scheinbarem Interesse: „Wo kauften Sie das schöne Perkalkleid, welches Sie anhaben, und wie theuer?"

„Bei Josel, Frau Controleur," erwiderte Bertha. „Die Elle zu vierzig Pfennige. Sechs und dreißig bot ich erst. Dafür wollt' er's aber nicht lassen!"

„Vierzig Pfennige? Nicht möglich! Fünfzig zahlt' ich für weit Schlechteres. Entweder flunkern Sie Bertha oder Sie stachen dem Josel ins Auge?"

Bis an die Ohren roth wurde die Magd vor Freude, daß ihr Kleid der Frau Controleur so gut gefalle, und vor Entrüstung, daß der Jude es gewagt, den Blick auf ein ehrliches Christenmädchen zu werfen.

„Bitte sehr," erwiderte sie bestimmt, „weßhalb sollt' ich wohl flunkern! Bei Gott, ich gab vierzig Pfennige. Kathrine kann's bezeugen. Denn wir kauften zu gleicher Zeit!"

„Na! na! Dann haben Sie dem Josel doch gefallen!" behauptete hartnäckig Frau Dürr, um dadurch das Mädchen abzulenken. Wäre der Josel ein Josef gewesen, hätte es gewiß nichts dawider gehabt, wenn er ihr seine Gunst geschenkt. Aber solch' einem Juden zu gefallen, das ist geradezu eine Beleidigung für ein ordentliches Mädchen, welches etwas auf sich hält.

„Hätte nur der Josel so etwas gesagt," rief sie piquirt, „die Augen hätt' ich ihm ausgekratzt! Ich bin doch nicht für den Josel und er ist nicht für mich! Der Albrecht läuft mir schon ein halbes Jahr lang nach und noch gestern wies ich ihn ab! Ja, ja, so Eine bin ich nicht!"

„Dann haben Sie aber ein ganz besonderes Glück, daß Sie so billig kauften," beruhigte sie Frau Dürr und betastete den Perkal mit den Fingerspitzen, ob er sich auch gut waschen werde. Dabei aber berührte sie verstohlener Weise auch den Gegenstand unter dem Tuche, fühlte etwas Weiches und erging sich in Vermuthungen, was das wohl

sein könne. Dann fragte sie wie beiläufig: „Und wohin gehen Sie jetzt, Bertha?“

„Zu Frau Rendant! Meine Frau schickt mich dahin mit einem Päckchen und dem strengen Befehl, mich zu beeilen, weil in der Küche so viel zu thun ist.“

„Daß Sie Eile hatten, sah ich wohl! Sie waren ja ganz außer Athem. Was ist denn in dem Päckchen?“

„Ach! Das sollt' ich gut verstecken, daß es Niemand sieht. Sehen Sie unter uns, Frau Controleur, es ist ein gerupfter Puthahn morgen zum Ball. Die Frau ging selbst nach Hefen und die Milchfrau brachte heute vier Liter. Denn wir wollen backen. Wir haben jetzt so viel Arbeit, sagte meine Frau, daß ich kaum noch die Füße fühle.“

„Wer war denn gestern bei Euch? Gewiß hattet Ihr Gäste?“

„Ach, nur der lange Assessor mit dem Backenbart, ein Verwandter meiner Frau. Vorig Jahr schon war er bei uns zu Allerheiligen. Das ist ein großer Herr. Ich würde mich vor ihm fürchten. Rendants Fräulein aber hat gar keine Angst vor ihm. Sie plauderten so gemüthlich zusammen, wie hier wir Beide.“

„Hörten Sie nicht zufällig, wovon da die Rede war,“ fragte Frau Dürr anscheinend ruhig, in der That aber auf's Höchste gespannt.

„Alles hört' ich, Frau Controleur, weil ich aufwartete im Zimmer und alle Augenblicke etwas aus der Küche hereinbrachte.

Dieser Assessor will ja Rendants Fräulein bald heirathen. Die Ringe haben sie schon gewechselt. Ja, sehen Sie, Frau Controleur, wenn es auf mich ankäme, mir wäre doch Herr Stephan zehnmal lieber, so ein hübscher, junger spaßhafter Bursch.

Was nützt das, wenn der Assessor auch noch so entsetzlich klug ist, er sieht doch nur noch wenig auf einem Auge und ist auch schon ziemlich bejahrt.

Man sagt zwar, er habe Vermögen. Herr Stephan aber hat doch auch schon sein Monatsgehalt auf der Kanzlei.

Ich kann das dort gar nicht begreifen und mich geht es ja auch nichts an. Mir aber ist ein Junger viel mehr werth als ein Kluger, denn was nützt mir die Klugheit?“

„Da haben Sie ganz recht, meine Liebe! Jetzt aber tragen Sie Ihren Puthahn schleunigst nach Hause, damit sie nicht ausgescholten werden.“

XI.

Bevor noch die Magd sich entfernte, rieb Frau Dürr sich mit beiden Händen die Stirn. Denn ihr schwindelte der Kopf und sie machte heroische Anstrengungen, um sich nichts merken zu lassen, wie gewaltig sie das soeben Vernommene in Aufregung versetzte.

Kaum aber war sie wieder allein, so fegte sie wie eine Furie durch das Zimmer, wischte den Staub von der Commode, zerbrach dabei zwei fein gemalte Tassen und stieß von der Wand ein Oeldruckbild, darstellend einen Reitergeneral.

Was geschehen ist, ist geschehen. Um das Bild aber war es wirklich jammerschade.

Als die Herren Dürr Vater und Sohn Mittags zum Essen kamen, merkten sie Beide an gewissen äußeren Zeichen, dass die Hausfrau sich in ungewöhnlicher Aufregung befinde.

Sie verhielten sich also ganz still und gingen auf den Zehen, in der Meinung, es handle sich um einen jener normalen Stürme, hervorgerufen durch irgend einen Conflict mit der Magd beim Kochen oder Braten.

Dürr Vater lächelte sogar stillvergnügt vor sich hin, denn er war zufrieden, daß nicht er selbst die Veranlassung des Conflictes gewesen.

Da tritt die Hausfrau vor ihn hin mit geballter Faust und ruft mit erhobener Stimme:

„Sie also wird doch Rendantin, nicht ich! Und die Andere heirathet den Assessor und nicht unseren Stephan. Mögen sie alle Beide ersticken an dem todten Puthahn!“

„Hast Du ihnen den geschickt?“ fragte ganz verwundert Vater Dürr. „Unseren Puthahn sah ich doch noch heute Früh im Stalle?“

„Sie, die Pflaumbaum, schickte ihnen einen schon gerupften. Und die Andere ist schon verlobt mit dem Assessor. Ueberlistet hat sie uns, die alte Schlange, mit ihrem Ehrgeiz. Das erlebt sie aber doch nicht, daß ich zuerst vor ihr knixe. Die Andere kann der Assessor sich nehmen, diesen Vielfraß in geflicktem Hemde! Solch einer ist unser Stephan nicht gut genug! Hätte er nur noch das unglückselige Griechisch gelernt, wäre er auch Jurist geworden und jetzt schon längst Referendar.“

„Aber, wer sagte Dir dies Alles? Hast Du mit der Rendantin gesprochen?“

„Die seh' ich schon längst nicht mehr an. Mir erzählt' es die Bertha, die ich vom Fenster aus sprach.

Aber Stephan, das sag' ich Dir, Du darfst sie auch nicht mehr grüßen. Ohne dies dumme Griechisch wär' all' der Kummer nicht."

„Bitte sehr, Mama, auch ohne Griechisch leben noch Leute auf der Welt, denen es recht wohl ergeht. Erst heute sagte mir Herr Director, ich könne meine Anstellung in diesen Tagen erwarten. Die Apothekerstochter, sie ist zwar nicht hübsch, aber reich, und so oft ich dort vorübergehe, lächelt sie mir zu.

Was frag' ich nach Rendants, wenn ich eine Frau haben kann mit Vermögen."

„Recht so, mein Junge!" rief der Vater im Brusttone der Ueberzeugung, „jetzt erst gefällst Du mir. Nimm Du die Apothekerstochter scharf auf's Korn; sie führt das Regiment im Hause. Wenn sie Dich nimmt, lachst Du zuletzt.

Denn Geld regiert die Welt. Kannst Du auch nicht Griechisch, so hast Du doch Deinen gesunden Menschenverstand und wirst niemals Noth leiden."

„Und ich, mein Sohn, besuche noch heute die Frau Apotheker, die mich zum Kaffee eingeladen hat. Da werd' ich schon erfahren, was sie dort meinen, und Euch dann sagen, was Ihr zu thun habt. Dir Stephan kann dies Alles nur zum Wohle gereichen, denn führst Du die Apothekerstochter heim, so können wir von Glück sagen und uns bei der Pflaumbaum noch dafür bedanken, daß sie uns verschonte mit einer so dicken Schwiegertochter!"

Noch lange saßen sie so zusammen bei Tische und überboten sich in Witzeleien über die Familien Klug und Pflaumbaum.

XII.

Und wie endete dies Alles?

Der Assessor heirathete Eugenien.

Rendant wurde aber weder Dürr noch Pflaumbaum, sondern man schickte aus der Hauptstadt irgend einen anderen Beamten zur Vertretung des leberleidenden Klug.

Stephan erhielt seine Anstellung als Kanzlist. Seine Vorgesetzten lobten ihn als einen fleißigen und zuverlässigen Beamten. Er bewarb sich um die Hand der Apothekerstochter und erhielt sie ohne Weiteres.

Schon nach vier Wochen war ihre Hochzeit und noch heute leben sie in glücklicher Ehe mit reichem Kindersegen.

So folgen auch in der Provinz die jungen Leute bisweilen zu ihrem Glücke mehr als der Stimme des Herzens der Stimme der Vernunft.

Die Apothekerstochter freilich machte hierin eine Ausnahme. Denn sie liebte den armen Kanzlisten. Sie rechtfertigte sich aber damit, daß sie sehr vermögend war und sich solchen Luxus leisten konnte.





Der Götter Rache

von

Ferdinand Erhardt.

Versammelt vor des Weltbeherrschers Throne
Lauscht ehrfurchtsvoll der hohen Götter Schaar
Jupiters Wort. — Er sprach zu Mars, dem Sohne:
„Vernicht' die Welt, die jedes Glaubens bar!

Wo einst der Götter hohe Tempel standen,
Sind Trümmer jetzt, der einst'gen Größe Staub,
Wo der Vestalin heil'ge Feuer brannten,
Da wird die Unschuld der Begierde Raub.

Wohl sprechen sie von einem Gottessohne,
Doch treiben sie mit ihrem Glauben Spott
Und Liebe heuchelnd, herrscht der Welt zum Hohne
Das goldene Kalb, der Menschheit höchster Gott.

In Staub getreten wird das Reich des Schönen,
Im Häßlichen erblickt man die Natur,
Mit gift'gem Spott das Edle zu verhöhnen,
Soll geistvoll sein, gebrochen wird der Schwur.

Drum ist es Zeit, das Menschenthum zu richten,
So steige, Mars, zur Erde rasch hinab,
Mit blut'gem Schwert das Leben zu vernichten,
Die Erde sei der Menschheit großes Grab!"

Schon rüstet zur Vernichtung Mars die Waffen,
Doch Juno flehend zu dem Gatten spricht:
„Erhalte, Zeus, die Welt, die Du erschaffen!
Dies wäre göttlich — die Vernichtung nicht.

Die Götter, welche Schönheit einst verliehen
Und liebevoll belebt das Erdenland,
Sie sollen zürnend zum Olympe fliehen
Und lösen mit der Menschheit den Verband.

Ist dann der Sinn für's Göttliche vernichtet,
Sieht sich der Mensch im Erdenschmutz allein,
Gestürzt die Tempel, die er selbst errichtet,
So wird's der Menschheit größte Strafe sein!“

„Es sei!“ — spricht Zeus; und alle Götter ziehen
Vom Erdenland der alten Heimat zu,
Doch auch der Schönheit Ideale fliehen,
Verödet liegt die Welt in Grabesruh'.

Wo echte Lieb' im Herzen einst entzündet
Venus Urania, herrscht Begierde nur, —
Ein Gott der Liebe ward der Welt verkündet,
Zur Herrschaft kam die sinnliche Natur.

So wurden Wesen, die den Göttern glichen,
Sich selbst erniedrigend dem Thiere gleich, —
Schon wird vom Zweifel manches Herz beschlichen,
Das einst an Liebe und im Glauben reich.

Einst lud zum Trunk aus silbernem Pokale,
Das Haupt bekränzt, uns Bachus lächelnd ein,
Nun trinken wir aus Glas und ird'ner Schale
Begeist'rungslos, ernüchtert edlen Wein.

Einst ruhten Nixen an des Sees Gestaden,
Belauscht von einem Faun aus nahem Hain,
Den Wanderer luden tanzende Dryaden
Zu frohem Spiel im Waldesschatten ein.

Im Walde gehend bei der Blätterrauschen
Ward an den Schöpfer einst der Mensch gemahnt,
Das Herz bewegt, der Vögel Lieder lauschend,
Hat glaubensselig seinen Gott geahnt.

Doch ach! Das Reich des Schönen ist entschwunden,
Mechanisch läuft des Lebens Einerlei
Und schmerzlich hat's das arme Herz empfunden:
„Des Lebens Duft und Zauber ist vorbei.“ —

Die Strafe ist's, die Zeus vom hohen Throne
Der Menschenwelt in seinem Zorn geschickt,
Die ihn verleugnet und mit Spott und Hohne
Ungläubig auf die alten Götter blickt.





Wie die erste Haide-Ansiedlung entstanden.

Ein poetisches Märchen

von

A. Eder.

Ueber die stille, mondbeglänzte Haide zieht leise der Wind. Die Eriken neigen sich unter seiner Gewalt, die stolzen Haideröslein aber heben das Haupt.

„Wie ungestüm!“ sagte die Eine.

„Mich friert,“ sagte die Andere.

„Wir sind eigentlich doch recht unglücklich,“ ergriff wieder die Erste das Wort, „dem sengenden Sonnenbrande sind wir ausgesetzt und dem Toben des Windes; und erst wenn es Herbst geworden, wie jetzt, und der Mond auf uns herunterblickt und es rings um uns so kalt, so öde und still ist, da möchte ich vor Sehnsucht sterben. Wie anders haben es doch die Menschen!“

„Ja, die Menschen,“ wiederholte ihre Schwester, „die sind glücklich! Wir, festgebannt an die Scholle, fest gewachsen an den Strauch, müssen vielleicht heute noch vor Kälte sterben, wenn der Mond höher steigt — die Menschen gehen in ihre Häuser, schließen Thüren und Fenster und sind geborgen.“

Da fuhr ein Windstoß über sie hin und schüttelte sie, daß ihre Köpfchen erschrocken aneinander fuhren:

„O weh!“ klagte die Eine.

„Ich wollte, ich wäre schon todt!“ antwortete die Andere.

Und hinter ihnen stand die gütige Fee und hörte die Klage ihrer Kinder:

„Seid Ihr so unzufrieden mit Eurem Lose?“ fragte sie milde.

Die Blüthen erschraken; sie wendeten sich hastig um. Als sie die Herrin erkannten, stiegen Thränen in ihre Blumenaugen, aber sie antworteten nicht.

Und wieder fragte die Fee:

„Wer erzählte Euch von der Menschen Glück?“

„Das that der Wind,“ antworteten sie leise, zagend, „er kommt so weit her und hat so viel gesehen und gehört.“

„Und glaubt Ihr ihm Alles? Vieles wird gesprochen, wenig davon ist wahr!“

„Auch die Schwalben haben uns davon gesagt.“

„Die Schwalben! die sehen im eiligen Fluge nur flüchtig der Menschen Glück; ihr Leid sehen sie nicht.“

„Die Menschen selbst; wir sahen sie oft über die Haide gehen, lachend, plaudernd, glücklich.“

„Die Traurigen und Unglücklichen bleiben zu Hause.“

Die Rosen schüttelten das Köpfchen:

„Sie sind Alle, Alle glücklicher wie wir!“

„Arme Kinder! Glaubt Ihr das so gewiß?“

„Ja, ja! riefen Beide wie aus einem Munde.

Eine Weile blieb es ganz still; da fragte die Fee wieder:

„Wollt Ihr der Menschen Freud' und Leid kennen lernen?“

„Wie können wir das! Sind wir doch festgewachsen an den Strauch und werden wir gebrochen, so müssen wir sterben, ehe wir von dem Leben viel gesehen.“

„Ihr könnt ja Menschen werden, wenn Ihr wollt, und einen Zeitraum unter ihnen wandeln.“

„Menschen werden? riefen sie „wie schön, wie herrlich!“

„Wollt Ihr es?“

Die Rosen schauerten zusammen:

„Gewiß,“ sagten Sie mit bebender Stimme.

„Wirklich? Selbst wenn ich Euch Bedenkzeit gäbe?“

„Ja, ja,“ baten sie, „keine Bedenkzeit! Wir wollen es!“

„Meine Kinder, Ihr täuscht Euch! Nicht so herrlich, so freudenvoll ist das Menschenleben . . ., es gibt auch Leid und Schmerz.

Größeres Leid als die kühle Herbstnacht und die Einsamkeit der Haide ... Seelenleid, von dem Euer glückliches Blumenleben nichts ahnt — Herzensschmerz, von dem Euer sonnig Dasein nichts weiß."

Wieder schüttelten sie das Köpfchen, beharrend auf ihren Bitten:

„Wir wollen, gütige Fee, wir wollen; laß uns Menschen werden und unter ihnen leben!"

„Ihr wollt!" sagte sie traurig. Und sie erhob ihren zierlichen goldenen Stab und streckte ihn aus über die beiden lieblichen Blumen ...

Feierliche Stille lag über der Haide ... Ernst, still und kalt sah der Mond auf sie herab, die Sternlein blitzten, der Wind hielt den Athem an ..., da ward es plötzlich dunkel, ein Zittern und Krachen fuhr durch die Lüfte ..., und dann war es wieder still, ganz still, nur die Stimme der Fee klang über sie hin:

„Ich habe Eurem Wunsche Gehör gegeben, Kinder, Ihr seid verwandelt. Wenn Ihr aber der Menschen Leben müde seid, so könnt Ihr wieder zurückkehren in Euer Blumendasein; heute über einem Jahre will ich an derselben Stelle Euer harren. Nun geht, lebt wohl!"

Da ward es klar und licht auf der Haide, und über dieselbe durch duftigen Mondesglanz huschten zwei zierliche Mädchengestalten.

Und weiter und weiter eilten sie über die feuchte, schimmernde Haide ... Die Eriken steckten die Köpfchen zusammen, das Haidegras raunte und flüsterte und sie staunten die beiden Mädchen an, die so achtlos über sie hinweg glitten. Die Fee aber blickte ihnen nach mit traurigen Augen:

„Sie werden wieder kommen," sagte sie — — —

— Der Morgen graute; die beiden Mädchen standen vor den Thoren der Stadt; das Hasten und Jagen und Drängen nahm sie bereits gefangen — sie wagten nicht einzutreten. Da kam ihnen eine alte Dame entgegen:

„Kommt Ihr von der Haide?" fragte sie.

„Ja," erwiderten sie zaghaft.

„Dann kommt mit mir, die gütige Fee hat Euch meinem Schutze anvertraut."

Während sie der alten Dame folgten, klang leise, leise eine Stimme hinter ihnen, wie Geisterflüstern:

„Bis hieher konnte ich Euch schützen; nun gebe ich Euch noch einen Namen mit: Rosa und Flora von der Haide ... Jetzt

gehört Ihr den Menschen – die Macht der Fee ist zu Ende. Lebt wohl!“

Und sie gehörten den Menschen.

Mit großen, neugierigen Augen sahen sie das Leben und Treiben der Stadt und erschraken wohl auch, wenn ihnen manch kühner Blick zu keck in ihre lieblichen Blumengesichter sah. Die alte Dame führte sie in ihr Haus und nun wohnten sie unter den Menschen — — —

Monate waren seitdem vergangen. Die beiden Blumenkinder hatten sich schon ganz unter den Menschen eingelebt. Es verlangte sie nicht mehr nach der Haide zurück. Nur manchmal in stillen Mondesnächten gedachten sie ihres früheren Lebens. Sollten sie wieder dahin zurückkehren in ihre Verborgenheit? Allem entsagen, das wie ein Zaubermärchen ihre Herzen gefangen nahm? Sie schauerten zusammen! Noch konnte, noch durfte diese Herrlichkeit nicht zu Ende gehen. Sie würden sonst vor Sehnsucht sterben. — Und es sollte noch schöner, noch prächtiger kommen. — Die Stadt rüstete zu einem Balle. Die Damen von der Haide, deren eigenartige Schönheit schon längst aufgefallen, waren natürlich geladen, und kaum hatten sie den Ballsaal betreten, als sie auch alsbald den Mittelpunkt des geselligen Treibens bildeten. Wie klopften da ihre Herzen in Frohsinn und Lust! Wie war das doch ganz anders, hier im lauschigen, strahlenden Ballsaale als draußen auf der Haide, über die nun eben der Wind hinfuhr und dichte Schneeschleier trug . . ., draußen war es kalt, unheimlich, einsam — hier sahen sie in freundliche, glänzende Augen, in frohe, lustige Gesichter, dazu die rauschende Musik mit ihren lieblichen Weisen . . ., wie unnennbar süßes Träumen kam es über sie. Aus diesen Träumen aber blickten sie stets ein Paar leuchtende Männeraugen an, die ihnen immer, wo sie auch sein mochten, durch den ganzen Saal folgten. Wie ein geheimes Grüßen ging es aus diesem Blicke und zwang sie mit magischer Gewalt zurück in den Bann der Augen, daß auch sie dieselben immer suchen mußten, deren Aufleuchten sie doch mit süßer, nie gekannter Angst erfüllte. Was bedeutete das Räthsel in ihrer Brust? Dies Sehnen und Fürchten, dies Meiden und Suchen? Sie verstanden sich selbst nicht mehr. Dies zauberhaft süße Weh im Herzen, war das der Herzensschmerz, von dem ihnen die Fee gesprochen? Das Hoffen und Fürchten, war das das Seelenleid, das sie ihnen vorhergesagt? O dann! dann war es Glück, so leiden zu dürfen, wie die Menschen leiden! . .

Der Traum der Ballnacht war ausgeträumt. Die beiden Mädchen waren heimgekehrt, mit ihnen aber war die Erinnerung gegangen. Sie hatte sie begleitet von dem Augenblicke an, als sie ihre schmalen, zierlichen Händchen zum Lebewohl einen flüchtigen Moment in die Rechte ihrer beiden unermüdlichsten Tänzer gelegt. „Auf Wiedersehen!" hatten sie ihnen zugeflüstert und dann waren sie mit einer tiefen Verbeugung zurückgetreten, und sie waren gegangen. Die Erinnerung und ihre Schwester, die Träumerei, aber blieben ihnen treu zur Seite.

Die Zeit verging, dem Winter war ein herrlicher, blüthenduftiger Frühling gefolgt, nach ihm ein strahlender, schönheitsreicher Sommer gekommen, und nun war der Herbst in's Land gezogen.

An einem schönen Spätherbsttage wanderte eine lustige Gesellschaft hinaus ins Freie. Sie lachten und plauderten und die Damen von der Haide zählten wohl zu den fröhlichsten unter ihnen.

Sie zogen langsam über die sonnenglänzende Haide hin . . . Einer der Herren mit leuchtendem Blicke, der an Rosas Seite ging, neigte sich zu ihr, und ihr tief in die träumenden Augen sehend, flüsterte er: „Welch' poetischen Namen Sie tragen, wie ein Gedicht: Rosa! Rosa von der Haide! Es klingt wie Rosa . . . Haiderose . . . Haidenröslein!" sagte er lächelnd und da sie eben an einem Strauche der duftigen Blüthen vorüberkamen, fuhr er fort, indem seine Finger nach einer zierlichen Knospe griffen:

„Gestatten Sie mir, daß ich die Rose mit ihren Schwestern schmücke."

Das Blumenkind zuckte zusammen, mit jähem Erbleichen hielt sie seine Hand auf in ihrem Zerstörungswerke:

„Nicht brechen!" bat sie mit zitternder Stimme, „nicht brechen!"

Er sah sie an und lächelte:

„Warum?" fragte er.

„Weil die Fee ihre Kinder liebt; sie zürnt, wenn ihnen Uebles geschieht."

Jetzt lachte er, daß seine weißen Zähne blitzten:

„Welch' reizendes Märchen Sie dichten!"

„Ein Märchen?" fragte sie verletzt.

„Ja. Oder wollen Sie, daß ich an Ihre Fee glauben soll?"

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und zog ihn fort von dem gefährdeten Rosenstrauche. Nun wandte sie ihm ihr schönes liebliches Gesichtchen zu und sagte leise:

„Haben Sie noch nie von der gütigen Fee gehört, die in stillen Mondnächten über die Haide zieht und ihre Blumenkinder grüßt?"

„Ja wohl," sagte er, und über die schönen, ernsten Züge seines eben noch lachenden Antlitzes legte sich der Ausdruck stillen Träumens: „in längst vergangener Kinderzeit hat man mir viel von lieblichen Feen erzählt — damals habe ich an sie geglaubt. Später, im Kampfe ums Dasein, habe ich diesen Glauben verloren, und jetzt — jetzt," schloß er, seinen heißen Blick in den ihren versenkend, „jetzt möchte ich wieder daran glauben lernen. Wollen Sie meine Lehrmeisterin sein?"

Die übrige Gesellschaft war etwas zurückgeblieben, sie standen allein auf der weiten Haide. Eben sank der glühende Sonnenball hinter der fernen, duftumwobenen Bergeskette, leise, gespenstig stiegen die Nebel aus dem feuchten Wiesengrund und woben um sie weiße, durchsichtige Schleier, und im Westen verglomm das Abendroth. Im Osten aber, dort in unendlicher Weite, wo Himmel und Erde sich zu vereinen schienen, tauchte es auf wie eine feurige Kugel — langsam löste es sich los und schwebte empor: die goldene Mondesscheibe.

Und da gieng es plötzlich über die Haide, ein Raunen und Flüstern, wie wenn der Zephyr über die Erde zieht; das Haidegras streckte sich und blickte verwundert empor, die Eriken steckten die Köpfchen zusammen und flüsterten, die Haidenröslein nickten und zitterten und streckten ihre lieblichen Gesichtchen dem Mondlichte entgegen.

Die zierliche Mädchengestalt aber am Arme des Mannes erbebte; Todtenblässe lag in ihrem feinen, schönen Gesichte.

Wie kam es, daß sie plötzlich die Sprache der Haide verstand? Sie hörte so klar und deutlich, was die Rosen zu einander sprachen — ein Zittern lief über ihren Körper . . . War nicht heute — heute der Jahrestag an dem sie wieder heimkehren sollten in ihr Blumenleben? Gewiß; zurück sollten sie wieder in die Vergangenheit — die Fee betrachtete sie bereits wieder als eine der ihren — denn zu den Menschen spricht die Haide nicht!

Da klang wieder die bestrickende Stimme neben ihr:

„Sie antworten nicht, Fräulein, träumen Sie schon wieder von Ihrer Fee?"

„Mich friert!" entgegnete sie tonlos, und da in diesem Augenblicke die übrige Gesellschaft zu ihnen stieß, war sie einer weiteren Antwort enthoben.

Rosas Augen suchten ihre Schwester. Ihre Blicke begegneten sich — sie hatten sich verstanden. — — Lachend und fröhlich wandte man sich heimwärts; die Fräulein von der Haide aber waren merkwürdig stille geworden. Das Singen und Klingen, das Raunen und Flüstern der Haide klang ihnen wie ein Todtenlied; die anderen Alle hörten es nicht. Man war in die Stadt gekommen; die Damen von der Haide gingen scheinbar ihrer Wohnung zu. Kaum aber waren sie über die Straßenecke, als sie einen anderen Weg einschlugen und eilig hinausliefen in die feuchte, dämmernde Haide. In athemloser Hast stürmten sie dem Platze zu, auf dem vor Jahresfrist die gütige Fee ihre Klage gehört. Nun standen sie vor dem windbewegten Strauche. Sie schluchzten leidenschaftlich! Alles Schöne und Herrliche des Menschendaseins, sollte es nun ein Ende haben? Ihr ganzer Körper erzitterte unter der Gewalt des Schmerzes. — Da klang plötzlich eine bekannte Stimme neben ihnen:

„Da seid Ihr ja meine lieben, lieben Kinder! Ich wußte es!“

Die Fee stand vor ihnen.

Die beiden Mädchen antworteten nicht; sie schluchzten lauter, heftiger. Da fragte die Fee mit trauriger Stimme:

„Ihr weint? Wollt Ihr noch nicht zurück?“

„Nein! nein!“ riefen sie wie aus einem Munde, „wir wollten Dich bitten, uns noch länger unter den Menschen zu lassen — wir sind so glücklich!“

„So glücklich!“ wiederholte sie leise, und mit zitternder Stimme fuhr sie fort: „Ihr verschmäht es zurückzukehren in Euer sorgloses Blumendasein auf der schönen, großen Haide? Das wundersüße Glück, das darin besteht zu leben, um zu schmücken und zu erfreuen, wollt Ihr aufgeben? Bedenkt es wohl; wenn Ihr jetzt nicht zurückkehrt — später gibt es kein Zurück mehr.

Eine Pause entstand . . . .

„Gib uns frei!“ baten sie endlich. „Wenn Du uns zwingen würdest zurückzukehren, würden wir vor Sehnsucht sterben. Wir haben der Erde Glück geathmet, haben in Fröhlichkeit und Freude gelebt — Du kannst es von uns nicht verlangen, daß wir uns wieder in unser stilles Blumenleben finden sollen. Mache uns nicht unglücklich — gib uns frei!“

Da rauschte und zog es über die Haide, als zürne sie den beiden Blumenkindern; aber die Fee gebot ihr Schweigen:

„Losreißen wollt Ihr Euch von uns, aus dem Boden, in dem Ihr festgewurzelt seid, mit allen Euren Gewohnheiten und Euren Neigungen ein ganzes Leben hindurch? Ihr wollt dem Scheine folgen, der Euch blendet? Glaubt mir, es ist nur Schein . . . früher oder später würdet Ihr erwachen, und dann würdet Ihr Euch zurück sehnen und dann — würde es zu spät sein.“

Und wieder entgegnete die Eine:

„Nichts mehr bindet uns an unser einstiges Blumenleben, und Alles, Alles aber an die Menschen. Fremd sind wir geworden für Euch und einsam würden wir uns bei Euch fühlen — die Menschen aber haben uns das Höchste, Herrlichste gegeben: ihre Herzen. Aber sie haben uns auch die unseren genommen. Denn wisse, gütige Fee, wir lieben.“

— Es war todtenstille um sie geworden; selbst der ewig geschäftige Abendwind hielt den Athem an, als lausche er diesem kühnen Geständnisse. Ueber das milde, schöne Antlitz der Fee aber legte es sich wie Schmerz:

„Arme Kinder!“ sagte sie, „Ihr glaubt und seid glücklich. Wenn es aber ein Traum gewesen ist, ein Nichts? Folgt mir! Habt den Muth und die Kraft, Allem, was Euch jetzt beseeligt, zu entsagen und kehrt zurück in Eure Sphäre. Denkt, Ihr habt einen süßen Sommernachtstraum geträumt, von dem Euch nur die Erinnerung geblieben. Jetzt kann sie Euch noch beglücken — mehr vielleicht als ein Leben in jenen Kreisen, wo Ihr doch für die Dauer nicht hingehört . . . . Ihr würdet Euch später einmal noch krank nach Eurer Haide sehnen und dieselbe würde Euch nicht mehr aufnehmen, die Fee würde Euch nicht mehr schützen können.“

Aber sie schüttelten die Köpfchen:

„Wären wir nie aus unserer Sphäre hinausgekommen — vielleicht. Jetzt aber könnten wir nicht mehr in ihr glücklich sein. Wir lieben! Des Himmels ganze Seligkeit erfüllt uns. Verlange nicht, daß wir in unsere Verborgenheit zurückkehren.“

Da weinte die Fee . . . . . .

„Hätte ich Euch doch niemals fortgelassen!“ schluchzte sie. „Ueberlegt, noch ist es Zeit. Wenn der Mond höher steigt, ist es zu spät.“

Sie hatten kein Verständniß für die Trauer ihrer Hüterin „Gib uns frei!“ baten sie ungeduldig.

Da ging es wie ein Schluchzen über die weite, weite Haide . . . Haidegras, Eriken und Röslein — sie weinten um ihre verlorenen Genossinnen. Die Fee aber senkte den goldnen Stab, den sie über die beiden Mädchen ausstrecken gewollt, und sagte:

„Ich gebe Euch frei, wie Ihr gewollt. Wiederkehr gibt es jetzt keine mehr — die Macht der Fee ist zu Ende. Lebt wohl und seid glücklich!“

Die Fee war verschwunden.

Es war dunkel geworden; dichte Wolkenschleier zogen über den Mond; der Wind tobte, die Haide zürnte und grollte, und wie der Sturm die Wolken zerriß, huschte es wie Geistergestalten über die Ebene hin. Und durch den Aufruhr der empörten Natur eilten die beiden Mädchen hin . . . zitternd und schluchzend und doch so unendlich glücklich, daß sie den Menschen gehören durften, der Liebe, dem Glück! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem ist geraume Zeit vergangen, mehr als Jahresfrist liegt dazwischen. Und wieder eilen zwei Mädchengestalten über die Haide hin. Sie sehen anders aus, wie im Vorjahre: bleich, verhärmt, die strahlenden Augen voll Thränen — und doch sind es dieselben. Sie laufen bis zu dem Rosenstrauch und setzen sich nieder in's thaufeuchte Gras . . . Kommt keine Fee sie zu trösten? Ermüdet endlich schlummern sie ein. Da steigt im Traume hernieder zu ihnen die gütige Fee . . . .

„Was wollt Ihr hier? fragte sie milde.

Und sie schmiegen sich an sie und erzählen ihr eine lange, lange Geschichte von Liebesglück und Liebesleid . . ., die ewig alte und doch ewig neue Geschichte von den beiden Menschenkindern, die sich so lieb hatten, von den Schwüren, die getauscht, von den Schwüren, die gebrochen worden. Wie da ihre armen, gläubigen Herzen vor Weh zu zerspringen vermeinten und wie sie davon geeilt seien von den Menschen, die ihnen so bitteres Leid gethan, und geflohen seien auf die Haide, zur ewig treuen und ewig redlichen Natur. Und dann baten sie die Fee, ihnen Vergessen zu geben, sie wieder aufzunehmen ins Blumenreich. Aber die Fee schüttelte den Kopf: sie konnte es nicht mehr; ihre Macht reichte nicht hinein ins Bereich der Menschen. Da weinten sie und baten, ihnen wenigstens die Erinnerung zu nehmen. Auch das konnte sie nicht; aber sie sprach lange und eindringlich auf sie ein; und da trockneten sie ihre Thränen und waren endlich getröstet. Sie erwachten; die Fee war

verschwunden, sie waren allein. Langsam machten sie sich auf den Heimweg und kehrten wieder zu ihrer Beschützerin zurück.

Bald nachdem starb die alte Frau. Sie hatte die beiden Mädchen zu Erben ihres kleinen Vermögens eingesetzt. Das nahmen diese nun und zogen fort aus dem Städtchen; Niemand wußte wohin — — —

Nun war es wieder einmal Frühling geworden. Der lange Tag neigte seinem Ende zu und in den Fenstern der Häuserreihen der Stadt flammte Licht um Licht auf. Ueber die weite Haide hatte sich der leichte Abendnebel gelegt und auch durch diesen leuchtete ein Licht. Kam ein verspäteter Wanderer daher gezogen oder tanzten die Irrlichter und trieben ihr gespenstig Wesen? Keines von beiden. Das Licht blieb ruhig und unverändert auf demselben Punkte. Das war auch die nächste Nacht und kommenden Nächte so. Da gingen eines Tages ein Paar beherzte Städter auf die Haide hinaus. Lange, lange mußten sie gehen, bis von der Stadt nur mehr die Thürme klar herübergrüßten und ihr Fuß ermüdet war vom Wege über das feuchte Haidegras.

Da standen sie endlich vor einem kleinen, schmucken Häuschen, das mit hellglänzenden Fenstern weit hinausblickte in das sonnengeküßte Land. Das Haidegras schmiegte sich fest an die weißgetünchten Mauern, die Eriken drängten sich bis an die Schwelle, und die kecken Haideröslein kletterten empor bis an die blinkenden Scheiben und schauten durch dieselben in die Gemächer. Und die beiden Städter standen da vor dem ersten Hause mitten in der Haide und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Wer hatte es hiehergebaut? Da ging ein kleines Mädchen mit einem Körbchen über die Haide; es bog in das Haus ein und kehrte bald wieder aus demselben zurück; dann schlug es den Weg nach dem nächsten größeren Dorfe ein, das die Haide von der anderen Seite begrenzte. Dieses riefen sie an und frugen es, wer da wohne?

„Die Damen von der Haide,“ lautete die Antwort.

„Die Damen von der Haide!“ Nun wußten sie es; langsam wandten sie sich wieder heimwärts. Die ganze Stadt kannte ja die Geschichte der beiden so eigenartig schönen Mädchen. Sie wußten, daß die stolzesten Männer zu ihren Füßen gelegen, sie wußten aber auch, daß sie getäuscht, betrogen worden. Es hieß auch damals, dies leichtsinnige Spiel sei ihnen so zu Gemüth gegangen, daß es in ihren Köpfchen nicht mehr richtig sei. Sie hielten sich für verzauberte Haide-

röslein und wollten immer auf die Haide hinaus; besonders in klaren Mondnächten seien sie kaum zu halten gewesen. Und nun waren sie doch gegangen! Kopfschüttelnd schritten sie weiter: „Arme Mädchen!“ kam es von ihren Lippen. — — — — — — — — — — —

Seitdem sind viele, viele Jahre vergangen. Neben dem ersten hatten sich nach und nach andere Häuschen hingebaut, und so war allmälig ein freundliches, schmuckes Dorf entstanden, dessen weißer zierlicher Kirchthurm weit sichtbar ist in der sonnengeküßten Haide.

Die beiden Mädchen, die, im bitteren Herzensschmerz und gepackt von unbezwinglichem Heimweh nach ihrer stillen, grünen Heimat, das erste Häuschen sich gebaut, sind schon längst gestorben. In einer lichten Mondnacht hatte sie die Fee heimgeholt in ihr Blumenreich.

Jetzt leben andere Menschen dort, die ihrem täglichen Erwerb nachgehen. Im Kampfe ums Dasein haben sie den Sinn verloren für die Poesie der Haide; sie wissen nicht viel mehr von Blumen und Feen, und kaum mehr den ältesten unter ihnen dürfte die Sage bekannt sein: Wie die erste Haide-Ansiedlung entstanden!





Die Preiswerbung

von

Hermann Stawasser.

Tief unten in der Berge weitem Schacht
Da braust und rauscht es in der stillen Nacht,
Die Wesen, die im Innern eilig rennen
Und nie der Menschen Ruhe kennen,
Die rief der Fürst der Gnomen zu dem Throne,
Er setzt für Jenen einen hohen Preis zum Lohne,
Der durch besond'rer Gaben Kraft und Macht
Den Sterblichen auf Erden Glück gebracht.
Sofort wird in den Bergen kund gemacht,
Es sei ein Jeder, der das Heil erdacht,
Berechtigt vor dem Throne zu erscheinen,
Um anzugeben, wie er's mochte meinen,
Durch sein Verdienst und seine Gaben
Der Menschen größtes Glück erwirkt zu haben.

Drei Brüder, ungleich an Gestalt und Wesen,
Die glauben zur Bewerbung sich erlesen.
Der erste kommt aus einem fernen Lande,
Er naht in einem prächtigen Gewande
Mit stolzem Schritte selbstbewußt
Und wirft sich kühn in seine Brust
Und spricht: „Ich bin es sicher, ich kann es beweisen
„Durch alle meine großen weiten Reisen,

„Daß meist nach mir der Mensch begehrt,
„Denn Jeder kennt den hohen Werth,
„Den ich besitze. Bei den Männern, wie bei Frauen
„Könnt als Zierde ihr mich schauen.
„Ich bin am Finger ein bedeutungsvolles Zeichen
„Für Jene, die am Altar sich die Hände reichen,
„Ich lieg' den Schönen gerne in den Haaren,
„Am Ohre hänge ich, und Alle waren
„Durch mich am Liebsten stets geziert,
„Drum glaub' ich sicher mir gebührt
„Der Preis. Ich fehle nicht in Kirchen und Palästen,
„Ihr staunt mich an bei allen Festen,
„Der Kunst bin ich ein kostbar' Pfand,
„Wenn mich behandelt eines Künstlers Hand;
„Und wie noch die geprägten runden Platten
„Von Jung und Alt umworben sind, das hatten
„Zu jeder Zeit diejenigen erfahren,
„Die nie vom Glück begünstigt waren!
„Auch Du mein Fürst, warst stets mir hold,
„Denn deine Krone ist von mir: ich bin das Gold!"

Da kam der zweite Bruder dann heran,
Mit blendend weißem Kleide angethan,
Sieht man das Schwert an seiner Linken,
An seiner Brust die Rüstung blinken;
Der hebt dann so zu sprechen an:
„Ich bin dem Bruder gleich aus vornehmem Geschlecht,
„Doch wer auf den gesetzten Preis das Recht,
„Dies wirst Du, hoher Fürst, entschieden haben,
„Wenn Dir bekannt, wie meine vielen Gaben
„Die Kinder dieser Welt beglücken, denn seht,
„Wohin man blickt, wohin man geht,
„Allüberall bin ich zugegen,
„Ich bin bei Arm und Reich ein wahrer Segen,
„Auch ich bin Zierde bei den Männern, wie bei Frauen,
„Ihr könnt mich täglich auf den Tafeln schauen,
„Ich führe leckere Gerichte an den Mund,
„Mein Becher letzt mit kühlem Trank den Schlund;
„Vom großen Thaler bis zum kleinen Pfennig
„Gelt ich dem armen Mann nicht wenig.
„Es ist wohl wahr, des Bruders Werth ist hoch,

„Weil selt'ner er zu finden ist, jedoch
„Ich bin verbreitet auf dem Erdenball,
„Mich kennt und schätzt man überall.
„Wir Beide sind in Bergesschlucht geboren,
„Nur durch des Feuers Macht geht uns verloren,
„Was noch Gemeines uns geblieben.
„Drum weil ich weiß, daß Jung und Alt mich lieben,
„Und ich als reines, edles Silber Jedermann
„Von Werthe bin, sprech' ich den Preis auch an!"

Der dritte steht bescheiden in der Ecke,
An Leib und Glied ein wahrer Recke,
Die derbe Hand verräth den Arbeitsmann.
Mit einem großen Schurzfell angethan,
Tritt er mit rußgeschwärztem Angesicht
Zum Thron des Fürsten hin und spricht:
„Mir mangelt zwar der Brüder Glanz,
„Und jede Zierde fehlt mir ganz,
„Doch glaube ich weit mehr an jedem Ort
„Geschätzt zu sein, als meine Brüder dort.
„Ich bin das Eisen nur, und ein Metall,
„Das in der Berge Schoß fast überall
„Gefunden wird, und durch der Flammen Macht
„Geläutert, Menschen großen Nutzen schafft.
„Denn seht, der kleine Nagel, die Maschine,
„Die schlanke Nadel, auf der Bahn die Schiene,
„Die große Ader für den Weltverkehr,
„Verbindend Länder immer mehr und mehr,
„Die größten Schiffe auf der hohen See,
„Das Glaubenszeichen auf des Thurmes Höh'!
„Die Waffe in des Kriegers Hand,
„Der Pflug, der urbar macht das Land,
„Sind Dinge, die ich längst erfand!
„Ich bin dem Menschen selbst in seinem Blut
„Erwünscht, ein heilsam Gut
„Und werde in den Quellen auch gefunden,
„Die Kranke suchen, wieder zu gesunden,
„Ich wende die Gefahr Euch ab vom Blitze,
„Sobald ich steh' an Eures Hauses Spitze.
„Und Eines noch: ein kleines Instrument aus Stahl,
„In jeder Hütte, selbst im Marmorsaal

„Lieg' ich bereit, nur wenig Worte, ja ein Name blos
„Mit mir, entscheidet über Menschen Los,
„Vor Zeiten war's der Gänsekiel,
„Der mir jetzt zum Opfer fiel,
„Und dieses Stückchen harter Stahl
„Regiert und herrschet überall!
„Wie viele finden nicht ihr täglich Brod
„Vom Morgen- bis zum Abendroth
„Mit mir vereint! — Ich zeuge Lieder und Gedichte,
„Ich bin der Griffel zur Geschichte,
„Ich bin des Wissens Quelle überall
„Und mächtig groß: die Feder aus dem Stahl!
„Ihr seht, ich bin bei so unendlich vielen Dingen,
„Die tausendfachen Nutzen Menschen bringen!
„Nun sprecht es aus, wer kann und weiß,
„Sich mehr Verdienst zu schaffen um den Preis!"

Da rathen die Gnomen bald hin und bald her,
Nie wurde ihnen das Denken so schwer,
Der Eine wollte bejahen, der Andere verneinen,
Sie konnten sich nimmer zum Schiedsspruch vereinen.
Dem Einen war Silber und Gold Ideal,
Dem Andern ist Eisen und Stahl ganz egal.
Da hat nur der Fürst das Rechte erkannt
Und gibt die Entscheidung, wie folgend bekannt:
„Ich weiß, daß echtes Gold, wie Sonnenlicht,
„Durchdringet Erdendunst und Wolkenschicht,
„Und Silber wie des Mondes sanfter Strahl
„Der Menschen Pfad erhellt am Erdenball.
„Doch recht betrachtet ist ja dies Geschmeide
„Nur wenig mehr als Augenweide,
„Und selbst das Geld, so viel begehrt,
„Hat dennoch nur fictiven Werth:
„Es dient den Menschen nur als Tausch für Gaben,
„Die sie zum Leben nöthig haben.
„Doch du, mein Sohn, du schweres Eisen,
„Du kannst zu jeder Zeit beweisen,
„Wie groß dein Werth für Menschen ist,
„Da du ja selbst ein Kind des Himmels bist,
„Und als ein Meteor zur Erde fielst.
„Drum komm zu mir, geliebter Sohn,
„Empfang für dein Verdienst den Lohn.

„Es sei die Macht auf ewig dir gegeben,
„In Berg und Thal, wo Menschen leben,
„Zu schaffen und zu wirken fort und fort!
„Du mögest finden auch an jedem Ort
„Genossen, die dich treu begleiten,
„Mit dir das Größte leicht bereiten.
„Es sind dies nämlich Holz und Steine,
„Mit diesen beiden thätig im Vereine
„Erbaust du eine Brücke, welche deine Spangen hat,
„Erbaust du Haus und Hof und Stadt,
„Du bleibest Spender von so vielen Dingen,
„Die allen Erdenkindern Nutzen bringen,
„Mit einem Wort: Du bist der wahre Segen
„Dem Menschen auf den rauhen Lebenswegen,
„Der in Dir seinen güt'gen Schöpfer pries,
„Den lieben Gott, der Eisen wachsen ließ.





Liederblüthen aus dem Süden.

(Illyrische Volkslieder.)

Von

Ludwig Germonik.

Das Lied vom Frohsinn.

O freundlicher Frohsinn, wo bist Du daheim?
Wo sproßt Deiner Blüthen tiefinnerster Keim?
Ich eile Dir nach über Berge und Thal,
Um Dich noch zu seh'n, zu umarmen einmal.

Ob ich unter Gästen beim reichen Gelag,
Bei Tänzern und Fiedlern auch suchen Dich mag —
Den Frohsinn, den echten, kaum finden ich kann,
Er waltet beim Lärm nicht auf offenem Plan.

Dort spielen die Kindlein in freier Natur,
Dem Frohgefühl endlich bin ich auf der Spur:
Ein kindliches Auge in's Herz hineinlacht,
Und hellt auf der Seele umdüsterte Nacht.

Durch blumige Auen, durch klingenden Wald
Geht jugendlich immer der Freude Gestalt.
Wohin Du auch lenkest den forschenden Lauf,
Der heitere Sinn sucht die Jugend nur auf.

Und da ist auch immer der Frohsinn daheim,
Und sproßt seiner Blüthen tiefinnerster Keim!
Das gibt Deinem Leben den dauernden Schwung:
Das Herz nur macht ewig Dich blühend und jung.

Seelied aus Veldes in Oberkrain.

Wogen wühlen,
Grüße tauschen,
Wasser rauschen
Eignen Sang.

Drüber schnellen
Die Forellen,
Zum Licht Alles
Fühlt den Drang.

Ohne Wanken
That, Gedanken
Wir der Heimat
Bringen dar.

Bei des Triglau
Dreihaupt oben
Wir's geloben
Treu und wahr.

Wunschglöcklein.

Laß, Glöcklein, erklingen
Deine Stimmen von Erz,
Daß sie bis zu ihm dringen
Und rühren sein Herz.

Gott gnädig abwende
Von ihm die Gefahr,
Der Himmel hold sende
Ihm Glück immerdar.

Seine Liebe erwerben
War mir Leben und Licht,
Gott laß vor ihm mich sterben,
Sonst ertrag' ich es nicht.

Winzers Gruß an den Aelpler.

In's sonnige Thal
Steiget hernieder
Aelpler zumal,
Vereint eurer Lieder
Weithallenden Klang
Mit unserm Gesang.

Einsam und kalt
Ist's Alpenleben,
Hier wärmen bald
Feurige Reben,
Füllen die Brust
Mit Sangeslust.

Zum Mägdlein dort
Steil sind die Stege,
Beglückendes Wort,
Ebene Wege,
Vielliebchen nah
Findest Du da.

Ständchen.

Luna grüße
Meine süße
Maid mit Deinem klarsten Strahl,
Sangesweise
Pocht an leise,
Dich zu sehen noch einmal.

Geisterstunde
In der Runde
Schon ertönt vom nahen Thurm.
Wolkenschatten
Deckt die Matten
Und es droht der Wettersturm.

Ach, wo weilt sie,
Warum eilt sie
Nicht zur Gartenpforte sacht,
Daß zur Stelle
Wieder helle
Sterne leuchten durch die Nacht!

Ob sie spähe
In der Nähe,
Ihr Herz doch dem Andern schlägt?
Quält zum Scheine
Mich die Kleine
Hinter dem Gebüsch versteckt?

Sieh, dort winkt es,
Lieblich blinkt es,
Ja, es ist ihr Augenlicht.
Mögen draußen
Wetter brausen,
Uns're Herzen stört es nicht.

Gute Nacht!

Maiennacht streu' Maienblüthen
Um meines Herzens Königin!
Mögen Engel Dich behüten,
Liebe lenken Deinen Sinn.
Ob dem lieben Haupt sie wacht —
Gute Nacht!

Aus dem Garten Duft vom Flieder
Wallt in Deines Zimmers Raum,
Und der Nachtigallen Lieder
Klingen durch den Liebestraum!
Hell der Mond am Himmel wacht —
Gute Nacht!

Kann ich selbst nicht zu Dir dringen,
Soll von Deinem Traum das Bild
Wie wir liebend uns umschlingen,
Noch nachzittern wonnig-mild,
Wenn am Morgen Du erwacht —
Gute Nacht!

Ruf des Wassermanns.

Kommt, ihr Geister,
Euer Meister
Ruft euch aus der grünen Nacht.
Dem Erdenleben
Rückgegeben
Die Erinnerung erwacht.

Wie allmälig
Ihr euch selig
Fühltet in dem Element,
Hier zur Stunde
Keine Wunde
Mehr die Schmerzentrückten brennt.

Heimathlied.

In Stürmen gefeit
Auf immerdar werde
Liebend geweiht
Der Heimaterde
In Drangsal und Scherz
Ganz unser Herz.

Lenket vom Meer
Nord oder Süden
Einst wieder her
Des lebensmüden
Wanderers Stab,
Sei hier mein Grab.

Die Seerose.

Leis' klingt's aus dem Blumenmunde,
Jedes Wesen selbst im Grunde
Sehnt nach Licht und Liebe sich zur Stunde —
Das sagt die Seerose.

Aus dem tiefen Lebensbronnen
Sehnt sich Alles nach den Sonnen,
Sehnt sich nach den glühnden Liebeswonnen —
Das sagt die Seerose.

Wenn die Glocken klingen,
Will auch Grüße bringen,
In Dein dunkles Haar sich zärtlich schlingen —
Selig die Seerose.

Gesang der Zecher.

Frisch, Brüder, schenket ein,
Freut euch bei Lied und Wein.
Duldet kein Gläschen leer,
Wein hat das Fäßchen mehr.

Tretet ihr in den Saal,
Schüttelt ab jede Qual.
Was auch noch kommen mag,
Heut ist ein froher Tag.

Mit Rosenmädchen jung
Gebt dem Tanz neuen Schwung,
So ein umschlungenes Paar
Stellt erst ein Ganzes dar.

Geiger, nur geiget zu
Ohne Rast, ohne Ruh',
Daß selbst der Sensenmann
Mit herum wirbeln kann.



Herbstfäden.

(„Altweiber-Sommer.“)

Eine Erinnerung

von

E. Allers.

„Der Abend kommt und die Herbstluft weht;
Reifkälte beginnt um die Tannen.“ . . . .
Scheffel.


Der September mit seinen langen Abenden und kalten Nächten, mit seinen nassen Frühnebeln verscheucht die Mehrzahl der Städter aus ihren Sommerfrischen.

Wer aber mit der Natur auf wirklich vertrautem Fuße steht, der bleibt draußen, denn der weiß, daß sie diese Treue großmüthig, mit der Offenbarung ihrer vollen Schönheit lohnt.

Wenn sich der dichte weiße Morgennebel in den ersten Vormittagsstunden zertheilt, und die unsichtbar gewesene Landschaft, vom Sonnenlichte vergoldet, gleichsam neu ersteht, dann liegt jene dem Herbste eigenthümliche Klarheit in der Atmosphäre, welche alle näheren Gegenstände farbiger, glänzender und plastischer erscheinen läßt als sonst. Das Grün der Bäume und das Roth der reifen Strauchbeeren ist greller, und selbst in den feuchten Furchen der braunen Erde spiegelt sich das tiefe Blau des Himmels.

Dagegen ist die entferntere Umgebung durch einen dichteren bläulichen Hauch verschleiert als je im Sommer, und alles Leben wird

stiller; auch die Vögel singen anders und halten nur leise, traumhafte Monologe in den hohen Baumkronen.

Es ist ein echtes Abschiedsbild: der schmerzlich süße Genuß einer kurzgemessenen Gegenwart, vor welcher Vergangenheit und Zukunft verschwindend zurücktreten.

Als ich an einem solchen Tage einmal, aus dem Walde herausschreitend, auf eine Lichtung gelangte, welche malerischen Luxus mit gigantischen Farrenwedeln und Enzian trieb, flog mir aus blauer Luft ein weißer Faden entgegen.

„Herbstfäden“, auch „fliegenden Sommer“ nennt man dieses Attribut eines schönen Herbstes, eines „Altweiber-Sommers“, und dieses Entgegenfliegen aus blauer Luft muthete mich an wie das Erscheinen des ersten weißen Haares bei voller Kraft noch, — denn doch und doch — eines wie das andere ist ein leises, schonendes Memento mori der Natur an ihre vergängliche Creatur.

„Altweiber-Sommer!“ Als ich, vom Auslande heimgekehrt, diesen Ausdruck zum ersten Male hörte, umgab mich in dem österreichischen Kronlande Kärnthen eine ähnliche Scenerie.

Ich stand auf der Holzterrasse eines hübschen, kleinen Schweizerhauses, neben welchem ein munterer Bach hüpfte, und jene, die mir den „Altweiber-Sommer“ erklärte und dann versinnbildlichte, war meine Tante Monica, die freundliche Gönnerin ihrer sämmtlichen Neffen und Nichten von frühester Kindheit an.

Ein eigenthümliches Gefühl dankbarer Rührung beschleicht mich auch jetzt noch, wenn ich ihrer gedenke. Es war nichts schön an ihr als die großen, tiefblauen Augen, aus denen aber die ganze Güte und die ganze Kraft ihres Herzens blickte, und das war allerdings eine Schönheit, die sie bis in’s hohe Alter hinein schmückte.

„‚Altweiber-Sommer‘, mein Kind,“ sagte sie, „nennt man einen warmen, sonnigen Herbst, der meist nach einem unfreundlichen Sommer, als Ausgleich, das Jahr beschließt. Hiebei ist der Frühling als Kindesalter, der Sommer als Jugendzeit und der Herbst, ein solcher Herbst nämlich, als des alten Weibes Jahreszeit gedacht, dem er einen Ersatz für den entgangenen Lebenssommer bringt; und,“ fügte sie lächelnd hinzu, „wenn ich jetzt an die kalten, rauhen, verregneten Monate Juni, Juli und August dieses Jahres denke, während ich mir all’ die sonnige Pracht um uns besehe, könnte ich kein

entsprechenderes Bild für mein Leben finden als diesen Altweiber-Sommer."

„War Deine Jugend denn auch kalt, unfreundlich und verregnet, Tante Monica?" fragte ich erstaunt; „so lange ich denke, sah ich Dich immer ruhig und heiter für Andere sorgen und schaffen und es schien Dir so natürlich vom Herzen zu kommen?"

„O, es kam auch vom Herzen, und mit der Zeit immer mehr," war Tante Monica's ruhige Antwort; „und ich danke Gott," fuhr sie fort, „dass er mir die Kraft in dieses Herz gelegt, mit Muth zu tragen, was es zu tragen hatte, denn wie überreich hat mein Herbstglück mir diesen Muth gelohnt!"

Nach einer Pause, in der ich sie stumm fragend angesehen, sagte sie freundlich:

„Ich will Dir mein inneres Leben erzählen, denn Du warst immer mein Liebling, und da Du mein Aeußeres, so Einfaches kanntest, wirst Du Dich verwundern, wie viel Bewegung und Kampf da mitlief.

In einer Stunde holt mich Benno zu unserem kleinen Spaziergange ab — jetzt schreibt er noch an seiner „Weltumseglung" — und wir haben Zeit zu meiner Geschichte.

Ja, Dein Onkel Benno! — Das ist eigentlich der Inhalt meines Lebens und der rothe Faden, der durch das Grau meiner ganzen Jugendzeit sich zog, — oft sengend und brennend, und doch als die lebensbedingende Axe desselben. Ich könnte unmöglich sagen, wann ich ihn zu lieben angefangen — mit der Liebe des Weibes nämlich — denn geliebt, bewundert und verehrt hatte ich ihn schon als vierjähriges Kind, wenn er uns Mädchen und mich Jüngstes besonders, vor den Ausartungen der größeren Jungen schützte; und obwohl er mein Cousin war, galt er mir von jeher mehr wie mein eigener Bruder. Er war dann fortgekommen in die Marineakademie, denn obgleich man sagte, es sei an ihm ein Maler verloren, zog es ihn doch nur zum Seedienste und er setzte seinen Willen durch.

Als ich ihn wiedersah, war er ein junger Seekadet, auffallend schön und schon damals von jener gereiften männlichen Ritterlichkeit der Gesinnung gegen das weibliche Geschlecht, die kaum mehr in einem anderen Berufe so gedeiht als in dem des Seemannes.

Unter all' den jungen Leuten unserer Umgebung stach sein geistiges Uebergewicht hervor, ohne daß er sich dessen im geringsten bewußt

gewesen wäre oder je einen unliebenswürdigen Gebrauch davon gemacht hätte. Dabei sprühte er förmlich vor Jugendfrische, die sich im Vollgenusse des ersten längeren Urlaubes bis zum Übermuthe steigern konnte.

Meine Schwestern waren damals 19 und 20 Jahre alt und hatten sich zu schönen Mädchen entwickelt gehabt. Wiewohl Benno sich in keine der Beiden wirklich verliebte, so war er doch in dem Alter, in welchem weibliche Schönheit immer einen siegenden Eindruck macht.

Ich hingegen wurde trotz meiner 17 Jahre weder von mir selbst noch von den Anderen zu den jungen Mädchen gerechnet, da ich, theils schüchtern und unbehilflich, theils ernst veranlagt, bei den Unterhaltungen der Schwestern nicht mithielt. — Außerdem haftete mir das an, was eine Tante mit den Worten bezeichnet hatte: „Die ganze Monica ist altmodisch wie ihr Name."

Seit nun Benno zu uns gekommen war, begann ich unter meinem Mangel an persönlichen Vorzügen heftig zu leiden. Ich sah, wie Benno, der sich uns dreien gegenüber gleichmäßig liebenswürdig verhielt, doch unbewußt mich übersah, indem er der Schönheit meiner Schwestern huldigte.

Nach einigen ebenso unvernünftigen als vergeblichen Verschönerungsversuchen an meiner Person, gab ich es auf, meinem Ideale zu gefallen, aber ich befand mich in einem verzweifelten Zustande von Verbitterung und Gekränktheit, und da war es doch wieder er, der ahnungslos dieser Verfassung ein Ende machte und meinem ganzen Leben eine andere Richtung gab.

Es war ein großes Fest mit anschließendem Balle in der Nachbarschaft angesagt worden, und wir Schwestern hatten uns schon wochenlang dazu gerüstet. Zur entscheidenden Zeit fühlte ich mich aber viel zu unglücklich, um mitzugehen und gab diesen Entschluß im letzten Momente bekannt. — Hierüber ging nun ein Gespötte unter den Geschwistern los und mein Bruder Fritz rief: „Sie will es offenbar der heiligen Monica nachthun und sich entsagungsvoll im Gebete üben, um sich etwas zu erbitten, oder vielleicht ‚Jemanden'," setzte er arglos neckend hinzu. — Ich war vor Entsetzen ganz blaß geworden; da fuhr aber gleichzeitig Benno mit den Worten auf: „Corpo! Das ist doch zu stark von Euch!

Nicht die Hälfte Eures Vergnügens könntet Ihr haben, wenn Monica nicht statt Eurer aushelfen und für Euch sorgen möchte. —

Daß sie anders geartet ist wie ihre Schwestern, ist ja fast ein Glück, denn Ihr habt dadurch ein gutes Hausgeisterl an ihr."

Dieser mir verliehene Ehrentitel war nicht ohne Eindruck auf meine Umgebung geblieben; mir selbst aber hat er Halt und Kraft gegeben für die vielen folgenden Jahre und half mir rascher abzuschließen mit den sonstigen Ambitionen eines jungen Mädchens.

Das gute „Hausgeisterl" hatte ich mir gleichsam als Devise auf die Flagge meines Lebens geschrieben und in ihr sowohl meine Pflicht als auch meine Ehre gefunden.

Und nun vergingen elf äußerlich ruhige, gleichförmige Jahre.

Meine Schwestern hatten geheiratet; die Anfertigung von kleiner Wäsche war bei mir chronisch geworden und ich wechselte zwischen den Pflichten der Tochter und der Tante Monica ab, als letztere gesucht und geschätzt bei jedem neuen Baby, bei jedem Umzuge und jeder Krankheit.

Dazwischen gab es wohl auch Pausen; Zeiten der Muße, während welcher ich fleißig allerlei studirte, zumeist aus Bennos abgelegten Büchern.

Doch waren diese Zeiten bei allem Frieden und bei aller äußerlichen Ruhe doch schwere Zeiten für mich, denn ein heißes Herz unter ruhigen Verhältnissen zu ertragen, ja, mein Kind — das muß man erlebt haben, um es zu ermessen —, da ist das Herz wie ein Vogel, der aus der Freiheit in einen engen Käfig geräth und nicht müde wird, den armen, kleinen, dummen Kopf gegen die Stäbe seines Gefängnisses zu stoßen, bis endlich, endlich die Zeit ihn älter und müde gemacht hat, und er halbbetäubt stille sitzt und wohl auch ein Schlückchen Wasser nimmt.

Den Helden meiner Phantasie und meines Herzens sah ich in diesen Jahren wohl zwei- bis dreimal, wenn er zu kurzen Besuchen zu uns kam; dies brachte mir wohl neue Unruhe, sonst aber keinen Unterschied in's Leben.

Ich hatte zwei Freier abzuweisen — natürlicherweise Witwer mit Kindern; bei dem einen ging dieses Abweisen sogar sehr schwer, indem er für die Versorgung seiner wilden Rangen in mir sein Ideal gefunden zu haben meinte!

Sonst aber, wie gesagt, kam rein gar nichts vor, um den nutzlosen Kreislauf des wilden Vogels im Käfige zu hemmen, als wie die Zeit

und eine gewisse philosophische Resignation; denn damals, muß ich Dir gestehen, war mir der fromme Kinderglaube abhanden gekommen, und beten lernte ich erst wieder, als ich mein Liebstes maßlos leiden sah und mich ohnmächtig wußte, ihm auch nur ein Atom des Trostes und der Hilfe zu bieten.

Um diese Zeit philosophischer Resignation also kam eine große Überraschung.

Benno zeigte uns in einem Briefe voll überströmenden Entzückens seine Verlobung mit einer jungen Spanierin — Inez — an, die er während einer Sommer-Escadre in Barcelona kennen gelernt hatte.

„Sie annähernd wiederzugeben, sei die beigelegte Photographie nicht fähig,“ schrieb er, und doch war das Bild dieses blonden Mädchens von so großer Anmuth und Schönheit, daß es selbst mir für Benno genügte.

Ich könnte nicht sagen, daß ich dieses äußere Verlieren des geliebten Mannes als Schlag empfand, denn ich hatte ja nie gehofft gehabt und war so müde vom ewigen Ankämpfen gegen das eigene Herz, daß mir dieses Verlieren förmlich wie eine Hilfe gegen dasselbe willkommen war, und doch bangte mir von dem angesagten Besuche. Benno hatte nämlich die Absicht ausgesprochen, uns im folgenden Jahre mit seiner jungen Frau zu besuchen.

Dieser Besuch wurde immer wieder verschoben und das junge Paar kam nicht, aber anstatt dessen die Nachricht, daß der Storch in Aussicht sei.

Nach diesem Briefe, der voll dieser freudigen Hoffnung war, folgte nach einigen Monaten ein anderer, in welchem Benno in wahrer Verzweiflung darüber klagte, daß er seine geliebte kleine Fee wegen einer unerwarteten Einschiffung gerade in ihrer schweren Zeit allein lassen müsse.

Mein Entschluß war schnell gefaßt: Mit der Einwilligung meiner Eltern versprach ich Benno, nach seiner Abreise sogleich zu seiner Frau zu kommen und bei ihr so lange zu bleiben, als sie es wünschen würde; ich sei schon 30 Jahre alt und verfügte über mehr Erfahrung als mancher junge Mann. Innerlich aber gelobte ich mir, alles, was ich an Liebe für diesen Mann meine ganze Jugend hindurch nutzlos empfunden und aufgespeichert hatte, nun seinem Theuersten, seiner Frau und seinem Kinde, zu widmen!

Auf seinen Wunsch langte ich zwei Tage vor seiner Abreise in Pola an, „damit er mich in die Wirthschaft einführen könne“.

Eine höchst originelle kleine Wirtschaft war das, in welcher alles durch Benno, und zwar gewissermaßen heimlich geschah, während die wunderschöne kleine Frau mit unwiderstehlicher Grazie allem präsidirte.

„Damit Du, mein Kind, Dir eine Vorstellung von ihrem Aeußern machen könnest, will ich Dir einmal ein Pastellbild zeigen, welches Benno in der ersten Zeit ihrer Ehe gemalt hatte, mit bloßem Halse und mit dem aufgelösten Goldhaar, das die merkwürdige Eigenheit hatte, in durchsichtigen Locken vom Haupte wegzustehen.

Das Brustbild ist mit Farrenblättern abgeschlossen und darunter schrieb er „Titania“.

Hiemit war auch ihr ganzes Wesen bezeichnet: ein liebenswürdiger holder Spuk, aber ohne Seele und ohne Treue. — Nie sah ich sie länger als zehn Minuten bei einer Sache verweilen und so nahm sie auch von Benno in leidenschaftlichster Weise Abschied, so dass ihm fast das Herz darüber brach, und fuhr Tags darauf in's Theater.

Nun also, Wochen vergingen; der kleine Heinrich kam, meine beiden Schützlinge befanden sich wohl, doch der Kleine war so ausschließlich mir allein überlassen, daß ich den Zeitpunkt zu meiner Abreise nie fand.

Da kam das schreckliche Telegramm von meines lieben Vaters plötzlichem Tode und ich eilte unverzüglich zu meiner armen Mutter.

Jedoch nach zehn Monaten, während Benno noch immer abwesend war, kam von Beiden die flehende Bitte an mich, ich möge der einsamen kleinen Frau wieder zu Hilfe kommen.

Es war der Zeitpunkt, da der Kleine von seiner Amme getrennt werden sollte, und da ich dem heimkehrenden Papa die Schrecknisse dieser Zeit ersparen wollte, folgte ich dem Rufe.

Nach einer Woche, während welcher mich Bubi sowohl zum Gegenstande seiner Liebe als seiner Verstimmuug gemacht hatte, kam die Ansage von Bennos Rückkunft. Ich rüstete alles zum Empfange in solcher Aufregung, daß ich Inez darüber nicht beobachtete.

Am Morgen der Ankunft hatte sie mit einer anderen Dame besprochen, dem Kriegsschiffe entgegenzufahren. Ich suchte sie in ihrem Zimmer auf und fand sie nirgends. Auf Bennos Schreibtische

aber lag ein versiegelter Brief mit der Aufschrift: „Nur von meinem Manne zu öffnen“.

Nie werde ich die Qual dieses Erwartens vergessen können.

Als Benno kam, empfing ich ihn mit dem unschuldigen kleinen Dinge am Arme, das seinen Vater zum ersten Male in dem Augenblicke sah, da es seine Mutter verlor.

Unmittelbar darnach hatte Benno den Brief erbrochen und sank aschfahl bis in die Lippen auf den nächsten Stuhl. In tiefen, schweren Zügen, wie in einer Ohnmacht, kam und ging sein Athem, und auf seiner Stirne standen Schweißperlen. Vor machtlosem Mitleide fast vergehend, brachte ich ihm mit Heinrich am Arme ein Glas Wasser. Er aber schob es unwirsch fort und rief mit fremder barscher Stimme: „Was willst Du hier, laß mich allein!“

Ich zog mich mit Heinrich in das letzte Zimmer des Hauses zurück, wo der arme kleine Schelm seelenvergnügt jauchzte und spielte.

Nach einiger Zeit kam Benno und fragte hart und kurz: „Wie ist das gekommen? Sprich die Wahrheit, Monica, wußtest Du, ahntest Du hievon?“ Ich konnte mit voller Ueberzeugung mit „Nein!“ antworten, und fügte noch hiezu, daß ich auch jetzt nicht mehr wisse, als daß Inez abwesend sei. Da lachte er schneidend und rief: „Sie mußte ihr Trennungsleid bei Conte Masconi verschmerzen und hatte die zarte Rücksicht für meine Ehre, bei meiner Ankunft mein Haus nicht zu entheiligen“. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fragte er weiter: „War der Schuft oft hier, Monica?“

„Nein, so viel ich darum weiß, nur ein einziges Mal, wobei ich allerdings nicht zugegen war,“ sagte ich, „Bubi brauchte mich und ich ahnte ja nicht — —.“

„Freilich, Monica, ich glaube Dir, vergieb!“ entgegnete Benno; dann sprach er nie mehr darüber und Tags darauf reiste er ab.

Mit einer fast verheilten Wunde an der linken Schulter kehrte er nach zwei Wochen zurück und bat mich, mit dem kleinen Heinrich einstweilen zu meiner Mutter nach Wien zu fahren.

Er selbst benützte den Rest seines Urlaubes, dieses sehnsüchtig erwarteten und schwer erlangten Urlaubes, um sich nach einem kleinen Grundbesitze in Kärnthen umzusehen, wo er diesen — unser Buchegg — fand und später das Haus aufbaute. Er bat meine Mutter und mich, es als das unserige zu betrachten und seinen kleinen Sohn zu behalten.

Dieses kleine Menschenkind ward mir nun Alles; mein ganzes Herz und mein Denken und Sorgen, Tag und Nacht widmete ich ihm, und hatte dafür den süßen Lohn, der in der unschuldigen zärtlichen Parteilichkeit des Kindes zu seiner Mutter liegt, in dem unbegrenzten Vertrauen, das mein kleiner Heinrich zu seiner Tante Monica gefaßt hatte.

Das war die Zeit, in welcher ich zum ersten Male mich häufig glücklich nannte, und nur Eines störte mich in der vollen Freude an diesem Segen, das Bewußtsein, daß er mir um den Preis von Bennos Glück zugekommen war.

Benno aber schien meine Freude an dem Kleinen mit Genugthuung zu beobachten und er kam häufig, uns zu besuchen.

Anfangs erinnerte Heinrich sehr an seine Mutter und ich erkannte es immer genau an Bennos Mienen, wann der Kleine ihn an Inez gemahnte. Da schnitt ich dem Kinde die goldenen Löckchen weg und wandte unschuldige Mittelchen an, um seine Haare zu bräunen.

Die Natur kam mir übrigens selbst zu Hilfe und schon mit drei Jahren glich Heinrich seinem Vater fast so sehr wie jetzt. Seinen inneren Eigenschaften nach hatte er aber von seiner Mutter nichts geerbt als einen Theil ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von uns Beiden, Benno oder ich, mehr in das Kind vernarrt war, und auch meine gute Mutter war diesem Kinde gegenüber eine zärtlichere Großmutter als für die eigenen Enkel.

In unserer ländlichen Abgeschiedenheit schien dies alles so natürlich und harmonisch, bis es wieder von außen her, und zwar wieder durch Inez, grausam gestört wurde.

Nachdem diese Störung aber in Form einer erregten Scene gekommen war, hörtest Du vielleicht schon Einiges davon, kaum aber das Richtige.

Ich saß an einem warmen Frühlingstage mit dem damals vierjährigen Heinrich in dem Garten vor dem Hause.

Benno, der gerade zu Besuch war, schrieb in seinem Zimmer. Da sah ich von weitem eine elegante Equipage halten, der eine junge Dame entstieg und auf unser Haus zuschritt.

Anfangs überraschte mich dies nicht, was zuweilen vorkam, daß die Gäste des damals stets bewohnten Schlosses sich der malerischen Gegend wegen bis hieher fahren ließen.

Bald aber erkannte ich zu meinem sprachlichen Erstaunen, daß es Inez war, die so schön, jung und elastisch wie je einherkam und plötzlich des Kleinen gewahr wurde, der, um besser zu sehen, auf den Zaun geklettert war. Sie lief auf ihn zu und, ihn mit stürmischen Zärtlichkeiten überhäufend, erzählte dem erschreckten Kinde, daß sie seine wirkliche Mama sei, die gekommen, ihn zu besuchen, und daß sie ihm viele schöne Sachen mitgebracht habe.

Da der Kleine sich aber von ihr losmachte und weinend zu mir flüchtete, fügte sie ärgerlich hinzu, daß diese Tante ja nur eine Fremde sei, die ihn gar nicht so lieb haben könne wie sie.

Ich weiß nicht, wie die Situation sich gelöst hätte, da ich, keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, sitzen blieb und nur das erregte arme Kinderköpfchen beschwichtigend streichelte, wenn nicht Benno plötzlich mit festen Schritten und mit einem Gesichte wie eine schwarze Gewitterwolke vor uns erschienen wäre und gerufen hätte:

„Die Fremde bist hier Du und des Kindes Tante, die es mit einer Selbstlosigkeit und Aufopferung pflegt, erzieht und liebt, wie wenige Mütter, die hat hier auch alle Rechte der Mutter, deren Pflichten Du mit Füßen getreten hast.“

Seine Stimme hatte einen noch beherrschten, aber so drohenden Klang, das selbst Inez' Gesicht sich etwas verfärbte; dennoch erwiderte sie mit schneidendem Spotte in der Stimme und im Lächeln: „Pardon, ich wußte nicht, daß mit ‚den Rechten der Mutter‘ auch die Rechte der Gattin, oder wenigstens, wie es scheint, jene des Gatten verbunden sind“.

Aber schon war der von Benno herbeigewinkte Wagen vorgefahren, Inez warf sich mit Hast hinein, und nachdem sie unseren Augen schon lange entschwunden war, standen wir Beide noch wie versteinert, auf's Tiefste erschüttert von der nur nach Minuten zählenden Scene inmitten der frischen Pracht des blühenden Gartens.

Auf Heinrichs Fragen antwortete sein Vater: „Es war eine fremde Dame, die hatte sich geirrt und glaubte, Du wärest ihr Kind.“

Daß meine Nachtruhe nicht ungestört gewesen, kannst Du Dir vorstellen, Kind, aber Benno mußte doch derweil noch schwerer zu denken gehabt haben, denn Tags darauf trat er vor mich hin und bat mich mit fester, ernster Stimme und mit einem Ausdrucke von rührender Bescheidenheit, ich möge ihm als seine Frau die Hand reichen und

so das Liebeswerk krönen, mit dem ich bisher seines Knaben Kindheit schirmte.

Da war nun Alles, was ich mir in meinen kühnsten Träumen nur je wünschen konnte, und da lag es vor mir so natürlich geboten, so leicht zu fassen; und doch sagte ich ruhig und bestimmt, daß ich ihm danke, daß ich dem kleinen Heinrich nicht mehr und nicht weniger sein könne als wie jetzt; daß ich aber ihn, Benno, zu gut kenne, um ihm dieses Opfer zuzumuthen.

Bennos Antlitz verfinsterte sich und er erwiderte kurz, fast schmerzlich: „Was dem Einen ein Opfer ist, kann der Andere nicht beurtheilen.“ Dann verließ er das Zimmer und reiste am nächsten Tage ab.

* * *

Ich blieb mit einem fast körperlich fühlbaren, dumpfen Schmerz im Herzen zurück, mit einem Schmerze, wie man ihn nach einem schweren Stoße im Kopfe empfindet. Es war nicht Reue über das Zurückweisen von Bennos Bitte, die doch mein ganzes Lebensglück enthielt; auch nicht Gekränktheit darüber, daß ihn erst der Angriff jener Frau und die Rücksicht auf mich zu dieser Bitte veranlaßt hatten. Aber es fiel mir immer der junge schwedische Bergmann ein, der, um seiner Braut Glanz und Reichthum zu bieten, sich jahrelang ausschließlich der Ausgrabung eines verborgenen Schatzes widmete, darüber alt und verwildert wurde, und als er endlich den Schatz errungen, sich selbst, seine Braut und die ganze Welt so verändert wiedersah, daß der Schatz keinen Sinn und keinen Werth mehr für ihn hatte. Es war einer der schwersten Uebergänge meines Lebens, eigentlich der schwerste überhaupt.

Das viele Denken und Fürchten griff mich körperlich derart an, daß sich ein schleichender Fieberzustand meiner sonst so starken Constitution bemächtigte und sonderbarerweise erst wich, als ich bei einer plötzlichen und gleichzeitigen Erkrankung meiner Mutter und Heinrichs mich mit Anstrengung aller Kräfte ihrer Pflege widmen mußte. Jetzt würde man ihre Krankheit Influenza nennen, denn sie trat plötzlich und heftig auf, währte aber kurz und hinterließ zum Glücke keine üblen Folgen.

Als es volle, warme Sommerszeit geworden war, hatten wir uns Alle vollkommen erholt, auch ich, denn in der Freude über die

Genesung meiner Lieben fühlte ich nicht mehr so deutlich, um wie viel schwerer mir das Herz, um wie viel leerer mir doch das Leben seit jenem Abschlusse geworden war.

* * *

Eines Nachmittags ging ich mit Heinrich längst der Landstraße unserem Hause zu, da kam in einem Bauernwagen, unangesagt, wie bisher noch nie, Benno dahergefahren. Der Kleine, der die Uniform von weitem erkannt hatte, jubelte ihm zu; Benno aber schwang sich mit der Elasticität des ehemaligen Seekadeten aus dem fahrenden Wagen, eilte auf uns zu, nahm sein Bübchen in die Arme und schwenkte es hoch in die Luft. Mir gab er herzlich die Hand, freute sich über unser gutes Aussehen und stürzte in einem solchen Tempo dem Hause zu, daß wir Beide ihm kaum folgen konnten. Dort im Hause begrüßte er meine Mutter mit derselben eigenthümlich hastigen und doch entschieden freudig erregten Unruhe.

Ich konnte mir die Ursache hievon nicht erklären, denn daß ihn sein jüngstes Avancement so sehr animire, sah ihm doch gar nicht ähnlich; ich kannte ihn ja so gut. Da fiel mir plötzlich mit der Schnelligkeit und mit der Tödtlichkeit des Blitzes eine andere Möglichkeit ein, die Möglichkeit einer zweiten Verlobung.

Unter dem Vorwande, Bennos Räume in Stand setzen zu lassen, ging ich aus dem Zimmer und unternahm auch wirklich, wie oft schon, mit zuckendem Herzen die prosaischen und schlichten Vorkehrungen der Hausfrau. Ich hielt eben einen Stoß weißer Ueberzüge auf dem Arme, als ich Bennos raschen Schritt ertönen hörte. Unmittelbar darauf stand er vor mir, legte das Wäschepacket mit einer gewissen humoristischen Energie von meinem Arme auf den Tisch und führte mich an der Hand zum offenen Fenster.

Dann sagte er, immer noch rasch und erregt, aber mir fest in die Augen sehend: „Verzeihe, Monica, daß ich Dich so überfalle, aber was ich Dir zu sagen habe, kann keinen Aufschub erleiden, nachdem ich die schrecklich lange Reise überstanden. Ich muß Dir nämlich sagen, Monica, daß ich Deine Zurückweisung nicht annehme. Da ich von Dir nicht glauben kann, daß Du nur als Ausflucht von einem Opfer sprachst, so will ich Dir in Bezug auf dieses Opfer eben sagen, daß nichts in allen Welttheilen, zu Wasser und zu Land, für mich

mehr einen Werth haben könnte, ohne den Besitz Deiner treuen, lieben Hand. Laß mir diese Hand, Monica, die mir hilfreich und lindernd beigestanden hat, als ich meines Lebens herbste Lection zu lernen hatte; damals, als ich sie noch nicht so zu fühlen und zu schätzen wußte.

Daß Du, Monica, aber den Mann, dem Du so Großes gethan, nicht bis zu einem gewissen Grade lieben könnest, das glaube ich einfach nicht, weil ich an die Unvergänglichkeit meiner Liebe zu Dir glaube."

Und noch dringlicher und inniger fuhr er fort:

„Du kennst ja mein ganzes Leben, Monica, wenn Du „Nein" sagst, so war es ein verfehltes; sagst Du aber „Ja", so werden alle Stürme, die einem kurzen, thörichten Frühlingstraume gefolgt waren, vergessen und aufgehoben sein durch einen schönen, langen, sonnigen Herbst."

Benno mußte meine Antwort, während er sprach, schon in meinen Augen gelesen haben, aber ich ließ mir diesen rechten Abschluß meiner schon nach Decennien zählenden Träume nicht entgehen.

Ich sagte ihm diesmal Alles, Alles; wie ich ihn seit meiner Kindheit mit jeder Art von Liebe, deren ein Menschenherz nur fähig ist, geliebt habe, durch Dick und Dünn, in Leid' und Freud', und ihn lieben werde bis zum letzten Athemzuge.

Und dann nahm ich, wie sonst im Traume, nun wirklich seinen dunklen, stellenweise ergrauenden Kopf in beide Hände und küßte die weiße Stirn meines wetterbraunen Seemannes.

Von da an begann also unser „langer, schöner, sonniger Herbst" und der hält allen Wechsel der Jahreszeiten und der Verhältnisse Stand.

Hatte ich so nicht Recht mit meinem Herbstgleichnisse, mein Kind?" — So schloß Tante Monica ihre lange Erzählung, während sie aufstehend mit der Hand freundlich über meinen Scheitel fuhr.

Ergriffen von dem Einblicke in den stillen Heroismus dieses Herzenslebens hielt ich ihre Hand fest und küßte dieselbe.

Ob Onkel Benno nun zufällig erst jetzt hinzukam, weiß ich nicht, doch im Nu war Tante Monica zum Spaziergange bereit.

Ich blieb zurück und sah ihnen nach, wie sie Arm in Arm in die Herbstlandschaft hinauswandelten, sie selbst ein schönes Herbstbild: Die Ferne, das vergangene Leid, mit sanftem Schleier verhüllt, und die Nähe, die glückliche Gegenwart, vom Sonnenlichte vergoldet, verklärt durch ihre wind- und wetterfeste Liebe!



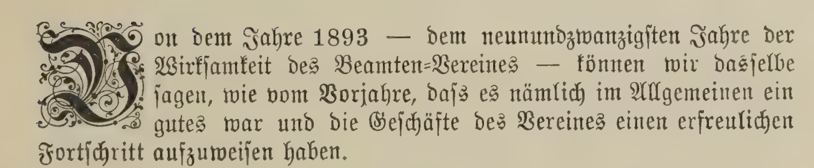
Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1893.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.



Von dem Jahre 1893 — dem neunundzwanzigsten Jahre der Wirksamkeit des Beamten-Vereines — können wir dasselbe sagen, wie vom Vorjahre, dass es nämlich im Allgemeinen ein gutes war und die Geschäfte des Vereines einen erfreulichen Fortschritt aufzuweisen haben.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1892 waren . . . . 106.661 Mitglieder ausgewiesen.

Im Jahre 1893 kamen . . . . 3.194 neue Mitglieder hinzu,

so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1893 dem Vereine beitraten, sich auf 109.855 beläuft.

Die Zahl der Local- und Consortial-Ausschüsse hat sich im Jahre 1893 um einen vermindert und betrug 81 Ende 1893, gegen 82 Ende 1891. Es ist nämlich während des Berichtsjahres das Consortium in Steinamanger in Liquidation getreten.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten
stieg von den Ende 1892 ausgewiesenen 1.642
Ende 1893 auf 1.749
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1892 fungirenden 1.617
Ende 1893 auf 1.693

Unsere Aufmerksamkeit nimmt zunächst wieder die humanitäre Thätigkeit des Vereines in Anspruch und haben wir in dieser Beziehung den allgemeinen Fond und den Unterrichts-Fond in Betracht zu ziehen.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am
31. December 1893 mit . . . . 856.093 fl. 69 kr.
ausgewiesen, während er am Schlusse des Jahres 1892
nur . . . . 798.365 „ 56 „

betrug, ist daher im Jahre 1892 um . . . . 57.728 fl. 13 kr.
gestiegen.

Sein Vermögen bestand Ende 1893 aus:

a) der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per . . . . 239.741 fl. 23 kr.
b) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . 169.475 „ 81 „
c) dem Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per . . . . . 21.121 „ 03 „
d) dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per . . . . 26.359 „ 86 „
e) dem C. F. Fellmann von Norwill-Fonde (sammt Zinsen) per . . . . 67.783 „ 23 „
f) dem Garantiefonde für belehnte Antheils-Einlagen per . . . . 1.487 „ 26 „
g) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per . . . . 260.534 „ 27 „
h) der Coursgewinn-Reserve seiner Effecten per . . 39.181 „ 40 „
i) und seinem nach Abzug der vorangeführten Posten verbleibenden eigentlichen Specialvermögen per . 30.409 „ 60 „

welche Ziffern den obigen Betrag per . . . . . . 856.093 fl. 69 kr.
ergeben.

Der sub b) angeführte Specialfond für
Witwen- und Waisenhäuser betrug Ende 1893 . 169.475 fl. 81 kr.
gegen . . . . 165.647 „ 74 „
im Vorjahre.

Die Kosten der bisher erbauten drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz betragen 159.207 fl. 34 kr., daher der Fond Ende 1893 ein Barvermögen von 10.268 fl. 47 kr. ausweiset.

Im Jahre 1893 wurden aus dem allgemeinen Fonde . . . . 9.008 fl. 96 kr.
in 600 Einzelposten für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausbezahlt, in welcher Summe 400 fl. für den Freiplatz im Töchterheim des „Schulvereines für Beamtentöchter“ enthalten sind.

Für Curstipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder wurden von der Vereinsleitung 5.500 fl. bewilligt, wovon . . . . 5.130 „ — „
effectiv in Anspruch genommen worden sind.

Es wurden 222 Bewerbungsgesuche eingebracht, von welchen 95 (worunter 91 für Curstipendien und Freiplätze, 4 für Reise- und Krankenkosten-Beiträge) günstig erledigt wurden.

Es gelangte somit im Ganzen im Jahre 1893 aus dem allgemeinen Fonde ein Betrag von . . . . 14.138 fl. 96 kr.
für humanitäre Zwecke zur Verwendung.

Die Verwaltungen nachstehender Badeanstalten und Curorte, nämlich in: Aussee (Dr. Schreibers Alpenheim), Baden, Eichwald (bei Teplitz), Ernsdorf-Jaworze, Franzensbad, Gainfahrn, Gießhübl-Puchstein, Gleichenberg, Gmunden, Gräfenberg (Freiwaldau), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter von Wirer'sche Badestiftung), Karlsbad, Krapina-Teplitz, Lipik, Lubien, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Ofen (St. Lukasbad), Pistyan, Römerbad (in Steiermark), Roncegno, Teplitz (in Böhmen), Topusko, Trencsin, Tüffer, Groß-Ullersdorf gewährten im Jahre 1893 unserem Vereine für mittellose Mitglieder beachtenswerthe Begünstigungen und haben hievon 150 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen, wie in den Vorjahren, auch im Jahre 1893 dem Vereine einige Freiplätze in mehreren Curorten zur Verfügung, wie insbesondere ein werthvoller Freiplatz in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, drei Stiftungsplätze an der Wasserheilanstalt des Herrn Universitäts-Professors und kaiserlichen Rathes Dr. Wilhelm Winternitz in Kaltenleutgeben (bei Liesing in Niederösterreich), von Seite des steiermärkischen Landesausschusses zwei Freiplätze für das Bad Neuhaus und drei Freiplätze für Rohitsch-Sauerbrunn, ferner fünf Freiplätze von der Curanstalt in Radein.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 157.509 fl. 17 kr. Ende 1892 und ist im Jahre 1893 durch die von der 28. ordentlichen

Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 167.720 fl. 69 kr. gestiegen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von dem Localausschusse in Fiume (5 fl.) und von sechs Spar- und Vorschußconsortien des Vereines, nämlich „Alsergrund" in Wien (100 fl.), „Budapest" (Pester Consortium 100 fl.), „Erstes Wiener" (50 fl.), „Graz" (50 fl.), „Pancsova" (20 fl.) und „Wieden" in Wien (200 fl.), zusammen 525 fl. gespendet. Seit einer Reihe von Jahren sind es leider nur die vorbenannten 7 Mitgliedergruppen, welche zu dem so wichtigen humanitären Zwecke der Förderung des Unterrichts- und Bildungswesens von Angehörigen mittelloser Vereinsmitglieder jährlich einen Beitrag leisten.

Im Jahre 1893 wurde vom Verwaltungsrathe für das Schuljahr 1893/94 zur Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen (mit Einschluss der von der 28. Generalversammlung aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung zugewiesenen 4000 fl.) ein Betrag von 12.324 fl. 98 kr. bewilligt. (Der Ausschreibung lag der runde Betrag von 12.000 fl. zu Grunde). Es langten 423 Gesuche ein, wovon 310 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 113 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 330 Gesuche und zwar mit dem Betrage von 12.206 fl.

Aus den Mitteln des Unterrichtsfondes gelangten im Jahre 1893 . . . . 11.361 fl. — kr.
zur Auszahlung.

Außerdem wurden im Jahre 1892 ausbezahlt:

a) aus dem Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde . . . . 745 „ — „
b) aus dem Vereins-Jubiläumsstipendienfonde . . . . 906 „ 25 „
c) aus dem Fellmann von Norwill-Fonde (für Stipendien und Unterstützungen) . . . 1.937 „ 50 „

daher im Jahre 1893 zu Unterrichtszwecken im Ganzen ein Betrag von . . . . 14.949 fl. 75 kr.
zur Verwendung kam.

Die Leistungen des Beamtenvereines zu Unterrichtszwecken steigen von Jahr zu Jahr, und es kann gewiß nur mit großer Befriedigung constatirt werden, dass gegenwärtig beim Vereine 14 Studienstipendien im Gesammtbetrage von 2.940 fl. per Jahr, und zwar: 4 zu je 125 fl., 2 zu je 220 fl. und 8 zu je 250 fl. bestehen. Jeder Stipendist bleibt bei gutem Fortgange während seines Besuches der betreffenden Mittel- und Hochschule im Genusse des ihm bewilligten Stipendiums, Rigorosanten erhalten nach absolvirten Studien auch noch einen Beitrag zu den Kosten

der strengen Prüfungen. Es bedarf daher wohl keiner vielen Worte, um die große Wohlthat, den wahren Segen dieser Leistungen des Vereines für die Familie des betreffenden Mitgliedes zu erkennen.

Die nüchternen, praktischen Amerikaner wußten daher sehr gut, was ihre Anerkennung unseres Vereines auf der Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 zu bedeuten habe, als sie dem zuerkannten Diplome ganz besonders die Würdigung unserer Leistungen zur Förderung des Unterrichts- und Bildungswesens zu Grunde legten. Wird doch auf diesem Gebiete jenseits des Oceans im Allgemeinen Großartiges, von einzelnen Freunden der Humanität geradezu Phänomenales geleistet, das von uns nur mit dem aufrichtigen Wunsche angestaunt und bewundert werden kann, daß solche auf den edelsten Tendenzen beruhenden Beispiele von Menschenliebe auch in der alten Welt und speciell bei uns Nachahmung finden möchten.

Wir constatiren an dieser Stelle, daß sich im Jahre 1893 für das vom Consortium „Gegenseitigkeit" in Wien gegründete Stipendium zur Unterstützung eines die Kunstgewerbeschule des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie besuchenden Kindes eines Vereinsmitgliedes kein Bewerber fand.

Was die dem Vereine zur Verfügung gestellten Freiplätze an verschiedenen Unterrichtsanstalten betrifft, so wurden im Jahre 1893 an der Handelslehranstalt des kais. Rathes, Herrn Professors Franz Glasser, ein halber Freiplatz, an der Privatschule des Herrn Professors Alois Weiß drei halbe, ferner an der Handelsschule des Herrn Max Allina ein ganzer und drei halbe Freiplätze besetzt. Drei Freiplätze an den Schulen des Frauenerwerbvereines werden vom Beamten-Vereine im Namen der Ersten österreichischen Sparcasse besetzt. Die dem Vereine überlassenen Freiplätze an der Mädchenschule „Hanausek" und an der Schönberger'schen Kunststickereischule konnten in Ermanglung von Bewerbern nicht besetzt werden.

Rechnet man nun zu dem obigen für Unterrichtszwecke verausgabten Betrage per	14.949 fl. 75 kr.
die aus dem allgemeinen Fonde für humanitäre Zwecke gewidmeten oben angeführten	14.138 „ 96 „
ferner den aus der Anna Tandler'schen Stiftung bezahlten Betrag per	100 „ — „
hinzu, so ergibt sich, daß vom Vereine im Jahre 1893	
auf dem Gebiete humanitären Wirkens im Ganzen . .	29.188 fl. 71 kr.

verausgabt wurden.

Über die bisherigen Gesammtleistungen unseres Vereines auf humanitärem Gebiete belehrt uns die Tabelle III des Anhanges.

Vom Jahre 1870 bis Ende 1893 (die Leistungen vor 1870 sind von keiner großen Bedeutung) hat der Verein zu humanitären Zwecken den gewiß sehr beachtenswerthen Betrag von 616.970 fl. 20 kr. verausgabt.

Bei dem unter dem hohen Protectorate Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Erzherzogin Marie Therese stehenden „Schulvereine für Beamtentöchter" müssen wir heuer etwas länger verweilen.

Am 17. Jänner 1893 fand in den Sofiensälen zu Gunsten dieses Vereines ein Ballfest statt, welches einen Ertrag von mehr als 5000 fl. hatte, und vom 18. bis 30. November wurde im Künstlerhause gemeinschaftlich mit dem Feriencolonien-Vereine ein sehr interessantes Auktionsfest veranstaltet, dessen Erträgnis sich auf 35.000 fl. bezifferte. (Hievon erhielt der Schulverein 22.600 fl. 72 kr. und 5 Dukaten baar und außerdem noch Bilder und Plastiken, welche nicht mehr zur Versteigerung gelangen konnten, im Werthe von über 1000 fl.)

Die Künstler — Maler und Bildhauer — hatten in hochherzigster Weise mit Rücksicht auf den humanitären Zweck des Unternehmens werthvolle Schöpfungen der Kunst gewidmet und geruhten auch mehrere Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses diese Widmungen durch hochherzige Spenden — worunter auch höchst eigenhändige künstlerische Producte — zu bereichern. Im September 1893 wurden eine zweiklassige Handelsschule, so wie neue Kurse für fremde Sprachen und höhere Ausbildung im Zeichnen und Malen eröffnet, und beglückten Ihre Majestät die Kaiserin und Königin am 11. November 1893, so wie die hohe Protectorin am 5. Juni 1893 das neue Heim des Schulvereines für Beamtentöchter mit ihren Allerhöchsten Besuchen.

Um die Mittheilungen über dieses neue Heim zu erschöpfen, müssen wir aber über das Berichtsjahr hinaus greifen und theilen mit, dass am 25. April d. J. die feierliche Schlußsteinlegung durch Seine Majestät, unsern allverehrten Kaiser und König, vorgenommen wurde, welchem festlichen Acte auch die hohe Protectorin des Vereines, Frau Erzherzogin Marie Therese, mit ihrem Gemahl, dem Herrn Erzherzog Carl Ludwig, anwohnten.

Wir entnehmen hierüber dem Berichte der „Neuen Freien Presse" folgende Details:

„Im Jahre 1875 vom dermaligen Sections-Chef Freiherrn v. Falke ins Leben gerufen, ist dieser humanitäre Verein, Dank der Förderung edelsinniger Wohlthäter, aus bescheidenen Anfängen zu einer Lehranstalt von Achtung gebietender Größe emporgewachsen. Das Institut ist bestimmt, den Töchtern von Beamten die nöthige Ausbildung zu geben, welche sie befähigt, als Lehrerinnen oder Erzieherinnen selbstständig für ihren Erwerb zu sorgen. Im Centrum des VIII. Bezirkes, durch seine Lage wie geschaffen für diesen Zweck, erhebt sich in der Langegasse Nr. 47 der schmucke, in barockartigem Style aufgeführte Bau in einer Frontausdehnung von sieben Fenstern. Im Vordertracte des drei Stockwerke und ein Halbgeschoß hohen Hauses ist das Beamtentöchterheim für Provinz-Zöglinge untergebracht. Zu je Vieren in einem Zimmer bequartiert, haben der-

zeit hier 22 Mädchen Aufnahme gefunden. Im Ganzen ist Raum für 30 Zöglinge. Die Zimmer sind groß, licht, luftig und trotz der einer Institutswohnung entsprechenden Einfachheit mit allem Comfort ausgestattet. Große Waschräume, ein Bade- und ein Krankenzimmer sind vorhanden, sowie ein Speisesaal, ein Studir- und ein Clavierzimmer. Die Leitung dieser Abtheilung ruht in den bewährten Händen der Vorsteherin Frau Marie Macher. Im rückwärtigen Tracte ist zu ebener Erde die unter der Leitung des Directors Oskar Goldbach stehende Handelsschule untergebracht, während die Räume in den drei Stockwerken den Zwecken der höheren Töchterschule dienen. Erstere Anstalt ist von 40 Zöglingen besucht, während die Töchterschule, vom Director Gottfried Lambertz geleitet, an 300 Zöglinge zählt. Auch hier ist allen Anforderungen der Hygiene entsprochen. Große Lehrsäle, mit Sitzbänken und Pulten nach dem neuesten System, Luftheizung, elektrische Beleuchtung. Beide Tracte stehen durch breite Corridore in Verbindung. Außerdem besitzt jeder Tract einen eigenen Stiegenaufgang, um im Falle des Ausbruches einer Infectionskrankheit Schule und Töchterheim vollkommen separiren zu können. Im Souterrain befindet sich ein großer Turn- und Spielsaal, hinter dem Hause, gegen die Piaristenkirche zu, dehnt sich ein geräumiger Garten mit Rasenflächen zur Abhaltung von Jugendspielen aus. Der Bau ist nach Plänen der Architekten Karl Bringmann, Oskar Merz und Sylvester Tompa vom Baumeister Rudolf Brauer mit einem Kostenaufwande von 153.000 fl. ausgeführt worden. Die Gründung der beiden Schulen sowohl als die Bau-Aufführung erfolgten unter dem Präsidium des Ministerial-Secretärs Dr. Conrad Ritter von Zdekauer. Der Baufonds wurde zum größten Theile aus dem von der Oesterreichischen Sparcassa und dem Oesterreichischen Beamtenvereine gewährten Darlehen im Gesammtbetrage von 100.000 fl., sowie aus den reichlich eingelaufenen Spenden und dem Ertrage öffentlicher Veranstaltungen geschaffen. So war es möglich, das vor kaum zwei Jahren begonnene Werk in zweckentsprechender Weise zu vollenden."

Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, wenn wir an dieser Stelle der ganz besonderen, von Seiner Majestät auch durch die gnädige Verleihung des Ordens der eisernen Krone III. Classe ausgezeichneten Verdienste des dermaligen Schulvereinspräsidenten, des Herrn Dr. Conrad Ritter von Zdekauer, k. und k. Hoffecretärs im Ministerium des Aeußern, gedenken. Seiner rastlosen Thätigkeit, — welche durch das hochherzige Mitwirken eines illustren Damenkreises, geführt von der, unseren Lesern wohlbekannten, auf humanitärem Gebiete unermüdlich wirkenden Gemalin des niederösterreichischen Statthalters, Ihrer Excellenz der Frau Anastasia Gräfin Kielmannsegg, kräftigst unterstützt wird, — ist der erfreuliche Aufschwung des Schulvereines ganz besonders zu danken und der Verwaltungsbericht unseres Vereines erklärt es mit vollem Recht bereits außer allem Zweifel stehend, daß der Schulverein für Beamtentöchter einstens zu großer Bedeutung gelangen wird.

Den vorstehenden Ausführungen fügen wir noch an, daß der Schulverein im Schuljahre 1892/93 für Stipendien den Betrag von fl. 2000 verausgabte, außerdem aber über eine große Anzahl von Freiplätzen an verschiedenen Erziehungsinstituten und Fachschulen verfügte, daß sich Ende 1893 sein disponibles Specialvermögen auf 9436 fl. 22 kr. und das Vermögen des Beamten-Töchterheims auf 25.421 fl. 29 kr. bezifferte.

In Bezug auf die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen im Jahre 1893 verweiset der Verwaltungsrath in seinem Berichte an die letzte Generalversammlung auf zwei Actionen von allgemeinem Interesse.

Eine derselben betrifft die fortgesetzte Thätigkeit des Verwaltungsrathes und der Privatbeamten-Localgruppe unseres Vereines zur Erwirkung eines Reichsgesetzes wegen Errichtung einer Pensionsanstalt für die Privatbeamten, für welche Anstalt der Beitritts- und Einzahlungszwang ausgesprochen werden soll. Nach einer auf Grund der Volkszählung vom 31. December 1890 von der k. k. statistischen Centralcommission aufgestellten Berufsstatistik befinden sich in der cisleithanischen Reichshälfte 194.079 Privatbeamte, von welchen sich nur ein verschwindend kleiner Theil eines Pensionsrechtes erfreut, daher es die Beamten-Zeitung und wir mit ihr begreiflich finden, daß die Privatbeamten die Vorlage des vom Abgeordnetenhause gewünschten Gesetzentwurfes sehnsüchtigst erwarten.

Um das Interesse an dieser für so viele Tausende von Standesgenossen hochwichtigen Angelegenheit rege zu erhalten, wurden von unserer Privatbeamten-Localgruppe im Laufe des Jahres 1893 zwei Versammlungen, und zwar am 4. Juni 1893 in Wiener-Neustadt und am 14. October 1893 im Sofiensaale in Wien, abgehalten und in beiden einstimmig Resolutionen angenommen, dahin gehend: „Die hohe k. k. Regierung wird dringendst gebeten, den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 24. März 1893 wegen Schaffung eines einheitlichen Pensionsinstitutes für Privatbeamte aller Kategorien mit thunlichster Beschleunigung zur Durchführung zu bringen.“ Hervorragende Reichsraths-Abgeordnete haben sich in diesen Versammlungen in der entschiedensten Weise für die gesetzliche Regelung des Pensionsrechtes der Privatbeamten ausgesprochen. Und doch verstrich wieder mehr als ein Jahr, ohne daß in dieser Angelegenheit von Seite der hohen Regierung irgend ein Schritt gemacht worden wäre. Die Privatbeamten-Localgruppe sah sich daher veranlaßt, im Mai d. J. eine Erinnerungsschrift wegen baldiger Vorlage des fraglichen Gesetzentwurfes in den Präsidialbureaux der Ministerien zu überreichen und allen Abgeordneten zuzumitteln. Hoffen wir, daß diese Schrift die bezügliche Angelegenheit competenten Ortes wieder in das Gedächtniß zurückruft!

Die zweite Action betraf die österreichischen Staatsbeamten; sie gehört jedoch dem Jahre 1894 an und wird erst im nächsten chronologischen Berichte besprochen werden. Der Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung umfaßt die Zeit von einer Generalversammlung zur anderen, daher die erwähnte, im Jänner und Februar 1894 durchgeführte Action im letzten Berichte des Verwaltungsrathes schon mitgetheilt wurde.

Am 11. December 1893 wurde im Abgeordnetenhause die Regierungsvorlage, betreffend die Einreihung eines Theiles der Bezirks-

richter in die VII. Rangsclasse, angenommen. Hiedurch fand eine vor fast 20 Jahren, nämlich im Jahre 1874, vom Beamtenvereine dem Justizministerium überreichte Petition der k. k. Bezirksrichter in Steiermark wenigstens theilweise ihre Erledigung.

Als Curiosum können wir eine von der Beamten-Zeitung angeführte, auf die materiellen Interessen des Beamtenstandes indirect Bezug habende Petition auch in den Blättern des Vereins-Jahrbuches nicht unbesprochen lassen.

Es ist dies die schon im Jahre 1888 dem hohen Abgeordnetenhause und im Jahre 1892 neuerlich überreichte Petition des Herrn Raphael du Rieux de Feyau, pensionirten Revisors des k. k. Civilgerichts-Depositenamtes in Wien, um Erlassung eines Gesetzes, wornach die unbehobenen Gewinnste (von Losen) amtlich deponirt und fructificirt werden, sodann nach Ablauf der gesetzlichen Verjährungsfrist, wenn kein rechtlicher Anspruch auf diese Depositen erhoben wurde, ohneweiters als caduc dem Staate anheimfallen sollen.

In beiden Reichshälften sollen circa 100 Millionen Gewinnste unbehoben sein und wäre hiemit, ohne die geringste Schädigung dritter Personen, ohne die Steuerträger zu belasten, das Mittel gefunden, den Staatsbeamten zu helfen. Daher beschloß auch der Petitionsausschuß des Abgeordnetenhauses im December 1892 den Antrag an letzteres, dahin gehend: „Die Regierung aufzufordern, baldmöglichst einen Gesetzentwurf im Sinne vorerwähnter Petition einzubringen, letztere selbst aber der Regierung zur Würdigung und Anerkennung der Verdienste des Petenten abzutreten."

Ueber den finanziellen Verkehr des Beamten-Vereines im Jahre 1893 theilt der Verwaltungsbericht mit, daß an der Hauptcasse des Vereines

a) 4120 Posten per . . . . eingezahlt und	4,564.544 fl. 26 kr.
b) 3650 Posten per	4,513.342 „ 10 „
ausbezahlt wurden, daher das Revirement . . . betrug.	9,077.886 fl. 36 kr.
Der Verkehr mit dem k. k. österreichischen und dem k. ungarischen Postsparcassenamte belief sich auf (Erläge per 2,295.171 fl. 04 kr. in 21.973 Posten und Auszahlungen per 2,211.712 fl. 20 kr. in 4859 Posten)	4,506.883 „ 24 „
demnach der gesammte Geldverkehr	
im Jahre 1893	13,584.769 fl. 60 kr.
gegen	11,727.191 „ 62 „
im Vorjahre ausweiset.	

Außer der Centrale standen auch die im letzten Berichte angeführten zwölf Mitgliedergruppen im Clearingverkehre mit der Postsparcasse.

Durch die besondere Prämiencasse am Sitze der Centralleitung gelangte im Jahre 1893 mittelst 46.352 Quittungen und 141 Mitgliedskarten ein Betrag von 331.605 fl. 22 kr. zur Einhebung und wurden vom Prämienbureau im abgelaufenen Jahre 500.798 Quittungen (gegen 489.748 im Jahre 1892) ausgefertigt. — Von Badekarten zu ermäßigten Preisen wurden 10.045 Stücke und von Anweisungen auf ermäßigte Billette in verschiedenen Theatern und Unterhaltungs-Etablissements, sowie in das Künstlerhaus 1114 Stücke (gegen 3128 im Jahre 1892) an der Casse des Vereines verkauft.

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1894, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes, darstellt, ist aus der Tabelle IV des Anhanges zu entnehmen.

Im November 1893 wurde das Mitglied des Verwaltungsrathes und Directionscomités, Herr Georg von Görgey, kais. Rath, Ober-inspector und Vorstand des Secretariates der österreichischen Nordwestbahn, zum Centralinspector der letzteren ernannt, und im December 1893 feierte der Generalsecretär-Stellvertreter und Referent der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines, Herr Dr. Friedrich Hönig, sein 25jähriges Dienst-Jubiläum. Die Ehrung des Letzteren fand am 21. December 1893 im Saale des Verwaltungsrathes statt und wohnten derselben sämmtliche Beamte und Diener, sowie die Mitglieder des Directionscomités bei. Der Herr Generalsecretär Mazal und Herr Dr. Kolbe beglückwünschten den unseren Lesern ja wohlbekannten, verdienstvollen Jubilar in herzlichen Ansprachen, welche Herr Dr. Hönig in gleicher Weise erwiderte. Die Beamtenschaft des Vereines verehrte ihm ein künstlerisch ausgestattetes Ehrengeschenk, bestehend aus einem silbernen Mokkaservice, versehen mit dem Monogramme des Gefeierten und den Jahreszahlen 1869—1894. Der Vereinspräsident konnte wegen Unwohlseins nicht erscheinen und ließ dem Dr. Hönig durch den Generalsecretär ein sehr liebenswürdiges Gratulationsschreiben überreichen.

Im Jahre 1893 ernannte der Verwaltungsrath drei Ehrenmitglieder und zwar außer dem im letzten Berichte schon angeführten Herrn Regierungsrathe Dr. Florian Meißner, emeritirten Hof- und Gerichtsadvocaten, langjährigem Mitgliede des Verwaltungsrathes und sehr verdienstvollem Obmanne des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing" am 21. März 1893, den 93jährigen Herrn Jacob Bancalari, k. k. jubilirten Kreissecretär in Marburg, seit 1876 ununterbrochen sehr thätiges Mitglied des Vorstandes vom Spar- und Vorschuß-Consortium in Marburg (am 20. Mai 1893) und Herrn Alois Szabel, Gründer des Vereins-Consortiums in Kronstadt im

Jahre 1865, seit 1866 Cassier des Consortiums in Hermannstadt, an dessen Entwicklung er mit ersprießlichem Erfolge mitwirkte, und Gründer eines Unterstützungsfondes für mittellose Beamtenswitwen und Waisen (am 22. August 1893).

Wegen Ablaufes ihres Mandates im Jahre 1893 (beziehungsweise zur Zeit der im laufenden Jahre stattgefundenen Generalversammlung) waren zum Austritte aus dem Verwaltungsrathe folgende zehn Herren, nämlich: Anton Aichinger, Carl Bertele v. Grenadenberg, Johann Freiherr Falke v. Lilienstein, Dr. Ludwig Edler v. Geiter, Dr. Adalbert Hofmann, Alois Maresch, Dr. Dominik Kolbe, Alexander Schramm, Dr. Rudolf Schwingenschlögl und Friedrich Setz berufen. Sie wurden sämmtlich bis auf die Herren Alexander Schramm und Friedrich Setz wiedergewählt, an deren Stelle Herr Philipp Chlubna, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Union", und Herr Felix Graf Csaky, Regierungsrath der Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina, in Verwendung im k. und k. gemeinsamen Finanzministerium, neugewählt wurden.

Zum Mitglied des Ueberwachungsausschusses wurde an Stelle des Herrn Anton Victor Felgel, k. und k. Sectionsrathes im Ministerium des Aeußern (welcher wegen Ablauf seines Mandates austreten mußte und nach den Vereinsstatuten im nächsten Jahre nicht wieder wählbar war), Herr Cyrill Fuchs, Ober-Rechnungsrath der k. k. Finanz-Landesdirection gewählt.

An dieser Stelle müssen wir auch noch jener im Jahre 1893 Verstorbenen gedenken, welche im Leben der Centralleitung angehörten und deren Ableben uns aus der Beamten-Zeitung oder einem anderen öffentlichen Blatte bekannt wurde. Es sind dies der am 1. April 1893 verstorbene Herr Leopold Edler v. Mende, k. k. Hofrath i. P. (Mitglied unseres Ueberwachungsausschusses von 1864—1866) und der am 7. Juni 1893 verstorbene Wiener Magistratsrath Carl Joh. Leban (Ersatzmann des Ueberwachungsausschusses in den Jahren 1865 und 1866). Beide waren gewählt von der am 20. November 1864 abgehaltenen Gründerversammlung unseres Vereines.

Ferner gebietet uns die Pflicht pietätvoller Dankbarkeit, in den Blättern der „Dioskuren" den Namen eines im Jahre 1893 aus dem Leben geschiedenen hohen Functionärs des Staates nicht ungenannt zu lassen, der wohl im Leben kein Glied der Vereinsverwaltung war, dem aber unser Verein aus der Zeit seiner Gründung und ersten Thätigkeit zu großem Danke verpflichtet bleibt. Es ist dies Seine Excellenz, Herr Dr. Anton Ritter v. Schmerling (Ehrenmitglied unseres Vereines), welcher im hohen Alter von 88 Jahren, allverehrt von seinen Mitbürgern, mit reicher Anerkennung und wiederholtem Danke von seinem Kaiser ausgezeichnet, am 23. Mai 1893 sein irdisches Tagewerk vollendete. Schmerling war das wahre Musterbild eines österreichischen Beamten.

Nach Zurücklegung von dreiundsechzig Dienstjahren trat er aus dem Staatsdienste, in welchem er vom December 1860 bis 27. Juli 1865 an der Spitze der österreichischen Regierung und durch mehr als 4 Jahrzehnte an der Spitze des Obersten Gerichtshofes stand.

Der k. k. Staatsminister Anton Ritter v. Schmerling hat sich um die Begründung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines durch thatkräftige Unterstützung große, unvergängliche Verdienste erworben. Er war es, welcher schon im Mai 1865 dem Gründungscomité unseres Vereines Localitäten in der alten Gewehrfabrik zur unentgeltlichen Benützung überwies und sogar die nöthigen Amtsmobilien zur Verfügung stellte. Der heute noch im Präsidialbureau vor dem Schreibtisch stehende große gepolsterte Lehnstuhl ist ein Rest jener „Dikasterialmöbel".

Und am 20. Juni 1865 erließ Minister Schmerling ein Circulandum, dessen Wortlaut folgender war:

„Nachdem die Statuten des Ersten allgemeinen Beamtenvereines im wesentlichen die Genehmigung erhielten und dieser Verein im Begriffe steht, seine Wirksamkeit nach den verschiedenen Richtungen der von ihm angestrebten lobenswerthen Zwecke zu beginnen, sehe ich mich angenehm veranlaßt, sämmtliche Herren Beamten des Staatsministeriums beider Abtheilungen auf den Bestand dieses Vereines mit dem Beifügen aufmerksam zu machen, daß im Hinblick auf die Ziele, welche sich derselbe zur Förderung der Interessen der Beamtenschaft gesteckt hat, eine möglichst zahlreiche Betheiligung an demselben nur wünschenswerth sein kann.

Indem ich selbst diesem Vereine als Mitglied beitrete, übermittle ich dem Ministerium im Anschlusse eine Subscriptionsliste zur Einzeichnung der Beitrittserklärungen nebst mehreren vom Vereine vorgelegten Druckschriften; diese Listen wollen nach erfolgter Circulation bei sämmtlichen Herren Beamten in das Präsidialbureau zurückgestellt werden."

Der Name Schmerling ist daher auf das Innigste mit der Entstehungsgeschichte unseres Vereines verknüpft. Der Verewigte hat aber auch noch in späteren Jahren dem Beamten-Vereine seine freundschaftlichen Gesinnungen erhalten und insbesondere bei der Begrüßung zu seinem achtzigsten Geburtsfeste es ausgesprochen, daß er mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit, welche dem Beamtenstande im Verfassungsstaate zukomme, jeden Verein, der die Beamten zusammenführt, als eine gedeihliche Körperschaft betrachte und daher mit lebhafter Theilnahme dem fernern Wirken unseres Vereines entgegen sehen werde.

Der Vollständigkeit müssen wir schließlich noch an dieser Stelle das am 20. April 1893 erfolgte Ableben des Herrn Carl Guberth, k. k. Bezirkshauptmannes i. P. und Obmannes des Localausschusses unseres Vereines in Budweis (seit 1884), erwähnen.

Ueber die Personalien von Consortial-Functionären, sowie über die aus ihrem Kreise im Jahre 1893 Verstorbenen sind die näheren Mittheilungen in der III. Abtheilung des vorliegenden Berichtes enthalten.

II. Versicherungsabtheilung.

Wir beginnen unsere Besprechung dieser Abtheilung mit der Wiedergabe einiger Stellen aus einem in der Nummer 27 der Beamten-Zeitung vom Jahre 1893 enthaltenen Artikel, welcher überschrieben ist: „Die Versicherung als Culturmittel".

Dieser Artikel enthält nämlich folgende, für Freunde des Versicherungswesens gewiß nicht uninteressante Bemerkungen:

„Man sollte meinen, bei einem Stande, der zu dem gebildeten Mittelstande zählt, wie die meisten Angehörigen des Beamtenstandes, wäre es wohl selbstverständlich, daß der Werth der Lebensversicherung gerade von seiner culturellen und ethischen Seite nicht allein von vorneherein schon längst erkannt, sondern auch durch die That gewürdigt sein müsse.

Das ist nun leider nicht der Fall. Werfen wir einen Blick auf die veröffentlichten Jahresberichte des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, beziehungsweise auf die ziffermäßigen Ergebnisse der Lebensversicherungs-Abtheilung, so muß zwar anerkannt werden, daß die Zahl der Versicherten von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen ist; es muß aber gleichzeitig mit Bedauern zugegeben werden, daß dies Wachsen und Zunehmen noch immer nicht in jenen Progressionen sich bewegen will, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Bildungsgrade der einheimischen Beamtenkreise eigentlich entsprechen würden. Es ist nämlich noch immer ein viel zu geringer Bruchtheil der Beamtenwelt in beiden Reichshälften, der an der Lebensversicherung bisher theilnimmt und auch bei diesen verhältnißmäßig wenigen Theilnehmern ist die Lebensversicherungspolizze hauptsächlich nur darum gesucht, weil mit Hilfe derselben einmal, vielleicht auch wiederholt, ein bequemes Polizzendarlehen gemacht werden kann. Ja die Sache geht so weit, daß an die Erwerbung einer Lebensversicherungspolizze überhaupt nur dann im Ernste Hand angelegt wird, wenn zwingende Gründe zur Contrahirung eines größeren oder geringeren Darlehens nöthigen, so daß oft bei den einzelnen Consortien und Localausschüssen Darlehensgesuch und Versicherungsanmeldung fast gleichzeitig eingebracht werden. Dadurch ist erwiesen, daß die Lebensversicherung nicht Selbstzweck, sondern eben die unerläßliche und gleichsam als lästige Zugabe erkannte Bedingung ist, das Mittel zu einem anderem Zwecke, dem Hauptzwecke der Darlehenserwerbung. Daß diese Fälle leider sehr zahlreich sind, werden die meisten unserer Localausschüsse und Vorschußconsortien nicht bestreiten können.

Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß es nicht auch solche Polizzen gebe, die als Belehnungsobjecte gar nicht oder nur in äußerst seltenen Fällen benützt und herangezogen werden. Derartige Fälle aber gehören zu den Ausnahmen und sind nur geeignet, den Werth und das Verdienst der erworbenen Lebensversicherungspolizze eher zu steigern als herabzusetzen.

Es gehört in der That ein kleiner Heroismus dazu, um bei einem, wenn auch gesicherten, aber mäßigen Einkommen, welches, wie die Bezüge unserer Staatsbeamten, kaum die genügenden Mittel zur Lebensführung bietet, auch noch einen aliquoten Theil zu erübrigen, um damit die regelmäßig wiederkehrenden Beiträge zu bestreiten, welche zur Bedeckung der Versicherungsprämien erforderlich sind.

Allein eben dieser spontane Entschluß, dieser Heroismus, bildet das charakteristische Merkmal einer gediegenen Bildung, die mit Erwerbung des nöthigen Fachwissens, das zur Anstellung führt, keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden kann, sondern fort und fort vermehrt und gesteigert werden muß,

wie es überhaupt in der Culturwelt von heute keinen Stillstand mehr gibt, nur ein ewiges Fortschreiten auf der Bahn der Vervollkommnung.

Es muß eine Zeit kommen, wo es Ehrensache jedes anständigen Beamten ist, sofern er zu den wahrhaft Gebildeten gerechnet werden will, irgend einer der reichgegliederten Versicherungsabtheilungen unseres großen Beamten-Vereines als Theilhaber anzugehören, wo bei der allgemeinen Qualificirung eines Beamten, der vorwärts kommen will, — und welcher Beamte wollte das nicht? — auch die Frage aufgeworfen wird: Ist derselbe versichert oder nicht? denn die Kraftanspannung, welche zu freiwilligen Entsagungen oder Entbehrungen führt, wird in noch erfreulicherem, höherem Maße ins Treffen geführt werden, wo es sich um den Dienst in gewissen außerordentlichen Verhältnissen handelt, denn kleine vorangegangene Opfer haben die Opferwilligkeit geschult und gestärkt und zum höchsten Grade befähigt zur Selbstaufopferung im Dienste des Allgemeinen.

Welches sind nun wohl die culturellen und ethischen Momente, die speciell uns Beamte dringender als bisher zur Lebensversicherung mahnen, ja uns dieselbe so recht eigentlich zur Pflicht machen?

In erster Reihe das der Versicherung zu Grunde liegende Princip der Selbsthilfe. Nichts oder sehr wenig von außen erwarten, dagegen die ganze uns zu Gebote stehende eigene Kraft anspannen; das ist's, was das Selbstvertrauen stählt und den Erfolg verbürgt. Und wo die Selbsthilfe des Einzelnen nicht ausreicht, da fängt die vereinte Selbsthilfe an, die ungleich rascher und sicherer zum erstrebten Ziele führt.

Wo aber Mehrere zusammenstehen und zusammenwirken, um heute dem Einen, morgen dem Anderen unter die Arme zu greifen, da bildet sich ein gesunder Corpsgeist aus, der mit einem krankhaft wuchernden Egoismus nichts gemein hat und jedes engherzige Sonderlingsbestreben von vorneherein ausschließt. Schulter an Schulter gelingt es immer leichter und sicherer auch die unsere Beamtenwelt bewegenden größeren Fragen zur Lösung zu bringen.

Der Rückhalt, die Rückendeckung, die uns Beamten das durch die Selbsthilfe geweckte Selbstvertrauen und ein gesunder Corpsgeist gewähren, lassen ferner in jedem besonnenen Collegen auch einen tieferen Entschluß leichter zur Reife gelangen, wir meinen den Entschluß, sich eine solide Häuslichkeit zu gründen und zu schaffen, die Jedem einmal in seiner Jugend gewiß Herzensbedürfniß gewesen, durch Ungunst der Umstände jedoch einstweilen erschwert und endlich ganz in den Hintergrund gedrängt und vergessen sein mag.

Ein versicherter Beamter kann und wird eher ans Heiraten denken, als ein leider noch nicht versicherter, und umgekehrt wird ein verheirateter Standescollege mit Rücksicht auf das Wohl seiner Angehörigen der Versicherung viel eher zugänglich sein, als ein lediger, der in der Regel wenig geneigt ist, für Andere zu sparen.

So greift alles Gute schön in einander und fördert sich gegenseitig. Und wenn wir auch noch weit von der schönen Sitte sind, die anderwärts, z. B. in England herrscht, wo der Bräutigam als Morgengabe seiner Braut eine Witwenpension oder auch nur eine größere oder geringere Lebensversicherung entgegenbringt, so können und wollen wir uns doch der Hoffnung nicht entschlagen, daß die Versicherungspolizze fortan mehr das Losungswort für uns Alle sein wird, als sie es bisher war, und daß die Procentsätze der versicherten Beamten gegen die unversicherten von Jahr zu Jahr im eigensten wohlverstandenen Interesse aller Standesgenossen eine Progression zeigen werden, die uns auf allen Gebieten rascher vorwärts zu bringen geeignet sein dürfte."

Und gleichsam als scheinbares Gegenstück des vorstehenden Aufsatzes mögen die Leser des Jahrbuches gestatten, sie auch mit einem (gleichfalls in der Beamten-Zeitung mitgetheilten) Flugblatte einer transatlantischen

Lebensversicherungs-Gesellschaft bekannt zu machen, welches die Ueberschrift führt: „Wann Du Dich nicht zu versichern brauchst“ und dies in folgenden 9 Punkten ausführt:

„1. Wenn Du die Gewißheit hast, daß Du nicht stirbst, so brauchst Du keine Vorsorge für den Fall Deines Todes zu treffen, also — dann versichere Dich nicht. 2. Wenn Du weißt, daß Du zu nachlässig und gleichgiltig bist, um Deine Versicherung aufrecht zu halten, so versichere Dich nicht. 3. Wenn Du glaubst, für nichts eine Versicherung erhalten zu können, so versichere Dich nicht. 4. Brauchst Du Dein Geld für Tabak, Wein und Bier, und wirst Du von Deiner Familie erhalten, so versichere Dich nicht. 5. Ziehst Du es vor, überflüssigen Luxus für Dich selbst statt einer nothwendigen Versorgung für die Deinigen zu machen, so versichere Dich nicht. 6. Bist Du zu selbstsüchtig, um Befriedigung darin zu finden, Wohlthaten zu üben, die nicht Deiner Person, sondern Andern zu Gute kommen, so versichere Dich nicht. 7. Fühlst Du Dich behaglich bei dem Gedanken, daß Deine Kinder einst nach Deinem Tode von der kalten Mildthätigkeit abhängig sein werden, so versichere Dich nicht. 8. Gibst Du Dich ernstlich der Meinung hin, daß Du in das Himmelreich eingehen könntest, falls Du Deine Familie für das Armenhaus reif zurückläßt, so versichere Dich nicht. 9. Empfindest Du nicht das Gefühl der christlichen Nächstenliebe, so versichere Dich nicht, sondern vergeude Dein Gut und trachte Dein Leben bald los zu werden, denn es ist des Lebens wahrlich nicht werth.“

Wir lenken nach diesen auf die Lebensversicherung im Allgemeinen Bezug habenden Bemerkungen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften zu Ende des Jahres 1892 und entnehmen, wie alljährlich, die bezügliche Darstellung dem in der „Beamten-Zeitung“ vom Jahre 1893 enthaltenen Berichte des Referenten unserer Versicherungs-Abtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig.

Letzterer sendet seinem Berichte wieder die Besprechung einer Frage von hoher Bedeutung auf dem Gebiete des inländischen Versicherungswesens voraus.

Er weiset darauf hin, wie eingeengt das Thätigkeitsgebiet unserer heimischen Institute gegenüber jenem der ausländischen Anstalten ist und wie von maßgebender Stelle aus nichts geschieht, gegebenen Falles die Interessen der inländischen Versicherungs-Gesellschaften zu vertreten, und zwar weder im Inlande einer großsprecherischen, unsoliden Concurrenz gegenüber, noch im Auslande gegenüber unberechtigten Forderungen der betreffenden Staatsgewalt.

Herr Dr. Hönig bemerkt hierüber Folgendes:

„Gerade auf dem Gebiete des Versicherungswesens ist die Handhabung des Zulassungsgesetzes derart, dass man wähnt, in der Periode des vollsten Freihandels und nicht in jener der Politik des Schutzzolles und der Handelsverträge zu stehen! Infolge dieser Praxis ist denn auch Oesterreich von einer Menge Lebensversicherungs-Gesellschaften aus aller Herren Ländern geradezu überfluthet und immer neue Gesellschaften werden zum Geschäftsbetriebe zugelassen. Den österreichischen Gesellschaften hingegen wird der Betrieb in fremden Landen durch die Härte der Zulassungsbestimmungen entweder unmöglich gemacht, oder durch nachfolgende Erlässe so gehemmt, daß der mit Opfern eingeleitete Betrieb wieder aufgegeben werden mußte.

Wir können nicht umhin, auf eine in die jüngste Zeit fallende Verfügung eines benachbarten Staates hinzuweisen, um die Nothwendigkeit einer Wandlung der österreichischen Auffassung zu zeigen. Der preußische Minister des Innern hat durch drei Erlässe vom 8. September und 22. December 1891 und 23. März 1892 alle in Preußen zum Betriebe bereits zugelassenen außerdeutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften verhalten, die Hälfte ihrer aus dem preußischen Geschäfte fließenden Prämieneinnahmen, beziehungsweise die Hälfte der auf die preußischen Versicherten entfallenden Prämienreserven in preußischen Consols oder in deutscher Reichsanleihe anzulegen, und bei der preußischen Regierung zu deponiren mit dem, daß den Gesellschaften die Verfügung über die betreffenden Summen ohne die Genehmigung des Ministers nicht zusteht. Nun kommen die österreichischen Gesellschaften in folgende Position: Nach den Bestimmungen des Assecuranzregulativs dürfen sie die Fonde ihrer Prämienreserven, wofern deren Anlage in Effecten geschehen soll, nur in österreichischen, zur Anlage von Mündelgeldern geeigneten Werthpapieren anlegen. Sie können daher der Bestimmung jener Erlässe nur dann und auch nur insoweit Rechnung tragen, als ihnen außer den Prämienreserven noch andere Fonde zur Verfügung stehen, für deren Anlage obige Beschränkung des Assecuranzregulativs nicht besteht. Eine Ausnahme zu Gunsten der in Preußen arbeitenden österreichischen Gesellschaften aber kann und wird die österreichische Regierung wegen der naheliegenden Folgen nicht einräumen. Ferner ist zu erwägen, daß jene beiden Effectengattungen, auf die sich die berührten preußischen Erlässe beziehen, nur wenig über 3% Zinsen tragen. Da nun die österreichischen Gesellschaften $3^1/_2$—4% ihren Rechnungen zu Grunde legen, so ergeben sich auch hieraus so mancherlei unangenehme Folgen, auf die wir nur hinzuweisen brauchen, ohne sie näher auszuführen.

Es sind sonach jene Erlässe im Zusammenhalte mit den bestehenden österreichischen Normen zum Mindesten eine bedeutende Bedrückung der österreichischen Gesellschaften und gewiß kein Ansporn, in Preußen die Concession zu erwerben.

Jene Erlässe richten sich nur gegen die außerdeutschen Gesellschaften; sie schreiben eine bestimmte Anlagsart vor und sehen von jeder anderen auch sonst üblichen und zulässigen Art der Anlage der Prämienreserven, wie z. B. in hypothekarischen Ausleihungen und im Grundbesitze, ab. Wenn der preußische Minister einen finanzpolitischen Effect hätte erzielen wollen, dann mußte er die Maßregel auch auf die reichsdeutschen Gesellschaften ausdehnen. Es stellen sich sonach die Erlässe als eine neue Schutzwehr dar, welche die preußische Regierung zu Gunsten ihrer inländischen Gesellschaften aufführt, und unsere inländischen Gesellschaften müssen ruhig zusehen, wie ihnen ihr Thätigkeitsgebiet im Auslande durch Erschwernisse aller Art, im Inlande durch Zulaß einer geradezu schrankenlosen Concurrenz von Jahr zu Jahr geschmälert wird.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit an die Beantwortung einer Interpellation durch den Herrn Minister des Innern im österreichischen Abgeordnetenhause hinsichtlich Behandlung der österreichischen Versicherungs-Gesellschaften in Rumänien. In dieser Antwort wurde der Grundsatz aufgestellt, daß die Reciprocität, auf welcher Voraussetzung das österreichische Zulassungsgesetz beruht, dann als gegeben anzusehen sei, wenn der Nachweis erbracht wird, daß der fremde Staat die fremden Gesellschaften ebenso behandelt, wie die eigenen. Dann wird die Gesellschaft des betreffenden Staates auch in Oesterreich so behandelt, wie eine österreichische.

Wenn dieser Grundsatz noch heute gilt, dann hat ja unsere Regierung gegenüber den preußischen Gesellschaften vollkommen freie Hand. Sollte dieser

Anlaß nicht überhaupt benützt werden können zu einer den heutigen handelspolitischen Anschauungen conformen Revision des Zulassungsgesetzes vom Jahre 1873?"

Von den wichtigeren Ereignissen auf dem Gebiete des inländischen Lebensversicherungswesens im Jahre 1892 hebt Herr Dr. Hönig zwei hervor.

Das erste ist die Einstellung des Betriebes der Lebensversicherung Ende 1892 von Seite der „Ungarisch-französischen". Nach dem Berichte der letzteren hat die Absicht, alle Kräfte der Gesellschaft in der Cultivirung des inländischen Elementargeschäftes zu concentriren, die Leitung bewogen, die Fortsetzung des Lebens- und Unfallversicherungsbetriebes für eigene Rechnung zu sistiren und die zum Schlusse des Jahres 1892 zu Kraft bestehenden Versicherungen dieser beiden Branchen bei der „Ersten ungarischen" (beziehungsweise bei der neu gegründeten „Nationalen Unfall- und Arbeiter-Versicherungsgesellschaft") in Totalität rückzuversichern. Nach der Ansicht des Dr. Hönig war aber das mit reichen Mitteln seinerzeit ausgestattete Unternehmen, nachdem schon einmal eine Katastrophe durch die Opferwilligkeit der Actionäre verhindert worden war, lediglich durch den Mangel an Sachkenntnis in der Leitung nach 13jähriger Thätigkeit an den Rand des Abgrundes gerathen.

Das zweite Ereignis ist die im Jahre 1892 begonnene Sanirungsaction des „Phönix", welcher seinerzeit von der „Azienda assicuratrice" diverse Activen übernommen hatte, die mit einem Betrage in den Büchern standen, welcher ihrem inneren Werte nichts weniger als entsprach. Da die bisherigen Abschreibungen nicht genügten, durch die fortwährenden Auszahlungen der Associationen aber das realisirbare Vermögen geschmälert würde, so beschloss die am 5. Juni 1893 abgehaltene außerordentliche Generalversammlung, das Actiencapital mit 98% abzuschreiben und gleichzeitig dasselbe durch Ausgabe neuer 5880 Actien zu 100 fl. auf den ursprünglichen Betrag von 600.000 fl. zu ergänzen. Der eingezahlte Betrag soll zu ergiebigen Abschreibungen verwendet werden.

Der Stand der österreichisch-ungarischen Versicherungs-Gesellschaften blieb sich auch im Jahre 1892 gleich; er betrug 19, und zwar 10 Actien- und 9 wechselseitige Anstalten (von welch letzteren eine sich nur mit der Versicherung von Aussteuercapitalien beschäftigt). Von den 19 Anstalten sind 9 reine Lebensversicherungs-Gesellschaften, während die übrigen 10 auch verschiedene Elementar-Versicherungen betreiben.

Die Hauptversicherung, d. i. die Capitalsversicherung auf den Todesfall weiset — und zwar ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen — seit dem Jahre 1880 folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880 . . .	242.690	Versicherungen	über	283,210.612 fl.
1881 . . .	253.632	„	„	290,766.164 „
1882 . . .	257.040	„	„	306,703.415 „
1883 . . .	257.728	„	„	322,708.680 „
1884 . . .	244.436	„	„	336,584.657 „
1885 . . .	243.636	„	„	353,034.446 „
1886 . . .	253.863	„	„	377,837.298 „
1887 . . .	266.789	„	„	403,841.444 „
1888 . . .	281.750	„	„	428,763.291 „
1889 . . .	289.516	„	„	445,384.482 „
1890 . . .	297.755	„	„	467,693.022 „
1891 . . .	341.817	„	„	502,359.162 „
1892 . . .	377.488	„	„	540,427.332 „

Die Todesfallversicherungen haben sich im Jahre 1892 um 38,068.170 fl. (gegen 34,666.140 fl. im Jahre 1891) vermehrt.

Die durchschnittliche Versicherungssumme (mit Einschluss der Arbeiterversicherungen der „Allianz" und der „Ungarisch-französischen") betrug 1435 fl. gegen 1468 fl. Ende 1891. Wird dagegen nur das reguläre Geschäft der vorerwähnten zwei Anstalten in Betracht gezogen, so erscheint eine Durchschnittsziffer von 1.630 fl. gegen 1.606 fl. im Jahre 1891.

Die Erlebens- (Aussteuer-) Versicherung weiset Ende 1892 ein versichertes Capital von . . . . 250,227.217 fl.
in 152.923 Verträgen aus, daher mit Hinzurechnung der
obangeführten Todesfall-Versicherungen per . . . . . 540,427.332 „

die gesammten Capitalsversicherungen Ende 1892 790,654.549 fl. in 530.411 Einzelversicherungen betrugen, welche Ziffern gegen Ende 1891 eine Vermehrung von 57,033.915 fl. (in 50.192 Polizzen) ausweisen.

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich Ende 1892 auf 1,444.989 fl. Renten in 7105 Verträgen gegen 1,343.705 fl. Renten (in 6850 Polizzen) Ende des Jahres 1891.

Die wechselseitigen Ueberlebens-Associationen haben eine weitere Verminderung erfahren, indem die Ziffer von 22,149.759 fl. Ende 1891 sich auf 16,667.654 fl. Ende 1892 ermäßigte.

Der Höchstbetrag der von einer Gesellschaft im eigenen Risico behaltenen Versicherung schwankt zwischen 3000 fl. und 25.000 fl., der überschreitende Theil muß in Rückversicherung gegeben werden und dürfte sich die Gesammtziffer dieser Rückversicherungen auf beiläufig 36 Millionen stellen.

Die Prämien-Einnahme stellte sich im Jahre 1892 auf 28,017.800 fl. und weiset gegen das Vorjahr eine Erhöhung von

2,286.405 fl. aus. Die Gesammt-Einnahmen (mit Berücksichtigung der eingenommenen Zinsen, Verwaltungsgebühren und des Coursgewinnes an Effecten) betrugen 37,103.247 fl. im Jahre 1892 gegen 33,420.542 fl. im Jahre 1891.

An Zahlungen für fällige Capitalien und
Renten wurden . . . . 12,595.665 fl.
(gegen 11,732.109 fl. im Jahre 1891) und
für rückgekaufte Polizzen . . . . 1,317.174 „
(gegen 1,467.824 fl. im Vorjahre), somit zusammen . . 13,912.839 fl.
verausgabt.

Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie ein Vermögen von 180 Millionen Gulden und dessen Zinsenertrag.

Die Prämienreserven sind von 145,177.820 fl. Ende 1891 auf 160,035.426 fl. Ende 1892 gestiegen.

Der Verwaltungsaufwand betrug im Berichtsjahre 5,655.206 fl. oder 18·6% der gesammten Prämieneinnahmen.

An unvertheiltem (d. i. den Generalversammlungen zur Beschlußfassung vorbehaltenem) Gewinne verblieb im Jahre 1892 ein Betrag von 1,476.404 fl. gegen 1,504.420 fl. im Jahre 1891.

Uebergehend auf den eigentlichen Gegenstand des zweiten Theiles vorliegenden Berichtes, nämlich auf die Gebahrung der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines im Jahre 1893, constatiren wir zunächst, daß mit Schluß des Jahres 1893 die große Umrechnungsarbeit der Prämienreserven von der alten 5%igen auf die neue 4%ige Grundlage zu Ende geführt worden ist. Hiezu war ein Betrag von 107.845 fl. erforderlich, welcher wieder der Reserve für Capitalsanlagen entnommen wurde. Die gesammte Umrechnung der Reserven aller Capitalsversicherungen auf den Todesfall erforderte einen außerordentlichen Zuschuß von 290.165 fl. Der Rechenschaftsbericht der Vereinsleitung hebt ausdrücklich hervor, daß die Prämien der vor Einführung der neuen Rechnungsgrundlage Versicherten keine Aenderung erfuhren und daß auch die vor dem 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Ablebens-Versicherungen bei Erreichung des 85. Lebensjahres zur Auszahlung gelangen.

Wir haben schon im letzten Berichte mitgetheilt, daß sich der Verwaltungsrath am Schlusse des Jahres 1892 mit dem ihm vorgelegten Antrage beschäftigte, die in den Statuten festgesetzte Frist von 5 Jahren (welche seit dem Abschlusse der Versicherung verstrichen sein muß, um beim Ableben in Folge Selbstmordes die Zahlungspflicht des Vereines zu begründen) herabzusetzen und das Duell dem Selbstmord gleich zu behandeln.

Am 24. Jänner 1893 beschloß nun der Verwaltungsrath die beantragte Abänderung des §. 71 der Vereinsstatuten, theilte den Abänderungsentwurf in Gemäßheit der Satzungen des Beamten-Vereines den sämmtlichen Localgruppen desselben mit, und legte ihn der am 6. Mai 1893 abgehaltenen 28. Generalversammlung vor, von welcher die beantragten Aenderungen auch einstimmig angenommen wurden. Nach den neuen, von der hohen Regierung genehmigten Bestimmungen des §. 71 gelangen nun beim Beamten-Vereine die versicherten Todesfall-Capitalien auch dann zur Auszahlung, wenn der Tod im Duell oder in Folge Selbstmordes schon nach dreijähriger Versicherungsdauer eintreten sollte. Der Verwaltungsrath ist übrigens berechtigt, im Selbstmordfalle selbst unter dreijähriger Versicherungsdauer Zahlung zu leisten, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß der Selbstmord im zweifellos unzurechnungsfähigen Zustande erfolgt ist. Der Bericht der Vereinsleitung constatirt, daß diese neue Statutenbestimmung schon im ersten Jahre ihrer Giltigkeit dem Vereine gegenüber der früheren Gebahrung eine Mehrauslage von 8600 fl. verursachte.

Der vorerwähnte Bericht weiset ferner darauf hin, wie die Anzahl der Befreiungsgründe des Vereines von seiner Zahlungspflicht mit zunehmender Entwicklung der Vereinsgeschäfte immer mehr eingeschränkt werde. Thatsächlich sind es nur mehr folgende:

1. Vollzug der Todesstrafe;
2. Antritt einer Kerkerstrafe von mehr als 3 Jahren;
3. Reisen außerhalb Europas ohne Genehmigung des Verwaltungsrathes;
4. dolose Handlung des Versicherten bei Abschluß des Versicherungsvertrages, sofern dieselbe innerhalb der ersten 5 Vertragsjahre constatirt werden kann;
5. Selbstmord und Duell innerhalb der ersten 3 Jahre.

Der Beamten-Verein steht demnach, wie der letzte Verwaltungsbericht mit Recht betont, hinsichtlich der Liberalität seiner Versicherungsbedingungen, nach wie vor, in der vordersten Reihe der Versicherungsgesellschaften.

Am 31. October 1893 beschloß ferner der Verwaltungsrath über Antrag des Directions-Comités, daß der Zinsfuß sowohl für die bereits laufenden, als auch für die fernerhin zu ertheilenden Cautionsdarlehen, vom 1. Jänner 1894 angefangen, statt mit den bisherigen 6%igen Zinsen nur mehr mit fünf Percent zu berechnen ist.

Was nun die ziffermäßigen Daten über die Thätigkeit unserer Lebensversicherungs-Abtheilung im Jahre 1893 betrifft, so ist hierüber Folgendes zu berichten:

Es lagen im Berichtsjahre 6473 Versicherungsanträge über einen Betrag von . . . . 6,889.035 fl.
Capital und von . . . . 63.831 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. Auf den Ablebensfall:
4038 Verträge über . . . . 4,444.370 fl.

2. auf den Erlebensfall:
677 Verträge über . . . . 737.335 „

3. auf Jahresrenten:
325 Verträge über . . . . 52.435 „

Ende 1893 standen beim Vereine in Kraft:

68.679 Verträge über . . . . 67,289.727 fl.
Capital (in welchem Betrage auch die Haftung aus dem „Theilungsvereine" berücksichtigt ist) und . . . . 432.427 „
Jahresrenten.

Die im Jahre 1893 außer Kraft getretenen Versicherungen (die Stornirungen) betrugen in der Capitalversicherung . . 3,497.643 fl.
und in der Rentenversicherung . . . . 48.934 „
gegen . . . . 3,312.652 „
beziehungsweise . . . . 42.058 „
im Vorjahre.

Bei den Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) speciell traten außer Kraft:

durch Ableben . . . . 1,036.073 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer . . . . 45.293 „
„ Rückkauf . . . . 531.800 „
„ Reducirung, Umschreibung und Theilung . . . . 334.200 „
(wofür 259 neue Polizzen über den Betrag von 293.489 fl. ausgestellt wurden)
„ Versäumniß der Prämienzahlung oder freiwilliges Aufgeben . . . . 701.953 „

zusammen . 2,649.319 fl.

gegen 2,490.034 fl. im Vorjahre.

Der reine Zuwachs betrug:

a) in der Versicherung auf den Todesfall, einschließlich von 27 Reactivirungen, 1,898.575 fl. (in 1571 Polizzen),
b) in der Versicherung auf den Erlebensfall 195.594 fl. (in 160 Polizzen) und
c) in der Rentenversicherung 11.352 fl. 04 kr. (in 87 Polizzen).

Am Ende des Berichtsjahres standen 239 Rückversicherungen in Kraft, und zwar wurden 205 Verträge über . . 496.075 fl. Capital und 34 Verträge über . . . . 5.846 „ Rente vom Vereine abgegeben, wovon 15 Verträge über 83.137 fl. Capital dem Theilungsvereine überwiesen wurden.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1893 von der Lebensversicherungs-Abtheilung, welche ja die gesammte Vereinsregie zu tragen hat, verwendet brutto . 399.408 fl. 60 kr.
wovon a) an Abschlußprovision . . 63.754 fl. 72 kr.
b) an Incassoprovision . . 80.295 „ 83 „
c) an Honorar für die untersuchenden Aerzte . 16.521 „ 08 „
zusammen . 160.571 fl. 63 kr.
verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . 74.569 „ 60 „
stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . 324.839 fl. — kr.
das ist 14·20% der Prämieneinnahme des Jahres 1893
gegen 14·41% im Jahre 1892,
„ 15·36% „ „ 1891,
„ 15·86% „ „ 1890,
„ 15·70% „ „ 1889,
„ 15·57% „ „ 1888,
„ 15·98% „ „ 1887,
„ 16·72% „ „ 1886 und
„ 17·04% „ „ 1885
heraus, so daß wieder eine Verminderung in dieser Beziehung zu verzeichnen ist.

Von der Total-Einnahme an Prämien und Zinsen betragen die gesammten Verwaltungskosten
10·80% im Jahre 1893,
gegen 11·05% „ „ 1892,
„ 11·85% „ „ 1891,
„ 12·18% „ „ 1890,
„ 12·19% „ „ 1889,
„ 12·15% „ „ 1888,
„ 12·55% „ „ 1887 und
„ 14·33% „ „ 1872,

Die Prämieneinnahme betrug nach Abzug des an die rückdeckenden Gesellschaften abgegebenen Betrages im Jahre 1893 . . . . 2,287.993 fl. 97 kr.
gegen . . . . 2,181.353 „ 68 „
im Vorjahre, ist daher um . . . . 106.640 fl. 29 kr.
gestiegen.

Das Incasso wurde auch im Jahre 1893 so pünktlich wie in den Vorjahren besorgt, und waren Ende 1893 von der oben angeführten Prämiensumme nur 65.732 fl. 49 kr. unverrechnet.

Die Prämienreserve betrug Ende 1893 nach Berücksichtigung der auf die rückversicherten Anträge entfallenden Reserve . . . . 13,769.708 fl.
gegen . . . . 12,720.244 „
daher sich eine Erhöhung von . . . . 1,049.464 fl.
herausstellt.

Die sogenannte mittlere Jahresreserve (einschließlich der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 13,384.770 fl. 54 kr., welcher zu dem in den Rechnungen des Vereines ausgewiesenen Zinsenerträgnisse von 634.594 fl. 57 kr. in Verhältniß zu setzen ist, wonach sich für das Jahr 1893 eine Verzinsung von 4·74% herausstellt.

Der Gebahrungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Jahr 1893 beträgt:

a) aus dem Betriebe der Lebensversicherung . . 81.100 fl. 95 kr.
b) aus realisirtem Coursgewinn beim Verkaufe von Werthpapieren . . . . 12.048 „ 65 „
c) aus der Wertherhöhung der im Vereinsbesitze befindlichen Werthpapiere . . . . 12.349 „ 03 „

zusammen . 105.498 fl. 63 kr.

Das Erträgniß des Vorjahres aus dem Betriebe der Lebensversicherung im Jahre 1892 betrug 83.138 fl. 08 kr., so daß also das Jahr 1893 in dieser Beziehung nahezu seinem Vorjahre gleicht, wodurch die Bemerkung in den Eingangsworten des vorliegenden Berichtes, daß das Jahr 1893 ein gutes war, ihre Begründung findet.

Die von der Vereinsverwaltung gebildete, unseren Lesern aus Berichten über die Vorjahre bekannte Reserve für Capitalsanlagen ist Ende 1892 im Betrage von . . . . 600.000 fl. — kr.
ausgewiesen.

Im Jahre 1893 wurde dieser Reserve (wie an einer früheren Stelle schon bemerkt ist) aus Anlaß der letzten Umrechnung der Reserven der vor dem 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Versicherungen auf die neuen Rechnungsgrundlagen ein Theilbetrag von 107.845 „ — „
entnommen, wodurch sie sich auf . . . . 492.155 fl. — kr.
reducirte.

Der pro 1893 ausgewiesene Gebahrungsüberschuß ermöglichte es nun, die fragliche Reserve neuerlich, und zwar mit . . . . 67.845 „ — „
zu dotiren, wodurch sich dieselbe auf . . . . . . 560.000 fl. — kr.
erhöht.

Wenn man nun von dem Gebarungsüberschusse per	105.498 fl. 63 kr.
die vorerwähnte Dotation per	67.845 „ — „
in Abzug bringt, so verbleiben	37.653 fl. 63 kr.,

worüber die im Jahre 1894 abgehaltene Generalversammlung zu verfügen hatte, und sind die bezüglichen Beschlüsse an einer späteren Stelle mitgetheilt.

In Bezug auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung weiset die von der 29. Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1893 aus, daß das Vermögen dieser Abtheilung vorzugsweise in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . .		1,236.660 fl. 17 kr.
b) in Darlehen:		
aa) auf Hypotheken . . .	7,903.519 fl. 62 kr.	
bb) auf eigene Polizzen .	1,602.015 „ 52 „	
cc) an die Spar- und Vorschußconsortien des Vereines	640.334 „ 25 „	
dd) zu Dienstescautionen	524.968 „ 91 „	
ee) auf Werthpapiere .	137.738 „ 10 „	
zusammen .		10,808.576 „ 40 „
c) in Effecten (und zwar Rente, Grundentlastungs-Obligationen, Prioritäten, Pfandbriefe, Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen, 4%ige galiz. Propinations-Anlehen), zum Courswerthe vom 31. December 1893 sammt daran haftenden Zinsen per		2,706.617 „ 66 „
welche Beträge zusammen		14,751.854 fl. 23 kr.

ergeben.

Die Vereinsverwaltung verfolgte ihre in den letzten Jahren bekundete Intention in Bezug auf die pupillarisch sichere Anlage der Vereinscapitalien in Hypotheken auch im Jahre 1893. Die Hypotheken stiegen im letzteren Jahre um 929.250 fl., wogegen sich die Anlagen in Werthpapieren (aus Anlaß der zur Durchführung der Hypotheken nothwendigen Veräußerungen) um 155.618 fl. 91 kr. verminderten. Die Werthpapiere des Vereines befinden sich bei der österreichisch-ungarischen Bank in Verwahrung und Verwaltung.

Zu Dienstescautionen wurden bis Ende 1893 aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung 1,680.712 fl. dargeliehen, wovon auf das Jahr 1893 allein 146.718 fl. entfallen. Mit Ende des Berichtsjahres haftete ein Darlehensbetrag von 524.969 fl. aus. Die Zinseneinnahme betrug 29.000 fl. und der für eventuelle Verluste gebildete

Gewährleistungsfond bezifferte sich, nach Abrechnung einer Schadendeckung von 740 fl. 45 kr., Ende 1893 auf 47.451 fl. 52 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1893 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a) für Todfallscapitalien	1,025.142	fl. 68	kr.
b) „ Jahresrenten	54.081	„ 62	„
c) „ Aussteuercapitalien	309.907	„ —	„
d) „ Erlebensfälle nach Tarif I d (gemischte Versicherung)	25.600	„ —	„
e) an 6 Personen mit 7 Polizzen in Folge Erlebens des 85. Lebensjahres	3.693	„ —	„
f) für rückerstattete Prämien in Folge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherten Personen	12.353	„ 11	„
somit zusammen .	1,430.777	fl. 41	kr.

und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit 14,229.841 fl. 79 kr. ausbezahlt.

Was den Verlauf der Sterblichkeit betrifft, so war (wie der Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung constatirt) dieselbe im Jahre 1893 nicht günstig. In Bezug auf die bedeutende Sterblichkeit, welche insbesondere durch die Folgen der bösartigen, heimtückischen Influenza hervorgerufen wurde, erscheint das Berichtsjahr als ein nicht glückliches Geschäftsjahr des Vereines. Es ist durch Ableben in 1106 Polizzen ein Betrag von 1,036.073 fl. fällig geworden, was gegen das Jahr 1892 eine Steigerung von 105.712 fl. ergibt, während die bisherige Zunahme in den letzten Zeiten ungefähr 50.000 fl. jährlich betrug. Und doch resultirte im Tarife der Capitalversicherungen auf den Ablebensfall eine Untersterblichkeit von zusammen 29.338 fl. Die Vereinsleitung begleitet die Darstellung dieser Partie der geschäftlichen Wirksamkeit mit der Bemerkung, daß derartige Erscheinungen, wie wir sie im Jahre 1893 wahrscheinlich auch noch bei anderen Gesellschaften finden werden, an sich nichts Bedenkliches sind, sondern sich als eine Art Ausgleichung gegenüber einer längeren Periode von großen Untersterblichkeiten darstellen.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe der Lebensversicherung obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a) die rechnungsmäßige Prämienreserve per .	13,769.708	fl. —	kr.
b) die specielle Kriegsversicherungs-Reserve per	153.201	„ 68	„
c) die außerordentliche Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde per	239.741	„ 23	„
Fürtrag .	14,162.650	fl. 91	kr.

Uebertrag . 14,162.650 fl. 91 kr.

d) aa) die Reserve für Capitalanlagen per . . . . 560.000 fl. — kr.
bb) der Realitätenamortisationsfond per . . . 172.045 „ 68 „
cc) der Gewährleistungsfond für Cautionsdarlehen und Cautionsbürgschaften per . . . . 47.451 „ 52 „

im Gesammtbetrage per . . . . 779.497 „ 20 „

zusammen . 14,942.148 fl. 11 kr.,

deren Anlage in den an einer früheren Stelle angeführten Werthen im Gesammtbetrage von . . . 14,751.854 fl. 23 kr. erfolgt ist. Der auf diesen Betrag fehlende Rest besteht aus dem Antheile der Lebensversicherungs-Abtheilung bei den Eincassirungsorganen und aus Forderungen an diverse Debitoren.

Ueber den Stand der Krankengeld-Versicherung im Jahre 1893 theilen wir mit, daß am Ende des Berichtsjahres 231 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld von 1.676 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2.738 fl. 12 kr. in Kraft standen und im Jahre 1893 Krankengelder im Betrage von 2.368 fl. 06 kr. ausbezahlt wurden. Der Reservefond dieser Abtheilung beträgt 13.623 fl. 37 kr.

An Versicherungen von Invaliditätspensionen wurden im Berichtsjahre 19 neue Verträge abgeschlossen, wogegen 3 Stornirungen zu verzeichnen sind, so daß mit Ende 1893 die Anzahl der Theilhaber 220 beträgt. Von diesen stehen (wie Ende 1892) fünf im Genusse einer jährlichen Pension von zusammen 1.140 fl. 94 kr., während der von den übrigen 215 Personen erworbene Pensionsanspruch sich auf 33.644 fl. 24 kr. beziffert. Die Reserve dieser Abtheilung beträgt 88.914 fl. und ihr Vermögen 98.236 fl. 07 kr.

Was endlich den Versicherungsstand des Preußischen Beamten-Vereines Ende 1893 betrifft, so ist dieser Stand folgender:

1. Lebensversicherungen	20.087	Verträge über	88,209.500	Mark Capital
2. Capitalversicherungen	7.586	„ „	17,110.150	„ „
3. Sterbecasse	7.216	„ „	2,997.300	„ „
zusammen .	34.889	Verträge über	108,336.950	Mark Capital
Bestand Ende 1892 .	31.627	„ „	96,408.050	„ „
Reiner Zuwachs .	3.262	Verträge über	11,928.900	Mark Capital
4. Leibrenten . . .	544	Verträge über	203.110	Mark jährlicher Rente
Bestand Ende 1892	464	„ „	168.260	„ „ „
Reiner Zuwachs .	80	Verträge über	34.850	Mark jährlicher Rente.

Vorangeführten Ziffern ist wieder ein gewiß sehr anerkennenswerther Zuwachs auf dem Gebiete der Versicherung unseres Brudervereines zu entnehmen, wozu wir letzteren und dessen zielbewußte Leitung aufrichtig beglückwünschen.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Der Rechenschaftsbericht der Vereinsleitung führt uns in Bezug auf die geschäftlichen Resultate der Vereins-Consortien im Jahre 1893 folgende Ziffern vor.

Es erhöhten sich im Jahre 1893 sämmtliche Positionen, mit Ausnahme der aufgenommenen Darlehen, und zwar:

1. Die Gesammtzahl der Consorten von 31.782 auf 32.120,
2. die Antheilseinlagen von 9,008.095 fl. auf 9,753.285 fl.,
3. die Summe der neu ertheilten Vorschüsse von 5,126.823 fl. auf 5,763.834 fl.,
4. die am Ende des Jahres aushaftenden Vorschüsse von 11,099.933 fl. auf 11,915.579 fl.
5. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von 976.437 fl. auf 997.402 fl. und
6. die Reservefonde von 633.878 fl. auf 656.848 fl.

Dagegen verminderten sich die aufgenommenen Darlehen von 782.639 fl. auf 770.290 fl.

Wenn man diese Ziffern mit der Gesammtzahl der Consorten vergleicht, so entfallen durchschnittlich auf ein Mitglied:

a) von den Antheilseinlagen . . . . 303 fl. 65 kr.
(283 fl. 43 kr. im Jahre 1892),

b) von den Passivcapitalien . . . . 55 „ 03 „
(55 fl. 35 kr. im Jahre 1892),

c) von den Vorschüssen . . . . 370 „ 97 „
(349 fl. 25 kr. im Jahre 1892),

d) von den Reservefonden . . . . 20 „ 45 „
(19 fl. 94 kr. im Jahre 1892),
ferner entfallen nach den Mittheilungen der Vereinsverwaltung auf einen Consorten

e) von den Vorschußabschreibungen . . . . — „ 83 „
(— fl. 90 kr. im Jahre 1892) und

f) von dem Reinerträgnisse . . . . 19 „ 51 „
(19 fl. 02 kr. im Jahre 1892).

Ueber die Höhe des Zinsfußes für gewährte Vorschüsse (welche Frage wir in früheren Berichten erschöpfend behandelten) reproduciren wir aus dem Verwaltungsberichte die hierauf bezügliche Tabelle:

Bewegung des Vorschußzinsfußes.

Jahrgang	5%	5½%	6%	6½%	7%	7½%	8%	8½%	9%	10%	12%
1885 . .	—	—	17	4	—	3	31	1	7	6	2
1886 . .	—	—	18	6	22	3	29	1	9	6	1
1887 . .	—	—	20	5	25	3	29	1	7	4	1
1888 . .	1	—	21	5	26	2	23	1	6	3	1
1889 . .	1	—	20	6	26	3	25	1	5	4	—
1890 . .	1	—	20	5	27	2	26	1	3	3	—
1891 . .	1	—	23	7	23	2	24	—	3	3	—
1892 . .	1	1	27	6	19	4	24	—	2	2	—
1893 . .	2	1	32	4	17	4	22	—	1	2	—

Zahl der Consortien

Die Tendenz auf Herabsetzung des Vorschusszinsfußes hält also von Jahr zu Jahr an. Wir wiederholen hier auch die schon in früheren Berichten gemachte Bemerkung, daß bei einzelnen Consortien je nach der Deckungsmodalität der Vorschüsse ein verschiedener Zinsfuß eingeführt ist, woraus sich die Differenz in der Gesammtzahl der bei den Procentansätzen angeführten Consortien gegenüber der Zahl der faktisch bestehenden Consortien erklärt.

Seit dem Bestehen der Spar- und Vorschußconsortien wurden bis Ende 1893 im Ganzen Vorschüsse im Betrage von 83,555.081 fl. gewährt, worauf am Ende des Berichtsjahres 11,915.579 fl. aushafteten.

Über die von der Verwaltung des Beamten-Vereines aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung an die Consortien (zu $4^1/_2$%) ertheilten Darlehen berichten wir, daß der Darlehensstand am 1. Jänner 1893 . . . . . 613.133 fl. 08 kr. betrug.

Im Jahre 1893 wurden Darlehen per . . 959.978 „ 09 „ ertheilt, was die Summe von . . . . 1,573.111 fl. 17 kr. ergibt.

Rückbezahlt wurden im Jahre 1893 . . . . 932.776 „ 92 „ so daß sich am 31. December 1893 ein Darlehensstand von . . . . 640.334 fl. 25 kr. herausstellte.

Im Ganzen wurden an die Consortien seit dem Beginne ihrer Thätigkeit bis Ende 1893 von der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines Darlehen im Betrage von 8,665.991 fl. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1893 in 37 Fällen mit dem Gesammtbetrage von 9.556 fl. 19 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 870 Fällen mit der Gesammtsumme von 168.124 fl. 07 kr. belehnt.

Der bei der Centralleitung geführte Consorten-Index gibt über die Mitgliederbewegung im Allgemeinen, so wie über so manche Verhältnisse einzelner Consorten wichtige Aufschlüsse und wird daher immer mehr von den Consortialleitungen gewürdigt. Im Jahre 1893 hat das Genossenschaftsbureau außer der Mittheilung von monatlichen Veränderungsausweisen an die Consortien besonders gewünschte Auskünfte in 2139 Fällen (gegen 1806 des Vorjahres) ertheilt.

In Bezug auf sämmtliche Consortien der Monarchie waren im Jahre 1893 von 30.808 Consortial-Mitgliedern

1	Consorte	bei	9	Consortien	Mitglied,
3	Consorten	"	7	"	Mitglieder,
2	"	"	6	"	"
7	"	"	5	"	"
24	"	"	4	"	"
125	"	"	3	"	"
1.061	"	"	2	"	"

In der vorangeführten Gesammtzahl der Consorten sind die Mitglieder der Consortien in Bistritz, Lugos, Szegedin, und Zara, sowie von dem im Jahre 1893 in Liquidation getretenen Consortium in Steinamanger nicht enthalten.

Der Consortial-Delegirtenausschuß hielt im Jahre 1893 nur eine Sitzung, und zwar am 25. März 1893, unter dem Vorsitze seines Obmannes, des Herrn Ministerialrathes und Central-Gewerbeinspectors Dr. Franz Migerka, ab und beschäftigte sich hauptsächlich mit den Vorlagen an den Consortialtag. Es waren 14 stimmberechtigte Consortien (Brünn, Graz, Krems, Ofen, Preßburg, von Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Währing, Erstes Wiener, Wieden) vertreten.

Am 5. Mai 1893 fand der einundzwanzigste Consortialtag, und zwar gleichfalls unter dem Vorsitze des Herrn Dr. Franz Migerka statt. Es waren hiezu 26 Delegirte in Vertretung von 17 Consortien (Graz, Iglau, Innsbruck, Jägerndorf, Krems, Neunkirchen, Ofen, Olmütz, Pest, Preßburg, von Wien: Alsergrund, Gegenseitigkeit, Josefstadt-Ottakring, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Union, Erstes Wiener, Wieden) erschienen und wurden außer den in jedem Jahre wiederkehrenden Berichten und diversen Begrüßungen folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Sind das Genossenschaftsbureau oder ein Consortium berechtigt oder eventuell verpflichtet, auf behördliche Anfragen über einen Consorten Auskunft zu geben? (Referent Herr Dr. Dominik Kolbe).

Die Ausführungen des Referenten schlossen mit folgenden Bemerkungen:

„Die Berechtigung zur Auskunftsertheilung auf solche Fragen, welche von Behörden gestellt werden, wird überall dort vorhanden sein, wo es sich nicht um die Preisgebung eines Geheimnisses von einzelnen Consorten handelt, und ist es dem klugen Ermessen der Consortialleitungen zu überlassen, die Anfragen zu beantworten.

Die Verpflichtung aber wird nur dann vorhanden sein, wenn der Strafrichter selbst oder die Sicherheitsbehörde mit Bezug auf eine anhängige Untersuchung eine solche Auskunft verlangt. In diesen Fällen werden auch die Bücher vorzulegen sein."

Der Consortialtag stimmte den Ausführungen des Referenten zu.

2. Referat über den neuen Steuergesetzentwurf.

Der Referent, Herr Secretär Rudolf Hofmann, hatte auf Grund seines in der Sitzung des Delegirten-Ausschusses vom 25. März 1893 erstatteten Referates ein die Steuerfrage in Bezug auf die Consortien erschöpfendes Elaborat ausgearbeitet, in welchem er die drückenden Bestimmungen des neuen Gesetzentwurfes in eingehender Weise behandelte. Er brachte dieses Elaborat zur Vorlage, theilte in Umrissen dessen Inhalt mit und schloß seinen Vortrag mit dem vom Delegirtenausschusse angenommenen Antrage:

„Der Consortialtag wolle den Verwaltungsrath des Beamtenvereines ersuchen, mit Berücksichtigung der Verhandlungen des Consortialtages und der Petition des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oesterreich ebenfalls eine Petition an das hohe Abgeordnetenhaus und das hohe Finanzministerium zu richten, in welcher den Wünschen und Beschwerden der Vereinsconsortien Ausdruck gegeben wird."

Herr Edmund Stratzkaney (Delegirter des Consortiums Alsergrund) stellt hiezu folgenden Zusatzantrag:

„Es möge in die Petition auch ein Passus aufaufgenommen werden, der dahin abzielt, die bereits in Deutschland in Uebung befindliche Einführung, dass die Steuer, gegen deren Bemessung ein Recurs eingebracht wurde, erst nach Erledigung des letzteren zu entrichten sei, auch bei uns zur gesetzlich zulässigen Uebung zu machen."

Beide Anträge wurden einstimmig angenommen und dem Herrn Secretär Hofmann der Dank für seine mühevolle Arbeit vom Consortialtage ausgesprochen.

3. Einhebung von mehrfachen kleinen Abzügen, außer Zinsen und Regiebeiträgen, zu diversen Zwecken.

Der Referent, Herr Engelbert Keßler, lieferte auf Grund gesammelter statistischer Daten den Nachweis, dass leider bei manchen Vereinsconsortien außer den Zinsen und festgesetzten Regiebeiträgen auch noch allerlei kleinere Abzüge unter den manigfachsten Titeln (für den Reservefond, Unterrichtsfond, als Gründungsbeitrag, als Beitrittsgebühren, als Beitrag zu einem Unterstützungsfonde, für Drucksorten, Mahnungen ꝛc.) gemacht werden, welche den Vorschußnehmer belasten, oft mit dem genossenschaftlichen Zwecke des Consortiums nicht zusammenhängen und daher mit Recht nicht immer wohlwollend beurtheilt werden.

Der Delegirtenausschuß, welcher sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, faßte folgende, dem Consortialtage vom Referenten als Antrag vorgelegte Resolution:

„Es ist den Consortien, welche mehrfache und verschiedene Nebengebühren von Consorten, beziehungsweise Vorschußwerbern einheben, zu empfehlen, diese Gebühren möglichst zu beschränken und insbesondere solche Nebengebühren, die nicht mit dem eigentlichen genossenschaftlichen Zwecke des Consortiums zusammenhängen, den Consorten nicht als Zwangsleistung aufzuerlegen.“

Herr Dr. Franz Migerka beantragte, diese Resolution durch den Beisatz zu ergänzen:

„Daß auch der Uebertritt eines Consorten von einem Consortium zu einem andern nicht erschwert werden solle, sondern daß dießbezüglich die Consortien in collegialem Sinne sich entgegenkommen mögen.“

Herr Dr. Dominik Kolbe stellte ferner noch den Zusatzantrag: „Daß auch der Abzug der ersten Amortisationsrate bei der Vorschußzuzählung als unstatthaft angesehen werde.“

Die beantragte Resolution sammt Ergänzung und Zusatzantrag wurde einstimmig angenommen.

4. Besprechung des Agentenunwesens.

Der Referent, Herr Dr. Dominik Kolbe, illustrirte diesen Gegenstand durch Mittheilung einiger drastischer Fälle und schloß mit der Empfehlung, „diesem Unfuge dadurch entgegenzusteuern, daß von Agenten zugeführten Vorschußwerbern unter dieser ausdrücklichen Motivirung keine Darlehen bewilligt werden sollen“, welchem Antrage der Consortialtag zustimmte.

Zur Entsendung von Vertretern im Consortial-Delegirten-ausschusse wurden (durch vorgenommene Wahl) folgende 21 Consortien, als berechtigt erkannt: Brünn, Graz, Innsbruck, Krems, Ofen Pest, Prag, Preßburg, Proßnitz, Stuhlweißenburg, Temesvár, Alsergrund, Bankbeamte, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus, Staatsbeamte, Währing, Union, Erstes Wiener und Wieden.

In das ständige Comité des Delegirten-Ausschusses wurden die Herren Dr. Rupert Angerer, Wilhelm Beck, Carl Bringmann, Dr. Ferdinand Pohl, Ferdinand v. Rueber, und Edmund Stratzkaney berufen.

Zum Obmanne des vorerwähnten Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe wieder dessen Mitglied, der Herr Ministerialrath und Central-Gewerbe-Inspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt.

Im Jahre 1893 vollendeten die Consortien in Königgrätz (gegründet im Jänner 1883) und Mährisch-Ostrau (gegründet im November 1883) die erste Dekade ihrer Wirksamkeit; das zweite Decennium schlossen das Consortium der Staatsbeamten in Wien (bestehend seit Jänner 1873), ferner die Consortien in Brüx (bestehend seit April 1873), Teschen (bestehend seit Mai 1873), und in Aussig (bestehend seit August 1873) ab; endlich hatte im Juli 1893 das Consortium in Prag (gegründet im Juli 1868), die Vollendung von fünf Lustren seiner Thätigkeit zu verzeichnen (wodurch die hierüber schon im vorjährigen Berichte gemachte Bemerkung richtig gestellt erscheint).

Aus den im Jahre 1893 abgehaltenen Consortial-Versammlungen heben wir hervor, daß die Direction des Consortiums Pancsova nach einer in der Jahresversammlung (5. Februar 1893) gemachten Mittheilung gesonnen ist, im Rahmen des Consortiums zum Zwecke der Betheiligung von in Noth gerathenen Beamten, deren Witwen und Waisen eine Unterstützungscassa zu gründen; daß das Consortium in Prag (am 26. Februar 1893) zur Feier seines 25jährigen Bestandes einen Jubiläumsfond gründete und demselben den Betrag von 1000 fl. widmete, von dessen Zinsen jährlich am Geburtstage des Kaisers zwei mittellose Witwen oder Waisen nach Mitgliedern des Consortiums betheilt werden sollen; daß der Vorstand des Consortiums in Brüx sich einstimmig für die Nothwendigkeit ständiger Revisionen bei den Consortien aussprach, welchem Beschlusse von der Consortialversammlung (am 5. März 1893) allseitig zugestimmt wurde; daß das Consortium in Bielitz-Biala in seiner Jahresversammlung (am 10. April 1893) den Wunsch kundgab, daß sich die Beamten jeder Kategorie, zum eigenen und zum Wohle ihrer Familie, so wie auch im Interesse des gesammten Beamtenstandes recht zahlreich an den erprobten, so segensreich

wirkenden Einrichtungen des Beamtenvereines betheiligen möchten; daß in der Versammlung des Consortiums in Reichenberg (am 24. März 1893) der Antrag auf Herabsetzung oder gänzliche Auflassung des (in der Regel nur einmal zu bezahlenden) Mitgliederbeitrages zum Beamtenvereine per 2 fl. gestellt, jedoch abgelehnt wurde; daß in der Versammlung des Ersten Wiener Consortiums (am 24. März 1893), dessen Unterstützungsabtheilung für Witwen und Waisen ehemaliger Consortialmitglieder am 31. December 1892 ein in pupillarsicheren Werthpapieren angelegtes Vermögen von 5.751 fl. auswies, beschlossen wurde, jedem Bediensteten des Consortiums, welcher im Laufe eines Geschäftsjahres nach ärztlicher Constatirung bleibend dienstunfähig geworden ist, seitens des Consortialvorstandes einen zum Lebensunterhalt erforderlichen Betrag — gegen Einholung der nachträglichen Genehmigung in der nächstjährigen Consortialversammlung — anzuweisen; daß endlich das Pester-Consortium in der am 3. Juni 1893 abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung seine Statuten nach der Richtung abänderte, daß künftig für die Ausübung des Stimmrechtes der Besitz in Antheilseinlagen maßgebend sein solle.

Die Zahl der Consortien hat sich im Jahre 1893 gegen das Vorjahr durch die Liquidation des Consortiums in Steinamanger um eines verringert und beträgt daher am Ende des Berichtsjahres 70, wovon 48 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 22 auf die Länder der ungarischen Krone entfallen.

Der Verwaltungsbericht der Vereinsleitung theilt ferner mit, daß letztere auch im Jahre 1893 durch Delegirte Bereisungen mehrerer Consortien vornehmen ließ, um denselben mit Rath und That beizustehen.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortial-Abtheilung ist zu berichten, dass — außer der bereits im ersten Theile vorliegenden Berichtes mitgetheilten Ernennung von drei verdienstvollen Consortial-Functionären zu Ehrenmitgliedern des Beamtenvereines — im April 1893 dem Landesgerichtsrathe beim Kreisgerichte in Reichenberg und Obmanne unseres Consortiums daselbst, Herrn Josef Zimmert, aus Anlaß seiner angesuchten Versetzung in den bleibenden Ruhestand taxfrei der Titel und Charakter eines Oberlandesgerichtsrathes zuerkannt wurde; daß dem Vorstandsmitgliede des Consortiums in Graz, Herrn kaiserlichen Rathe Josef Kragl, k. k. Hilfsämterdirector i. R. mit Allerhöchster Entschließung Seiner Majestät vom 13. Juli 1893 anläßlich der von ihm erbetenen Uebernahme in den dauernden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen wurde; daß der Altbürgermeister von Brünn, Herr Hofrath Christian Ritter d'Elvert — Hauptgründer und mehrjähriger verdienstvoller Obmann des Brünner Consortiums unseres Vereines — aus Anlaß seines 90. Geburtstages (am 17. April 1893) von der Centralleitung begrüßt wurde; daß dem Vorstandsmitgliede des Consortiums in Reichenberg, Herrn Edmund

Heide, k. k. Postofficial, aus Anlaß seines Uebertrittes in den Ruhestand von Seite sämmtlicher Postbeamten in Reichenberg eine sehr ehrenvolle Ovation zu Theil wurde; daß endlich dem k. k. Hauptsteuereinnehmer in Trautenau und langjährigem verdienstvollen Obmanne unseres Consortiums daselbst, Herrn Eduard Klenner, zur Feier seines vierzigjährigen Dienstjubiläums am 13. November 1893 von seinen zahlreichen Freunden und Collegen durch Veranstaltung eines Festbanquets eine besondere Ehrung bereitet wurde.

Schließlich haben wir noch der im Jahre 1893 aus dem Leben geschiedenen Consortialfunctionäre zu gedenken. Es sind dies nach den Mittheilungen der „Beamten-Zeitung" folgende Herren:

1. Moriz Trathnigg, Inspector der Südbahn und seit 15 Jahren Schriftführer des Consortiums Wieden in Wien, † 8. Mai 1893.

2. Dr. Karl Schlenkrich, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, Vorstandsmitglied des Consortiums „Gegenseitigkeit" in Wien, † 27. Mai 1893.

Außerdem wurde in mehreren Consortial-Versammlungen des Jahres 1893 das Ableben von Consortial-Functionären ohne nähere Angabe des Todestages mitgetheilt, und zwar:

3. am 28. Jänner 1893 vom Consortium in Teschen das Ableben des Obmannes vom Aufsichtsrathe, Herrn Guido Wegscheider, k. k. Postcassiers:

4. am 12. Februar 1893 vom Consortium in Brünn das Ableben des Herrn Franz Lindner, Mitgliedes des Bezirksausschusses, sowie des Consortialvorstandes (letzteres durch 17 Jahre);

5. am 12. März 1893 vom Consortium in Hermannstadt das Ableben des k. k. Postdirections-Inspectors, Herrn Anton Wieder, Obmannes des Aufsichtsrathes;

6. am 22. März 1893 vom Consortium in Klagenfurt das Ableben des landschaftlichen Bau-Adjuncten, Herrn Johann Abermann, Geschäftsführers des Consortiums seit dessen Bestande d. i. seit September 1866;

7. am 24. März 1893 vom Consortium Alsergrund in Wien das Ableben zweier Vorstandsmitglieder, des Herrn Nicolaus Stöhr, k. k. Rechnungsrathes i. R. und des Herrn August Klimpfinger, k. k. Gymnasialprofessors i. R.

Am 5. Mai 1894 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die neunundzwanzigste ordentliche Generalversammlung des Beamten-Vereines unter dem Vorsitze des Verwaltungsraths-Präsidenten, Herrn Sectionschefs Johann Freiherrn Falke von Lilienstein, statt. Erschienen waren 390 Mitglieder, welche 2.661 Stimmen repräsentirten.

Die Versammlung nahm einen kurzen, glatten Verlauf. Dem Verwaltungsrathe wurde einstimmig das Absolutorium ertheilt, wodurch sich auch die Zustimmung der Generalversammlung zu der vom Verwaltungsrathe bereits verfügten Dotation der Reserve für Capitalsanlagen mit dem Betrage von 67.845 fl. aus dem Gebahrungsüberschusse per 105.498 fl. 63 kr. ausdrückte.

Bei der Frage über die Entscheidung in Betreff des Gebarungsüberschusses stellte Herr Karl Fiala, k. k. Kanzleibeamter i. P., den Antrag, aus Anlaß des bevorstehenden 50jährigen Regirungsjubiläums Seiner Majestät aus dem Gebarungsüberschusse einen Betrag zur Bildung eines Fonds für Unterstützungen von Witwen und Waisen und zwar sowohl von Staats- wie von Privatbeamten, welche Mitglieder des Beamten-Vereines waren, zu widmen und sollte schon aus dem Gebahrungsüberschusse des Jahres 1893, speciell aus dem der Superreserve im allgemeinen Fonde zuzuweisenden Theile desselben, ein Betrag im Sinne des Antragstellers verwendet werden. Ein ziffermäßig bestimmter Antrag wurde von ihm nicht gestellt.

Der Vorsitzende erklärte den im vorstehenden Antrage liegenden Gedanken für schätzenswerth und wohlwollend, glaubte aber nicht, daß sich der beabsichtigte Zweck durch jährliche Zuweisung eines aliquoten Theiles von dem für die Superreserve bestimmten Betrage des Gebahrungsüberschusses erreichen lasse. Dazu sei selbst der ganze fragliche Betrag mit Rücksicht auf die großen Anforderungen, die für eine ausgiebige Aushilfe der Witwen und Waisen gestellt werden, viel zu gering. Andererseits werden ja schon jetzt vom Verwaltungsrathe aus Vereinsmitteln jährlich 20.000 bis 30.000 fl. zu humanitären Zwecken verwendet, wovon ein viel höherer Betrag schon heute Witwen und Waisen zukomme, als es aus dem Zinsenerträgnisse des beabsichtigten Fondes möglich wäre. Er könne daher die geltend gemachten Motive nur in der Richtung empfehlen, daß sie dem Verwaltungsrathe zur seinerzeitigen Erwägung zuzuweisen seien, mit welcher Auffassung die Versammlung sich einverstanden erklärte.

Hierauf beschließt die Generalversammlung, von dem ihr zur Verfügung verbleibenden Restbetrage per . . . . . . 37.653 fl. 63 kr.

des Gebahrungsüberschusses:

a) Dem Unterrichtsfonde zur Capitalsvermehrung zuzuweisen, 5.000 fl. — kr.

b) zur Vermehrung der Mittel für die Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1894/95 . . . . . . 4.000 „ — „

c) zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungszwecke im Jahre 1894 . . . . 4.000 „ — „

zu bewilligen,

Fürtrag . 13.000 fl. — kr.

	Uebertrag .	13.000 fl. — kr.
d) den Pensionsfond der beim Vereine definitiv Angestellten mit		10.000 „ — „
zu dotiren,		
e) dem Fonde zur Erbauung von Witwen- und Waisenhäusern behufs Capitalsvermehrung .		3.000 „ — „
zu widmen, und		
f) den Rest per		11.653 „ 63 „ ,
macht obige		37.653 fl. 63 kr.,

der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde einzuverleiben.

Wien, im Juni 1894.

Anhang.

(4 Tabellen.)

Tabelle I. Geschäftsentwickelung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis einschließlich 1893: Allgemeine Vereins-Angelegenheiten, Spar- und Vorschuß-Consortien.

„ II. Versicherungs-Abtheilung, Cautions-Darlehen.

„ III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870—1893 vom Beamten-Vereine zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie die Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihre Spenden zum Unterrichtsfonde.

„ IV. Personalstand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der 29. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1894.

Geschäfts-

des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-

Tabelle I. Allgemeine Vereinsangelegenheiten. —

Allgemeine Angelegenheiten											
im Vereinsjahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-Bevollmächtigten und Agenten	Zahl der Aerzte	Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen und Curstipendien	Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Gebarungs-Ueberschuß
					Gulden				Zahl	Gulden	
1865	5.500	25	102	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297
1866	7.600	40	160	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061
1867	9.150	39	298	117	15.311	3.367	.	204	.	.	4.258
1868	10.529	47	387	231	19.880	10.030	.	40	.	.	13.375
1869	12.540	49	508	311	27.995	21.143	2.403	89	7	96	22.002
1870	16.130	59	602	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051
1871	21.156	69	757	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255
1872	27.927	87	889	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997
1873	34.430	101	1.106	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791
1874	39.581	104	1.112	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176
1875	45.193	110	1.233	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	986	13.887
1876	50.107	115	1.238	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912
1877	53.732	109	1.285	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580
1878	56.737	109	1.345	683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064
1879	60.403	106	1.108	850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.265
1880	64.030	105	896	1126	91.408	309.825	27.943	4.949	62	1.795	10.224
1881	67.478	105	1.152	1245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673
1882	70.899	100	1.148	1373	96.513	351.492	43.768	8.436	95	2.233	30.375
1883	74.421	95	1.190	1482	110.646	394.830	56.285	*9.270	105	2.739	22.659
1884	78.437	96	1.363	1482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631
1885	82.100	96	1.306	1560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805
1886	85.965	94	1.344	1590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992
1887	89.638	92	1.353	1661	131.428	494.850	112.010	*13.339	259	8.016	19.351
1888	92.858	90	1.352	1522	140.333	533.139	120.419	*11.772	249	8.827	36.096
1889	96.295	87	1.409	1523	147.788	649.932	130.023	*11.969	275	8.805	57.939
1890	99.563	87	1.484	1549	155.713	703.100	138.922	*14.870	279	9.300	33.182
1891	102.935	84	1.505	1560	161.816	749.255	148.415	*13.831	318	10.299	24.844
1892	106.661	82	1.642	1617	156.520	798.366	157.509	*13.739	300	11.008	41.065
1893	109.855	81	1.749	1693	164.267	856.094	167.721	*14.139	330	11.361	37.654
Summen	.	.	.	.		.	.	187.169	3.245	102389	.

*) In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883 bis inclusive 1893 enthalten.

Entwickelung

ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1893.

Spar- und Vorschuß-Consortien.

Spar- und Vorschuß-Consortien							
Zahl der		Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Vorschüsse			Reservefonds
Consortien	Theilhaber			Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	
		Gulden			Gulden		
7	335	2.630	.	132	.	.	.
16	958	23.947	.	647	32.445		.
22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646
77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412
77	29.801	6,533.519	494.058	18.486	4,775.490	8,356.492	361.670
77	30.430	7,028.218	680.249	18.719	4,955.344	9,091.142	399.105
75	30.359	7,475.868	610.636	17.710	4,523.344	9,487.950	438.421
74	30.814	7,845.250	441.259	16.475	4,519.130	9,745.623	482.723
74	31.013	8,238.818	405.747	18.140	4,446.877	9,939.911	535.507
73	31.337	8,576.220	640.525	18.907	5,023.776	10,468.177	580.394
71	31.782	9,008.095	579.107	20.306	5,126.823	11,099.933	633.878
70	32.120	9,753.285	959.978	18.179	5,763.834	11,915.579	656.848
.	.	.	8,665.991	343.165	†) 83,555.081	.	.

†) In dieser Summe sind sämmtliche, also auch die von nicht mehr bestehenden Consortien, ertheilten Vorschüsse enthalten.

Tabelle II. Versicherungs-

im Vereinsjahre	Lebens-Versicherung: in Kraft stehende Verträge	Versichert: Capital	Versichert: Rente	Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungsprämien	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Reserve für Capitalsanlagen und Specialreserve im allgemeinen Fonde
		Gulden					
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	128.463
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254
1881	36 489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272
1887	52.885	52,237.548	296.812	1,678.501	817.119	8,209.266	603.264
1888	56.109	54,907.818	314.266	1,760.784	898.243	8,997.174	696.614
1889	58.417	57,249.258	339.421	1,873.863	981.857	9,871.268	711.711
1890	61.535	60,659.643	374.993	1,951.548	1,136.731	10,724.125	773.650
1891	64.509	62,859.114	394.176	2,077.148	1,246.966	11,587.237	858.832
1892	66.960	65,227.884	421.075	2,181.354	1,273.362	12,720.244	817.675
1893	68.679	67,289.727	432.427	2,287.994	1,430.777	13.769.708	799.741
Summe .	.	.	.	29,144.309	14,229.842	.	.

wesen. — Cautions-Darlehen.

Krankengeld-Versicherung					Versicherung von Invaliditäts-Pensionen				Cautions-Darlehen					
Zahl der Verträge	Versichertes wöchentliches Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausbezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve	Zahl der Theilhaber	Erworbener Renten-Anspruch	Werth dieses Anspruches	Vermögen der Abtheilung	Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag	Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Gewährleistungsfond: Voller Stand	Gewährleistungsfond: Abschreibung
	Gulden					Gulden				Gulden			
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.	.
105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58 410	944	.
181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
160	1.461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
151	1.200	1.989	2.064	7.733	124	17.498	43.261	40.892	144	71.315	401.761	32.170	1.258
197	1.316	2.079	1.087	9.057	146	20.088	49.412	49.764	135	60.060	388.335	35.598	53
212	1.499	2.398	1.528	10.153	173	23.109	56.436	57.498	130	70.715	382.631	38.713	244
210	1.494	2.428	2.188	10.724	184	25.528	62.895	67.344	165	86.697	388.113	40.811	802
218	1.576	2.542	1.498	11.898	188	29.015	71.970	77.807	220	124.573	431.045	42.860	731
227	1.658	2.635	1.739	13.341	204	32.080	81.287	90.384	209	129.676	473.489	44.693	967
231	1.676	2.738	2.368	13.623	220	34.785	88.914	98.236	222	146.719	524.969	47.026	740
.	.	51.391	38.427	.	.	.	.	.	3.516	1,670.058	.	.	16.581

Tabelle III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870 bis Ende 1893 vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie der Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihrer Spenden zum Unterrichtsfonde.

1	2		3		4		5		6		7		8		9		10	
	Leistungen der Consortien				Leistungen des Beamten-Vereines													
Jahr	statutenmäßige 2% Beiträge an den allgemeinen Fond		freiwillige Spenden zum Unterrichtsfond		Ausgezahlte Unterstützungen		Ausgezahlte Curstipendien		Ausgezahlte Unterrichts- und Lehrmittel-beiträge		Verschiedene Leistungen und Stipendien		25% der Zinsen des allgemeinen Fondes zum Unterrichtsfond		Ueberweisungen aus den Ueberschüssen an den Unterrichtsfond		Witwen- und Waisenhausfond der Häuser in Wien, Budapest, Graz	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1870	.	.	1.794	61*	902	76*	.	.	475	09*	.	.	648	93*	.	.	.	.
1871	.	.	106	63	1.976	08	.	.	635	19	.	.	422	53	.	.	.	.
1872	.	.	100	.	2.947		.	.	692	48	.	.	568	72	.	.	.	.
1873	.	.	200	.	1.859	77	.	.	613	64	5.000**	.	755	64	.	.	.	.
1874	.	.	600	.	3.921	36	.	.	719	61	.		741	11	.	.	103.087	65
1875	3.193	51	744	89	4.177	36	.	.	986	34		.	869	03	.	.	108.242	03
1876	3.949	82	1.301	86	2.663	21	.	.	1.213	36	5.977	91***	952	85	.	.	113.121	57
1877	4.124	15	689	99	3.033	58	.	.	1.386	.	.	.	1.055	78	.	.	116.804	92
1878	4.932	17	801	22	2.924	90	.	.	1.745	26	.	.	1.311	61	.	.	119.712	53
1879	6.166	14	1.265	58	4.418	79	.	.	1.712	60	.	.	1.281	18	.	.	123.062	41
1880	6.212	60	623	.	4.949	30	.	.	1.795	.	.	.	1.347	72	.	.	126.234	03
1881	6.280	41	566	07	7.743	52	.	.	1.884	.	.	.	1.507	70		.	129.534	97
1882	6.919	14	970	96	8.435	82	.	.	2.232	50	.	.	1.716	52	10.000	.	132.868	33
1883	7.338	73	625	48	6.379	83	2.890	.	2.739	.	.	.	1.939	78	10.000	.	136.692	51
1884	7.474	50	677	17	6.576	86	3.885	.	3.380	.	.	.	2.088	71	10.000	.	139.227	45
1885	8.336	51	829	09	7.974	70	3.920	.	5.469	.	.	.	2.200	18	20.000	.	141.909	17
1886	8.830	46	722	99	7.329	60	4.900	.	7.094	.	.	.	2.318	47	5.000	.	144.840	47
1887	9.206	78	927	80	8.379	47	4.960	.	8.016		.	.	2.842	71	5.000	.	147.731	34
1888	9.655	47	650	94	6.911	57	4.860	.	8.827	.	.	.	2.982	91	5.000	.	150.890	46
1889	10.507	76	649	31	7.199	13	4.770	.	8.805	.	625	.	3.171	66	5.000	.	154.316	24
1890	10.593	13	520	.	10.074	60	4.795	.	9.299	50	312	50	3.086	51	5.000	.	158.250	09
1891	10.993	89	422	34	8.431	43	5.400	.	10.299	.	5.050	.	3.139	19	5.000	.	161.914	10
1892	11.448	80	575	.	8.704	21	5.035	.	11.008	.	3.481	25	3.271	17	5.000	.	165.647	74
1893	11.830	96	525	.	9.008	96	5.130	.	11.361	.	3.588	75	3.380	99	5.000	.	169.475	81
	147.994	93	16.889	93	136.923	81	50.545	.	102.388	57	24.035	41	43.601	60	90.000	.	.	.
	164.884 fl. 86 kr.				616.970 fl. 20 kr.													

Anmerkungen. * Zu 1870, Rubrik 3, 4, 6 und 8. In diesen Ziffern sind auch die Leistungen des Beamten-Vereines aus den Vorjahren enthalten.
** „ 1873, „ 7. Die 5000 fl. wurden dem Fonde zur Unterstützung von dienstlosen Bankbeamten zugewendet.
*** „ 1876, „ 7. Die 5977 fl. 91 kr. bildeten den Zuschuß zu den Kosten der nach der Börsenkrisis vom Jahre 1873 zur Unterbringung von dienstlosen Privatbeamten durch mehrere Jahre betriebenen Stellenvermittlung.

Tabelle IV.

Personalstand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXIX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1894.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke von Lilienstein,** k. und k. Sectionschef im Ministerium des Aeußern, Ritter des kön. ung. St. Stephans-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, Groß-Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Ritter des preußischen Kronen-Ordens II. Classe mit dem Sterne, Groß-Officier des Ordens der Krone von Italien und des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens II. Classe und des chinesischen Drachen-Ordens II. Classe, Commandeur des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Vice-Präsidenten:

Herr **Carl Huber,** k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.
„ **Anton Aichinger,** kais. Rath, Bahndirector-Stellvertreter der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Wilhelm Marx** Freiherr von **Marxberg,** Statthaltereirath der k. k. nieder-österr. Statthalterei.

Verwaltungsräthe:

Herr Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf" (Wien).
„ **Carl Bertele von Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.
„ **Carl Bringmann,** Bau-Director a. D., bautechnischer Consulent des Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".
„ **Filipp Chlubna,** Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuss-Consortiums „Union" (Wien).
„ **Felix** Graf **Csaky,** Regierungsrath der Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina, in Verwendung im k. und k. gemeinsamen Finanzministerium.
„ **Vincenz Franz,** k. k. Landesgerichtsrath, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".

Herr Dr. **Ludwig** Edler von **Geiter**, k. k. Regierungsrath der k. und k. General-direction der Allerhöchsten Privat- und Familienfonde, Kanzlist des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe, Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Comthur II. Classe des königl. sächsischen Albrecht-Ordens, Ritter I. Classe des königl. bayerischen Verdienstordens des heiligen Michael.

„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz**, kais. Rath, Central-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ Dr. **V.** Ritter von **Haslmayr** zu **Grassegg**, Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Herrenhauses und des k. k. Reichsgerichtes, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe und des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ Dr. **Adalbert Hofmann**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium, Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Commandeur des liberianischen Ordens der afrikanischen Befreiung, Ritter des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe, Officier der französischen Ehrenlegion, Commandeur des türkischen Osmanié-Ordens.

„ **Hanns Kargl**, k. k. Hofrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Generaldirection der österr. Staatsbahnen, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens und des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens.

„ Dr. **Dom. Kolbe**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Rechtsconsulent des Beamten-Vereines.

„ **Franz Kopetzky**, Bürgerschuldirector, Obmann des Spar- und Vorschuss-Consortiums „Landstraße" (Wien).

„ **Franz Leifer**, Hof-Secretär beim k. k. Obersten Rechnungshofe, Mitglied der Prüfungscommission für die Staatsrechnungswissenschaft, Besitzer des japan. Ordens des heil. Schatzes.

„ **Alois Maresch**, Prokurist der Firma „Lebert und Weinwurm" in Wien.

„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath, Central-Gewerbe-Inspector, Correspondent des Museums für Kunst und Industrie, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien), Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und des goldenen Verdienstkreuzes, Commandeur des italienischen Kronen-Ordens, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe mit dem Sterne und des schwedischen Nordstern-Ordens, Besitzer des ottomanischen Medschidjé-Ordens II. Classe, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines 2c. 2c.

„ **Mathias Pigerle**, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens III. Classe.

„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter.

„ **Benjamin** Freiherr **Possanner** von **Ehrenthal**, k. k. Sectionschef im Finanz-Ministerium i. P., Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.

„ **Franz Richter**, Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.

„ **Rudolf Schiller**, Professor an der Handels-Akademie in Wien, Docent an der technischen Hochschule, Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt der Handelsfächer, Officier des serbischen St. Sava-Ordens.

„ **Carl Schneider**, k. k. Regierungsrath, Controlor der k. k. Staatsschuldencasse i. P., Obmann des „Staatsbeamten-Consortiums" (Wien).

„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr Bank a. D., Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Herr **Josef Stiasny,** Oberinspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
" **Carl Werner,** Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.
" Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko,** k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe.
" **Dr. Carl Zimmermann,** Hof- und Gerichtsadvocat und Mitglied des Gemeinderathes in Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes.

Directions-Comité:

Herr **Carl Bertele** von **Grenadenberg.**
" **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz.**
" Dr. **Dominik Kolbe.**
" Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
" **Carl Werner.**
" Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Cyrill Fuchs,** Ober-Rechnungsrath der k. k. Finanz-Landesdirection.
" **Theodor Kurzweil,** k. k. Postdirections-Hauptkassier.
" **Carl Wopalensky,** Magistratsrath.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Carl Mazal,** General-Secretär.
" Dr. **Friedrich Hönig,** General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
" **Engelbert Keßler,** Referent für das Spar-, Vorschuß- und Genossenschaftswesen, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**



Anzeigen

empfehlenswerther Firmen.



Was Alle thun sollten.

Allgemein ist die Klage über schlechte Zeiten. Nicht blos der vermögenslose, gewöhnliche Handarbeiter, der von heute auf morgen lebt, fühlt sich unzufrieden, auch der Gewerbsmann, der Landwirth, der Industrielle, der Beamte, ja selbst der Capitalist. Der Arbeiter klagt über zu geringen Lohn, der mit Gehalt Angestellte über geringen Bezug, der Producent über geringen Absatz, der Capitalist über die Unsicherheit und geringe Verzinsung der Capitalsanlagen. Ob diese Unzufriedenheit gerechtfertigt ist, soll hier nicht weiter untersucht werden. Aber auch eine zweite Thatsache vermag der aufmerksame Beobachter unseres öffentlichen Lebens wahrzunehmen. Die Orte, wo überflüssige oder Luxusausgaben gemacht werden, sind überfüllt. Es werden Dinge angeschaft, die entbehrlich oder von sehr geringem Nutzen sind, es wird Vergnügungen und Genüssen gehuldigt, die von höchst zweifelhaftem Werthe, in den meisten Fällen aber den Vermögensverhältnissen nicht angemessen sind. Viele schaffen das Entbehrliche an und entbehren das Nothwendige.

Und aus diesem folgt eine dritte, für Jeden wahrnehmbare Thatsache, nämlich die der ungenügenden Vorsorge für die Familien. Es sterben viele Beamte und hinterlassen ihren Familien nur die Ansprüche auf karge Witwen- und Waisenpensionen; bei den meisten Privatbeamten fehlt es sogar an diesen. Es sterben Advokaten, Geschäftsleute und Aerzte, welche ein Jahreseinkommen bis zu Zehntausend und noch mehr Gulden hatten, aber Weib und Kinder sind unversorgt in traurigen Verhältnissen. Während der arbeitsfähige Familienvater ein genügendes oder reichliches Einkommen hat, mangelt es nach seinem Tode der Familie an dem Nothwendigsten, trotzdem vorher genug Mittel vorhanden waren, auch für die Zukunft vorzusorgen: für die Witwe, für die lernenden Söhne, für die heiratsfähigen Töchter. Der vorzüglichste Weg dazu, die verschiedenen Formen der Lebensversicherung, blieb unbenützt, die von Seite der Versicherungsgesellschaften und ihrer Agenten ergangenen Einladungen unbeachtet. Wer nicht versichert, treibt ein gefährliches Hazardspiel, weil er das Wohl und die Zukunft der Seinen auf das Spiel setzt. Es steht ja außer allem Zweifel, daß durch das vorzeitige Hinscheiden von Familienvätern alljährlich einer großen Anzahl von Familien unersätzlicher Schaden zugefügt wird. In der österreichischen Reichshälfte mit 22 Millionen Einwohnern sterben alljährlich bei 3%, also 660.000 Menschen. Von diesen dürften ungefähr ein Drittel, also 220.000, Familienväter aller Altersstufen sein, von denen aber gewiß nur sehr Wenige versichert sind. Wäre Jeder im Durchschnitte nur auf 2000 Gulden versichert, so käme hiedurch alljährlich eine Versicherungssumme von 440 Millionen Gulden an die betreffenden Familien zu bezahlen. Man nenne uns eine andere Einrichtung, die dasselbe zu leisten vermöchte. Die Selbsthilfe im Wege der Versicherung erweist sich so mächtiger, als alle übrigen humanitären Institutionen. Wie sehr würde der allgemeine Wohlstand gefördert, wenn alljährlich 440 Millionen Gulden baar vererbt würden! Dem denkenden Leser bleibt es überlassen, die sich daran knüpfenden Gedanken weiter zu verfolgen.

Die Versicherungsanstalten nützen Allen. Wer nicht Zehntausende Gulden zu versichern vermag, der versichere Tausende oder Hunderte; Jeder nach seinen Kräften. Der Einzelne ist zu schwach, um den gefahrdrohenden Ereignissen vollen Widerstand leisten zu können, er lehnt sich daher an Andere, welche sich in gleicher Gefahr befinden, und findet so jenen Schutz und jene Hilfe, die ihm sonst Niemand zu bieten vermag. Er fühlt sich beruhigt in dieser Verbindung, er gewinnt Selbstvertrauen er wird unternehmend und schafft sich die Vorbedingungen zur Verbesserung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse.

Es wäre ein arger Irrthum, zu glauben, daß das Sparen im Wege der Versicherung für Reiche nicht passe. Warum war Napoleon III. versichert? Warum haben die reichsten englischen und amerikanischen Kaufleute und Industriellen ihr Leben so hoch versichert? Der Eine wollte des Volkes wegen mit gutem Beispiele vorangehen — die Anderen aber, die Fürsten im Reiche des Geschäftslebens, wollten sich einen festen Rückhalt für den Fall sichern, wenn ihre geschäftlichen Unternehmungen, wie dies ja häufig genug vorkommt, fehlschlagen sollten. Nur durch die weiteste Verbreitung der Lebensversicherung in alle Stände werden viele Schattenseiten des Lebens behoben, die socialen Gegensätze gemildert und für Tausende eine bessere Zukunft angebahnt werden.

Deshalb möge es uns gestattet sein, den geehrten Leser hiemit auf den großen Nutzen der Lebensversicherung aufmerksam zu machen und ihn einzuladen, ernstlich zu erwägen, ob nicht auch er davon Gebrauch machen sollte. Wir sind sehr gerne bereit, darauf bezügliche Auskünfte zu ertheilen, und Versicherungsbedingungen, Prospecte und andere belehrende Druckschriften franco und gratis zuzusenden.

Wien 1894.

Die Centralleitung des Ersten allgem. Beamten-Vereines
der österr.-ungar. Monarchie,
Wien IX/1, Kolingasse Nr. 15 und 17.



Allgemeine Assecuranz in Triest

(Assicurazioni Generali).

Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport- und Glasbruchschäden

und

für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.

Errichtet im Jahre 1831.

Grundcapital und Garantiefond 54·9 Millionen Gulden.

General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft.

Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.

Die Gesellschaft versichert:

a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.

Geleistete Entschädigungen:

Im Jahre 1893 Gulden 9,302.328·93.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft Gulden 262,401.706·51.
Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1893 aus:

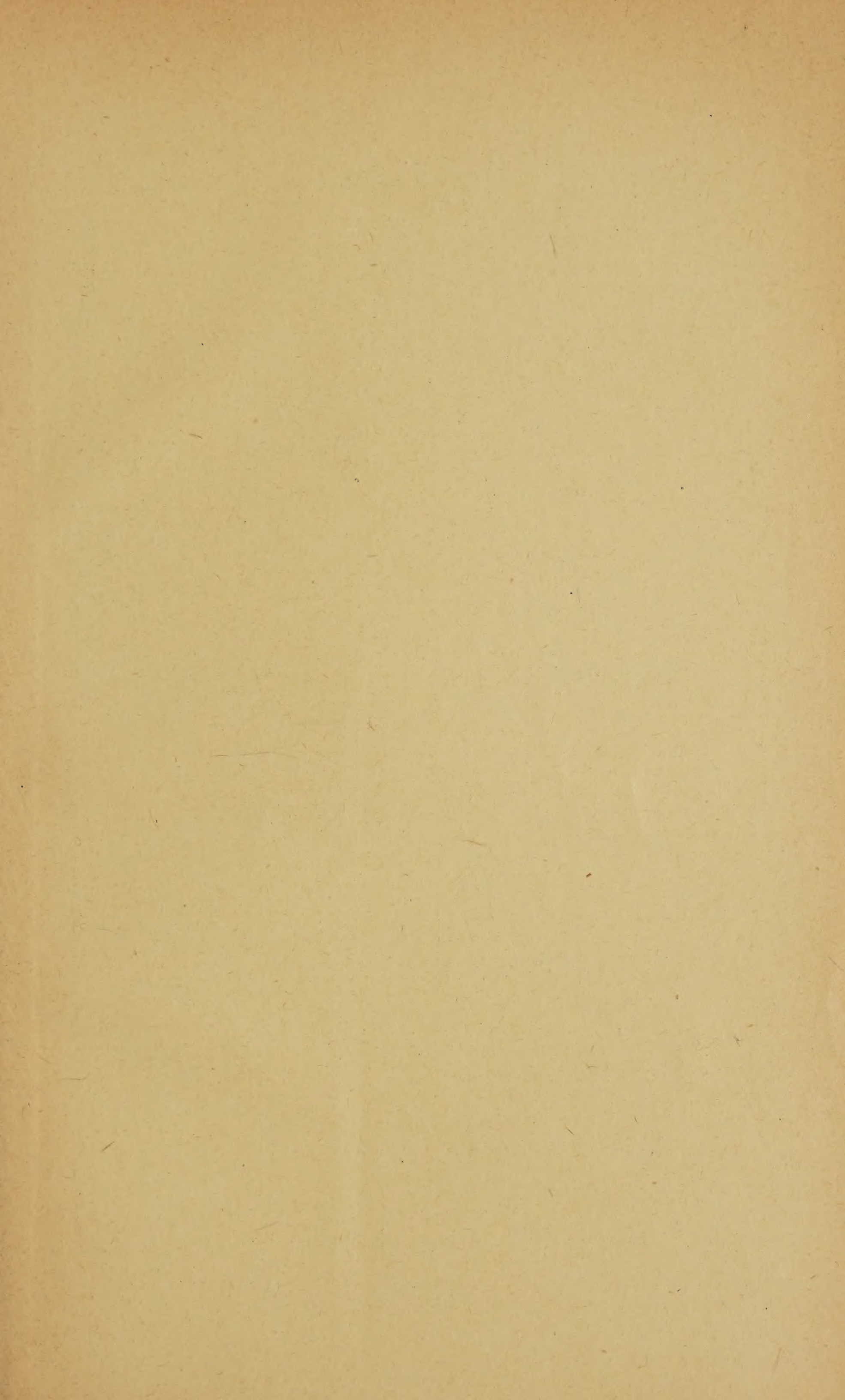
fl. 5,250.000·— Grundcapital,
„ 3,895.544·33 Gewinnst-Reserven,
„ 1,289.480·92 Immobiliar-Reserve,
„ 42,497.004·37 Prämien-Reserve: fl. 2,739.394·46 Bilanz A (Elementar-Versicherungen),
„ 39,757.609·91 „ B (Lebens-Versicherungen),
„ 1,436.062·99 Schaden-Reserve,
„ 621.910·73 Gewinnantheile der Lebensversicherten,
fl. 54,990.003·34

und waren dieselben am 31. December 1893 folgendermaßen angelegt:

1. Immobilien und Hypotheken	fl.	8,747.260·73
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen	„	3,909.510·96
3. Darlehen auf Staatspapiere	„	36.170·92
4. Werthpapiere	„	34,450.046·52
5. Effecten im Portefeuille	„	528.064·60
6. Conti correnti	„	1,214.319·82
7. Baar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken	„	2,429.629·79
8. Garantirte Schuldscheine der Actionäre	„	3,675.000·—
	fl.	**54,990.003·34**

Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien der Feuerbranche . . . fl. **29,399.787·58**

Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1893 auf fl. **162,807.927.73** Capital.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122879197